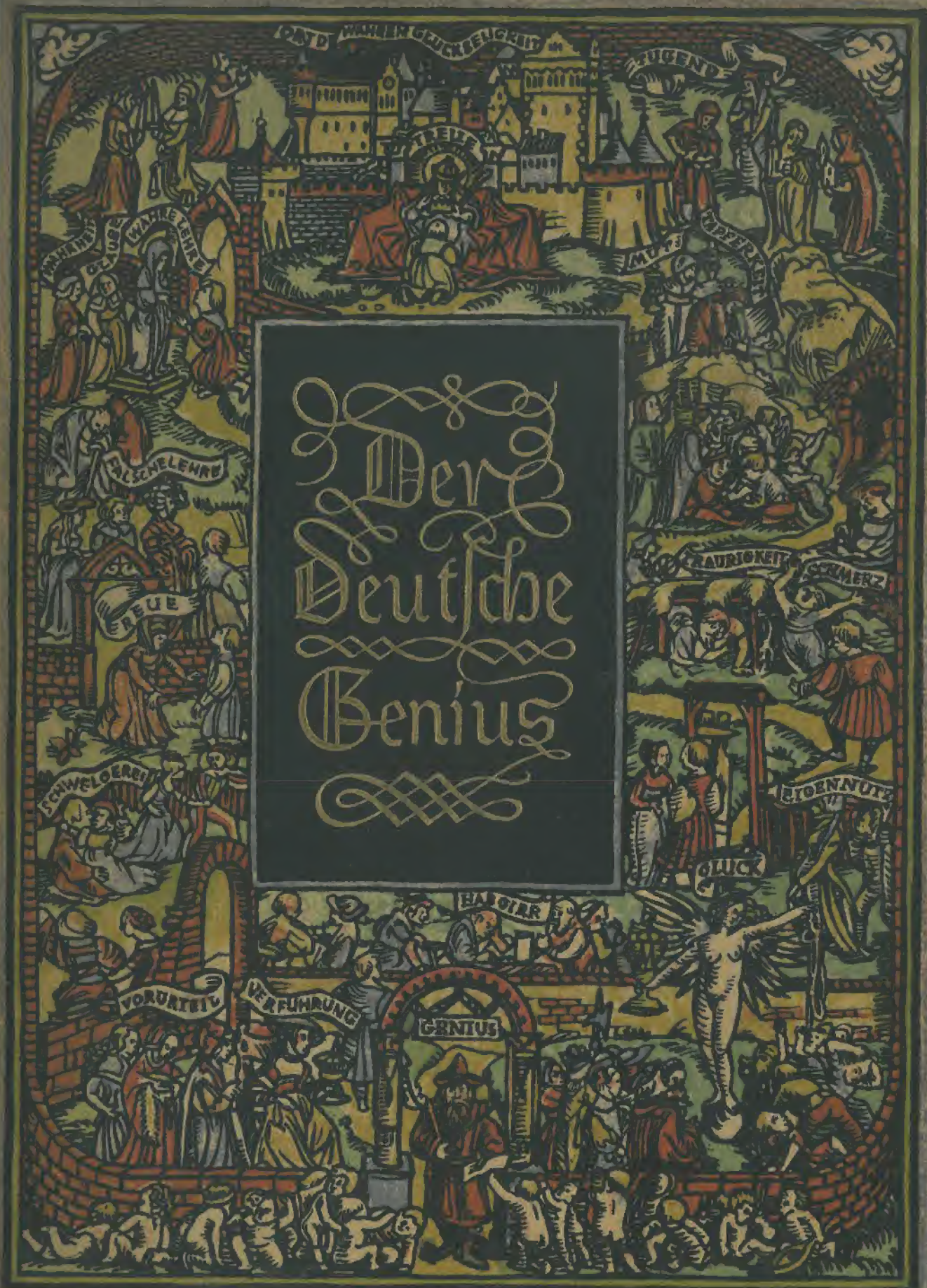

Der
Deutsche
Genius
TREUE
JUGEND
MUT
UEPPIGKEIT
TRAURIGKEIT
SCHMERZ
REUE
SCHWELGEREI
GLÜCK
VORURTEIL
VERFÜHRUNG
GENIUS

Der deutsche Genius

Der deutsche Genius

Ein Sammelwerk aus deutscher Vergangenheit und Gegenwart für Haus und Schule

Herausgegeben von
Hanns Martin Elster
Mit einem Geleitwort von
Thomas Mann

Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin

Entwurf des Einbandes von Prof. Ernst Böhm
nach einem alten Drucke von Johann Froben,
einem Holzschnitt von Holbein dem Jüngeren.
Den Druck des Werkes besorgte die Druckerei
A. Seydel & Cie. Aktiengesellschaft, Berlin SW

Vorwort

In den Korrekturbögen dieses so fleißig gesammelten Buches habe ich lange geblättert und mich mit Scheu und Liebe, mit Rührung und Ehrfurcht vertieft in ein Geistesweſen, das oft die Welt in Verwirrung geſetzt hat, das von ihr viel gehaßt worden iſt, und von dem ſie ſich mehrmals hat überwältigen laſſen: in den frommen und widerſetzlichen, den biederen und verſchlagenen, den kindlichen und majeſtätiſchen deutſchen Geiſt.

Nietzſche, der gefährliche Pſycholog, hat, gelegentlich Wagners natürlich, den Kult des Nationalen als eine Form des romantiſchen Exotismus gekennzeichnet. Und wirklich, ſofern dieſer Kult das Charakteriſtiſche zum Gegenſtande hat, kommt er bereits einer Objektivierung, einem Abſtandnehmen des nationalen Ich von ſich ſelbſt, einem kritiſchen Bewußtwerden gleich, das mit naivem Sichdarleben nichts mehr zu ſchaffen hat und der Erkenntnis mehr als dem Leben zuſtatten kommt. Die Verherrlichung des „Echten" beweiſt für die eigene Echtheit nicht viel, ſie kann Velleität und Sentimentalität, zu deutſch: Streberei bedeuten. Es beweiſt auch umgekehrt die kritiſche Ablehnung gewiſſer Echtheiten durchaus nichts gegen die eigene vollkommene Echtheit eines Geiſtes, weshalb ich zu wiederholen liebe, daß in völkiſch-nationalen Dingen am Meinen und Sagen überhaupt nichts, alles dagegen am Sein, am Tun gelegen ſei. Hat man den Götz, den Fauſt, den Meiſter, die Sprüche in Reimen und Hermann und Dorothea verfaßt, ein Werk, dem Auguſt von Schlegel das Lobesbeiwort „vaterländiſch" verlieh, ſo mag man zu Zeiten nationaler Erhebung noch ſo anſtößige Reden führen: man iſt dennoch und nolens oder volens ein ganz großer Deutſcher, ſelbſt im Sinne der Echtheit, obgleich man es außerdem noch im Sinne der Wider-Echtheit ſein könnte.

Die großen Männer eines Volkes ſind nämlich keineswegs unbedingt als ſeine „echteſten" Söhne, durchaus nicht ſchlechthin als **„representative men"** zu betrachten. Sie pflegen in einem hohen Grade *Fremde* in ihrem Volk zu ſein und es zu etwas zu zwingen, wozu es von Hauſe aus gar keine Luſt hat. Sie ſind auf dieſe Art Veränderer ihres Volkes, und ihre „Echtheit" ſtellt erſt nachträglich ſich her, — nachdem die Erziehungskur, der ſie ihr widerſtrebendes Volk unterworfen, ihre Wirkungen gezeitigt hat. Gerade in Deutſchland iſt dies ſo,

deſſen große Männer faſt immer im Bewußtſein einer nationalpädagogiſchen Sendung erſchienen, welche dem Wunſch nach nationaler Beſchaulichkeit und Beharrung ſtreng entgegen war, ſo daß das neuprägende Wirken ſolcher großer „Fremder“ lange genug als Vergewaltigung empfunden zu werden pflegt, bevor die ſeeliſche Möglichkeit gewonnen iſt, ihre „Echtheit“ zu proklamieren. Es iſt nicht der Ort, auf dieſen Prozeß mit Beiſpielen einzugehen, etwa mit Beziehung auf Goethe oder auch Bismarck. Daß aber etwas national werden kann, was es früher nicht war, ſo daß man es hinfort nicht mehr unnational ſchelten darf; daß der Charakter eines Volkes nichts Starres, unwandelbar Feſtſtehendes und Endgültiges iſt, ſondern bildſam, ſondern erziehbar, das iſt eine vielleicht ſogar ſpezifiſch deutſche Einſicht, zu der bei dieſer Gelegenheit wieder aufgefordert werden möge, und mit der man die weitere Einſicht verbinden möge, daß nationale Selbſtbeſchaulichkeit den Wert der Lebensfruchtbarkeit nur gewinnt, wenn ſie ſich mit dem Willen zur Selbſtvollendung verbindet, ſtatt ſich in ſelbſtgefälligem Beharrungswillen zu erſchöpfen. Als Mittel zur Erkenntnis, als Selbſtkritik iſt ſie gut und groß, denn als ſolche wirkt ſie der Beſchränktheit entgegen, führt das erkennende Ich über ſich ſelbſt hinaus. „Man unterſchätzt“, ſo habe ich einmal zu ſagen verſucht, „die Selbſterkenntnis, indem man ſie für müßig, für quietiſtiſch-pietiſtiſch hält. Niemand bleibt ganz, der er iſt, indem er ſich erkennt.“ Und dem zur Ergänzung führe ich aus den hier folgenden Blättern ein Wort Friedrich Schlegels an, eines Angehörigen der Geiſtesſchule, deren Niveau das höchſte unter uns je erreichte war: „An dem Urbilde der Deutſchheit, welches einige große vaterländiſche Erfinder aufgeſtellt haben, läßt ſich nichts tadeln als die falſche Stellung. Die Deutſchheit liegt nicht hinter uns, ſondern *vor uns*.“

Dennoch iſt es nicht dieſer Geſichtspunkt allein, der mich der Aufforderung, dieſem Buche inniger und umfaſſender Anſchauung deutſchen Weſens ein Wort der Einleitung mit auf den Weg zu geben, bereitwillig folgen ließ. Es geſchah auch aus einem Bedürfnis nach Gleichgewicht, welches dem Vorwurf eines lauen Mittlertums die Stirn bietet, weil es eine andere Gefahr weit heftiger ſcheut: die, in falſchen und vorläufigen Gegenſätzen ſchmählich hängenzubleiben. Solch ein Gegenſatz aber iſt der einer nationalen und einer inter- oder übernationalen Geſinnung, welcher im Gemeinſchaftsleben der Deutſchen gegenwärtig eine ſo große und entzweiende Rolle ſpielt, — während doch zu ihrer Entgiftung das ſchlichte Faktum genügen ſollte, daß die lebensnotwendigen europäiſchen Unionsbeſtrebungen von heute nicht unvereinbar ſind mit dem Trachten der

Völker nach ihrer Eigentümlichkeit, nach „dem romantischen Element der Persönlichkeit", wie Novalis sagt, — daß im Gegenteil diese beiden Tendenzen einander zu ihrer menschlichen Ergänzung brauchen.

Der Instinkt vorbehaltvoller Selbstbewahrung des weltbürgerlich-mittleren Volkes der Deutschen ist echter Nationalismus. Denn so nennen wir die Freiheitsbegierde der Völker, ihr Mühen um sich, ihr Verlangen nach Selbsterkundung und Selbstvollendung, — ein Verlangen, das mehr und mehr als desto unschuldiger und edler gewertet werden wird, je deutlicher das Nationale, statt als Inbegriff alles Kriegsgeistes und Geräufes, vielmehr, seiner künstlerischen und fast schwärmerischen Natur durchaus entsprechend, als Gegenstand eines Friedenskultus wird verstanden werden. Dahin aber wirkt die Entwicklung der Dinge. Sie bewirkt — wie man trotz mancher Erscheinungen glauben möge, die dagegen sprechen wollen, aber nur als rückschlägig und als umwegige Abweichungen von der Hauptrichtung anzusehen sind — das Untauglichwerden des Nationalen als eines Elementes der Kriegsideologie. Denn mit der Einigung Europas, die sich, verkündet längst, heute fast automatisch, fast ohne menschliches Zutun, „zwangsläufig", wie das schriftstellerisch beliebte Wort lautet, vollzieht, wird die nationale Idee entpolitisiert, hört in demselben Maße auf, politisch wirksam zu sein, wie einst die religiöse. Sie kann innerlich werden nunmehr, kann als aristokratisches Gegengewicht gegen einen europäischen Demokratismus gepflegt werden, der sich stark genug fühlt, sie kultur-föderalistisch freizugeben. Denn nichts anderes bedeutet europäische Demokratie, als besiegelten Verzicht auf den nationalen Hegemoniegedanken, nachdem dieser sich auf die blutigste Weise endgültig **ad absurdum** geführt. Schon Napoleon erklärte, nach dem Zusammenbruch seines Systems bleibe als das Mögliche und Notwendige nur ein Bund der Völker. Die Prinzipien demokratischer Sozialität und aristokratischen Individualismus aber schließen einander gerade für den deutschen Sinn so wenig aus, daß man ein Europa, welches das Ergebnis ihrer wechselseitigen Durchdringung wäre, Einheit als Vielfalt verwirklichte, nicht ohne Recht ein deutsches Europa nennen könnte.

Schließlich noch eines. Es gibt einen Nationalismus der rodomontierenden Unwissenheit, welcher, das patriotische Panier mit übertrieben nervichten Armen schwingend, vom höheren Deutschtum im Grunde soviel versteht wie der Ochs vom Lautespiel. Eingeborener Haß gegen alles Freie, Kühne und Zarte, das dem niedrigen Lebensbegriff dieser Menschenart als Verfall erscheinen muß, läßt

sie das vaterländisch Sittliche im Bilde einer plumpen Einfalt erblicken, zu deren Schutz sie das Land mit obskuren Femegerichten über das Geistige zu besetzen hofft. Diesen Leuten ist zu sagen, was auch unser Buch, das sie nicht lesen können, wieder lehrt: daß nichts Rohes, Gehässiges, Geist- und Kulturfeindliches je mit einem Schimmer von Recht den deutschen Namen beansprucht hat, — diesen Namen, der seinen wahren Anwärtern noch immer als Inbegriff aller Frömmigkeit zum Geiste und zur Kultur gegolten hat.

München, November 1926. Thomas Mann.

Das Land und das Volk

Die Deutſchen in Mitteleuropa

Alfred Kirchhoff

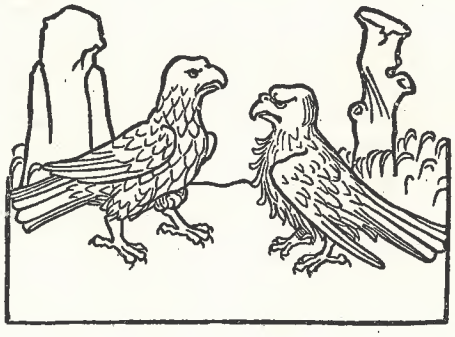
on Norden nach Süden ſind die Deutſchen in Mitteleuropa vorgedrungen. Seit ſie die noch heute Nord- und Süddeutſche trennende Grenze überſchritten, ſeit ſie die Keltenlande bis zur Donau wie links vom Rheinſtrom erworben, zuletzt als Sieger über die rätokeltiſchen Römerprovinzen den Fuß auf die Alpen geſetzt haben, ſind ſie Herren von faſt ganz Mitteleuropa geworden.

In dieſem Herzland unſeres Erdteils, wie es ſich ausdehnt von den ſchweizeriſch-öſterreichiſchen Alpenzinnen bis zum belgiſchen, niederländiſchen und deutſchen Küſtenſaum, haben ſich ſeit etwa anderthalb Jahrtauſenden die Geſchicke der Feſtlanddeutſchen vollzogen, nachdem der angelſächſiſche Zweig im Weſten auf den Britiſchen Inſeln eine neue Heimat gefunden hatte, wo er dann zu einem ſelbſtändigen Volk heranwuchs. Hinausgezogen ſind zwar noch gar manche Scharen der Unſrigen, zumal während der letzten zweihundert Jahre in noch viel weitere überſeeiſche Fernen, andere im Mittelalter wie in der Neuzeit über die Oſtgrenze; weit zerſtreut wohnen deutſche Siedler in Rußland, in Ungarn, in Rumänien; am treueſten blieben mit uns in geiſtiger Fühlung die wackeren Sachſen auf dem Hochlandboden Siebenbürgens. Jedoch die ganz überwiegende Hauptmaſſe deutſchen Volkes wohnt noch zur Stunde von den Alpen bis nach Schleswig, bis ins belgiſche Flamland und bis nach Oſtpreußen.

In dieſes Mitteleuropa, das ſich ungefähr deckt mit dem alten Deutſchland, dem Gebiet des früheren Deutſchen Reiches zur Zeit ſeiner größten Ausdehnung im ſpäteren Mitteltalter, iſt das deutſche Volk wie eingegoſſen. Wir vermögen es uns gar nicht zu denken ohne dieſe ſeine Heimat, die ſogar in mehr als einer Hinſicht ſeine wahre Geburtsſtätte genannt werden darf. Zunächſt ſteht die Stammesgliederung in offenkundiger Beziehung zur Landesgliederung Mitteleuropas. Wo anders hätten ſich Deutſch-Schweizer, Tiroler, Steiermärker und Öſterreicher, Deutſch-Böhmen, Main- und Rheinfranken, Neckarſchwaben neben Pfälzern und Elſäſſern, Thüringer, Heſſen, Niederländer entwickeln können als eben in den Ländern, nach denen ſie heißen, oder denen umgekehrt ſie ſelbſt erſt den Namen ſtifteten? Denn wer wüßte nicht, daß die ſingularen Landesnamen auf -en eigentlich pluraliſche Dative der Volksnamen bedeuten, Heſſen z. B. in, zu, unter den Heſſen ſagen will? Und wie ſtark der unſer Volk in einzelne engere

Verkehrsbezirke einhegende Einfluß natürlicher innerer Landesgrenzen gewesen ist, lehrt die Sonderausprägung von Stammesvarietäten, sobald die Volksstämme in Landräumen recht verschiedenartiger Begabung seßhaft wurden, wie Schwaben im Bergland um den Neckar, im Alpenvorland, in der Schweiz, Bayern, auf der Hochfläche vor den Alpen und in Tirol, wo sie ihren alten Namen ganz in Vergessenheit geraten ließen. Nur oberflächliche Beurteilung sieht im neuzeitlichen Herauswachsen Österreichs, der Schweiz, des neudeutschen Reiches und der beiden Königreiche an Rhein- und Scheldemündung aus dem alten Germanien rein geschichtliche Vorgänge, Akte menschlicher Willkür, Wirkungen von Kriegen und Verträgen. Freilich waren es im letzten Ende geschichtliche Ereignisse, die zu jenen Losgliederungen führten. Indessen schon ein Blick auf die Karte verrät, eine wie große Rolle dabei natürliche Abgrenzung und, teilweise hierdurch bedingt, ungleich gerichtete Gravitation wirtschaftlicher Interessen gespielt haben. Ist nicht unser heutiges Deutsches Reich seiner räumlichen Ausdehnung nach fast haarscharf vorgebildet gewesen im Deutschen Zollverein? Und war dieser Zollverein etwa eine geflissentliche Vorbereitung der Abrechnung von Königgrätz oder nicht vielmehr eine ganz friedliche wirtschaftliche Vereinigung verkehrsmäßig, weil geographisch näher verbundener Landesteile Mitteleuropas?

Menschen, die Jahrhunderte hindurch in einem engeren oder auch in einem weiteren Verkehrskreis leben, dasselbe Land oder innerhalb desselben die nämliche Landschaft bewohnend, verähnlichen sich nicht bloß durch den täglichen Umgang miteinander, wachsen nicht allein immer mehr zusammen durch Blutmischung, durch gemeinsame Schicksale in Freud' und Leid, sondern sie stehen auch beständig unter den gleichen Anregungen der Landesnatur zum Schaffen auf allen Gebieten des materiellen Daseins, unter den gleichen Einwirkungen der natürlichen Umgebung auf Leib und Seele.



Die Dreiteilung Deutſchlands

Wilhelm Heinrich Riehl

Auf den erſten Blick erſcheint alles deutſche Land in zwei große Maſſen der Bodenoberfläche geteilt: Tiefland und Hochland, Nieder- und Oberdeutſchland. Im Norden läuft die große uraliſche Niederung längs der Meeresküſten her und erſtreckt ſich in einer Breite von durchſchnittlich vierzig Meilen in das Innere Deutſchlands hinein. Dieſe norddeutſche Tieflandszone nimmt etwa ein Drittel der Geſamtfläche Deutſchlands hinweg. Dann aber erhebt ſich ein Bergwall, der, bei den Oderquellen am Weſtende der Karpathen beginnend, unter häufig wechſelnden Geſteinsſchichtungen und Namen bis zu den Ardennen hinüberzieht, gegen Norden vielfach in das Tiefland eingreifend: die mächtige Schwelle Oberdeutſchlands.

Dieſer für die ganze Kulturentwicklung Deutſchlands ſo entſcheidende Bergwall hat merkwürdigerweiſe keinen gemeinſamen volkstümlichen Namen. Darin liegt ein tiefer Sinn. Denn eben dieſes namenloſe Gebirge ſollte der eigentliche Grundbau der guten deutſchen Mannigfaltigkeit und der ſchlimmen deutſchen Zerſtückelung werden. Die neue Landeskunde hat die ganze Kette dagegen mit mancherlei volltönenden Namen getauft; ich nenne den geſamten über hundertunddreißig Meilen langen Berggürtel kurzweg das deutſche Mittelgebirge.

Von da gen Süden ſteigt der Boden fortwährend. Maſſenhafte Hochflächen (wie in Bayern), maſſenhafte Gebirgsecken (Böhmen) bilden den Übergang zu den Alpen. Das eigentliche Oberdeutſchland breitet ſich vor uns aus, deſſen Bodenfläche nur ausnahmsweiſe in tiefen Einſchnitten unter achthundert Fuß über dem Meeresſpiegel ſinkt.

Dieſes gebirgige Oberdeutſchland könnte man — dem Boden nach — auch das alte Deutſchland, Urdeutſchland nennen; die erſt viel ſpäter dem Meere entſtiegene Tiefebene dagegen das neue Deutſchland. Der Bevölkerung nach würde ſich aber die Benennung umkehren müſſen; denn im Norden ſtrömen zuerſt die Germanen ein, während in Oberdeutſchland noch lange die Kelten ſitzenbleiben.

Eine genauere Rundſchau zeigt jedoch, daß Oberdeutſchland wieder aus zwei grundverſchiedenen Gebirgsgruppen beſteht.

Der große nördliche Grenzwall, das namenloſe deutſche Mittelgebirge, iſt eine wahre Muſterkarte der mannigfaltigſten Geſtein- und Bodenarten; das ſüdliche Hochgebirge dagegen mit ſeinen vorgeſchobenen Hochflächen und Becken ſtrebt nach einförmig maſſenhaften Gebilden. Dieſer Unterſchied iſt im erdgeſchichtlichen Bau wie in dem äußern landſchaftlichen Gepräge ſo groß, daß der maſſenhafte

Hochgebirgsgürtel oft weit mehr Ähnlichkeit zeigt mit der einförmig maſſenhaft angelegten Tiefebene des norddeutſchen Küſtenlandes als mit den zerſtückelten Formen des Mittelgebirges.

So kommen wir denn zu einer dreifachen Gliederung der deutſchen Bodenoberfläche: das deutſche Tiefland, das mittelgebirgige und das hochgebirgige Deutſchland.

Deutſche Landſchaft

Wilhelm von Scholz

ielleicht erkennen wir am deutlichſten, was deutſche Landſchaft iſt, wenn wir uns ihrer im Gegenſatz zur klaſſiſchen, zur italieniſchen oder zur nordiſchen bewußt werden. Da finden wir, daß ſie eigentlich die Idylle unter den heroiſchen Schweſtern iſt. Selbſt wo ſie romantiſch iſt, Felſen und Schloßtrümmer, tiefe Abgründe und weite Blicke umfaßt, iſt ſie der Idylle näher als der heroiſchen Landſchaft, deren Weſen Wildheit, Urtum, Düſterkeit oder Erhabenheit, das Elementare iſt; während noch die idylliſchſte romaniſche Landſchaft durch den ſtärkern Stil ihrer Einzelheiten mehr Größe und Erhabenheit hat.

„Deutſche Landſchaft“ iſt lieblich, milde und iſt immer vor allem Menſchenlandſchaft, immer bewohnt. Selbſt, wo ſie ganz einſam iſt, wo das Auge weithin keine Anſiedlung, keinen Rauch ſieht — in der Moorniederung oder im dichteſten Waldtal — iſt die Nähe des Menſchen zu fühlen. Der Grund trägt Weg und Spur ſeines wiederkehrenden Trittes, die Zeichen ſeiner Hand und ſeines Werkzeugs; Weite und Vordergrund ſind wie überruht von ſeinem Auge, überſtreift von ſeinem Blick. Wie der Hund, wo man ihn auch trifft, ſelbſt wo er fremd und feindlich herankommt, ſofort als das Tier des Menſchen erſcheint, als das gezähmte, dienende, dem Menſchen befreundete — ſo die deutſche Landſchaft und Natur.

Ein Wieſental. In dem breiten, feuchten Grunde, in dem ein verborgenes Wäſſerlein rinnt, ſteht wie in atmender Mittagsſtille hochblumiges Kraut, rot, blau, gelb, weiß durcheinanderſchimmernd. Ein paar Birken und Weiden an dem Waſſerlauf ſtehen mit dem Fuß tief im grünen Gras. Dicht wie mit Federbüſcheln umlaubte Eichenſtämme warten unten an den Randhügeln des Tals, als wollten ſie über die feuchte Niederung herüberkommen und wagten nur nicht, den unſichern Boden zu betreten. Wo ſich das Tal dem dichtern Walde zu verengt, da leuchten in den rotbraunen geraden und ſchrägen Rahmen der

Ludwig Richter — Auf der Wieſe

Riegelfache* Flächen weißen Verputzes. Ein hellblauer, dünner Rauch kräuselt sich vor dem luft- und schattendunklen Wipfelgrunde empor. Eine weiße Wolke schwimmt darüber hin ...

Die hohen Buchen, unter denen — einen Berghang hinab — einzelne Eichen stehen, treten mehr und mehr auseinander, daß zwischen den Stämmen, welche die wölbende Wipfelhalle tragen, übersonnte, laubdunkle Waldzüge sichtbar werden, vor denen niedrigere Hügel wehende Fruchtfelder ins Licht heben; gewellte helle und dunkle Streifen laufen über diese lichtgrünen, im Tal verstreuten Halmseen, abwechselnd langsam und rasch mit dem Winde sich folgend; einen schrägen Hang spülen die Kornwellen gemächlich hinauf, als flössen sie, wo sie verschwinden, über den Hügelrand und müßten nun das noch tiefer in die Bodenrücken und -runden, in die Wälle und Mulden der Senkung geschmiegte Dörfchen bald so überfluten, daß nur der alte, braune Kirchturm, der jetzt über einem roten Dächerband steht, noch herausſehen könnte. Der weiche Duft durchsonnten, warmen, reifenden Getreides weht her — fast so deutlich wie in der Mehlstaubluft einer arbeitenden Mühle. Und das Hämmern aus tief unten gelegenem Steinbruch, in dem der Leib der Erde hellfelsig aufgerissen ist, klingt dünnmetallen herauf.

Kinder spielen am Wasser. Das Tal des in dunstiger Sonne seicht hinschleichenden Flüßchens windet sich geruhig zwischen runden Busch- und Rebenhügeln hin, die alte, umrankte und überblühte Burgreste, ins Gras gerollte Riesenblöcke, Turmrunden und flache Steinwände mit leeren Himmels- und Wolkenfenstern tragen. Der Fluß ist so seicht und so hell vom sandigen Grund, daß sich nur Himmel und Sonne in ihm spiegeln können. Enten schwimmen im Wassergrün, sich gemächlich gegen das langsame Fließen an derselben Stelle haltend. Die Fähre gleitet von den niedrigen Häusern des Marktfleckens hinüber zur staubweißen Landstraße, wo ein Kraftwagen der Überfahrt harrt und schon mehrmals seinen Hupenruf ertönen ließ. Ein paar Pappeln stehen schlank und steif über dem breiten wiesigen Talgrund, dicht bei den Häusern, den Kindern, den Enten.

Eine Quelle im Wald: Holzrohr, Trog und der silberne, immerfort mit leisem Geräusch in die gläserne Fläche fallende Strahl. Große, bemooste, sich atmend in die feuchte Sprühluftnähe des Brünnleins drängende alte Steine. Farnkräuter stehen zwischen ihnen, über ihnen und wiegen ihre grünen Flügel, als seien auch sie zum Trinken herangekommen, als seien sie noch so frei fliegend wie ihr Same einst, der hier aus der Luft niederglitt.

Durch die geteilten Wipfel fällt steiles Mittagssonnenlicht herein, daß die Waldschattentiefe mit ihren mächtigen Baumrunden hinter den webenden Strahlen wie ein Samtgrund verschwindet. Räder ächzen im Wald, Ketten

* Riegelbau = Fachwerkbau; Riegelfache die von Riegeln (Querhölzern) umrahmten Flächen des Fachwerkbaus.

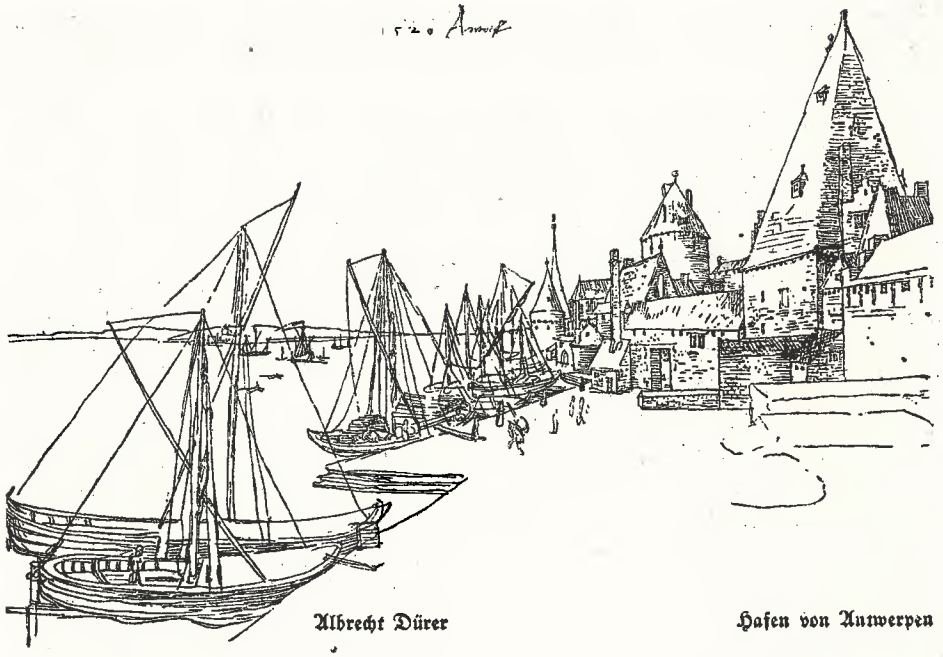
klirren, Rufe ertönen — aber man ſieht hinter dem Licht nur undeutliche Bewegung: die Knechte des Sägewerkes verladen die im Winter geſchlagenen Hochſtämme.

Starke alte Nußbäume, golddurchleuchtet vom Abendhimmel, deſſen Sonne hinter einen dunklen Schattenberg trat, überbreiten mit ihren Aſtarmen hohes Wieſengras. Ein Rindergeſpann mit friſchgeſchnittenem Klee kommt unter den Zweiglauben hergefahren. Weiter hinauf! Wanderer, am Hang gelagert, überſchauen die Weite, den geraden blauen Bergzug am Himmelsrand, die Dörfer, das ſtraßendurchſchnittene, in Streifen, in braune und grüne Vierecke geteilte Land. Dann ſchreiten ſie den Höhenzug auf ſeinem bewaldeten Kamme fort, immer rechts und links Ausblicke gewinnend, durch die ſie, wie an erquickendem Quell, wieder Weite trinken können.

Zahllos ſind die belebten Bilder deutſcher Landſchaft in uns, wie ſie uns Maler — etwa Schwind, Richter, Thoma — ſehen, Dichter — die Romantiker, vor allem Eichendorff — fühlen lehrten; wie ſie uns in mittel- und vor allem oberdeutſchen Gebieten begegnen, in Thüringen, dem Odenwald, dem Schwarzwald, im Saale-, Main-, Neckartal, in der Ebene des Rheins.

In Oberdeutſchland lag durch Jahrhunderte die Mitte der deutſchen Kultur, der künſtleriſchen und geiſtigen Entwicklung; dort ſchlug lange das Herz unſeres Volkstums. So iſt es geſchichtlich begründet, daß dieſe Landſchaft, die für unſere ſchaffenden Geiſter durch große Zeiträume das Bild der Erde war, durch ihre Verwobenheit mit unſeren Anſchauungen, Gedanken, unſerer Wiſſenſchaft und Kunſt für uns zum Begriff „deutſche Landſchaft“ wurde.

Aber dieſe dem Mittelgebirge oder dem Hügellande, Flußniederungen und Waldtälern entſtammenden idylliſch-romantiſchen Bilder ſcheinen uns auch Sinnbilder für ein behaglich-tätiges, in allem Tun ſich nach Beſchaulichkeit ſehnendes, mit dem Mutterboden unmittelbar verbundenes Leben zu ſein, in dem viel Gedanke und viel Traum die Arbeit wie die Wiederkehr der Jahreszeiten umwebt. Es ſcheint, daß das, was wir im beſondern als „deutſche Landſchaft“ empfinden, vor allem ein Ausdruck des deutſchen Lebenscharakters iſt. Daß ſie dies iſt und ſein kann, beruht ja natürlich nicht nur auf einer Urverwandtſchaft, die ſicher vorhanden iſt, ſondern auch darauf, daß dieſe Landſchaft auf unſern Volkscharakter durch Jahrhunderte beſtimmend eingewirkt und ihn ſich ſo angeglichen hat, wie ſie ſich ihm und ſeiner Arbeit mehr und mehr fügte. Hier ſcheinen mir die lebendigſten Quellen für Gefühl und Genuß an der Landſchaft zu ſpringen.



Albrecht Dürer — Hafen von Antwerpen

Die deutſchen Stämme

Friedrich Ratzel

Da die vorgeſchichtlichen Bewohner Deutſchlands ebenſowenig ruhig auf engem Boden ſitzengeblieben ſein werden wie die geſchichtlichen, können wir auf die ſcharfe Gliederung der Deutſchen in Stammesgruppen und Stämme durchaus kein entſcheidendes Gewicht legen. Beſtändig durchkreuzten dieſe Stämme Völkerbeziehungen und -bewegungen, und im Oſten ſind alle drei Gruppen in enge Verbindung mit den Slawen getreten. So weit der niederdeutſche Pommer, der mitteldeutſche Sachſe und der oberdeutſche Kärntner ſprachlich voneinander entfernt ſein mögen, die Zumiſchung ſlawiſchen Blutes reicht doch in allen dreien tiefer als ihr mundartlicher Unterſchied. Zwar hatte der deutſche Boden ſeinen Anteil an dem Unterſchiede zwiſchen Nieder- und Oberdeutſch, dem ungefähr der geſchichtlich ſo tiefgreifende Unterſchied zwiſchen Tiefland und Hochland entſpricht. Ebenſo umfaßt das dazwiſchen liegende Mitteldeutſche die Welt der Mittelgebirge und ihrer Vorländer. Die Grenze zwiſchen Ober- und Mitteldeutſchland, die vom nördlichen Wasgau nach dem Böhmerwalde zieht, ſtellt dem alpinen und voralpinen Boden Oberdeutſchlands das weichere und

hügelige Mitteldeutſchland gegenüber. Und dieſes Oberdeutſchland iſt alter keltiſcher Boden. Um einige weitere Beiſpiele natürlicher Stammesgrenzen zu nennen, trennt der ſchmale Rücken des Thüringer Waldes mit ſeinem merkwürdigen Grenzweg, dem Rennſteig, oberſächſiſches und thüringiſches Volk von fränkiſchem. So wie nördlich davon die Saale öſtliche Gebiete mit mehr ſlawiſcher Beimiſchung von weſtlichen, reineren Deutſchen ſcheidet, ſo trennt weiter im fränkiſchen Lande die bei Gemünden in den Main fließende Sinn die öſtlicheren, mit Slawen gemiſchten Oſtfranken von den weſtlicheren Rheinfranken. Und die Heſſen weſtlich der Werra zeichnet die Freiheit von ſlawiſchen Beimiſchungen von den öſtlich davon wohnenden Thüringern aus. So begrenzen auch ſüdlich von der Donau der Ammerſee und die Amper die ſchwäbiſchen Vorpoſten im Gebiet der Bayern, während der Lech das geſchloſſene Gebiet der Schwaben von dem der Bayern ſondert.

Von allen dieſen Trennungen geht ſprachlich die zwiſchen Mitteldeutſch und Niederdeutſch am tiefſten; Mitteldeutſch gehört ſprachlich zum Oberdeutſchen. Niederdeutſch grenzt ſich im Süden ab zuerſt durch eine Linie Venlo-Düſſeldorf. Niederdeutſche Elemente enthält aber noch die von hier aus bis Bonn reichende Kölner Mundart. Rechts vom Rhein ſind die Mitſcheide, das Rothaargebirge, der Habichtswald Grenzhöhen. Münden, einſt fränkiſch, iſt jetzt niederdeutſch. Dann trennt der Kaufunger Wald. An der Werra iſt Hedemünden niederdeutſch, das eine Stunde höher gelegene Gerthauſen fränkiſch. Im Harz liegen Klausthal und Andreasberg in einer mitteldeutſchen Sprachinſel. Die Grenze berührt dann nördlich von Nienburg die Saale; und dieſe iſt nun bis zu ihrer Mündung die Grenze, wie von da abwärts die Elbe. Mitteldeutſch iſt heute Wittenberg, niederdeutſch der Fläming. Die Grenze zwiſchen den Provinzen Sachſen und Brandenburg iſt weiterhin ungefähr die Sprachgrenze, die Kreiſe Kroſſen und Züllichau ſind mitteldeutſch. Bei Birnbaum trifft dieſe Grenze mit der deutſch-polniſchen Sprachgrenze zuſammen.

An manchen Stellen iſt dieſe Linie mehr als Sprachgrenze. Sie teilt zum Beiſpiel das Fürſtentum Waldeck, und da ſchildert man uns den Unterſchied des bedächtigen und hochgewachſenen niederdeutſchen Waldeckers von dem gedrungenen, beweglichern oberdeutſchen Waldecker. Das breite niederdeutſche Bauernhaus ſteht hier dem ſchmalen, an die Dorfſtraße gedrängten fränkiſchen gegenüber. Einſt ſchied die Sprachgrenze auch abweichende Sitten und Trachten und ſelbſt Abweichungen des Ackergeräts. Aber es wäre verfehlt, Niederdeutſch und Oberdeutſch als äußerſte Gegenſätze des deutſchen Volkes aufzufaſſen. Im oberdeutſchen kehren Merkmale des niederdeutſchen Gebietes wieder, die dem mitteldeutſchen Gebiete fehlen. Das alemanniſch-oberſchwäbiſch-bayriſche Wohnen im „Einödhof“ iſt doch wieder ſehr ähnlich dem im weſtfäliſchen Langhaus, wenn man beide mit der faſt ſtädtiſchen Dorfanlage in Franken vergleicht. Alemannen und Mecklenburger, die unſere größten Mundartdichter geboren haben, verſtehen

ſich ſprachlich nicht, ſtehen einander aber ſeeliſch viel näher als dem Mitteldeutſchen. Im Schatten der Alpen und am Rande des Meeres ſind knorrigere, eigenartigere Volksſtämme aufgewachſen als im gleichmachenden, dichtbewohnten, gewerbe- und ſtädtereichen, von Oſten her am tiefſten ſlawiſch beeinflußten Mitteldeutſchland. Iſt es nicht bezeichnend, daß das Mitteldeutſche gegen das Niederdeutſche gerade ſo rührig vordringt wie gegen das Oberdeutſche? Im Harz iſt es an der Stiege und Allrode ins Bodetal gewandert, und jede große Stadt im mittlern Norddeutſchland wird zur mitteldeutſchen Oaſe. So hat es auch ſüdlich vom Thüringer Wald an Boden gewonnen, und ſelbſt in Böhmen iſt das Übergewicht der mitteldeutſchen Nordböhmen über die weſtlichen Deutſchböhmen oberdeutſchen, bayriſchen Stammes nicht zu beſtreiten.

Möchte nun nicht der Unterſchied zwiſchen den Ober-, Mittel- und Niederdeutſchen als der geographiſch, ſprachlich und geſchichtlich berechtigſte erſcheinen? Er teilt die Deutſchen des Reiches ſo ziemlich gleich in drei große Gruppen, während außerhalb unſerer Grenzen die Oberdeutſchen überwiegen.

Nur überſehe man dabei nicht, daß bei keinem andern großen Volke Europas die Stammesunterſchiede ſo fließend ſind wie bei den Deutſchen, in die beſonders vom breiten Oſten her immer neue fremde Volksteile eindringen, und von denen im Oſten und Süden immer von neuem urdeutſche Beſtandteile abbröckeln.

Ludwig Richter

Treitſchke hat im Eingang zu ſeiner „Geſchichte Deutſchlands im neunzehnten Jahrhundert“ die Deutſchen als das jüngſte Volk Europas bezeichnet, weil ſie in unſeren Tagen den Bau ihres Staates auf völlig neuer Grundlage zu beginnen hatten und erſt jetzt wieder „als geeinte Macht in die Reihe der Völker“ eingetreten ſind. Vielleicht würde es deutlicher ſein und weniger leicht Mißverſtändniſſe hervorrufen, wenn man ſagen würde ſtatt das jüngſte Volk: das zuletzt verjüngte und vermöge ſeiner Lage ſich immer neu umgeſtaltende Volk, das am ſpäteſten fertig werdende von allen Völkern Europas. In dieſem Vorgang liegen die nie zu überſehenden Altersunterſchiede unter den deutſchen Stämmen. Unſer Volk iſt im Weſten älter als im Oſten. Dort reichen die Frieſen, Sachſen, Franken, Alemannen und Bayern bis in die Zeit der Völkerwanderung zurück. Jüngere Völker haben ſich dagegen im Oſten herausgebildet und ſind noch heute in der Neubildung durch Vermiſchung deutſchen

Ludwig Richter

Blutes mit ſlawiſchem und litauiſchem begriffen. Hier ſind die Unterſchiede der Kultur, die in Raſſeneigenſchaften begründet ſind, viel größer als die Sprachverſchiedenheiten.

Gegenüber all dieſen ſich durchkreuzenden Abwandlungen dürfen wir feſthalten, daß, wer in Deutſchland beſonders zwiſchen Süd und Nord ſchneidende Unterſchiede herauszufinden ſtrebt — und ſie ſind mit frevelhaftem Eifer geſucht worden —, die tiefe Übereinſtimmung der natürlichen Anlage und Gaben des Landes, alſo gerade die geographiſchen Bedingungen, überſieht. Die Geſchichte konnte kleine Gegenſätze der Länder und Provinzen zu großen auswachſen laſſen; aber dieſe natürliche Anlage ſorgte dafür, daß immer eine Summe von Gemeinſamkeiten übrig blieb. Gerade ſie gehören zum Weſen des deutſchen Volkes. Selbſt Weſt und Oſt, die natürlich und geſchichtlich am weiteſten voneinander entfernten Teile Deutſchlands, rücken einander immer näher. Eine Hauptaufgabe des Reiches iſt, dieſe Bewegung zu begünſtigen. Oſtpreußen und Rheinländer haben ſich ſeit 1814 unter dem preußiſchen Adler, Rheinpfälzer und Niederbayern unter dem bayriſchen Löwen leichter zuſammengefunden, als jene vorausſahen, die nicht daran dachten, daß der Gegenſatz des Normannen und Provenzalen, des Schotten und des Mannes von Eſſex, des liguriſchen Piemonteſen und des phöniziſchen Sizilianers überhaupt in Deutſchland nicht vorkommt und nicht aufkommen könnte. Dem Verkehr Süddeutſchlands, der Schweiz und Öſterreichs nördlich der Alpen ſind die Wege nach Norden gewieſen. Und der Oſten wird nicht immer gewerbearm bleiben. Der deutſche Bauer baut Getreide und Kartoffeln von den Alpen bis zur Nordſee; ſein Pflug, ſein Wohnen, ſelbſt der Ofen, hinter dem er ſitzt, ſind ähnlich. So ſind ſeine Lebensanſchauungen dieſelben, ſo war vor der verhängnisvollen kirchlichen Trennung ſeine religiöſe Auffaſſung dieſelbe. Die Natur hat Deutſchland darin eine große Kraft gegeben, deren Bewußtſein verblaſſen konnte, die ſich aber glücklicherweiſe der Belebung fähig erwieſen hat.

Deutſchland

Friedrich Ratzel

ie Deutſchen ſind in der Hauptſache ein Volk des nördlichen und weſtlichen Mitteleuropas. Durch die deutſche Geſchichte iſt oft der Zug der Losreißung von dieſem Grunde und zur Verpflanzung in ein anderes Land gegangen; aber alle die nach Weſt- und Südeuropa ausgeſandten Eroberungs- und Koloniſationsſcharen ſind geſtorben und verdorben. Und ſo liegen denn auch heute die Sitze der Deutſchen nicht gar viel anders als zu der Zeit, wo Tacitus ihnen Weichſel und Rhein zu Grenzen gab, und wo ſie für den ſpäteren Römer zwiſchen Alpen und Nordſee ſaßen. Es liegt etwas Großes, Beherzigenswertes in dieſer Beſtändigkeit, die nach allen Ausbreitungen in die alte Schwerpunktslage zurückkehrt. Es iſt auch eine tröſtliche Lehre, die Deutſche nicht vergeſſen ſollten, daß das Leben ihres Volkes immer am geſundeſten war, wenn es feſt dieſes ſein altes Gebiet zuſammenfaßte. Wenn Italien, Spanien, Frankreich, als von der Natur umgrenzte Länder, ſich ſeit vielen Jahrhunderten weſentlich in derſelben Lage und Größe erhalten haben, ſo liegt darin kein Verdienſt; daß aber die Deutſchen ihren alten Boden behauptet und immer wieder erworben haben, iſt ein Werk der Kraft und Ausdauer, auf das ſie ſtolz ſein können.

Mit ſeiner nördlichen Lage erwirbt Deutſchland den Vorzug, dem Ausſtrahlungsgebiet der ſtärkſten, über die ganze Erde wirkſamſten geſchichtlichen Kräfte anzugehören, wo die mächtigſten Staaten, die tätigſten und reichſten Völker wohnen, wo darum auch die meiſten Fäden des Weltverkehrs zuſammenlaufen und die Gewinne des Welthandels ſich anſammeln.

Mit ſeiner Zugehörigkeit zur alten Welt ſteht Deutſchland in der Reihe der Länder, die als alte den jungen Gebilden des Weſterdteils gegenüberſtehen. Es trägt daher im Vergleich zu dieſen die Merkmale der Reife, aber auch die Zeichen des Alters. Es iſt ein Land der alten Geſchichte, der geſchichtlichen Landſchaften, des dichtbeſetzten Bodens, zahlreicher Städte, der ſtarken, ununterbrochenen, längſt zur Notwendigkeit gewordenen Auswanderung. Unzählige Erinnerungen umweben ſeine Züge, in denen faſt nichts Unorganiſches mehr iſt; jeder Berg, jeder Fels ſpricht zu uns und hat aus vergangenen Zeiten zu erzählen.

Süddeutſchland und Nordfrankreich entſprechen einander in der Zonenlage, daher auch im Klima. Norddeutſchland hat nichts Ähnliches in Frankreich, Südfrankreich nichts in Deutſchland; Frankreichs Eigentümlichſtes liegt alſo im Süden, Deutſchlands im Norden.

Nord- und Oſtſee ſind Ausläufer des Ozeans. Deutſchland iſt alſo auch eine atlantiſche Macht. Aber da es nicht an den offenen Ozean grenzt, führen die Wege ſeiner Häfen zum Ozean alle an den Küſten der Niederlande, Belgiens, Frankreichs, Englands oder Schottlands und Norwegens vorbei. Unſere Bremer und Hamburger Ozeandampfer haben bei der Fahrt aus der Elbe und aus der Weſer nach den atlantiſchen Häfen Nordamerikas ein volles Zehntel ihres Weges in der Nordſee und im Kanal zurückzulegen. Das bedeutet bei der Natur dieſer Meeresteile nicht bloß Zeitverluſt, ſondern auch vermehrte Gefahr.

Dieſe Lage hinter den eigentlichen atlantiſchen Mächten iſt in der Natur gegeben; dagegen wurzelt in der traurigen Geſchichte Norddeutſchlands ſeit dem Niedergang der Hanſa die Zurückdrängung Deutſchlands nach dem Feſtlande. Weder in der Nordſee noch in der Oſtſee hat Deutſchland vorgeſchobene Beſitzungen: Die Zeiten ſind lange vorbei, wo die Hanſa auf Bornholm und Gotland ſaß. Darum haben wir in der Erwerbung Helgolands eine große Tat geſehen; denn es war der erſte Schritt aus dieſer Zurückdrängung heraus. Vergeſſen wir nicht der Zeiten, wo Dänen, Engländer, Schweden und Polen die Inſeln, Flußmündungen und Küſtenſtrecken der deutſchen Meere uns entfremdet, das Reich verſtümmelt hatten, wo die Nation verkümmerte.

Indem eine Nachbarſchaft immer auch eine lebendige Beziehung iſt, müſſen alle Staaten, die Deutſchland umgeben, auf Deutſchland wirken, und Deutſchland muß mit Gegenwirkungen antworten. Das iſt das Leben, die Größe und die Gefahr eines zentralen Landes. Für Deutſchland liegt in ſeiner mittleren nachbarreichen Lage ebenſowohl Schwäche als Kraft. Deutſchland beſteht nur, wenn es ſtark iſt; ein ſchwacher Staat würde dem konzentriſchen Druck erliegen. Und Deutſchland kann die Vorteile der zentralen Lage nur nützen, wenn es ſtark iſt. Für einen Staat in Deutſchlands Lage gibt es nur die Möglichkeit, ſich zuſammenzuraffen und durch unabläſſige Arbeit ſeine Stelle in der Welt zu behaupten, oder zerdrückt zu werden wie Polen, oder ſich unter den Schutz der Neutralität zu ſtellen wie die Schweiz. Bismarck erwies ſich als ein trefflicher politiſcher Geograph, als er 1888 im Reichstage ſagte: „Gott hat uns in die Lage verſetzt, in der wir durch unſere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Verſumpfung oder Trägheit zu geraten. Die franzöſiſch-ruſſiſche Preſſion, zwiſchen die wir genommen werden, zwingt uns zum Zuſammenhalten und wird unſere Kohäſion auch durch Zuſammendrücken erheblich ſteigern, ſo daß wir in dieſelbe Lage der Unzerreißbarkeit kommen, die faſt allen andern Nationen eigentümlich iſt, und die uns bis jetzt noch fehlt.“

Deutſchland liegt als ein vielgeſtaltiges Land vor dem einheitlichen Bau der Alpen. Vielgeſtaltig iſt der deutſche Boden, weil er eine wechſelreiche Geſchichte hat. Ein uraltes Gebirge, das ihn einſt überragte, iſt abgetragen, ein jüngeres, das im Vergleich mit den Alpen alt iſt, blieb erhalten; von jenem ſieht man im

norddeutschen Tieflande kaum die Grundlinien, von diesem stehen in Mitteldeutschland noch die verwitterten Grundbauten. An manchen Stellen sind Stücke des Erdbodens versunken, deren Lücken durch angeschwemmte Ebenen ausgefüllt sind, an andern sind aus einer von den zahllosen Spalten, die diesen Boden verwerfen und zerklüften, Vulkane emporgestiegen oder haben sich vulkanische Gesteine breit ergossen. Besonders häufig sind Senkungen, die stufenweis abfallen, wo jüngere Gesteine sich über ältere zu Riesentreppen aufbauen, wie am Fuße des Schwarzwaldes, der Vogesen, des Bayerischen Waldes. Große Teile des Mosel-, Neckar- und Donaugebietes sind so gebaut. Oder zwischen Senkungen sind mächtige Blöcke als Horste stehengeblieben. Endlich sind jüngere und jüngste Niederschläge zwischen dem alten Felsgerippe liegengeblieben, zum Teil es verhüllend, so wie sich der Schlamm einer Überschwemmung zwischen die Säulenstümpfe eines alten Tempels legt. Darin beruhen die größten Unterschiede der Landschaft zwischen Tiefland und Hochgebirge: In den deutschen Mittelgebirgen ragt nur noch das widerstandsfähigste Gestein hervor, während alles zersetzlichere in die Tiefen gegangen ist. In ihren Zwischenräumen kommen dagegen die jüngeren zwischen die alten hineingelagerten Formationen noch in der ganzen Eigentümlichkeit ihrer Lagerungsweise und Stoffzusammensetzung zur Geltung. Sie bilden hier Platten und dort Hügelländer, aber immer auf einer massigen geschichteten Unterlage, nicht selten in verschiedenfarbigen Schichten so deutlich Quader auf Quader übereinanderbauend, daß der Vergleich mit dem Werke eines mit Riesenkräften schaffenden Architekten naheliegt, wobei es denn, wie in den in den Jura geschnittenen Donau- und Altmühltälern, auch nicht an kleinen und selbst zierlichen Werken der Gebirgsarchitektur, an Pfeilern und Gesimsen fehlt, oder an Felsenfenstern und schmalen Seitentoren, die uns den Einblick in ein kleines Tal eröffnen, auf dessen grünem Grunde ein stilles Bächlein seine Bogenlinien beschreibt.

Die Bodengestalt Deutschlands hat keinen Mittelpunkt, kein Zentralgebiet. Zwischen Süden und Norden liegen die Streifen der Alpen, des Mittelgebirges und des Tieflandes hintereinander, in denen wieder untergeordnete Streifen oder Gürtel hervortreten, die besonders in dem anscheinend so einförmigen norddeutschen Tieflande deutlich ausgesprochen sind. Diese werden gekreuzt von Senkungen, in denen Ströme und Flüsse von Süden nach Norden fließen. Sowenig wie ein Schachbrett ein Mittelgebiet hat, um das sich alles anordnet, und dem sich alles unterordnet, sowenig hat Deutschland ein solches aufzuweisen. Seine Eigentümlichkeit ist, ein vielgestaltiges Land zu sein. Nur ein großer Zug knüpft alles Land vom Alpenrande bis zum Meere zusammen; das ist, daß ganze Gebirge und einzelne Rücken, Falten, Brüche, Spalten, Bergreihen, Täler, Flüsse zwei wiederkehrenden Richtungen folgen, die in vielen Fällen genau rechtwinklig aufeinander stehen.

Albrecht Dürer / Selbſtbildnis

Albrecht Dürer / Bildnis des Vaters

Deutschland ist auch im erdgeschichtlichen Sinne keine Einheit. So bunt wie seine Geschichte, so groß ist der Wechsel der seinen Boden aufbauenden Gesteine. Es liegt auf diesem Boden das Gebiet jüngerer Gebirgsfaltungen südlich von der Donau neben einem Gebiet alter, zerfallener und zersetzter Gebirge nördlich davon; und von Norden und aus den Alpen her haben sich Schuttmassen der Eiszeit darübergebreitet. In dieser Geschichte liegt es, daß unser Boden einfacher gebaut ist im Süden und Norden als in der Mitte. Wo am längsten die Meere ausgehalten haben, und wo am weitesten die Gletscher der Eiszeit ihren Schutt ausgestreut haben, da haben wir die einfachsten geologischen Verhältnisse. Das ist im norddeutschen Tiefland und im Voralpenland. Verhältnismäßig einfach ist auch noch der breite Streifen mächtiger Kalke und Dolomiten, die die Kalkalpen aufbauen. In jenem alten Gebirgsland aber, das heute die wie ein Trümmerwerk auseinandergerissenen deutschen Mittelgebirge umschließt, sind älteste kristallinische Gesteine entblößt, die von den Vogesen bis zu den Sudeten als kuppenförmige Granit- und Gneisinseln den Kern und die Höhen der Gebirge bilden. Zwischen und neben ihnen haben mächtige Ablagerungen alter Meere Platz gefunden.

In einer Zone, wo nur in tieferen Lagen mildes Klima und günstige Lebensbedingungen herrschen, ist es von entscheidender Bedeutung, wenn ein Land im allgemeinen nur mäßig hoch ist. Wenn man den deutschen Boden vollständig gleichmachen, die Gebirge in die Täler füllen und das Hochland über das Tiefland ausbreiten würde, erhielte man eine Fläche, die überall 215 Meter hoch wäre.

Diese Zahl gibt uns die mittlere Höhe Deutschlands an. Es ist nur eine Durchschnittszahl, und man wird sie vielleicht unpraktisch nennen. Aber sie ist der kürzeste Ausdruck für die Höhe dieses Landes. Es ist nicht unwichtig zu wissen, daß die mittlere Höhe Europas auf 330 Meter, die Spaniens auf nahezu 700, die der skandinavischen Halbinsel auf 430 zu schätzen ist. Diese Zahlen erlauben uns immerhin vorauszusehen, daß Deutschland wenigstens hinsichtlich der Höhe günstiger ausgestattet ist als manche andere Länder. Und ebenso bestimmt läßt sich aussprechen, daß die Ausbreitung der tiefsten Teile unseres Landes im Norden die klimatische Gesamtwirkung seiner geographischen Lage mildern muß.

Von allen deutschen Seen hat nur der Bodensee eine politische Bedeutung. Er trägt die Reichsgrenze von Lindau bis Konstanz. Fünf Staaten, Bayern, Württemberg, Baden, Österreich, die Schweiz haben sich gegen dieses für mitteleuropäische Verhältnisse bedeutende Wasserbecken vorgeschoben. Er vermittelt also einen internationalen Verkehr, dessen Bedeutung für Deutschland größer war als heute, als der deutsch-italienische Verkehr vor der Zeit der Gotthard-

bahn sich mehr der Pässe des Rheinquellgebiets (Luckmanier, Splügen, Septimer) bediente. Aber noch immer führen die Wege von München und Stuttgart nach dem Gotthard über den Bodensee, und noch wichtiger ist es, daß Österreich und Frankreich in der Richtung des Bodensees durch die kürzeste Bahnlinie verbunden werden. Über dreißig Dampfer und Trajektschiffe dienen heute dem Bodenseeverkehr.

Wie sich hier in engem Rahmen eine eigentümliche historische Landschaft entwickelt hat, geschmückt mit Städten, die zu den schönsten und erinnerungsreichsten Deutschlands gehören, wie Konstanz und Lindau, und eine Bevölkerung heranwuchs, die etwas international Aufgeschlossenes hat, das zeigt an einem, freilich hervorragenden Beispiel, wieviel Großes Deutschland an Belebung und Verschönerung seinem Reichtum an stehendem und fließendem Wasser verdankt.

Das Land zwischen den Alpen und der Nord- und Ostsee muß seine Ströme nord- und nordwestwärts gemäß seiner Abdachung fließen lassen. Darin liegt eine große und weithin wirksame Eigentümlichkeit Deutschlands. Frankreichs Flüsse strahlen vom Zentralmassiv nach allen Richtungen, zum Mittelmeer, zum Atlantischen Ozean, zum Kanal und zur Nordsee aus. Daher sind sie nur mittelgroß; die Loire steht weit hinter Weichsel, Rhein und Oder zurück. Österreichs Flüsse streben zur Nord- und zur Ostsee, zum Mittelmeer, zum Schwarzen Meer. Deutschland ist, wenn wir von der Donau absehen, durch die Gleichrichtung seiner Ströme gekennzeichnet. Sie knüpfen den Süden an den Norden. Muß man zugeben, daß die Vielartigkeit der Bodengestalt in unserm Lande die politische Einheit erschwert hat, so liegt ebenso sicher eine vereinigende Kraft in den fließenden Wässern, die nicht bloß Güter, sondern auch Menschen und Ideen mit ihren Wellen von Uferstrecke zu Uferstrecke und vom Berg zum Meere tragen. Die Zukunft wird es immer mehr zeigen, daß vermöge seiner Ströme Deutschland mehr zur Vereinigung neigt als Frankreich.

Donau und Rhein sind als Alpenflüsse und durch ihre zu Verflechtungen führende Annäherung im Bodenseegebiet natürliche Verwandte. Zu geschichtlich und politisch Verwandten hat sie die gemeinsame Geschichte von der Römerzeit her gemacht. Man pflegt wohl zu sagen, die Donau entspringe am Schwarzwald, der Rhein in den Alpen; aber das ist nur ein formaler Gegensatz. Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um zu erkennen, daß die Donau bis tief nach Ungarn hinein ihre größeren Zuflüsse alle aus den Alpen erhält, ebenso wie der westliche Schenkel des merkwürdigen Winkels, den sie mit dem Scheitel an der Nabmündung bei Regensburg macht, der Nordostrichtung der mittlern und östlichen Alpen entspricht, wogegen allerdings der östliche der herzynischen Ge-

Ludwig Richter

Deutſche Kleinſtadt

birgsrichtung gemäß ist. Was bedeuten Flüsse wie Altmühl, Nab, Regen, Ilz neben den stolzen Alpenkindern wie der Iller, dem Lech, der Isar? Der Inn, der bei Passau als lichtgrüner und grüngrauer Alpenfluß in die trübe gelbliche Donau mündet, macht vollends erst die Donau zum großen Strom. Ja bis hinunter nach Belgrad, wo sie die Sau aufnimmt, hängt die Donau mit den Alpen zusammen. Die bei Preßburg einmündende March ist der erste große nördliche und nichtalpine Nebenfluß der Donau. Die Donau ist überhaupt der größte Alpenfluß Europas.

Am Rhein und an der Donau fanden die aus Süden und Westen kommenden Römer die deutschen Stämme, an diesen Schranken hielten sie sich auf, an sie lehnten sich ihre Kastelle, ihre befestigten Lager und, als Friede und friedlicher Verkehr erschien, die Römerstädte, die die ältesten Städte auf deutschem Boden sind. Viele von ihnen bezeugen in ihrer bis heute fortdauernden Blüte die Gunst ihrer Lage und Einsicht bei ihrer Anlage. Basel und Straßburg, Speier und Worms, Mainz und Köln, Augsburg, Regensburg, Passau, Wels, Wien sind römische Pflanzstädte. Von der Donau zum Rhein zog der Wall, der das Römerreich gegen die blonden Barbaren schützen sollte. So trugen Rhein und Donau die im Mittelmeer geborene, von Ägypten nach Griechenland, von dort nach Rom getragene Kultur nach Osten und Westen, indem sie zugleich das Reich schützend umschlangen, das der Träger dieser Kultur war. Und in der Geschichte des Christentums auf deutschem Boden, wie treten da Trier, die Stadt der Märtyrer, und Köln, die Stadt der Heiligen, ein! Freising und Passau und später auch Salzburg haben nach Osten gewirkt. Bis nach Ungarn hinein erstreckten sich diese Bistümer, so wie der Einfluß von Mainz einst bis nach Böhmen reichte.

An der Donau hinab ging die bayrische Kolonisation bis zur Adria und bis an den Bug, bis ans Eiserne Tor. Das große Österreich ist aus dem kleinen Bayern entstanden, indem die bayrischen Kolonien, auf Staat oder Kirche gestützt, an der Donau abwärts und an den Donauzuflüssen in die Alpen und Karpathen hineingewandert sind.

Sechs Ströme und Flüsse von großer Verkehrbedeutung erreichen auf deutschem Boden das Meer, und die Flußmündungen sind die wichtigsten Stellen unserer Küste überhaupt. Schon äußerlich sind sie ausgezeichnet durch ihre Lage: die Rheinmündung bezeichnet den Übergang Europas von westwärts zu nordwärts gerichteter Lage; die Elbe mündet im äußersten Südostwinkel der Nordsee; die Odermündung liegt an der südlichsten Stelle der Ostsee; und die ihr darin ähnliche Mündung der Weichsel liegt ebenso wie die der Memel im Winkel zwischen Süd- und Ostküste der Ostsee. Merkwürdige Veränderungen der Laufrichtung der Ströme verkünden gegen die Mündung zu die Wirkung neuer Einflüsse, die schon der Küste angehören. Wo sich der Niederrhein nach Westen

wendet, die Unterweser und die Unterelbe nach Nordwesten, da fließen sie zwischen ihren eigenen Niederschlägen in einem uralten Delta- und Anschwemmungsland, das ununterbrochen dem Meere entgegenwächst. Die Elbe mündete einst weit oberhalb Hamburgs in eine ältere südlichere Nordsee. Oder und Weichsel wenden sich im Unterlauf nordostwärts, wo sie den Baltischen Höhenrücken in tief eingeschnittenen Tälern durchmessen. Das Weichseldelta liegt am Übergang einer östlichen Küstenrichtung in eine nördliche, und die ganze preußische Hafflandschaft ist ein großes Deltaland zwischen Weichsel und Memel. Das „Lange Wasser", wie die Preußen die Verbindung zwischen Königsberg und Tilsit durch Pregel, Dieme, Kurisches Haff, Seckenburger Kanal und Memel nennen, ist ein echt deltahaftes Flußgeflecht.

Die Zerstörung der Küste und der Kampf um die Küste

Jede Küste liegt dem ewig beweglichen Meere ruhend und leidend gegenüber. Nur in langen Zeiträumen erfährt sie an manchen Stellen Hebungen, die größere oder kleinere Strecken dem Wirkungsbereich der Brandung entrücken. Ohne das unterliegt sie dem Andrang der Wogen, es sei denn, daß der Mensch sie durch künstliche Werke seiner Hand schützt. Die deutschen Küsten haben den Schutz mehr als viele andere nötig. Sie sind größtenteils flach und niedrig — viele Marsche liegen sogar unter dem Meeresspiegel — und aus locker zusammenhängendem Stoff aufgebaut; kein Zeugnis spricht für jüngere Hebung, wohl aber sind in manchen Teilen unsers Küstengebiets Senkungen zu vermuten. Torflager tauchen an beiden Küsten unter den Meeresspiegel. Während die Nordsee zu den stürmischsten Teilen des Ozeans gehört — und gerade in den südöstlichen Winkel drücken die gefährlichsten Stürme das Wasser mit Macht, daß es sich gegen die Deiche und Dünenwälle staut —, arbeitet an der Ostsee das Eis mit an der Bewegung der Küste. Unsere Küstenbewohner sind daher ununterbrochen tätig, ihr Land, oft selbst ihre Wohnstätten gegen den Wogendrang zu schützen, und große, kostspielige Werke sind zu diesem Zwecke geschaffen worden. Weite Strecken sind der Gefahr entrückt worden, vom Meer verschlungen zu werden, und an manchen Punkten ist sogar verlorenes Land neu gewonnen worden. Ein großer Teil von Swinemünde steht auf Boden, den die Uferbauten seit dem achtzehnten Jahrhundert erst festgelegt haben. Es gibt aber noch genug Küstenstrecken, die fort und fort abbröckeln und wo man erheblichen Landverlust in geschichtlicher Zeit deutlich auf die Karte zeichnen kann. Sehen wir nun gar in vorhistorische Zeiten zurück, so erscheint uns vor allem unsere Nordseeküste nur als ein Trümmerwerk, das von früheren Anschwemmungsbildungen noch übrig-

geblieben ist. Die friesischen Inseln bezeichnen den äußeren Saum eines zerrissenen, versunkenen alten Landes.

Es liegt im Wesen der Flachküste, daß sie an einer Stelle durch Anschwemmung wieder ersetzt, was sie an andrer verloren hatte; nur kommt dieser Gewinn natürlich nicht unmittelbar dem festen Lande zugute. Im Unterlaufe unserer Ströme, in unsern Häfen und in den Haffen der Ostsee geht der Schlamm- und Sandabsatz ununterbrochen vor sich. Aber dadurch wächst nicht gleich das Land, sondern entstehen neue Untiefen oft weit draußen im Meer, die in vielen Fällen aus Gründen des Verkehrs wieder beseitigt werden müssen. Die Bilanz würde an unserer Küste ohne das Eingreifen des Menschen weitaus mehr Verlust als Gewinn zeigen. Zwar sind über die Landverluste der deutschen Nordseegebiete, besonders die plötzlichen durch Sturmfluten, übertriebene Vorstellungen im Umlauf. Allmers sagt in seinem Marschenbuch: „Man kann dreist annehmen, daß noch zur Zeit Karls des Großen das Land der Friesen das Doppelte an Umfang hielt als ihr jetziges Gebiet.“ An der Hand der Geschichte ist eine solche Annahme glücklicherweise ganz unmöglich. Man muß vielmehr sagen, daß überall die Volksüberlieferungen über Landverlust an den deutschen Küsten weit über die Wahrheit hinausgehen. Die Volksseele steht unter dem Eindruck einzelner Katastrophen, deren Wirkung sie verallgemeinert. Diese Katastrophen sind auch sicherlich in früheren Jahrhunderten größer und verderblicher gewesen als heutzutage. Aber dennoch stehen wir an, die Bildung der Zuidersee als einen der Größe dieses Meerbusens entsprechenden plötzlichen Landverlust aufzufassen. Ebensowenig will uns der Dollart als das reine Produkt von Sturmfluten aus der geschichtlichen Zeit erscheinen. Vielmehr sind viele von den Bildungen, die die Überlieferung in die geschichtliche Zeit versetzt, auf Zeiten zurückzuführen, wo diese Gelände noch unbewohnt waren. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Sage ganz grundlos sei, die die Züge der Cimbern und Teutonen auf die Verheerung ihrer Heimat durch Sturmfluten zurückführt; aber der gelehrte Versuch, gerade diese Sage naturwissenschaftlich zu stützen, ist ebensowenig gelungen, wie die Karten von Helgoland wahr sind, die dem alten Helgoland eine dreimal größere Ausdehnung geben als dem heutigen. Diese Karten, die auf den schleswigschen Kartographen Meier in Husum (siebzehntes Jahrhundert) zurückgehen, sind nichts als gezeichnete Sagen. Aus der Zeit genauer Überlieferungen sind im siebzehnten Jahrhundert drei mächtige Sturmfluten (1634, 1648 und 1685) verzeichnet. 1634 sollen 15 000 Menschen und 50 000 Stück Vieh ertrunken sein. Die Weihnachtsflut von 1717 vernichtete allein in den Oldenburger Marschen 2471 Menschen und über 4000 Stück Vieh, an der ganzen Nordseeküste über 15 000 Menschen. 1825 stiegen die Fluten höher als 1717, aber die Dämme waren erhöht und verstärkt, der Verlust an Menschenleben konnte nicht mehr in die Tausende gehen, betrug aber in Nordfriesland noch 80. Die größten Fluten des neunzehnten Jahrhunderts, die von 1825 und 1845, konnten noch weniger Schaden anrichten,

denn die Schutzwehren waren nahezu unüberwindlich geworden. Aber noch am 29. Dezember 1880 hat eine verheerende Sturmflut im Unterweſerlande ſchwere Schädigungen an Geſundheit und Eigentum bewirkt.

Zum Schutz gegen dieſe Gefahren ſind große Dämme (Deiche) aufgeführt worden, an denen man Jahrhunderte bauen mußte, bis die erforderliche Höhe von fünf bis ſechs Metern über dem Spiegel des Meeres oder der großen Ströme und die Breite von mindeſtens drei Metern an der Oberfläche erreicht war. „Wer nicht will deichen, der muß weichen!“ Mit den Dämmen müſſen Entwäſſerungs- und Bewäſſerungskanäle verbunden ſein, denn ſie haben nicht nur das Meer abzuhalten, ſondern auch neues fruchtbares Land zu ſchaffen und zu erhalten. So entſtehen großartige, kunſtvolle Deichnetze, die einſt von den zu Deichverbänden vereinigten Beteiligten ohne alle Staatshilfe geſchaffen wurden. Dieſe großartige Selbſthilfe hat in den Marſchen von der Schelde bis zur Eider den Freiheits- und Selbſtändigkeitsſinn aufrechterhalten, der ohnehin in der Nähe der großen Natur hier wie in dem Hochgebirge kräftiger gedeiht. Kein Stück deutſchen Bodens iſt mit ſeinen Bewohnern ſo verwachſen wie der Marſchlandſaum der Nordſeeküſte.

Das Straßburger Münſter

Man ſpricht von der Anhänglichkeit des Alpenſohnes an ſein Land; aber dieſes Land war vor ihm da, er hat es in Beſitz genommen und im ganzen wenig an ihm geändert. Wie anders der Küſtenbewohner in ſeinen Marſchen: „Jeder Fleck iſt hier hiſtoriſch, auf jedem nachweisbar, wie das ganze Land zuſammen mit ſeinen Bewohnern Halt und Kultur gewonnen hat... Nirgends anders ſind die Bewohner ſo ganz und wahrhaftig Söhne des Vaterlandes, das ſie ſich ſchufen, und durch das ſie wurden, was ſie ſind.“ (Kutzen.) Fragt man, wie dieſer grüne Saum, der das ältere eigentliche Binnenland vom Meere trennt, entſtanden iſt, ſo muß die Antwort drei große Tätigkeiten nebeneinander nennen, die hier zuſammengewirkt haben: die Ströme, das Meer und der Menſch. Die Ströme haben den feinen und fruchtbaren Schlamm aus den Gegenden ihres höheren Laufes herabgebracht, die Fluten des Meeres haben ihn geſichtet, aufgeſchloſſen und mit fruchtbaren organiſchen Stoffen bereichert zurückgegeben, der Menſch hat Dämme um dieſes Schwemmland gezogen, es dadurch gegen Sturmfluten geſchützt, kanaliſiert und bebaut. Im ganzen ſind 5000 Quadratkilometer, die einem Drittel Sachſens entſprechen, dem Meer zum Opfer gefallen, denen 2600 Quadratkilometer Landgewinn gegenüberſtehen.

Der Gang der Zerſtörung iſt an der Oſtſeeküſte viel langſamer, und der Rückgang iſt gleichmäßiger verteilt. Aus den lehmigen, blockreichen Diluvialküſten gräbt die Brandung Höhlen und Niſchen aus, deren Decken einſtürzen. Der Froſt arbeitet vor, indem er den Zuſammenhang des ungleichen Bodens lockert. So mag es zu erklären ſein, wenn Wände aus Geſchiebemergel in Haushöhe und vierzig bis fünfzig Schritt Länge oft plötzlich abſtürzen, ohne unmittelbar von den Fluten berührt zu ſein. Dünenwälle zeigen in friſchen Steilabſtürzen, deren Farbe von der Durchfeuchtung dunkler iſt, die Narben der Wunden, die ihnen der Wintersturm geſchlagen hat. An den wenigen Stellen, wo Fels anſteht, kommen Steinfälle vor, und zwar nicht unbeträchtliche, wie die Geſchichte des langſam zurückweichenden Arkona lehrt, das in den letzten hundert Jahren dreihundert bis vierhundert Meter verloren haben ſoll.

An den lehmigen Küſten Hinterpommerns iſt ſchon manche Dorfflur in die Oſtſee geſtürzt. Zuverläſſige Zeugen berichten, wie bei Hoff der Kirchhof angegriffen war, ſo daß Sargbretter und Knochen aus der Uferwand herausſtanden und die Kirche verlegt werden mußte. Bäume, die ſich dem Meere zuneigen, weil ihre Wurzeln unterſpült ſind, Raſenſtücke, die frei in die Luft ragen, Riſſe in den Wieſen und Äckern, die künftige Abbrüche anzeigen, ſind häufige Erſcheinungen. Man hat an ſolchen Stellen die Schnelligkeit des Fortſchreitens des Meeres meſſen können und hat bis zu einem Meter im Jahre gefunden. Einzelne Stürme greifen beſonders an der ſandigen Küſte ganz anders ein, und ſo ſoll der Strand von Heringsdorf im Februar 1874 zehn Meter verloren haben, die Nordſpitze Uſedoms bei Damerow und die Spitze von Darß bei Ahrenshoop durchbrochen worden.

Man bedenke, daß bei gewaltigen Raumanſprüchen der für das Römiſche Reich Deutſcher Nation hochwichtige Verkehr über die Alpen fünfzehnhundert Jahre lang auf die alten Römerſtraßen angewieſen war. Deutſchland ſelbſt iſt ein wegarmes Land bis in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts geweſen. Und deshalb hat niemals eine geſchloſſene Geſchichte den ganzen Raum des Reiches ausgefüllt. Norddeutſchland iſt manchem deutſchen Kaiſer ein fremdes Land geweſen. Deutſchland hat überhaupt ſeine alpinen und transalpinen, burgundiſchen und danubiſchen Intereſſen mit denen des Tieflands und den maritimen immer nur vorübergehend vereinigen können. Und darin beſonders liegt ein Hauptgrund des Auseinanderfallens Nord- und Süddeutſchlands. Hie Süddeutſchland, Alpen und Mittelmeer, hie Norddeutſchland, Oſtſeeländer und Ozean! In einer Zeit der Raumſchwierigkeiten bedeutete es Auseinanderzerrung bis zur Zerreißung oder mindeſtens Entfremdung, wenn die politiſchen und wirtſchaftlichen Zielpunkte der einen Reichshälfte nicht bloß am Meer, ſondern weit über dem Meer lagen.

Die Hanſeangelegenheiten konnten damals nicht Reichsangelegenheiten für Kaiſer ſein, deren Horizont den Oberrhein mit dem Rhoneland und Oberitalien verband. Gegen Friedrich Barbaroſſa konnte ſich Nordweſtdeutſchland mit Flandern, England und Dänemark verbinden. Die auffallende Nordweſtlücke in der heutigen politiſchen Geſtalt Deutſchlands iſt alten Urſprungs; als das Mittelmeer und die Nordſee aufhörten, zwei Verkehrsgebiete zu ſein, die nichts voneinander wußten, war das Rheinmündungsland längſt auf dem Wege, ein ſelbſtändiger Staat zu werden. Wenn nicht die raummächtigſte Organiſation dieſer Zeit, die Kirche ſelbſt, das deutſche Ordensland in Preußen mit dem Reich verbunden hätte, wie fern und fremd wäre auch dieſes geblieben. Es bewahrte ſich ohnehin faſt die volle Selbſtändigkeit, mit der die norddeutſchen Länder zu Rudolf von Habsburgs Zeiten dem allein kaiſerlichen Südweſten wie peripheriſche, fremdgewordene Glieder gegenüberlagen.

Im Tiefland, als in dem jüngſten und raumreichſten Gebiete, entſtand der Keim einer geſundenden Neubildung, als die Brandung von dem die großen oſtelbiſchen Talwege beherrſchenden Gebiet zwiſchen Elbe und Oder nach Oſten und an die Oſtſee herübergriff, zugleich aber durch die Ausbreitung nach der Altmark die Verbindung mit dem Nordweſten vorbereitete. Preußens Entwicklung iſt ein Aufſammeln ſtaatenbildender Kräfte in dem geſchichtlich jüngſten, die größten Möglichkeiten räumlicher Ausbreitung noch in ſich bergenden Nordoſten Deutſchlands und ein Zurückwirken dieſer durch Jahrhunderte zuſammengefaßten Kräfte nach Weſten und nach Süden. Von dem weiteſten Wachstum nach Oſten (1795) bis zum Bug wieder zurückgedrängt, iſt Preußen immer noch faſt zu zwei Dritteilen oſtelbiſch.

Zu dem Unterschiede der Lage kommt hier der Gegensatz von Tiefland und Hochland. Das ist nicht bloß ein Gegensatz der Höhe und der Formen. Die nach Norden offene Lage des Tieflandes am Meer, die nach Süden geschlossene Lage des Hochlands vor den Alpen sind ebenso wichtig. In ihnen liegt der tiefste, dauerndste Unterschied zwischen Nord und Süd in unserm Vaterlande. Besonders gehört aber zu den Merkmalen Mitteleuropas der enge Zusammenhang mit dem flachern Tieflande des Ostens, das doppelt so groß als unser Erdteil sich in seiner ganzen kontinentalen Breite hinter Mitteleuropa auftut. Daher der mächtige Einfluß des Ostens auf die Mitte Europas. Die Geschichte Deutschlands trägt die Spuren dieses Zusammenhangs am deutlichsten; doch sind sie auch in der Geschichte Österreichs und der Niederlande sichtbar und wirken bis nach Frankreich hinein. Nicht bloß an die Einflüsse aus dem fernen Osten ist dabei zu denken. Dieses Tiefland zeigt auch in seiner Westhälfte viel Übereinstimmendes.

Die Gemeinsamkeit der Geschichte der Niederlande und des niederdeutschen Tieflandes ist seit der flandrischen Kolonisation und überhaupt seit dem Zuge der Nordwestdeutschen nach Osten eine große Sache; sie liegt in der Geschichte der Hansa wie in der preußischen Geschichte, sie zeigt sich in der Kunst und in der Wissenschaft und kommt in den neuen Anknüpfungen zwischen Niederdeutschen und Flamen auch in unserer Zeit wieder zur Geltung.

Diesen großen nordsüdlichen Gegensatz durchkreuzen und schwächen auch zum Teil die ostwestlichen Unterschiede, die in den den Süden mit dem Norden verbindenden Strömen von der Maas bis zur Weichsel ihre natürlichen Leitlinien finden. Vor allem der Rhein hat seit alten Zeiten Nord- und Süddeutschland verbunden, wie er von den Alpen zur Nordsee niedersteigt. Die frühesten geschichtlichen Bewegungen der Deutschen sind nach Süden und Westen gerichtet: die Cimbern und Teutonen überschreiten die Alpen, und Cäsar tritt am Rhein ihrem Drängen nach Gallien entgegen. Durch die Übermacht der Römer wurden diese Bewegungen nicht bloß zurückgedrängt, sondern es wurde zu andern nord- und ostwärts gerichteten Bewegungen der erste Anstoß gegeben. Der römische Staat wächst über den Rhein nach Gallien hinein, mit ihm ranken Ausläufer der antiken Kultur herüber, und auf denselben Pfaden folgt das Christentum. Diese drei großen Mächte, die Europa umgestalten, machen ihren Weg nicht von Süden nach Norden, sondern sie biegen vor der Schranke der Alpen ab, umgehen das Hochgebirge in westlichem Bogen, und diese ungeheuer folgenreichen Bewegungen nehmen fast völlig westöstliche Richtungen an. Dem entspricht zeitlich das Erscheinen Germaniens im Licht der Geschichte hinter Gallien, Iberien und Britannien. Selbst Helvetien wird von Westen, von Gallien her für Rom gewonnen. Es wird damit eine Aufreihung der großen Völker in dem mittleren Streifen Europas zwischen West und Ost erreicht, die für Jahrhunderte hinaus

den weſtlichen den Vorrang gibt; und es beginnt beſonders das Wandern weſtlicher Einflüſſe aus Frankreich nach Deutſchland, das von da an nie mehr ganz aufhört. Deutſchland pflanzt dann die Bewegung nach Oſten fort. In dieſer Verwandlung einer ſüdnördlichen Bewegung in eine weſtöſtliche liegt die größte geſchichtliche Bedeutung der Alpen für Deutſchland.

In derſelben Richtung werden nun auch die Grundtatſachen des Gebirgsbaues bedeutſam. Die Vogeſen trennen die Völker Deutſche und Franzoſen, die Länder Deutſchland und Frankreich. Der Böhmer Wald und der Pfälzer Wald ſcheiden ebenſo Deutſche und Tſchechen, Bayern und Böhmen. Am Fichtelgebirge und im Frankenwalde berührt ſich Franken mit den halbſlawiſchen Marken Zeitz und Meißen. So wie der Thüringer Wald Franken und Thüringer, ſchied der Harz Thüringer und Niederſachſen. Beide Gebirge ſind aber Glieder eines großen Diagonalwalls, der, ſich von der Donau bis zur Ems ziehend, ein ſüdliches und weſtliches, jetzt rein deutſches und geſchichtlich älteres von einem nordöſtlichen, halb ſlawiſchen und geſchichtlich jüngern Deutſchland ſcheidet. Es iſt die vorwiegend nordweſtliche Richtung des Gebirgsbaues, die hier geſchichtlich wird. Sie hat im Innern Deutſchlands zeitweilig eine natürliche Grenze zwiſchen dem Machtbereich der jungen norddeutſchen Tieflandmacht und dem alten Süden gebildet; die Mainlinie wurde ſpäter der kürzere, aber künſtliche Ausdruck für dieſe Abgrenzung. Aber noch viel wirkſamer wird ſie in Verbindung mit der rechtwinklig auf ihr ſtehenden nordöſtlichen Richtung. Die beiden bilden die Gebirgsumrahmung, die aus Böhmen das geſchloſſenſte, daher früh entwickelte und ſeine nationale Eigenart mitten im Deutſchtum erhaltende Naturland machte. Wo ſich im Fichtelgebirge die Richtungen kreuzen, da ſtoßen auch Böhmen, Bayern, Franken und Oberſachſen zuſammen.

Es iſt wahr, daß das norddeutſche Tiefland als geſchichtlicher Boden ein viel größeres Gewicht durch ſeine ozeaniſchen Beziehungen empfangen hat als das mittel- und oberdeutſche Hochland, das von jenem in dem Augenblick immer abhängiger werden mußte, wo es vom Mittelmeer zurückgedrängt wurde. Beſonders in dem Aufſchwung Norddeutſchlands über Süddeutſchland ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert liegen ozeaniſche Einwirkungen. Die ſüddeutſchen Handelsſtädte traten zurück, ja verödeten, während die norddeutſchen mitten in politiſcher Trübſal eine neue Blüte erlebten. Die Stellung Deutſchlands als eines Durchgangslandes zwiſchen den nördlichen Meeren und dem Mittelmeer fiel faſt in Vergeſſenheit. Als Napoleon vor hundert Jahren mit dem Bau der Simplonſtraße eine neue Zeit für den ſeit den Römern nicht mehr energiſch geförderten transalpinen Verkehr heraufführte, ahnte wohl niemand in Deutſchland, daß damit ein Wendepunkt der Geſchichte der deutſch-mittelmeeriſchen Beziehungen eingetreten war, in die ſich erſt von da an neues Leben wieder ergoß. An dem um-

mittelbaren Seeverkehr zwiſchen der Nordhälfte Europas und dem Mittelmeer hat ſich übrigens die deutſche Handelsflotte nur in geringem Maße beteiligt. Doch haben auch in dieſer Beziehung die letzten Jahrzehnte vieles nachzuholen begonnen. Noch mehr bleibt endlich in der allerdings zum größten Teil von Öſterreich abhängigen Entwicklung unſerer Beziehungen zur untern Donau und zum öſtlichen Mittelmeer zu tun.

Auf deutſchem Boden finden wir auch in der Form der Siedlungen die keltiſchen und ſlawiſchen Spuren, zwiſchen denen durch und über die hin ſich überall die deutſchen Formen der Siedlung teils erhalten, teils ausgebreitet haben. Es iſt nicht leicht, dieſe deutſchen Formen rein herauszuſchälen. Wo es noch möglich iſt, da finden wir Dörfer von mittlerer Größe, in denen die Gehöfte anſcheinend planlos liegen; daher der Name Haufendorf. Die Flur iſt in der Weiſe in Hufen geteilt, daß jede Hufe einem Hausvater mit ſeiner Familie und ſeinem Geſinde hinreichend Nahrung gibt. Das Ackerland wurde in Gewanne von gleicher Bodenbeſchaffenheit geteilt und in jedem Gewann jeder Hufe ein beſtimmter Anteil zugewieſen. Daher liegen die Äcker eines Beſitzers bunt über die Flur zerſtreut. Das Haus iſt in dieſen Dörfern das ſogenannte fränkiſche in irgendeiner ſeiner zahlreichen Abwandlungen: die Wohnräume den vordern, die Ställe den hintern Teil einnehmend, die Scheune als beſonderer Bau daneben. Das Gebirgshaus der Schweiz und der alemanniſch-ſchwäbiſchen Teile der Alpen iſt eine dem Gebirge angepaßte Abart. Die Art der Bodenverteilung läßt noch heute die Walddörfer unterſcheiden, wo ſich von den Gehöften im Tal aus die Flur in unregelmäßigen Rücken die beiderſeitigen Abhänge hinaufzieht, und die Dörfer, wo nach flämiſchem Herkommen die Hufen als parallel von einem Mittelweg ausgehende Streifen angelegt wurden. Der Hof, von einigen auf das alte keltiſche Clanhaus zurückgeführt, hat alle ſeine Felder in geſchloſſenem Zuſammenhang mit Wald und Weide um ſich liegen. Welches auch ſein Urſprung ſei, er ſteht ſo feſt und ſicher in der Natur, als ſei er da herausgewachſen. Er iſt als ein echtes Langhaus in Weſtfalen und in leichten Abwandlungen am Niederrhein und bei den Frieſen und Holländern und zerſtreut bis über die Elbe hinaus nach Rügen und Pommern zu finden, wo er ſich vielfach den Dörfern eingegliedert hat. Alles gruppiert ſich hier urſprünglich um die Diele, die vorne Tenne, hinten Herdplatz iſt und unmittelbar vom Dach bedeckt wird. Die fächerförmige Anlage des Runddorfes gehört den weſtlichen wendiſch-ſorbiſchen Stämmen. Die Gehöfte liegen im Kreiſe oder hufeiſenförmig um einen runden oder ovalen Platz, der urſprünglich nur einen Zugang hatte. Hinter jedem Gehöft folgt ein keilförmig ſich verbreitender Baumgarten, und das Ganze umſchließt eine runde Hecke. Eine andere Form iſt das öſtlich von der Oder häufige Straßendorf. Die Häuſer ſtehen in zwei Reihen an einer breiten Straße, in der Kirche, Schule, Schmiede und der Dorfteich liegen. Beide Formen gehen zuſammen mit der

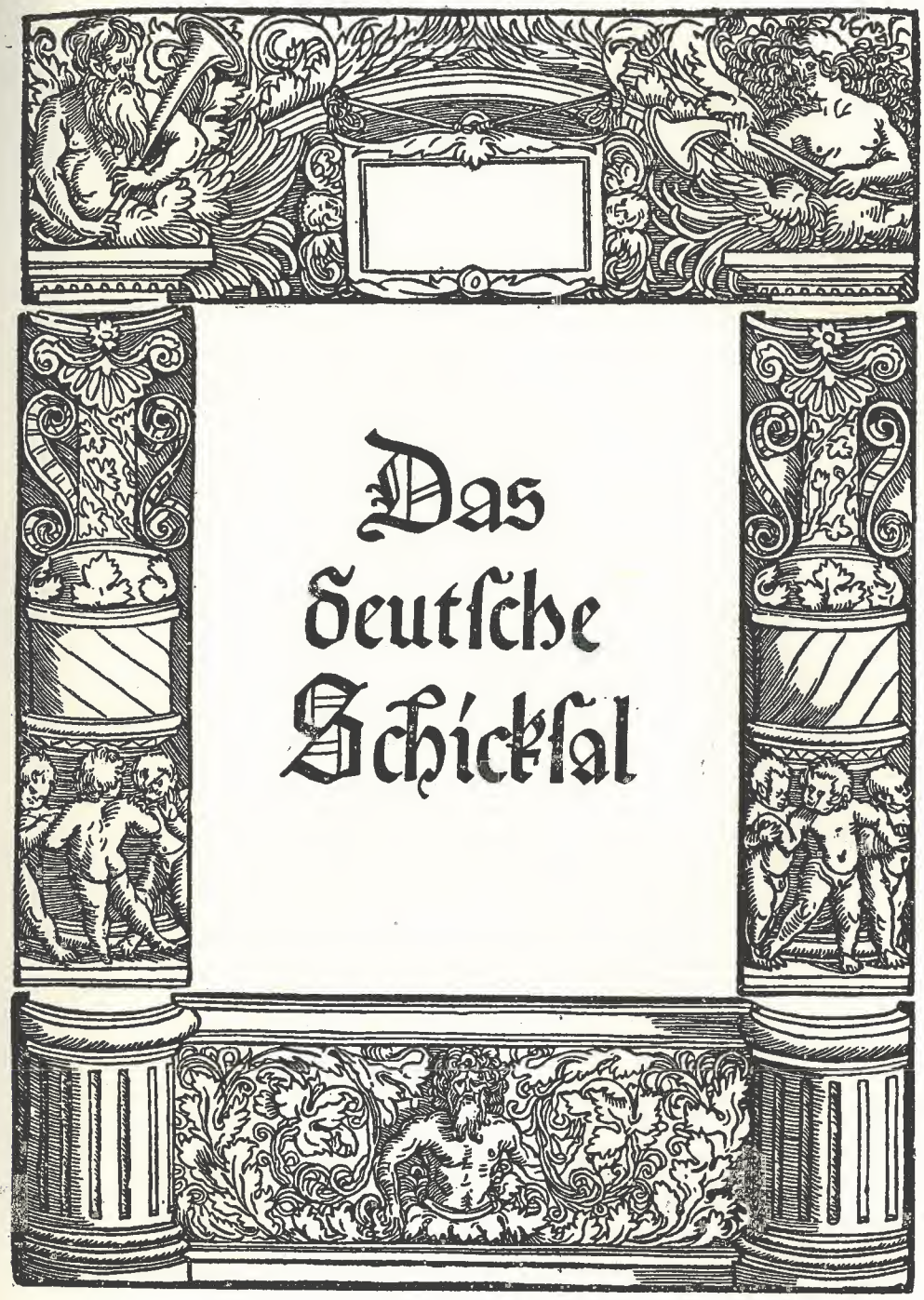
ſlawiſchen Hausgemeinſchaft. Indem die Deutſchen von den Alpen bis zur Oſtſee in die von Slawen beſetzten Länder vordrangen, führten ſie zwar überall ihre Bodenverteilung ein, ließen aber in vielen Gegenden die ſlawiſchen Dorfanlagen beſtehen. In Litauen fanden ſie den Einzelhof vor, der dem weſtfäliſchen ähnlich iſt.

Die weitaus größte Zahl der deutſchen Städte und Dörfer reicht um ein Jahrtauſend zurück, aber jede einzelne Siedlung, mit wenigen Ausnahmen, iſt gewachſen. Man iſt erſtaunt, wie früh ſelbſt die Namen von Höfen und Hütten der hinterſten Alpentäler vorkommen. Eine Karte, auf der jede Siedlung durch einen Punkt bezeichnet wäre, würde für das Jahr 900 viele Teile von Weſt- und Süddeutſchland nicht viel anders zeigen, als ſie heute ſind. Ganz anders, wenn wir die Größe der Wohnplätze berückſichtigen. An die Stelle einer älteren Ungleichheit der Bevölkerungsverteilung, die zwiſchen den am früheſten urbar gemachten ſonnigen Hängen und natürlichen Lichtungen der Flußtäler weite menſchenleere Strecken liegen ließ, iſt ſeit Jahrhunderten eine andere immer wachſende Art von Ungleichheit durch den Wechſel von dicht und dünn bewohnten Gebieten getreten. Stärker als je hat der Zug nach den Städten unſere Bevölkerung erfaßt. Das war nicht immer ſo. Das Deutſchland der ſächſiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſer war viel ſtädteärmer, und ſeine Städte waren eng und von halb dörflichem Weſen und durch weite unbewohnte Räume getrennt. Aber da ſich die Städte niemals wie die Dörfer an den Wald und das Feld anſchmiegen und gleichſam organiſch mit ihrem Boden verwachſen, ſondern vielmehr mit der Natur um den Vorrang kämpfen und etwas Selbſtändiges und Dauerndes in der Landſchaft darſtellen, ſo ſind aus der früheſten Städtezeit Mauern, Tore, Türme, Brücken, Paläſte, Kirchen erhalten, und ſo aus allen folgenden. Deshalb gehören ſtädtiſche Bauten aus allen Zeiten zu den hervortretendſten Zügen der deutſchen Landſchaft und tragen am allermeiſten zu ihrem geſchichtlichen Charakter bei. Jedes Jahrhundert, jede geſchichtliche Gruppierung, jeder Stil hat ſeine Spuren in ihnen zurückgelaſſen.

Kein Stil hat die deutſche Landſchaft ſo beeinflußt wie der gotiſche. Kinder der Gotik ſind nicht nur die hochragenden Türme von Köln, Straßburg, Freiburg, Ulm, Regensburg und die einfacheren Türme der großen Backſteinkirchen des Nordens; auch die ſchlanken ſpitzen Türme einfacher Dorfkirchen gehören zu dieſer Familie. Der herrliche durchbrochene Turm des Straßburger Münſters herrſcht königlich über der Landſchaft des mittleren Elſaſſes. Er iſt in dem ebenen Tal dee Oberrheins ſichtbar vom Fuß der Vogeſen bis zum Fuß des Schwarzwaldes. So beherrſcht aber auch jeder Kirchturm ſeinen Umkreis, in dem er das hervorragendſte und idealſte Bauwerk iſt. Es iſt alſo wichtig, daß er hoch hervorragt.

Die katholiſchen Gegenden Deutſchlands haben allein in ihren Feldfluren und auf ihren Anhöhen manche andere Zeugniſſe ihres Glaubens bewahrt, der ſich oft wunderbar feinfühlig mit einem alten, unbewußten Naturſinn verbindet. Wer wiſſen will, wie tief das Naturgefühl in der deutſchen Seele wurzelt, der ſehe ſich einmal die Lage der einfachſten Kapellen, Kreuzwege und Wallfahrtskirchlein an; kaum eines, das nicht den Blick über ein weites, fruchtbares Land, oder die von ſelbſt zur Umſchau anregende Lage auf einem Gebirgskamm, oder die Schauer einer Waldestiefe mit dem religiöſen Empfinden zu vereinigen geſucht hätte. Außerdem hat jeder alte Biſchofsſitz und haben viele Klöſter mit den religiöſen auch künſtleriſche Anregungen ausgeſtrahlt.

Die Geſchichte jeder Stadt und jeder Landſchaft lehrt die fortreißende Gewalt kennen, die in jedem kleinſten Äderchen dieſes modernen Verkehrsſyſtems wirkſam iſt. Sie gehören alle einem einzigen Strome an, und ſo ſind ſie auch überall dieſelben und ſtreben überall die Ausgleichung der in zwei Jahrtauſenden angeſammelten Verſchiedenheiten an, die den weſentlichen Charakter der deutſchen hiſtoriſchen Landſchaft, die Mannigfaltigkeit, ausmachen. Später erſt werden Spuren der politiſchen Mannigfaltigkeit verſchwinden, die in der Zeit der ſtaatlichen Zerſplitterung den deutſchen Boden mit zahlloſen politiſchen Mittel- und militäriſchen Stützpunkten kleinſten Formats, mit Schlagbäumen und Grenzpfählen in allen Farben und mit allen jenen Abſtufungen der ſtaatlichen Leiſtungen und Attribute bedeckt haben, die wir z. B. noch ſehr deutlich in dem Unterſchied der Güte der Landſtraßen von der Rheinpfalz durch Baden und Württemberg nach Altbayern wahrnehmen. Mit der Zerſplitterung zuſammen ging ein Überwuchern der politiſchen Züge in der hiſtoriſchen Landſchaft, Zeugniſſe der Vielregiererei und Bevormundung, die zum Glück großenteils der Vergangenheit angehören. Es bezeugt ein geſünderes Leben, daß die in der Lage und den Bodenverſchiedenheiten liegenden Kulturunterſchiede dieſe Merkmale künſtlicher, willkürlicher Sonderungen immer mehr verdrängen, und daß damit die hiſtoriſche Landſchaft immer treuer den organiſchen Zuſammenhang des Volkes als eines Ganzen, wenn auch Mannigfaltigen, mit ſeinem Boden abſpiegelt.


Das
Deutsche
Schicksal

Albrecht Dürer / Bildnis der Mutter

Albrecht Dürer / Adam und Eva

Die Grundlagen der deutſchen Geſchichte

Heinrich von Treitſchke

ie deutſche Nation iſt trotz ihrer alten Geſchichte das jüngſte unter den großen Völkern Weſteuropas. Zweimal ward ihr ein Zeitalter der Jugend beſchieden, zweimal der Kampf um die Grundlagen ſtaatlicher Macht und freier Geſittung. Sie ſchuf ſich vor einem Jahrtauſend das ſtolzeſte Königtum der Germanen und mußte acht Jahrhunderte nachher den Bau ihres Staates auf völlig verändertem Boden von neuem beginnen, um erſt in unſeren Tagen als geeinte Macht wieder einzutreten in die Reihe der Völker.

Sie hatte einſt in überſchwellendem Tatendrang die Kaiſerkrone der Chriſtenheit mit der ihren verbunden, ihr Leben ausgeſchmückt mit allen Reizen ritterlicher Kunſt und Bildung, Ungeheures gewagt und geopfert, um die Führerſchaft des Abendlandes zu behaupten. In den weltumſpannenden Kämpfen ihrer großen Kaiſer ging die Macht der deutſchen Monarchie zugrunde. Auf den Trümmern des alten Königtums erhebt ſich ſodann eine junge Welt territorialer Gewalten; geiſtliche und weltliche Fürſten, Reichsſtädte, Grafen und Ritter, ein formloſes Gewirr unfertiger Staatsgebilde, voll wunderbarer Lebenskraft. Mitten im Niedergange der kaiſerlichen Herrlichkeit vollführen die Fürſten Niederſachſens, die Ritter des deutſchen Ordens und die Bürger der Hanſa mit Schwert und Pflug die größte Koloniſation, welche die Welt ſeit den Tagen der Römer geſehen: die Lande zwiſchen Elbe und Memel werden erobert und beſiedelt, die ſkandinaviſchen und ſlawiſchen Völker auf Jahrhunderte hinaus deutſchem Handel, deutſcher Bildung unterworfen. Aber Fürſten und Adel, Bürgertum und Bauerſchaften gehen jeder ſeines eigenen Weges; der Haß der Stände vereitelt alle Verſuche, dieſe Überfülle ſchöpferiſcher Volkskräfte politiſch zu ordnen, die zerfallende Staatseinheit in bündiſchen Formen wieder aufzurichten.

Dann hat Martin Luther nochmals begeiſterte Männer aus allen Stämmen des zerſplitterten Volkes zu großem Wirken vereinigt. Der Ernſt des deutſchen Gewiſſens führte die verweltlichte Kirche zurück zu der erhabenen Einfalt des evangeliſchen Chriſtentums; deutſchem Geiſte entſprang der Gedanke der Befreiung des Staates von der Herrſchaft der Kirche. Unſer Volk erſtieg zum zweiten Male einen Höhepunkt ſeiner Geſittung, begann ſchlicht und recht die verwegenſte Revolution aller Zeiten. In anderen germaniſchen Ländern hat der Proteſtantismus überall die nationale Staatsgewalt geſtärkt, die Vielherrſchaft des Mittelalters aufgehoben. In ſeinem Geburtslande vollendete er nur die Auflöſung des alten Gemeinweſens. Es ward entſcheidend für alle Zukunft der

deutschen Monarchie, daß ein Fremdling unsere Krone trug während jener hoffnungsfrohen Tage, da die Nation frohlockend den Wittenberger Mönch begrüßte und, bis in ihre Tiefen aufgeregt, eine Neugestaltung des Reiches an Haupt und Gliedern erwartete. Die kaiserliche Macht, dermaleinst der Führer der Deutschen im Kampfe wider das Papsttum, versagte sich der kirchlichen wie der politischen Reform. Das Kaisertum der Habsburger ward römisch, führte die Völker des romanischen Südeuropas ins Feld wider die deutschen Ketzer und ist fortan bis zu seinem ruhmlosen Untergange der Feind alles deutschen Wesens geblieben.

Die evangelische Lehre sucht ihre Zuflucht bei den weltlichen Landesherren. Als Beschützer des deutschen Glaubens behaupten und bewähren die Territorialgewalten das Recht ihres Daseins. Doch die Nation vermag weder ihrem eigensten Werke, der Reformation, die Alleinherrschaft zu bereiten auf deutschem Boden, noch ihren Staat durch die weltlichen Gedanken der neuen Zeit zu verjüngen. Ihr Geist, von alters her zu überschwenglichem Idealismus geneigt, wird durch die tiefsinnige neue Theologie den Kämpfen des politischen Lebens ganz entfremdet; das leidsame Luthertum versteht nicht die Gunst der Stunde zu befreiender Tat zu benutzen. Schimpflich geschlagen im Schmalkaldischen Kriege beugt das waffengewaltige Deutschland zum ersten Male seinen Nacken unter das Joch der Fremden. Dann rettet die wüste Empörung Moritz' von Sachsen dem deutschen Protestantismus das Dasein und zerstört die hispanische Herrschaft, aber auch die letzten Bande monarchischer Ordnung, welche das Reich noch zusammengehalten; in schrankenloser Willkür schaltet fortan die Libertät der Reichsstände. Nach raschem Wechsel halber Erfolge und halber Niederlagen schließen die ermüdeten Parteien den vorzeitigen Religionsfrieden von Augsburg. Es folgen die häßlichsten Zeiten deutscher Geschichte. Das Reich scheidet freiwillig aus dem Kreise der großen Mächte, verzichtet auf jeden Anteil an der europäischen Politik. Unbeweglich und doch unversöhnt lebt die ungestalte Masse katholischer, lutherischer, kalvinischer Landschaften durch zwei Menschenalter träge träumend dahin, während dicht an unseren Grenzen die Heere des katholischen Weltreichs ihre Schlachten schlagen, die niederländischen Ketzer um die Freiheit des Glaubens und die Herrschaft der Meere kämpfen.

Da endlich bricht der letzte, der entscheidende Krieg des Zeitalters der Glaubenskämpfe über das Reich herein. Die Heimat des Protestantismus wird auch sein Schlachtfeld. Sämtliche Mächte Europas greifen ein in den Krieg, der Auswurf aller Völker haust auf deutscher Erde. In einer Zerstörung ohnegleichen geht das alte Deutschland zugrunde. Die einst nach der Weltherrschaft getrachtet, werden durch die unbarmherzige Gerechtigkeit der Geschichte dem Ausland unter die Füße geworfen. Rhein und Ems, Elbe und Weser, Oder und Weichsel, alle Zugänge zum Meere sind „fremder Nation Gefangene"; dazu am Oberrhein die Vorposten der französischen Übermacht, im Südosten die Herrschaft der Habsburger und der Jesuiten. Zwei Drittel der Nation hat der greuelvolle Krieg da-

hingerafft; das verwilderte Geſchlecht, das noch in Schmutz und Armut ein gedrücktes Leben führt, zeigt nichts mehr von der alten Großheit des deutſchen Charakters, nichts mehr von dem freimütig heiteren Heldentum der Väter. Der Reichtum einer uralten Geſittung, was nur das Daſein ziert und adelt, iſt verſchwunden und vergeſſen bis herab zu den Handwerksgeheimniſſen der Zünfte. Das Volk, das einſt von Kriemhilds Rache ſang und ſich das Herz erhob an den heldenhaften Klängen lutheriſcher Lieder, ſchmückt jetzt ſeine verarmte Sprache mit fremden Flittern, und wer noch tief zu denken vermag, ſchreibt franzöſiſch oder lateiniſch. Das geſamte Leben der Nation liegt haltlos jedem Einfluß der überlegenen Kultur des Auslandes geöffnet. Auch die Erinnerung an die Hoheit wundervoller Jahrhunderte geht der Maſſe des Volks über dem Jammer der Schwedennot, über den kleinen Sorgen des armſeligen Tages verloren; fremd und unheimlich ragen die Zeugen deutſcher Bürgerherrlichkeit, die alten Dome in die verwandelte Welt. Erſt anderthalb Jahrhunderte darauf hat die Nation durch mühſame gelehrte Forſchung die Schätze ihrer alten Dichtung wieder aufgegraben, erſtaunend, wie reich ſie einſt geweſen. Kein anderes Volk war jemals ſo gewaltſam ſich ſelber und ſeinem Altertum entfremdet; ſogar das heutige Frankreich iſt nicht durch eine ſo tiefe Kluft getrennt von den Zeiten ſeines alten Königtums. —

Die grauenhafte Verwüſtung ſchien den Untergang des deutſchen Namens anzukündigen, und ſie ward der Anfang eines neuen Lebens. In jenen Tagen des Elends um die Zeit des Weſtfäliſchen Friedens beginnt unſere neue Geſchichte. Zwei Mächte ſind es, an denen dies verſinkende Volk ſich wieder aufgerichtet hat, um ſeitdem in Staat und Wirtſchaft, in Glauben, Kunſt und Wiſſenſchaft ſein Leben immer reicher und voller zu geſtalten: die Glaubensfreiheit und der preußiſche Staat.

Deutſchland hatte durch die Leiden und Kämpfe der dreißig Jahre die Zukunft des Proteſtantismus für den geſamten Weltteil geſichert und zugleich den Charakter ſeiner eigenen Kultur unverrückbar feſtgeſtellt. Sein äußerſter Süden ragte hinein in die katholiſche Welt der Romanen, ſeine Nordmarken berührten das harte Luthertum Skandinaviens, doch ſeine Kernlande blieben der Sammelplatz dreier Bekenntniſſe. Die deutſche Nation war das einzige paritätiſche unter den großen Völkern und darum gezwungen, den blutig erkämpften kirchlichen Frieden in Staat und Geſellſchaft, in Haus und Schule durch die Gewöhnung jedes neuen Tages zu befeſtigen. Vorzeiten, da die römiſche Kirche noch die allgemeine Kirche war und die Keime des Proteſtantismus in ſich umſchloß, hatte ſie unſer Volk für die Geſittung erzogen, ſeine Kunſt und Wiſſenſchaft reich befruchtet. Als ſie dieſe Mächte der Freiheit ausſtieß und geſtützt auf die romaniſchen Völker ſich umgeſtaltete zu einer geſchloſſenen kirchlichen Partei, da gelang ihr zwar durch die Herrſcherkunſt des Hauſes Habsburg einen Teil des deutſchen Reiches zurückzuerobern; dem Gemüte unſeres Volkes blieb der jeſuitiſche Glaube

immer fremd. Die reichen geistigen Kräfte der neu-römischen Kirche entfalteten sich prächtig in ihren romanischen Heimatlanden; in diesem feindlichen deutschen Boden, in diesem Volke geborener Ketzer wollten sie nicht Wurzel schlagen. Hier sang kein Tasso, kein Calderon, hier malte kein Rubens, kein Murillo. Fast niemand unter den faulen Bäuchen des deutschen Mönchtums wetteiferte mit dem Gelehrtenfleiße der ehrwürdigen Väter von St. Maur. Die Gesellschaft Jesu erzog unter den Deutschen viele fromme Priester und gewandte Staatsmänner, auch manche plumpe Eiferer, welche, wie Pater Busenbaum, mit ungeschlachter Germanenderbheit der Welt das Geheimnis verrieten, daß der Zweck die Mittel heilige; doch ihre gesamte Bildung war das Werk romanischer Köpfe, wie die sinnberauschenden Formen ihres Kultus. In Deutschland wirkte der neue Katholizismus nur hemmend und verwüstend; sein geistiges Vermögen verhielt sich zu der Gedankenwelt der deutschen Protestanten wie die unfruchtbare Scholastik unseres ersten Jesuiten Canisius zu der schlichten Weisheit der Werke Luthers. Rom wußte es wohl, Deutschland blieb die feste Burg der Ketzerei, trotz aller Massenbekehrungen der Gegenreformation. Das Mark unseres Geistes war protestantisch.

Die teuer erkaufte kirchliche Duldung bereitete die Stätte für eine maßvolle Freiheit, eine besonnene Verwegenheit des Denkens, die unter der Alleinherrschaft einer Kirche niemals gedeihen kann. Auf solchem Boden erwuchs, sobald das erschöpfte Volk wieder geniale Naturen zu ertragen vermochte, unsere neue Wissenschaft und Dichtung, die wirksamste Literatur der neuen Geschichte, protestantisch von Grund aus und doch weltlich frei und mild. Sie schenkte der verkümmerten Nation aufs neue eine mächtige Sprache, gab ihr die Ideale der Humanität und den Glauben an sich selbst zurück. Also sind unserem Volke selbst die Niederlagen der Reformation zuletzt zum Segen geworden. Gezwungen, alle die großen Gegensätze des europäischen Lebens in seinem eigenen Schoße zu beherbergen, ward Deutschland fähig, sie alle zu verstehen und mit der Kraft des Gedankens zu beherrschen. Seine Seele tönte von jedem Atemzuge der Menschheit. Seine klassische Literatur ward vielseitiger, kühner, menschlich freier als die früher gereifte Bildung der Nachbarvölker. Hundertfünfzig Jahre nach dem Untergange der alten deutschen Kultur durfte Hölderlin das neue Deutschland also anreden:

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Alldulbend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Zugleich erwachte wieder die staatenbildende Kraft der Nation. Aus dem Durcheinander verrotteter Reichsformen und unfertiger Territorien hob sich der junge preußische Staat empor. Von ihm ging fortan das politische Leben Deutsch-

lands aus. Wie einſt faſt um ein Jahrtauſend zuvor die Krone von Weſſex alle Königreiche der Angelſachſen zum Staate von England vereinigte, wie das Königtum der Franzoſen von der Isle de France aus, das ganze Mittelalter hindurch, die Teilſtaaten der Barone und Kommunen eroberte und bändigte, ſo hat die Monarchie der brandenburgiſch-preußiſchen Marken der zerriſſenen deutſchen Nation wieder ein Vaterland geſchaffen. Das harte Ringen um die Anfänge der Staatseinheit gelingt gemeinhin nur der derben bildſamen Lebenskraft jugendlicher Völker; hier aber vollzog es ſich im hellen Mittagslichte der neuen Zeit, gegen den Widerſtand des geſamten Weltteils, im Kampfe mit den legitimen Gewalten des heiligen Reichs und den unzähligen, durch eine alte Geſchichte verhärteten Gegenſätzen des vielgeſtaltigen deutſchen Lebens. Es war die ſchwerſte Einheitsbewegung, die Europa erlebte, und nur der letzte, volle, durchſchlagende Erfolg hat endlich die widerwillige Welt gezwungen, an das ſo oft ausſichtslos geſcholtene Werk zu glauben.

Die Germanen

Guſtav Freytag

chon in der Urzeit, als die Germanen ſich in den Hochebenen Aſiens von ihren Brüdern, den Indern und Perſern, den Griechen und Italikern, ſchieden, waren ſie, wie der gemeinſame Sprachſchatz der urverwandten Völker ausweiſt, Ackerbauer, welche die Schar auf ihren Wagen nach dem Weſten führten; Herdenbeſitzer mit Roſſen, Rindern, Schafen und Schweinen, ja mit dem kleinen Geflügel unſerer Höfe; Hausväter, welche in rechter, geweihter Ehe mit einer Frau den Haushalt, Knechte und Mägde regierten, welche Häuſer bauten, welche ihr Acker- und Weideland nach geſetzlicher Form verteilten. Sie brachten eine rechtliche Ordnung ihres Lebens mit und hatten die Welt, die ſie umgab, in welche ſie ehrfürchtig und begehrlich blickten, durch einen Glauben und eine Weisheit gedeutet, welche Ausdruck eines reichen und tiefen Gemüts war. Ihre Götterwelt war ſchon damals geſtaltenreich; das Größte, was aus der Natur in ihre Seele drang, und das heimliche Kleinleben der Natur war perſonifiziert, ſie nahten den Überirdiſchen durch Opfer und Göttertrank, ſie ehrten und fürchteten ſchon damals zwei Kreiſe göttlicher Weſen, welche einander bekämpften. Die Wolken am Himmel waren die Herde des Fruchtbarkeit ſpendenden Gottes, der vernich-

tende Bergſtrom war die Schlange, welche feindſelig gegen ihr Ackerland niederſchoß, Himmel und Erde wurden verehrt als der liebe Vater und die große Mutter. Sie verſtanden auch ſchädliche Einwirkung überirdiſcher Gewalten durch Beſchwörung zu bannen; ſie ſpuckten das Schädliche ab oder wieſen ihm die Zunge; ſie hatten heilkräftige Sprüche gegen Krankheit, gegen den bohrenden Wurm im Finger und Zahn und gegen zerbrochene Glieder, Sprüche, deren Worte noch jetzt ebenſo in unſerem Volke klingen, wie ſie in den Veda der Inder verzeichnet ſind; es ſoll gefügt ſein Glied zu Glied, Bein zu Bein und Blut zu Blut. Und wenn das germaniſche Mädchen wiſſen wollte, ob ein ſtiller Herzenswunſch Erfüllung finden werde, ſo faltete es ein Blatt des wilden Mohnes oder der Hageroſe zuſammen und zerklatſchte es an den Muskeln des Armes.

Vieles in Glauben, Sage, Recht, Sitte haben die Germanen aus jener Urzeit treu bewahrt. Zu den altertümlichſten und ehrwürdigſten Bräuchen ihres Glaubens gehörte die Götterweihe, wodurch ſie die Grenzen der Gemeinde und des Volkes zu ſchützen ſuchten. In feſtlichem Zuge geleiteten ſie an hochheiligen Tagen den Wagen, das Schiff, die Zeichen ihrer Gottheit um die Marken; bis über das Mittelalter dauerte der Brauch beſtätigender Umzüge. Mehr als jedes andere Volk hat der Deutſche ſich Haus und Hof, Flur und Wald mit dem vertrauten oder beſchwerlichen Volk kleiner Geiſter belebt, die geſchäftig um ihn walten und zu ihm in einem Verhältnis ſtehen, in welchem ſehr früh ſein derber Humor und poetiſcher Sinn ſichtbar werden. Sein geſamtes Dorfleben iſt gemütvoll hergerichtet. Auch die Römer rühmen die Wärme und Stärke der Hausgefühle an den Deutſchen, nicht nur der Menſchen untereinander, auch ihre Freude an den Hoftieren. Sogar Arioviſt wirft dem Cäſar entgegen, nur Hoffnung auf hohes Glück und hoher Preis habe ihn vermocht, ſein Haus und ſeine Lieben zu verlaſſen; auch Armin mahnt ſeinen Bruder Flavus über den Bach an Mutter, Haus und Heimat.

Ja noch mehr. Wir haben ſichere — zu wenig beachtete — Zeugniſſe dafür, daß die Germanen ihr Eigentumsrecht am heimiſchen Grund und Boden mit einer merkwürdigen Zähigkeit feſthielten. Sogar die Auswanderer verzichteten nicht auf ihr Anrecht an die Dorfflur ihrer Heimat, und ihre Rechte ſcheinen für ſo heilig gegolten zu haben, daß ſie durch keine Zeit und Verjährung genommen wurden. Und zwar offenbart ſich dies großartige Rechts- und Heimatsgefühl gerade in der wilden Zeit, in welcher, wie man wohl annimmt, die Völker im Wandertaumel den alten Bauernfleiß verloren hatten.

Solch eiſenfeſtes Halten des heimiſchen Landbeſitzes und ſo hohe Auffaſſung der Bodenrechte ſind nur bei einer Nation möglich, deren Leben auf einer zwar einfachen, aber regelmäßigen und umfangreichen Produktion von Feldfrüchten und auf einem Herdenbeſitze beruht, der im Wirtſchaftshofe zuſammengehalten wird, und nur bei einer Nation, welcher viele Jahrhunderte einer feſten Gemeindeordnung dieſe ſittlichen Vorſtellungen tief in die Seele geprägt haben.

Auch erkennen wir deutlich aus den Römerberichten, wie der deutsche Landwirt damals lebte, im Norden in Einzelhöfen, meist aber in geschlossenen Dörfern. Wahrscheinlich hatte, als Tacitus schrieb, der Marschbewohner an der Nordsee schon die ersten einfachen Dämme gegen die schwellende See gezogen, schon stand sein Wohnsitz auf den Warfen, kleinen Erdhügeln, welche ihn bei hoher Flut über dem Wasser erhielten, schon weideten seine Heideschafe im Sommer in dem Grün des neuangeschwemmten Bodens. Im Binnenland aber wohnte der Landbauer in seinem Blockhaus oder in Lehmwänden, die er schon damals mit glänzendem Weiß zu tünchen liebte. Herden von Borstvieh lagen im Schatten der Laubwälder, und die geräucherte Ware aus Deutschland war unter Diocletian ein namhafter Handelsartikel, die westfälischen Schinken wurden den Marsen und Menapiern abgekauft und bis nach Griechenland und Kleinasien verfahren. Pferde und Rinder grasten auf dem Dorfanger, langlodige Schafe an den trocknen Berglehnen. Mit dem Flaum der großen Gänseherden wurden weiche Pfühle gestopft. Der fremde Händler, welcher Luxuswaren und gute Geldstücke der Römer in seinem Karren vor das Haus des Landmanns fuhr, tauschte von ihm die hochgeschätzten Gänsefedern, Schinken und Würste aus dem Rauchfang, Hörner des Urs und großes Geweih, Pelzwerk, sogar Toilettengegenstände: blondes Haar der Sklaven und feine Pomade zum Haarfärben. Schon kaufte er deutsche Möhren auf, welche sein Kaiser Tiberius als Delikatesse empfohlen hatte, er sah mit Erstaunen in dem Garten seines deutschen Gastfreundes riesenhafte Rettiche und erzählte seinen Landsleuten, daß ihm ein Deutscher wilde Honigwaben von acht Fuß Länge gewiesen habe.

Auch das Handwerk rührte sich in den Häusern, geradeso kunstvoll wie es bei kriegerischen Landbauern getrieben werden kann, am angesehensten war die männliche Tätigkeit der Schmiede. Eisen war teuer, aber es wurde von den östlichen Stämmen gegraben und geschmolzen; die Schneide der Schwerter und Messer wußte man zu stählen, kunstvoll Helm und Brünne zu runden. Der Goldschmied faßte die Hörner des Urs mit edlem Metall zu Trinkgefäßen, er fertigte Halsketten und Armringe, zuweilen mit sinnigen Arabesken von Schlangenwerk, und schlug goldene Schaustücke nach dem Muster eingeführter Münzen und römischer Legionsorden. Die Bewohner des Seestrandes bauten ihre Wogengänger, die Schiffe, höchst praktisch für den starken Wasserschwall der Nordmeere, mit zierlicher Schnitzarbeit versahen sie die gekrümmten Steven und zogen buntgefärbte Segel an den Mast. Auf dem Webstuhl, dem uralten Besitz der Indogermanen, webten die Frauen in unterirdischem Raume, dem Tung, der gegen die Kälte mit Dünger belegt wurde, leinene und wollene Stoffe, sie färbten mit Färberröte und blauem Waid, sie verfertigten wasserdichten Flaus und feine Fransen und Borten und stickten mit der Nadel. Die nationale Tracht der Deutschen war — außer dem Pelzrock — der Reno, ein regendichtes wollenes Wams bis zum Nabel, den Ärmern nächst dem Schurz um die Lenden und dem ledernen Bundschuh zuweilen

das einzige Kleidungsstück; wer etwas auf sich hielt, trug darunter ein enges leinenes Unterkleid. Auch die Pelzröcke wurden, wenigstens im Binnenland, wo man wertvolle römische Stoffe nicht leicht erhalten konnte, sorglich gefertigt und mit kostbarem Pelzwerk verbrämt. Aber alles Handwerk war Dorfarbeit. Der Arbeiter saß auf seiner oder des Blutgenossen Hufe oder schuf im Haushalt des Häuptlings. Auch der Nachbar Schmied war ein Landwirt wie jeder andere. Die Germanen wußten eben zu machen, was sie brauchten. Daß sie ihren Bedarf geschickt verfertigten mit allen nötigen Werkzeugen, ist selbstverständlich, denn wir wissen, daß viele dieser Werkzeuge zu den frühesten Erfindungen des Menschengeschlechts gehören und schon in den Zeiten, welche vor aller Geschichte liegen, und lange bevor man Metalle verarbeitete, mit erstaunlichem Scharfsinn erdacht worden sind.

Bedeutsam aber für die Schicksale der Germanen war die Weise, in welcher der einzelne auf dem Boden saß. Nur als freier Grundbesitzer, als Mitglied einer Gemeinde galt er im Volke, und eisenfest war sein Besitz in das Gemeindeeigen gefügt. Eigentümerin der Dorfflur ist die Gemeinde. Nur Haus, Hof, den umzäunten Garten und die Herden besitzt jeder Grundbesitzer als freies Eigen. Zunächst an den Wohnungen liegen Äcker und Wiesen, in Lose oder Hufe geteilt, welche von den einzelnen Besitzern zu eigenem Vorteil bewirtschaftet werden. In weiterem Kreise darum der Wald, die Weide, das Ried, der Teich, sie werden von der Gemeinde verwaltet, dem Mitglied der Genossenschaft steht nur im Verband mit den andern das Nutzungsrecht daran zu, denn er darf sein Weiderecht nur ausüben, wenn er Rosse, Rinder, Schafe, Borstenvieh und Federvieh in der Gemeindeherde darauf sendet. Auch im Bau der Äcker und Benutzung der Wiesen ist er durch die Gemeinde beschränkt, auch dieser Teil der Dorfflur wird in bestimmter Zeit des Jahres von den Herden der Gemeinde beweidet, die Zeit des Fruchtbaues und Heugewinnes ist ihm durch Gemeindebeschluß bestimmt, sogar die Früchte, welche er auf dem Acker bauen darf, sind ihm vorgeschrieben. Aber wie Haus, Hof und Herde nach Volksrecht auf seine Erben übergehen, so auch der ganze ideale Eigentumsanteil, den er an dem Gemeindeeigen besitzt.

Die Gemeinde aber als oberste Eigentümerin der Flur umschloß die gesamte irdische Existenz des Familienvaters; im Verbande mit Markgenossen zog er sein Vieh, baute er sein Feld, kämpfte er für die Rechte seiner Mark, als Hufenbesitzer half er an der Dingstätte das Recht finden, wählte er den Häuptling, beriet er in der Volksversammlung, zog er zur Heerschau, hob er vor dem Kriegszuge den gewählten Feldherrn auf seinen Schild. Sein Tagesleben gab ihm unaufhörlich Veranlassung, sich als Gleichberechtigten unter den Genossen zu fühlen. Eifersüchtig wachte er darüber, daß die Äcker gleichgemessen waren, daß ihm die Nahrung seiner Tiere nicht durch übermäßige Zucht in den Höfen seiner Nachbarn beschränkt wurde. Dies demokratische Gefühl der Gleichberechtigung mit allen andern wurde ein vorherrschender Zug im Leben der Deutschen. Auch sein Häupt-

ling ſollte in der Dorfflur nicht anders angeſiedelt ſein als ein anderer Dorfgenoſſe, ſeine Hufe wurde ihm aufgeteilt wie den andern, ſeine Herde ſollte mit dem Gemeindevieh weiden. Als Cäſar ſich bei einem Suevenhäuptling nach der auffälligen Ackerteilung durch gleiche Loſe erkundigte, erhielt er die Antwort, dieſe Gleichheit ſei notwendig, damit der gemeine Mann nicht unzufrieden werde. Auf dieſelbe demokratiſche Gleichheit der Rechte hielt der deutſche Landbauer auch in der Volksverſammlung, vor Gericht und im Heer. Den Rechtsſpruch gegen ihn durften nur gleichberechtigte Hufenbeſitzer finden, ſogar den Schuldigen durfte niemand binden und ſchlagen als der Prieſter im Namen der Gottheit.

Wenn ſpäter in den Zünften der deutſchen Städte genau begrenzt wurde, wie viele Geſellen und Lehrlinge jeder Meiſter haben dürfe, damit er nicht ſeine Genoſſen durch übergroße Rührigkeit ſchädige, ſo iſt auch dieſe auffällige Beſchränkung aus derſelben angeſtammten Anſchauung von dem gleichen Recht der Geſellſchaftsgenoſſen hervorgegangen. Es iſt eine große Wandlung, und es ſind ungeheure Schickſale nötig geweſen, um dieſen alten Hufenſtolz der Germanen ſo weit umzuformen, daß ſie durch Jahrhunderte die untertänigſte aller Nationen wurden.

Bei ſolcher Flurverfaſſung aber war ein Lebensintereſſe der Gemeinde, daß die Zahl der nahrungsbedürftigen Menſchen nicht vermehrt wurde. Der wertvollſte Beſitz eines Hofes war das Vieh; es war alſo gemeiner Vorteil, Waldweide, Bergweide und Ackerweide der Gemeindeherde zu erhalten und dieſe Herde nicht ſo weit zu vergrößern, daß die Nahrung ſpärlich wurde. Wuchs nun die Menſchenzahl in der Gemeinde, im Gau, im Volke, ſo erhob ſich ſofort laut und leidenſchaftlich die Forderung nach neuem Acker- und Weidegrund. Vermehrung des Getreidebaues und des Viehbeſtandes durch höhere Bodenkultur war bei dem Flur- und Weidezwang gänzlich ausgeſchloſſen, es blieb nichts übrig als Erweiterung der Grenzen gegen ſchwächere Nachbarvölker. Daher die unabläſſigen innern Kriege, in denen der Überſchuß der Volkskraft aufgerieben oder der unterliegende Teil durch Landentziehung zur Dürftigkeit herabgedrückt wird. War die Erweiterung der Grenzen unmöglich, ſo mußte ein Teil des Volkes ausziehen und neue Fluren ſuchen, und dieſe Auswandererzüge mußten mit einer periodiſchen Regelmäßigkeit, außerdem nach Hungerjahren, nach unglücklichen Kriegen ſtattfinden. Der letzte Grund war immer ein ernſtes ſoziales Leiden, das dem kräftigen Volk unerträglich ſchien. Dasſelbe Leiden aber hat beſtanden, ſolange ſich im Mittelalter freie Bauern in dem Syſtem des Flurzwanges und der Gemeindeeigen erhielten. Es iſt im letzten Grunde dieſer Flurzwang, welcher die Völkerwanderung veranlaßte, der kurze Zeit darauf unter Karolingern-, Sachſen- und Frankenkaiſern die Koloniſation in den Oſten der Elbe trug, der die Städte füllte, der große Völkermaſſen in die Kreuzzüge trieb, der unmittelbar darauf die deutſche Pflugſchar bis über die Weichſel, ja weit hinein nach Ungarn führte. Die große Koloniſtenbewegung der Germanen wird erſt gehemmt, ſeit

der deutsche Bauer zur Hörigkeit herabgedrückt und ihm die Auswanderung durch einen gestrengen Herrn gewehrt wird. —

Jedem jungen Volke ist Krieg die männlichste Arbeit, die Erinnerung daran ist ihm begeisternde Poesie. Kein Volk hat je die Poesie des Kampfes mit so leidenschaftlicher Hingabe empfunden als die Germanen. Ihr höchster Gott war der Seelenführer, der die gefallenen Helden in seinem Himmel sammelte; was der Vater den Söhnen erzählte, was der Sänger sang, waren die Großtaten der Vorfahren. Nur wer sich im Kampf bewährt hatte, konnte auf Geltung in dem Volke hoffen. Dazu kamen seit den ersten Römerkriegen noch andere reizvolle Bilder der geschäftigen Phantasie. Der Kampf gab schöne Waffen, Beute, Herden und dienende Arbeiter, in ihm vermochte jeder den Wohlstand zu erwerben, der bei friedlichem Hufenbau in der Gemeinde unmöglich war. Am reichlichsten freilich, wenn der Mann auf eigene Hand auszog oder sich mit wenig Genossen zu gemeinsamer Fahrt verschwor, denn im Volkskrieg wurde der Gewinn dem einzelnen zugeteilt. Wie alles, was der Germane aus sich heraus bildete, eine einseitige Größe und Strenge zeigt, so auch die rücksichtslose Hingabe an die wilde Poesie des Kampfes. Ihn trieb der Schlachtengott wie Sturm und Flammen gegen die Feinde; die Schrecken des Todes verachten, das Ungeheure wagen war des Kriegers Ehre. Auch die Schlacht wurde betrachtet als ein vereinter Kampf vieler einzelnen gegen einzelne, die Kraft des Starken im Kampfgewühl wurde vor allem gefeiert; wer viele Feinde erlegt hatte, war der größte Held. Auch hier war, wie im Volke, der Zusammenhang der Massen schwach, die Kampftüchtigkeit der Führer erschien bewundernswerter als ihre Kunst zu leiten; auch hier war der Gehorsam gering, der eigenwillige Stolz des einzelnen nicht zu bändigen.

Doch merkwürdig, diesem verhängnisvollen Freiheitsgefühl des Germanen stand gegenüber eine Geneigtheit, sich rücksichtslos anderen hinzugeben, die ebenfalls in sehr eigentümlicher Weise hervorbrach. Es war eine Hingabe an Personen, entweder einseitig oder mit gegenseitiger Verpflichtung. Germanisch war bei diesem Verhältnis, daß es freiwillig sein mußte, daß es durch einen Akt feierlicher Verpflichtung geschlossen wurde, daß diese Hingabe nicht an die Familie, den Gau, das Volk stattfand, sondern an einzelne Menschen oder an einen Gott, und daß solche freiwillig übernommene Pflicht für die höchste irdische galt. Die Selbstentäußerung, welche sie forderte, die Treue, welche dabei geübt wurde, war Stolz und Ehre des Sterblichen. Er schließt diese Verbindung für das Leben, auf Zeit, für ein bestimmtes Geschäft; durch Schwur und symbolische Handlung, durch Anlegen des Ringes oder Bandes oder durch geweihten gemeinsamen Trunk wird sie gefestigt. Selbstwillig bei jeder Gelegenheit, überwand der Germane den Egoismus in dieser Form. Der Gatte gelobte sich dem Gatten, der Gespiele schloß mit dem Gespielen einen Bruderbund. So band sich auch der Kriegsmann dem Kriegsgott; dann trug der Katte den eisernen Ring als sicht-

bares Zeichen seiner Hingabe und bildete mit den gleich ihm gefesselten Genossen im Kampf die erste Schlachtreihe, die der Geweihten. Diese grimmigen Dienstmannen des Gottes waren auch im Frieden auffallende Gesellen. Sie sorgten nicht um Weib und Gut, als „Hagestalde" trieben sie ihr ganzes Leben umher und saßen an fremdem Herde, verschwenderisch mit dem Gut anderer, gleichgültig gegen Erwerb, als harte Kampfgenossen geehrt von den Männern, höchlich bewundert von der Jugend. — Ja, das ganze Heer band sich vor der Schlacht noch einmal durch Gelübde zu gemeinsamer Arbeit und Hilfe. Ebenso band sich der Söldner in fremdem Dienst an seinen Kriegsherrn. Wenn die Germanen in die Leibwache römischer Kaiser traten, so faßten sie dieses Verhältnis in heimischer Weise als eine Hingabe ihrer Kraft und ihres Lebens an den neuen Gebieter; wenig kümmerte sie Politik und Recht des fremden Staates, und wenig durfte sie kümmern, ob ihr Herr zum Segen war für andere oder zum Fluch, sie waren verpflichtet, im Kampf für ihn zu sterben, und wenn er durch Hinterlist fiel, seinen Tod durch Blut zu rächen.

Die Pflichten, welche dies freiwillige Gelöbnis auflegt, stehen dem einzelnen höher als die Pflicht gegen den gemeinen Vorteil des Volkes und Landes. Dieser Zug, die höchste Pflicht persönlich, gemütvoll, wählerisch zu bestimmen, jede Unterordnung zu einer freiwilligen zu machen, ist bedeutsam geworden für das gesamte Mittelalter. Wenn uns auffällt, wie schnell der Zusammenhang eines Volkes gestört wird, wie leicht Aufstände ehrgeiziger Häuptlinge, Fürstensöhne, Bannerherren gegen den König möglich werden, so ist der Grund in dem Treueverhältnis zwischen Herrn und Diener zu suchen. An einem Aufstand teilzunehmen, war dem Dienstmann nicht frevelhafte Pflichtverletzung, sondern es war ein Zwang, den eine hohe Pflicht auferlegte.

Dieselbe Anschauung war es, welche den entsagenden Mönch an seinen Gefolgeherrn Christus fesselte, dieselbe Anschauung bindet noch heute den Adel an die Person des Monarchen, den deutschen Priester an die römische Kirche. Wer sich gegen seine Familie und gegen sein Volk erhob, beging auch nach den sittlichen Empfindungen der Vorzeit ein Unrecht, wer aber seinen Treuschwur brach, wie der Mann gegen seinen Herrn, oder die Pflichten, welche aus dem Treuschwur des andern hervorgingen, wie der Herr gegen seinen Mann, der handelte niederträchtig. „Wenn die Not des Herrn dem Manne den Mord seines eigenen Verwandten befiehlt, so muß er auch diesen Mord vollbringen", lehrt ein christlicher Priester, der Gote Jordanes, um zu beweisen, daß die Ostgoten, welche durch Treuschwur an Attila gebunden waren, den Kampf gegen die blutsverwandten Westgoten nicht weigern durften.

Furchtbar ist die Größe und nicht weniger furchtbar die Beschränktheit in der Auffassung sittlicher Pflichten, welche in solcher Hingabe lagen. Sie bildete das Gegengewicht zu dem hochfahrenden Mannestrotz des Deutschen; schrankenlos,

wie die Freiheit des einzelnen gefaßt wurde, war auch die Entäußerung seiner Freiheit.

Unter den Verbindungen, welche durch Treuschwur und freiwillige Hingabe geweiht waren, tritt in ältester Zeit das Gefolgewesen bedeutsam hervor. — Der Häuptling war umgeben von einer männlichen Hausgenossenschaft, welche nicht nur aus seinen Söhnen und Seitenverwandten, den Magen, bestand, auch aus Jünglingen und Männern des Volkes, die ihr Schicksal freiwillig an das seine geschlossen hatten. Sogar der Jüngling aus Götteradel, der Fürstensohn, trat in Gefolgeschaft und Haushalt eines bewährten Häuptlings, bei diesem seine Lehrzeit für Kampf und Rat durchzumachen. Die Mehrzahl der Mannen aber waren solche, denen das eigene Heim und die Arbeit des Feldes nicht lockend war. Poesie und Gemüt der Deutschen wetteiferten, dies Verhältnis mit schönen Farben zu schmücken, aber seine Grundlage war gegenseitiger Nutzen. Der Hausherr übernahm die Sorge für den Lebensunterhalt und die Ausrüstung seines Gefolges, er hieß der Wirt, er war nicht nur Spender von Speise und Trank, ihm ziemte auch, freigebig für treuen Dienst zu sein mit Waffen, Armringen, Rossen. Den erprobten Mann hatte er wohl auch mit Land auszustatten und ihm ein Weib zu vermählen aus seiner Sippe oder der Nachbarschaft. Die Genossen seiner „Metbank" geleiteten ihn dafür zur Versammlung, auf Reisen, im Kriege. Im Hause halfen sie bei männlichem Dienst, richteten die Rosse ab, jagten und zerlegten das Wild und lungerten auf der Diele. In ansehnlicherm Haushalt versahen sie Ehrenämter, des Boten, welcher Nachrichten trug und anmeldete, des Redners, der wohlgefügter Worte mächtig war, des Sängers und des Truchsessen. Im Kriege hatten sie die Waffenämter, ein vertrauter Mann stand in der Schlacht an der Achsel des Herrn, einer reichte den bemalten Schild. Der größere Häuptling führte außerdem einen Speer mit farbigem Bande, und es war ein starker Mann, der ihm diese Kriegsfahne trug. Wollte der Mann eines Häuptlings in eigenem Geschäft zur Fremde, so mußte er die Erlaubnis seines Wirtes werben; gewann er in der Fremde Ehre und Gut, so hatte der Wirt teil am Ruhm und am Gewinn, denn es war schicklich, daß ihm der Mann von seinem Erwerbe abgab.

In der großen Halle des Herrenhauses sammelten sich die Bankgenossen um den Herd, sie saßen zum Mahle in Reihen auf erhöhtem Sitz, in der Mitte auf dem Herrenstuhl der Wirt. Bei mehreren deutschen Stämmen — nicht bei allen teilte die Hausfrau den Herrensitz, sie und die Töchter schenkten das Bier und den Met in Krüge aus Eichenholz, welche vor dem Mahle reihenweis an der Wand gehangen hatten. Am Herde war der große Braukessel befestigt, das geweihte Gerät des Hauses, über dem die Hausgenossen ihre Gelübde taten. Jedem einzelnen war wichtig, wo er saß; dem Fremden, der gastlich aufgenommen wurde, den rechten Platz zu geben, war eine ernste Sache, denn tief kränkte Zurücksetzung. Beim Mahle öffnete sich zwanglos das Gemüt in Scherz und

kluger Rede. Mit feingeſtellten Worten und Anſpielungen zu necken und ſich zu verteidigen, mußte der tüchtige Mann verſtehen. Dazwiſchen unterhielten Erzählungen der Alten von eigenen Taten und den Schickſalen der Ahnen, der Sänger griff in die Saiten und ſang ſein Lied von dem Stammeshelden, der den menſchenfreſſenden Nichus im Ringkampfe tötete oder den ſchätzehütenden Drachen erſchlug, den verhängnisvollen Schatz erhob und dafür dem Fluche verfiel, umherzuirren, in der Fremde zu dienen und zu fallen als ein Opfer dunkler Mächte. Lange dauerte das Gelage, die Germanen konnten kein Ende finden, geräuſchvoll wurde der Verkehr unter den Zechenden, leicht griff die Hand des Verletzten zur Waffe, und die Zucht des Hauſes erwies ſich oft zu ſchwach, plötzliche Wut oder langverhaltenen Groll zu zügeln. War das Mahl ſpät beendet, dann begab ſich der Wirt in den Frauenraum, entweder ein geſondertes Gebäude oder eine Seitenkammer des Hauſes. Dann lagerte ein Teil der Herdgenoſſen in der Halle, die Bänke wurden zurückgeſchoben und Polſter auf den Boden gelegt, darüber Tierfelle und Decken. War die Zeit ſorglich, dann ſtützten ſie den Heerſchild an die Bank zu ihren Häuptern, legten Helm, Brünne, Speer darauf, denn zu jeder Stunde zum Streite fertig zu ſein, ziemte nützlichem Manne.

Nahten aber dem Herrenhauſe bewaffnete Fremde, dann wurden ſie von dem Mann, der an der Mark die Wache hielt, angerufen und nach dem geheimen Schutzwort, der Loſung, gefragt. Bekannten ſich die Kommenden als Fremde und erklärten ſie freundliche Abſicht, ſo geleitete ſie der Wächter bis an den Hof; dort ſaßen die Fremden auf der Bank vor dem Hauſe nieder, ſtellten die Speere zuſammen, lehnten die Schilde an die Wand und harrten der Einladung. Ein anderer Mann des Häuptlings, der Bote, kam aus dem Hauſe, fragte nach Namen und Begehr und meldete an. Die Fremden traten unter dem Helm auf die Schwelle. Hier ſprach der Fremde dem Wirt den Heilgruß aus, der Hauswirt, dem perſönliche Begrüßung Pflicht war, antwortete und lud zum Sitzen; war Speiſe und Trank gereicht, ſo war das Gaſtrecht gewährt. Wenn der Fremde ein bedeutender Mann war, ſo wurde ihm zu Ehren das Haus feſtlich geſchmückt und farbige Gewebe an die Wände der Halle gehängt. Das Feſt wurde gefeiert durch Wettlauf der Roſſe, durch Wettkampf der Männer in Sprung, Gerwurf, Steinwurf und Steinſtoßen, den alten Turnſpielen der Indogermanen, und durch Waffentanz und Geſang.

Dies Leben der Mannen im Banne des ſpendenden Hauſes ging fort, bis die hohe Schickſalsfrau den Wirt grüßte; durch ſeinen Tod wurde den trauernden Mannen der Metſitz entriſſen, ihr Leben freudelos. Fiel er in der Schlacht, ſo ſuchten ſie ihm nachzueilen auf dem Todespfade. Die Überlebenden aber ſchufen ihm feſtliche Beſtattung. Auf hohem Holzſtoß wurde der Leichnam verbrannt mit ſeinem kriegeriſchen Rüſtzeug, mit Leibroß, Hunden und Falken; oder um den Toten, der auf ſeinem Roſſe ſaß, wurde der hohe Leichenhügel aufgeſchüttet, und die Edlen umritten mit Klagegeſang die Trauerſtätte. War aber der Ver-

ſterbene Häuptling eines ſeefahrenden Volkes, dann wurde der freudeloſe Leichnam in die Höhlung des Schiffes zum Maſte gelegt, um ihn Schätze, Kriegswaffen und Kampfgewand, an den Maſt über ſeinem Haupt wurde ſein Banner geſchlagen, das Strandſeil gelöſt und der Tote mit günſtigem Fahrwind in die hohe See geſandt, damit die Götter ihn empfingen. —

Dieſelbe hohe Auffaſſung der Pflicht, welche freiwillig auf das Leben genommen wird, hat den Germanen auch die Ehe geweiht. Kein anderes Volk hat aus innerem Herzensbedürfnis das älteſte Verhältnis, welches zwei Menſchen aneinanderſchließt, ſo edel gefaßt. Das Verlöbnis war ein Vertrag, durch welchen Mann und Weib ſich zu einem Haushalt und Gründung einer Familie für das ganze Leben verbanden, um einander lieb zu ſein über alles auf Erden, Wunſch, Willen und Beſitztum gemeinſchaftlich zu haben. Selbſt mit dem Tode hörte die Pflicht der überlebenden Gattin nicht auf. Bei einigen Germanenvölkern war es der Frau nur einmal geſtattet, in den Ring der Zeugen zu treten, vor welchem ſie das Gelöbnis ablegte; und es ſind Spuren erhalten von noch älterer ſtrenger Volksſitte, nach welcher die Frau den Gatten ſowenig überleben durfte wie der Gefolgemann ſeinen Wirt, wenn dieſer in der Schlacht fiel. Das Weib des Germanen war nicht nur die Halsgebettete, welche auf gemeinſamem Lager den Hals des Gatten umſchlang, und nicht nur Herrin des Hauſes und Erzieherin der Kinder, wie bei den Römern, ſie war auch ſeine Vertraute und Genoſſin bei der männlichſten Arbeit. — Von den Blumennamen der Inder und den klangvollen Schmucknamen der Hellenen, welche Glanz und Schönheit des Weibes bezeichneten, iſt unter den Deutſchen wenig zu finden. Speerlieb, Kampfwalterin, Wolfstraut klingen die Namen ihrer Frauen. Aber die Frau folgte dem Manne nicht nur in die Volksſchlacht, ſie war auch zuweilen Friedeſtifterin zwiſchen entzweiten Völkern, dann zog ſie von dem Sänger begleitet zu den Feinden und warb Verſöhnung. Denn in dem hochſinnigen Weibe lebte etwas Geheimes, dem ſich die Männer ſcheu unterordneten, ihr waren die Götter hold, die Weisheit der Runen, die geheime Kunde der Zukunft wurde am liebſten ihr offenbart.

Es war ein Volk von ungebändigter Lebenskraft. Übermütig wie Knaben fahren ſie auf ihren Holzſchilden die Schneeberge der Alpen herab, vor den Augen des Feindes jauchzen und hüpfen ſie im warmen Bade, es freut ſie, wenn ihre Fürſten über ſechs Roſſe wegſpringen, und die größte Kriegsehre iſt, mit der Fauſt die Stärkſten erlegt zu haben. Wenn ſie ſich einen König küren, ſo ſuchen ſie am liebſten den ſtattlichen Geſellen, der dem Volke zum Schmuck iſt durch ſeine Abkunft von den Göttern und durch rieſige Kriegergeſtalt, im übrigen wollen ſie ihm auch nicht mehr einräumen an Herrſchaft, Hufen und Beute als einen Kriegeranteil. Aber dieſelben Männer erweiſen auf ihrem Ackergrund einen ernſten, tiefſinnigen Geiſt, der bei Großem und Kleinem unabläſſig grübelt und forſcht, was es bedeutet; und dieſelben Männer erproben bei großem Stolz auf die heimiſche Art eine höchſt unbefangene Würdigung fremder Bildung.

Wo die Germanen ihr eigenes Leben gestalten, steht schrankenloser Freiheitstrieb neben schrankenloser Hingabe, ein höchst demokratischer Stolz neben der äußersten Gebundenheit in der Gemeinde, eine geringe Festigkeit des Staatszusammenhangs neben der größten Festigkeit im persönlichen Zusammenhang der Stammgenossen, die großartigste Opferung für sittliche Ideen neben zu geringem Interesse an dem Vorteil der Allgemeinheit, trotzige Selbstwilligkeit in Übernahme von Pflichten und höchste Selbstentäußerung in Erfüllung der Pflicht, schwache Ausbildung aller Strafgesetze, aber ein ungemeines Gefühl für Billigkeit, Stolz gegen Größere und tiefe Verehrung vor altem Geschlechtsadel. Es war ein Volk, dem die Einzelleben stark und großartig entwickelt waren, aber ein Volk, welches kaum die einfachsten Formen des Staates ertrug. Das war die heimische Begabung des neuen Herrenvolkes der Erde, danach sollte ihm Glück und Unglück gemessen werden, beides mit ungewöhnlichem Maße.

Durch die Römer kam uns die erste Kunde von unsern Vorfahren, im Kampfe gegen sie offenbarte sich zuerst das deutsche Volkstum.

Die Völkerwanderung

Die Geschichte der Völkerwanderung ist die Geschichte der Besiedelung Europas durch die Germanen. Denn auch nach dem Norden ging ihr Zug, nach Skandinavien und Britannien, aber am stärksten gegen die Römergrenze nach Süden und Westen. In Wahrheit ist diese Besiedelung für uns seit den Cimbrerkriegen erkennbar, denn jedes der folgenden Jahrhunderte verschiebt einzelnen Völkergruppen die alten Sitze. Schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung dehnen die südlichen Suevenstämme, Hermunduren, Markomannen, Quaden, den Schwerpunkt ihrer Macht langsam gegen die Donau, während am Rhein die Westdeutschen gegen römische Heere ringen. Im zweiten Jahrhundert beginnt das obere Odertal seine Völker auszustrecken, der Vandalenbund tritt in den Kampf der Donausueven gegen Mark Aurel. Im dritten Jahrhundert ergreift die Bewegung nach und nach die Völker des untern Oderlaufes, Semnonen, Juthungen ziehen sich von der Spree südwärts, ebenso Langobarden und Burgunder; die Heruler, Rugier und Skiren folgen, sie breiten sich längs der ganzen Donau aus; die meisten von ihnen stoßen seit den großen Skythenkriegen in stürmischem Andrang mit den Römern zusammen; zugleich mit ihnen das große Volk der Goten aus seinen Sitzen am Dniepr. Im vierten Jahrhundert wird das Drängen längs dem Rheine ungestümer, der Alemannenbund, der Frankenbund, der Sachsenbund stürmten die römischen Kastelle oder verwüsten auf ihren Schiffen die gallischen Nordküsten; an der Donaugrenze aber

bewirkt der Einbruch der Hunnen, eines mongolischen Volkes, heftige Erschütterung; wie durch einen eingetriebenen Keil werden die Germanen über die Grenzen des Römerreiches gestoßen.

Das fünfte Jahrhundert, das gewaltigste der Wanderzeit, treibt Westgoten, Alanen, Vandalen und Donausueven nach Gallien und Spanien, die Vandalen von dort nach Afrika. Die Sachsen und Angeln besetzen Britannien, die Franken dringen in Gallien vor, die Heruler, Rugier, Skiren siedeln sich in Italien an, nach ihnen die stärkeren Ostgoten. Überall werden auf dem alten Boden des weströmischen Reiches Germanenstaaten gegründet. Aber die meisten dieser Staaten haben geringe Dauer. Schon im sechsten Jahrhundert wird Afrika und Italien wieder von Ostrom unterworfen, und die letzte große Völkerwelle der Germanen, die der Langobarden, zieht über Italien; die Franken breiten ihre Herrschaft von Gallien über das westliche Deutschland aus; in das östliche, jetzt dünn bevölkerte, ziehen geräuschlos die Slawen. Noch dauert die Unruhe im Norden, wo Dänen und Normannen ausschwärmen, im Osten, wo die germanischen Waräger mit Slawen zu dem Volk der Russen zusammenwachsen, und an der untern Donau, wo ein fremdes Volk nach dem andern aus Asien einzieht und verheert, bis es selbst verwüstet wird. Die Kolonistenkraft der Deutschen ist schwächer geworden, ein Überschuß an Menschen nicht mehr vorhanden. Fortan kämpft Volk mit Volk in seinen alten Grenzen um die Unabhängigkeit. Das Jahr 600 bezeichnet das Ende der Wanderungen, zugleich das Ende der epischen Heldenzeit.

Die Zersplitterung der Völker nimmt während der Wanderzeit schnell überhand. Kaum noch eins der erobernden Völker, die über Italien, Gallien, Spanien fluten, besteht aus Männern desselben Stammes.

War ein Volk völlig zersprengt durch unglücklichen Kampf und Einbruch Fremder, dann zogen seine verlornen Söhne in einzelnen Haufen durch die Länder; die Flüchtlinge suchten ein anderes Volk, das sie aufnahm, oder sie nisteten sich in einer Römerburg ein, in den Mauern einer zerstörten Stadt, in tiefem Wald und unnahbarer Schlucht und streiften umher, vom Raube lebend. Solche Haufen vereinigte der wilde Gote Hradagais 405 zu einer großen Raubschar, und ähnliche Volkstrümmer zog Odoaker aus den Einöden des verwüsteten Kärnten nach Italien, zuerst als Söldner des Kaisers, dann als Zerstörer des römischen Reiches.

Karl der Große und sein Reich

Leopold von Ranke

Mit welch einer Fülle von mannigfaltigen Lebenskräften war das Reich Karls des Großen umschlossen. Es war ein Reich von einheitlichem Charakter und eine Völkergenossenschaft, die nicht ohne Akte der Freiwilligkeit sich dem Kern der höchsten Gewalt angeschlossen hatte. Da ließen sich noch die Elemente erkennen, aus denen es erwachsen war. Das westgotische Reich war wenigstens nicht vollkommen untergegangen, das langobardische bestand noch in seiner vollen Ausdehnung; doch auch da waren noch die ostgotischen Grundlagen zu erkennen, so weit sie sich einst dem römischen Reiche in ihrer Besonderheit opponiert hatten. Die Epoche der römischen Weltherrschaft hatte noch tiefe Nachwirkungen zurückgelassen. Über die beiden Teile hatte der langobardische Einfluß triumphiert, er war jetzt selbst der größeren Macht untertan, aber noch immer lebenskräftig. Ein rechtes Beispiel der selbständigen Bildungsfähigkeit gab das damals zwischen beiden Reichen emporkommende Venedig. Verwandte Bestrebungen regten sich auch in den unteritalienischen Bezirken und wurden, wie die Folge gezeigt hat, auch in allen Munizipien des mittleren und oberen Italiens durch die Verfassung genährt. Der Gegensatz zwischen romanischer und germanischer Volkstümlichkeit trat nach und nach zurück, aber die Elemente der römischen Kultur wurden durch die Rechtsbücher Justinians, deren Wirkung nach außen hin eben hierin liegt, und die Kirche, deren Sprache die lateinische war, mit stets erneuter Kraft repräsentiert. Wir haben bemerkt, daß darin zugleich eine Fortsetzung der Kultur der Alten Welt lag. Wenn in Konstantinopel der Staat, die Kirche, die bewaffnete Macht zusammengriffen, so wirkte diese Verbindung auf die westliche Welt nur als ein Impuls der Kultur zurück. Die kirchlichen Institutionen waren eben dazu angetan, diese Beziehungen zu den Anfängen der Menschengeschichte zu erhalten, in legitimer Folgerichtigkeit, welche in dem Islam abhanden gekommen war. In der Verbindung zwischen Kaisertum und Papsttum lag die Kontinuität der Weltgeschichte. Die feste Überzeugtheit von dem göttlichen Ursprung der Heiligen Schrift gehörte dazu, um die Gemüter mit Hingebung für diese Idee zu erfüllen. Zu dieser Gesamtheit waren auf der einen Seite die Bretonen herbeigezogen worden, d. h. die Reste der keltischen Nationalität, die einst den gesamten Okzident beherrscht hatte. Auf der anderen die Germanen. Was die Romanen ab-

geſondert nicht vollbracht hatten, die völlige Überwältigung der Kelten, das führten ſie in ihrer Verbindung mit den Germanen durch. Dieſe Verbindung war nun das vorwaltende Ereignis der ganzen Epoche. Will man ſich vergegenwärtigen, was darin lag, ſo braucht man nur die Gegenſätze, die ſich ſpäter entwickelten, ins Auge zu faſſen. Frankreich und Deutſchland bildeten ein einziges Ganze, in welchem das germaniſche Element überwog, ohne doch das romaniſche zu unterjochen. Es hatte ſich in den Majordomaten in Burgund und Neuſtrien erhalten, die an das Fürſtentum von Auſtraſien übergegangen waren. Das größte Gewicht lag aber doch immer in der Vereinigung der germaniſchen Völker mit dem neuen Königtum. Das merowingiſche, das noch ſelbſt auf altgermaniſchen Traditionen beruhte, wäre dazu nicht fähig geweſen. Es wäre weder der Alemannen noch der Bayern, am allerwenigſten der Sachſen jemals mächtig geworden. Die höchſte Gewalt mußte des Stammesverhältniſſes, aus dem ſie hervorgegangen war, wieder entkleidet werden. Dann konnte in den unteren Kreiſen das Stammesgefühl noch immer fortleben, ſelbſt in den Rechtsinſtituten. Die germaniſchen Gaue beſtanden, wie die galliſchen Civitates, mit dem Anflug der Selbſtändigkeit, aus dem ſie hervorgegangen waren. Die höchſte Gewalt aber, die durch Heerbann und Geiſtlichkeit um den Fürſten her gebildet wurde, repräſentierte ſich wieder in den Inſtituten, welche die Geſamtheit zuſammenhielten. Die verſchiedenen Nationalitäten nahmen an den Reichstagen teil. Die Einheit des Willens aber gehörte dazu, um ſie zu dominieren, die Idee der Kirche, um ſie zu vereinigen. Dieſe Idee volkstümlicher und religiöſer Natur erſchien als Pflicht und bildete das Prinzip des allgemeinen Syſtems.

Einer beſonderen Charakteriſtik bedarf es eigentlich bei Karl dem Großen nicht. Die Geſchichte ſeines perſönlichen Lebens liegt in ſeinen Handlungen, ihrer Aufeinanderfolge, Begründung und Bedeutung. Man darf ihm nicht die Genialität ſeines Vaters, der neue allumfaſſende politiſche Kombinationen begründete, zuſchreiben, auch nicht die ſelbſt einem ſtärkeren Feinde gegenüber allezeit ſchlagfertige Haltung ſeines Großvaters; eine Schlacht von Poitiers hat er nicht gewonnen. Aber ſeine Kriegszüge zeugen von angeborenem ſtrategiſchen Talent, und in der Durchführung des politiſchen Syſtems ſeines Vaters war er doch original. Er ließ die Dinge kommen, dann ergriff er den rechten Moment, um ſeinen Erfolg zu ſichern. In der immer gefährdeten Stellung, die er innehatte, bewahrte er eine innere Ruhe, die ihm geſtattete, den Blick nach verſchiedenen Seiten zu richten, und während er das eine ausführte, das andere vorzubereiten. Alles war bei ihm Überlegung, Folgerichtigkeit, Umfaſſung; er ſorgte dafür, daß alles, was er tat, gerechtfertigt erſchien. Karl war der oberſte Kriegsherr, der Kirche ergeben, aber nicht dienſtbar, er übte das Richteramt in höchſter Inſtanz unerbittlich bis zum Vorwurf des Blutvergießens aus, zugleich leitete er

Alfred Rethel — Karl der Große

die Administration eines großen Reiches mit durchgreifender Umsicht — ein heroischer Überwinder, ein Herrscher, der keinen Widerspruch ertrug; dann aber Landesvater. Er hatte Sinn für die Verwaltung im einzelnen. In einem seiner berühmtesten Kapitulare erscheint er als Großgrundbesitzer, alle Zweige der Landwirtschaft umfaßte er mit eingehender Sorgfalt, den Gesichtspunkten gemäß, in denen er lebte. Ein echter Germane, der den Landbesitz mit dem Imperium in Verbindung brachte. Es gibt eine angeborene Gabe, zu herrschen und zu regieren; Karl besaß sie wie selten ein anderer Gewalthaber. In allem, was er tat, nimmt man den Impuls der Gegenwart wahr, zugleich die Konservation des Vergangenen und einen allgemeinen Überblick, der in die Zukunft reicht.

Ein rechtes Denkmal für ihn ist der Münster zu Aachen, der eben in den Zeiten gebaut worden ist, als sich sein Großkönigtum in ein Kaisertum verwandelte. Eine Nachbildung byzantinisch-italienischer Bauten, doch von einem einheimischen Meister, Odo, ausgeführt, zugleich Schloßkapelle und Grabmonument. Man wird darin an die Hagia Sophia erinnert, glaubt aber auf der anderen Seite die architektonischen Motive, die zur Errichtung späterer Dome geführt haben, zu erkennen.

Die dominierende Gewalt, die Karl besaß und ausübte, hinderte ihn nicht, nach allen Seiten hin Auge und Sinn offenzuhalten. Indem er an die Stelle der römischen Imperatoren trat, nahm er die Reste der alten Literatur mit naiver Wißbegierde unter seine Protektion. Indem er das Stammeswesen in Germanien zerstörte, behielt er doch Sinn für die germanische Poesie; er betete nach dem Kirchenritus in lateinischer, zugleich aber auch in seines Herzens Inbrunst in deutscher Sprache. Er konnte sich mit dem kaiserlichen Purpur schmücken, aber er zog doch die fränkische Tracht jeder anderen vor. Bei seinen kriegerischen Unternehmungen vergaß er doch seiner Häuslichkeit nicht. Wir gedenken eines Kriegsberichtes an seine zweite Gemahlin, beim Tode seiner ersten fielen ihm schwere Tränen zwischen Schild und Schwert herab. Er hat sich ihrem Einfluß nicht ganz entzogen. Hildegarde, die Schwäbin, verwendete sich immer zugunsten der milderen, die Frankin Fastrada für die härteren Maßregeln. Seine dritte Gemahlin, Liutgarde, die er nur ein paar Jahre besaß, wird hauptsächlich wegen ihrer religiösen Gesinnung gerühmt. Dem Kaiser sind mehrere natürliche Kinder geboren worden, die zum Teil noch jung waren, als er starb. Er empfahl sie der Fürsorge seines Nachfolgers Ludwig.

In den späteren Jahren seines Lebens hielt er sich am meisten in Aachen auf. Nicht allein durch die zentralgeographische Lage, sondern auch durch die warmen Bäder und die Nachbarschaft großer Jagdbezirke wurde er an diese Örtlichkeit gefesselt. Von aller Welt wurde er daselbst aufgesucht, was denn die Jahrbücher fleißig verzeichnen. Er liebte es, Fremde bei sich zu sehen, und versammelte wohl zuweilen die eingetroffenen zu großen Gastgeboten, in der Regel aber beschränkte er sich auf seine häuslichen Umgebungen. Man sah ihn, seine Söhne zur Seite, zur Jagd ausreiten. Hinter ihnen folgten die Töchter, die er nicht verheiraten mochte. Man sagt, er habe sich nicht von ihnen trennen wollen, was ja sehr begreiflich wäre. Aber es gab auch niemand, mit dem er sie hätte vermählen können, ohne Ansprüche zu erwecken, die ihm unerträglich waren.

Er war vertraulich mit jedermann, einfach, unschwer zu gewinnen und zuverlässig in der einmal gefaßten Gesinnung, wie sich denken läßt der Gegenstand der allgemeinen Verehrung, eine hohe Gestalt von starkem Gliederbau, dem nur der Klang seiner Stimme nicht vollkommen entsprach. Er erschien ehrwürdig in seinem greisen Haupthaar, mochte er stehen oder sitzen.

Von einer deutschen Nation im vollen Sinne des Wortes kann man in den früheren Epochen eigentlich nicht reden. In den ältesten Zeiten hatten die verschiedenen Stämme gar nicht einmal einen gemeinschaftlichen Namen, an dem sie sich erkannt hätten; in den Zeiten der Völkerwanderung schlugen sie sich mit so voller Feindseligkeit untereinander wie mit Fremden, verbanden sich mit denselben so gut wie mit ihren Stammesgenossen; unter den Merowingern kam der

Alfred Rethel — Heinrich der Vogler

Widerſtreit der Religionen hinzu, dem fränkiſchen Chriſtentum gegenüber hielten die Sachſen um ſo ſtarrer an ihrer Verfaſſung und an ihren alten Göttern feſt. Erſt als Karl der Große alle germaniſchen Stämme, außerhalb Englands und Skandinaviens, in einen und denſelben geiſtlichen und weltlichen Gehorſam vereinigt hatte, fingen die Deutſchen an, ſich als Nation zu fühlen; da erſt im Anfang des neunten Jahrhunderts erſchien im Gegenſatz gegen die romaniſchen Beſtandteile des Reiches der deutſche Name.

Karl der Große ward mit dem Römiſchen Stuhle durch eine von gegenſeitigem Bedürfnis hervorgerufene, die Reſultate langer Epochen, die Entwicklungen verſchiedener Völker umfaſſende Weltkombination in Verbindung gebracht: ihr Verſtändnis beruhte auf einer inneren Notwendigkeit, durch welche auch alle Gegenſätze vermittelt wurden. Die Herrſchaft Ottos des Großen dagegen beruhte auf einem dem Umſichgreifen der geiſtlichen Tendenzen urſprünglich widerſtrebenden Prinzip. Die Verbindung war momentan: die Entzweiung lag in

dem Weſen der Dinge: — wie denn auch ſogleich der nämliche Papſt, der ihn gerufen, Johann XII., an der Spitze einer rebelliſchen Faktion ſich gegen ihn empörte. Otto mußte die förmliche Abſetzung desſelben bewirken, die Faktion, die ihn unterſtützte, mit wiederholter Gewalt unterdrücken, ehe er wahrhaften Gehorſam fand; den Papſt, mit dem er ſich verſtehen konnte, mußte er erſt ſetzen. Die Päpſte haben oft behauptet, das Kaiſertum auf die Deutſchen übertragen zu haben, und wenn ſie dabei von den Karolingern reden, ſo haben ſie ſo unrecht nicht, die Krönung Karls des Großen beruhte auf ihrem freien Entſchluß; bezeichnen ſie aber damit die eigentlich ſo zu nennenden deutſchen Kaiſer, ſo iſt das Gegenteil ebenſo wahr: wie Karlmann, wie Otto der Große, ſo haben auch deren Nachfolger ſich das Kaiſertum immer erobern, es mit den Waffen in der Hand behaupten müſſen.

Man hat wohl geſagt, die Deutſchen würden beſſer getan haben, ſich mit dem Kaiſertum gar nicht zu befaſſen, wenigſtens erſt ihre einheimiſche politiſche Ausbildung zu vollziehen, um alsdann mit gereiftem Geiſt in die allgemeinen Verhältniſſe einzugreifen. Allein nicht ſo methodiſch pflegen ſich die Dinge der Welt zu entwickeln. Das Innerlich-wachſende wird ſchon in demſelben Augenblick berufen, ſich nach außen auszubreiten. Und war es nicht ſelbſt für das innerliche Wachstum von hoher Bedeutung, daß man in ununterbrochener Verbindung mit Italien blieb, welches im Beſitz aller Reſte der alten Kultur war, von wo man die Formen des Chriſtentums empfangen hatte? An dem antiken und romaniſchen Element hat ſich der deutſche Geiſt von jeher entwickelt. Eben durch die Gegenſätze, welche bei der fortdauernden Verbindung ſo unaufhörlich hervortraten, lernte man in Deutſchland Prieſterherrſchaft und Chriſtentum unterſcheiden.

Denn wie ſehr nun auch das weltliche Prinzip hervorgekehrt ward, ſo wich man doch um kein Haarbreit von den chriſtlich-kirchlichen Ideen ab, ſelbſt nicht in den Formen, in denen man ſie empfangen. Hatte ſich doch die Nation überhaupt in denſelben wiedergefunden, vereinigt, ihr geſamtes geiſtiges Leben knüpfte ſich daran. Auch das deutſche Kaiſertum erneuerte die kultivierenden, chriſtianiſierenden Tendenzen Karl Martells und Karls des Großen: Otto der Große gab denſelben dadurch eine neue nationale Bedeutung, daß er mit der Ausbreitung des Chriſtentums in ſlawiſchen Ländern zugleich deutſche Kolonien in denſelben pflanzte, die bezwungenen Völkerſchaften zugleich bekehrte und germaniſierte. Die Eroberungen ſeines Vaters an Saale und Elbe befeſtigte er durch die Errichtung der meißniſch-oſterländiſchen Bistümer; nachdem er dann ſelber in langen und gefährlichen Kriegszügen die Stämme jenſeit der Elbe beſiegt hatte, richtete er auch hier drei Bistümer ein, durch welche die Bekehrung für den Augenblick außerordentlich raſche Fortſchritte machte; in der Mitte ſeiner italieniſchen Verwicklungen verlor er doch dieſen großen Geſichtspunkt nie aus den Augen: eben von dort aus hat er das Erzbistum Magdeburg gegründet, das alle dieſe Stiftungen umfaßte. Und wo dann an ein eigentliches Germaniſieren nicht

gedacht werden konnte, ward durch dieſe Wirkſamkeit wenigſtens das Übergewicht des deutſchen Namens befeſtigt. In Böhmen und Polen entſtanden Bistümer unter deutſchen Metropolitanen: von Hamburg aus machte ſich das Chriſtentum Bahn in dem Norden: die Paſſauer Miſſionarien durchzogen Ungarn: es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dies großartige Bemühen bis nach Rußland reichte. Das deutſche Kaiſertum war der Mittelpunkt der fortſchreitenden Religion: es breitete den kriegeriſch-prieſterlichen Staat, der zugleich die Kirche war, vor ſich her aus: in ihm hauptſächlich erſchien die Einheit der abendländiſchen Chriſtenheit, und ſchon dazu mußte es des Papſttums mächtig ſein.

Welch eine großartige Stellung nahm da die deutſche Nation ein: repräſentiert in dem mächtigſten europäiſchen Fürſten, und von ihm zuſammengehalten: an der Spitze der fortſchreitenden Ziviliſation, der abendländiſchen Chriſtenheit: in der Fülle jugendlich aufſtrebender Kräfte.

Bemerken wir jedoch, und geſtehen wir ein, daß ſie ihre Stellung nicht ganz verſtand, ihre Aufgabe nicht vollkommen erfüllte.

Vor allem: es gelang ihr nicht, der Idee eines abendländiſchen Reiches die volle Realität zu geben, die es unter Otto I. gewinnen zu ſollen ſchien. An allen Grenzen der Deutſchen erhoben ſich unabhängige, wenngleich chriſtliche, doch häufig feindſelige Gewalten, ſo in Ungarn wie in Polen, in den nördlichen wie in den ſüdlichen Beſitzungen der Normannen; England und Frankreich waren dem deutſchen Einfluß wieder entriſſen; in Spanien lachte man der deutſchen Anſprüche auf eine allgemeine Oberherrlichkeit, die dortigen Könige glaubten ſelber Kaiſer zu ſein; ja, ſelbſt die nächſten, die überelbiſchen Unternehmungen wurden eine Zeitlang rückgängig.

Fragen wir dann, woher dieſe ſchlechten Erfolge rührten, ſo brauchen wir nur unſere Augen auf das Innere zu richten, wo wir ein unaufhörlich wogendes Kämpfen aller Gewalten wahrnehmen. Unglücklicherweiſe konnte es in Deutſchland zu keiner feſten Sukzeſſion kommen. Der Sohn und der Enkel Ottos des Großen ſtarben in der Blüte der Jahre; die Nation ward in die Notwendigkeit geſetzt, ſich ein Oberhaupt zu wählen. Gleich die erſte Wahl brachte Deutſchland und Italien in eine allgemeine Aufregung; und darauf folgte alsbald eine zweite, noch ſtürmiſchere, da man ſogar zu einem neuen Hauſe, dem fränkiſchen, überzugehen genötigt war. Wie wäre von den mächtigen und widerſpenſtigen Großen, aus deren Mitte durch ihren Willen eben der Kaiſer hervorgegangen, nun ein voller Gehorſam gegen ihn zu erwarten geweſen? Wie hätte ſich ferner der Stamm der Sachſen, der bisher die Herrſchaft geführt, einem auswärtigen Geſchlechte ſo geradehin unterwerfen ſollen? Es erfolgte, daß ſich zwei Faktionen, die eine in Gehorſam, die andere in Feindſchaft gegen die fränkiſchen Kaiſer, einander gegenüberſetzten und das Reich mit ihren Streitigkeiten erfüllten.

Die ſtrenge Sinnesweiſe Heinrichs III. erweckte ein allgemeines Murren. Nicht übel bezeichnet ein Traumgeſicht, das uns von dem Kanzler desſelben erzählt wird, die Lage der Dinge. Er ſah den Kaiſer auf ſeinem Throne ſitzen und ſein Schwert mit dem Ausruf zucken, er gedenke ſich noch an allen ſeinen Feinden zu rächen. Wie hätten da die Kaiſer, ihr Leben lang mit inneren Irrungen beſchäftigt, an der Spitze der europäiſchen Menſchheit zu irgendeiner großartigen Unternehmung ſich erheben, den Anſpruch der Oberherrlichkeit, den ihnen ihr Titel gab, verwirklichen können?

Im Kloſter

Joſeph Viktor von Scheffel

rau Hadwig, die Herzogin im Schwabenlande, zu Beſuch in St. Gallen, hatte am Grab des heiligen Gallus ihre Andacht verrichtet. Dann gedachte der Abt, ihr einen Gang im ſchattigen Kloſtergarten vorzuſchlagen; aber ſie bat, ihr zuvörderſt den Kirchenſchatz zu zeigen.

Nachdem dies geſchehen war, lenkten ſie ihre Schritte zum Kloſtergarten. Der war weitſchichtig angelegt und trug an Kraut und Gemüſe viel nach Bedarf der Küche, zudem auch nützliches Arzneigewächs und heilbringende Wurzeln. Beim Baumgarten war ein großer Raum abgeteilt für wild Getier und Gevögel, wie ſolches teils in den nahen Alpen hauſte, teils als Geſchenk fremder Gäſte dem Garten verehrt war.

Auf einem Apfelbaum ſaß ein dienender Bruder, pflückte die Äpfel und ſammelte ſie in Körbe. Wie ſich die Herzogin zum Schatten der Bäume wandte, wollte er herniederſteigen, aber ſie winkte ihm zu bleiben. Jetzt ertönte es wie Geſang zarter Knabenſtimmen in des Gartens Niederung: die Zöglinge der innern Kloſterſchule kamen heran, der Herzogin ihre Huldigung zu bringen; blutjunge Bürſchlein, trugen ſie bereits die Kutte, und mancher hatte die Tonſur aufs elfjährige Haupt geſchoren. Wie ſie aber in Prozeſſion daherzogen, die rotbackigen Äbtlein der Zukunft, geführt von ihren Lehrern, den Blick zur Erde niedergeſchlagen, und wie ſie ſo ernſt und langſam ihre Sequenzen ſangen, da flog ein leiſer Spott über Frau Hadwigs Antlitz; mit ſtarkem Fuß ſtieß ſie den naheſtehenden Korb um, daß die Äpfel luſtig unter den Zug der Schüler rollten und an ihren Kapuzen emporſprangen. Aber unbeirrt zogen ſie des Weges; nur der Kleinſten einer wollte ſich bücken nach der verlockenden Frucht, doch ſtreng hielt ihn ſein Nebenmännlein am Gürtel.

Wohlgefällig ſah der Abt die Haltung des jungen Volkes und ſprach: „Diſziplin unterſcheidet den Menſchen vom Tier. Und wenn Ihr der Heſperiden Äpfel unter ſie werfen wolltet, ſie blieben feſt.“

Frau Hadwig war gerührt. „Sind alle Eure Schüler ſo gut erzogen?“ fragte ſie.

„So Ihr Euch überzeugen wollt,“ ſprach der Abt, „die großen in der äußern Schule wiſſen nicht minder, was Zucht und Gehorſam iſt.“

Die Herzogin nickte. Da führte ſie der Abt zur äußern Kloſterſchule, wo zumeiſt vornehmer Laien Söhne und diejenigen erzogen wurden, die ſich weltgeiſtlichem Stand widmen wollten.

Sie traten in die Klasse der Ältesten ein. Auf der Lehrkanzel stand Ratpert, der Vielgelehrte, und unterwies seine Jugend im Verständnis von Aristoteles' Logica. Geduckt saßen die Schüler über ihren Pergamenten, kaum wandten sich die Häupter nach den Eingetretenen. Der Lehrmeister gedachte, Ehre einzulegen: „Notker Labeo!" rief er. Der war die Perle seiner Schüler, die Hoffnung der Wissenschaft; auf schmächtigem Körper ein mächtiges Haupt, dran eine gewaltige Unterlippe kritisch in die Welt hervorragte, das Wahrzeichen strenger Ausdauer auf den steinigen Pfaden des Forschens und Ursache seines Übernamens.

„Der wird brav", flüsterte der Abt; „die ganze Welt sei ein Buch, hat er schon im zwölften Jahre gesagt, und die Klöster seien die klassischen Stellen drin."

Der Aufgerufene ließ seine klugen Äuglein über den griechischen Text hingleiten und übersetzte mit gewichtigem Ernst.

Wie die Herzogin mit dem Abt den Hörsaal verlassen, sprach dieser: „Es erübrigt noch, Euch des Klosters Bücherei zu zeigen, die Arzneikammer lernbegieriger Seelen, das Zeughaus für die Waffen des Wissens." Aber Frau Hadwig war ermüdet, sie dankte.

Herr Cralo führte seinen Gast nach seinen Gemächern. Den Kreuzgang entlang wandelnd, kamen sie an einem Gelaß vorüber, des Türe war offen. An kahler Wand stand eine niedere Säule, von der in halber Mannshöhe eine Kette niederhing. Über dem Portal war in verblaßten Farben eine Gestalt gemalt, sie hielt in mageren Fingern eine Rute. „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er; er stäupet einen jeglichen, den er zum Sohne annimmt", war in großen Buchstaben darunter geschrieben.

Frau Hadwig warf dem Abt einen fragenden Blick zu.

„Die Geißelkammer!" sprach er.

Der Abt drängte, daß sie vorüber kamen. Seine Prunkgemächer waren mit Blumen geschmückt. Frau Hadwig warf sich in den einfachen Lehnstuhl, auszuruhen vom Wechsel des Erschauten. Sie hatte in wenig Stunden viel erlebt. Es war noch eine halbe Stunde zum Abendimbiß.

In der Küche ward unter Gerolos, des Schaffners, Leitung eine Tätigkeit entwickelt, die nichts zu wünschen übrigließ.

Jetzo läutete das Glöcklein, dessen Ton auch von den frömmsten Brüdern noch keiner unwillig gehört, den Ruf zur Abendmahlzeit. Abt Cralo geleitete die Herzogin ins Refektorium. Sieben Säulen teilten den luftigen Saal hälftig ab, an vierzehn Tischen standen, wie Heerscharen der streitenden Kirche, des Klosters Mitglieder, Priester und Diakonen; sie erwiesen dem hohen Gast keine besondere Aufmerksamkeit.

Das Amt des Vorlesers vor dem Imbiß stand in dieser Woche bei Ekkehard, dem Pförtner. Der Herzogin zu Ehren hatte er den vierundvierzigsten Psalm erkoren, er trat auf und sprach einleitend: „Herr, öffne meine Lippen, auf daß

mein Mund dein Lob verkünde", und alle ſprachen's ihm murmelnd nach, als Segen zu ſeiner Leſung.

Nun erhob er ſeine Stimme und begann den Pſalm, den die Schrift ſelber einen lieblichen Geſang nennt.

Die Mahlzeit begann. Der Küchenmeiſter, wohl wiſſend, wie bei Ankunft fremder Gäſte Erweiterung der ſchmalen Kloſterkoſt geſtattet ſei, hatte es nicht beim üblichen Mus mit Hülſenfrüchten bewenden laſſen. Auch der ſtrenge Küchenzettel des ſeligen Abts Hartmuth ward nicht eingehalten.

Der Abt ſuchte während der Mahlzeit ſeine fürnehme Baſe nach Kräften zu unterhalten. Er fragte, wie ihr des Kloſters Schulen gefallen.

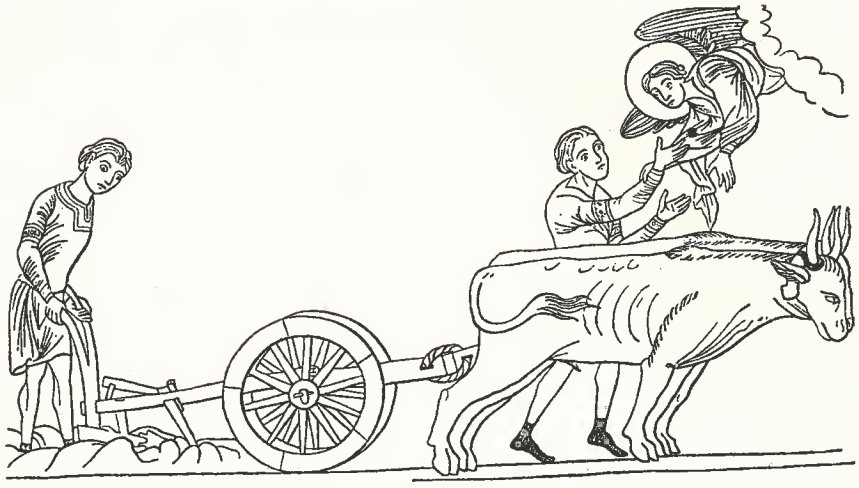
„Mich dauert das junge Völklein," ſprach die Herzogin, „daß es in jungen Tagen ſo vieles erlernen muß. Iſt das nicht wie eine Laſt, die Ihr ihnen aufbürdet, an der ſie zeitlebens keuchend ſchleppen müſſen?"

„Erlaubet, edle Baſe," erwiderte der Abt, „daß ich Euch als Freund und Blutsverwandter gemahne, weniger in den Tag hineinzureden. Das Studium der Wiſſenſchaft iſt dem jungen Menſchen kein läſtiger Zwang, es iſt wie Erdbeeren: je mehr er genießt, deſto größer der Hunger."

Der ſtattliche Nachtiſch, auf dem Pfirſiche, Melonen und trockene Feigen geprangt hatten, war verzehrt. Lebhaftes Geſpräch an den anderen Tiſchen deutete auf nicht unfleißiges Kreiſen des Weinkrugs.

Auch nach der Mahlzeit — ſo wollte es des Ordens Regel — war zur Erbauung der Gemüter ein Abſchnitt aus der Schrift oder dem Leben heiliger Väter zu verleſen.

Das war geſchehen. „Es iſt Zeit, ſchlafen zu gehen!" ſprach endlich die Herzogin und ging mit ihrem Gefolge nach dem Schulhaus hinüber, wo ihr Nachtlager ſein ſollte.



Land und Stadt um das Jahr 1100

Gustav Freytag

Der wackere Landmann, der um das Jahr 1100 von einer Höhe seiner Dorfflur ausschaute, sah im Morgenlicht eine andere Landschaft, als seine Ahnen gekannt hatten. Noch war der Rand des Horizonts von dunklem Waldessaum umzogen, es war damals viel Wald auch in der Ebene, überall Laubgehölz, Weiher und Wasserspiegel auf niedrigen Stellen zwischen den Ackerboden; aber das Land war in den Ebenen reich bevölkert, die Zahl der Dörfer und der Einzelhöfe wahrscheinlich nicht viel geringer als jetzt, die meisten freilich nicht so menschenreich.

In gerodetem Wald waren neue Hufen ausgemessen und mit Ansiedlern besetzt, in der eigenen Dorfflur war altes Weideland in Ackerboden verwandelt; zwischen Saat und Holz stand am Waldessaum oder auf einem Bergesvorsprung die Kapelle eines Heiligen, in den Dörfern ragten die hölzernen Glockentürme hoch über die Häuser und Ställe, und am Sonntagmorgen läuteten die Glocken über das ganze Land, aus einer Flur über die andere, und zu dem hohen Klang der kleinen Dorfglocken gab in der Ferne das mächtige Summen einer großen Glocke den Grundton.

Denn unten in der Flußniederung ragten Kuppeln und Türme eines Doms inmitten vieler Häuser, die mit starker Mauer umgeben waren. Eine Stadt war gebaut, wo einst der Reiher über das Wiesenland geflogen oder der Hirsch auf dem Wildpfad zur Tränke gelaufen war. Und wieder auf der andern Seite stand

gegen das Dorf auf steilem Berggipfel ein gemauerter Turm und ein hohes Haus mit kleinen Fenstern, Eigentum des Grafen und Wohnsitz eines reisigen Dienstmannes, der mit seinen Genossen dort oben wirtschaftete, nicht zur Freude des Bauern. Umschanzte Städte und befestigte Häuser der Reisigen erhoben sich jetzt überall auf deutschem Boden, nicht nur an Rhein und Donau, in Schwaben, Franken und Bayern, auch im alten Sachsenland und in den Ostmarken gegen Slawen und Ungarn.

Und die Städte waren in den letzten Jahrhunderten wie über Nacht entstanden, daß man bei vielen nicht zu sagen wußte, wann sie begonnen hatten; der größte Kulturfortschritt vollzog sich leise, im Zwang der Stunde, und die Zeitgenossen, die daran arbeiteten, wußten wenig, wie unermeßlich der Segen war, den sie dadurch ihren Enkeln bereiteten.

Zuerst half der Kirche eine alte Vorschrift, aus romanischen Ländern nach Deutschland gebracht, daß Bistümer nur in Städten angelegt werden sollten. Wo der Dom eines Bistums sich auf deutschem Grunde erhob, da mußte die Umgebung mit Menschen gefüllt und gegen die Landschaft abgeschlossen werden. Der Bischof oder der Reichsabt zog an seinen Herrensitz seine große Familie von kunstfertigen Unfreien; der Heilige, dessen Gebeine in der Kirche Wunder taten, sammelte an seinen Festtagen große Mengen Volkes in dem Stadtraume; auf den freien Plätzen erhoben sich die Buden der Kaufleute; sehr früh erwarben die geistlichen Herren für die Waren, die zu der großen Messe geführt wurden, auf der Straße des Königs Schutz- und Zollfreiheit. Die Landschaft gewöhnte sich, nach des Bischofs oder des Abtes Stadt zu pilgern, in regem Marktgewühl zu handeln. Zumal wo Deutsche gegen Slawen, Avaren und Ungarn kämpften, auf dem eroberten Grenzgebiet an der Elbe und der Donau, erwiesen sich die Kirche des Heiligen und die Stadtmauer als das einzige Mittel, die Umgegend dauernd zu behaupten. So wurden Bremen, Hamburg, Lübeck, Naumburg, Zeitz, Quedlinburg, Halberstadt, Hildesheim, Fulda, Bamberg, Salzburg und viele andere Städte heraufgebracht.

Dasselbe geschah, wo ein König oder Landesherr auf seinem Wirtschaftshof einen Palast, die „Pfalz", oder auf gefährdetem Boden eine größere Burg gebaut hatte; auch solche Orte erhielten schnell weiten Umfang, denn dorthin forderte der Gebieter sein Heer und die Gewaltigen seines Reichs. Herren und Mannschaft kamen mit großem Troß und suchten außer dem Obdach auch die Genüsse, die die Zeit bot; sie kauften Waren, sahen Neuigkeiten, die ausgestellt wurden und lachten über die Possen des wandernden Spielmanns, der mit seiner Harfe und seiner Bande herzugeeilt war. An solchen Plätzen entstanden Aachen, Frankfurt, Ulm, Nürnberg, Goslar, Braunschweig, Magdeburg, Merseburg, Meißen.

Seitdem im neunten Jahrhundert die Normannen von der See, die Ungarn im Süden räuberisch das offene Land durchzogen, vergaßen die Deutschen in der

Stunde der Not überall die alte Abneigung gegen ummauerte Wohnsitze. Herrenhöfe und Häuser der Dienstmannen, Abteien und größere Dörfer wurden befestigt, in vielen erwuchs das städtische Leben. Was von neuen Städten um 1100 zwischen Rhein und Elbe, zwischen Nordsee und Donau lag, war freilich einer modernen Hauptstadt sehr unähnlich. Noch schloß der umfriedete Raum Ackerbeete und Gärten ein, die Mehrzahl der Einwohner waren Landbauer, die ihre Gespanne aus der Stadt auf die Außenäcker führten, das Ganze zunächst eine große Dorfanlage um Kirche, Bischofshaus oder Palast. Wie auf dem Dorfe galt dort das Hofrecht des Bischofs oder des Königs, denn die Bürger waren Dienstpflichtige und Unfreie, unfrei vor anderen fast alle Handwerker. Dazwischen saßen aber auch Freie einzeln oder in größerer Zahl, Kaufleute, Landbesitzer der Umgegend oder fromme Anhänger der Kirche, außerdem reisige Dienstmannen ihres Herrn. Aber Freie und Unfreie waren vor fremder Gewalttat gesichert, sie standen im Schutz eines mächtigen Herrn, der mild über ihnen waltete und unter den eng Zusammenlebenden bessere Ordnung zu halten vermochte. Und sie hatten Gelegenheit zu Verdienst, wie ihn das offene Land nicht bot. Tagesverkehr und gemeinsamer Vorteil milderte sehr bald den Gegensatz zwischen Freien und Unfreien. Denn der freie Kaufmann entnahm von dem hörigen Handwerker die Waren, Metallarbeit und wollene Gewebe, und vertrieb sie mit seinen bewaffneten Knappen im Lande. Handwerk, Handel und Geldverkehr traten in enge Verbindung und gewannen dadurch einen plötzlichen Aufschwung. Der Segen der Arbeit und ihre lebenschaffende Kraft wurden dem Volke deutlich.

Wer um 1100 von Köln nach Hamburg, von Augsburg nach Nürnberg reiste, der kümmerte sich gar nicht darum, daß die eine Stadt um ein Jahrtausend älter war als die andere, daß in Köln die Gemahlin des Germanicus am Tor geharrt und die Legionen begrüßt hatte, den Knaben Caligula an der Hand, und daß in Augsburg ein Sohn des Augustus, von Liktoren umgeben, auf dem Markte gesessen hatte, während über dem Grunde von Hamburg und Nürnberg noch das Baumlaub rauschte und die gefallene Eichel einen Sproß trieb, der als alter Urbaum bei der Stadtgründung gefällt werden sollte. Aber man merkte damals doch einen Unterschied in Aussehen, Kraft und Wohlstand zwischen den alten Römerstädten auf deutschem Boden und den neu gewordenen. Utrecht, Mainz, Köln, Trier, Regensburg, Worms, Speier und Augsburg waren die altberühmten Städte des Reichs, Sitze mächtiger Bischöfe und Stätten alter Kaiserpfalzen; zwischen den großen Kirchen und geschwärzten Römertürmen und neben den Dienstleuten der Bischöfe hatte sich dort eine Anzahl Freier angesiedelt; Köln war um 1100 bereits eine große Handelsstadt, Utrecht ein Mittelpunkt der flamländischen Wollenindustrie; die Zahl der steinernen Gebäude war größer, die Stadtmauer wahrscheinlich höher und besser mit Türmen und Außenwerken geschützt, das Selbstgefühl der Bürger kecker, auch ihre Freiheiten waren besser

und ihre Vornehmen ſtolzer als in den jüngeren Städten. Aber obgleich ſie noch im Vordergrund deutſchen Städtelebens ſtanden, zu groß darf man ſich den Abſtand der alten und der neuen Städte nicht denken; gerade bei mehreren der neuen ging die Entwicklung wunderbar ſchnell und kräftig vonſtatten.

Denn groß wurde der Zudrang vom Lande nach der Stadt. Der alte Wandertrieb regte ſich wieder kräftig. Dieſelben Zuſtände der Dorfflur, die in der Urzeit die Auswandererſcharen nach dem Süden getrieben hatten, dauerten fort, jene alte beengende Einfügung des einzelnen in das Wirtſchaftsgefüge ſeines Dorfes. Und dazu war neues größeres Leiden gekommen, die Dienſtbarkeit unter einem Herrn. Kaum waren die Sachſenkriege beendet und war die wüſte Unordnung der letzten Karolingerzeit überſtanden, ſo wurde in den Dörfern wieder die Überfüllung fühlbar. Neue Rodungen und Verminderung des Weidegrundes halfen nur auf kurze Zeit. Wer nicht ausſichtslos in der alten Hütte fortleben und nicht einen Teil ſeiner Erträge an andere abgeben wollte, der blickte jetzt ſehnſüchtig nach den Baumſtämmen oder den Steinen, die die nächſte Stadt einſchloſſen. Im zehnten und elften Jahrhundert begann durch ganz Deutſchland eine neue Koloniſation im Inlande, mächtig und unwiderſtehlich, das Landvolk zog in die Städte. Mit märchenhafter Schnelligkeit füllten ſich die neu gegründeten Orte, bei manchen mußte wenige Jahre nach der Anlage die Stadtmauer erweitert werden, an viele ſchloß ſich von außen Neuſtadt und Vorſtadt. Der Grundherr hatte dabei den größten Vorteil: ſein Ackerland wurde zu Bauſtellen verwertet; wenn er die Häuſer baute, und wenn er die Plätze gegen Zins den Einwanderern überließ, wurde ſeine Bodenrente hoch geſteigert. Und der Arbeiter fand für jede Art von Tätigkeit, zu der er geſchickt war, höhern Lohn, beſſeres Leben und größere Freiheit. Auch der unfreie Landmann, der anderm Herrn gehörte, ſuchte Gelegenheit, ſich loszukaufen oder dem Biſchof verkauft zu werden, oder er entfloh in die Mauern, wo er gebraucht und gern aufgenommen wurde. Je teurer der Stadtgrund wurde, deſto enger ſchloſſen ſich die Häuſer in der Mauer zuſammen; groß war unter den Einwohnern der Eifer für den Vorteil ihrer Stadt; die Mauern zu verteidigen gegen den drohenden Feind, oder für den Vorteil des Stadtherrn ins Feld zu ziehen, wurde auch dem Unfreien Pflicht und Ehre, ein männlicher, kriegeriſcher Geiſt und ein ſchönes Freiheitsgefühl lebten in der neuen Gemeinde auf.

Nicht lange, und den Bürgern wurde das Herrenrecht ihres Biſchofs oder Herzogs läſtig und der Vogt feindſelig, den der Grundherr ihnen geſetzt. Als unter Kaiſer Heinrich IV. die Mehrzahl der Biſchöfe und des hohen Adels gegen die kaiſerliche Gewalt in Waffen trat, da fuhr es wie ein Wetterſchlag durch die deutſchen Städte, überall erhoben ſich die Bürger gegen ihre Grundherren und ſtellten ſich auf die Seite ihres Kaiſers und des Reiches. Bereits zweihundert, ja hundert Jahre, nachdem die Städte des innern Deutſchlands gegründet waren, rührten ſie ſich als ſtarke politiſche Macht; ſie bildeten ein neues Fußvolk, das

gegen die Vasallenreiterei der Edeln kämpfte. Und die Frankenkaiser wußten wohl den Wert dieses neuen Bundesgenossen zu schätzen, sie minderten den Druck der Grundherrschaft, gaben den Unfreien in einzelnen Städten das Recht, ihr Einkommen auf die Kinder zu vererben, sie wehrten dem Grundherrn, dem sein Höriger in die Stadt entwichen war, die schonungslose Rückforderung. Endlich im zwölften Jahrhundert wurde Stadtrecht, daß kein Unfreier, der Jahr und Tag ohne Forderung des Herrn in der Stadt gelebt habe, zurückgeboten werden dürfe, und in das deutsche Leben kam der große Satz, daß die Luft der Stadt frei mache.

Friedrich Barbarossa

Gustav Freytag

Der beste Segen jedes großen Herrscherlebens ist, daß es Glanz und Wärme in Millionen Herzen sendet. Mit den Anforderungen, die es seinem Volke zumutet, erweckt es auch Begeisterung und ein edles Selbstgefühl, Steigerung der nationalen Kraft auf jedem Gebiete irdischer Interessen, größeres Urteil und eine Fülle von poetischer Empfindungen. Dieser Segen eines starken Lebens wirkt noch dann einen unendlichen Kulturfortschritt des Volkes, wenn sich als Irrtum erweist, was den Herrschenden selbst für das höchste Ziel ihrer Kämpfe galt. Auch der Gewinn, den die Hohenstaufenherrschaft den Deutschen brachte, ist ein immerwährender geworden, und wir alle leben und atmen darin.

Der große Staufenfürst, der der Nation diesen Gewinn bereitete, war Friedrich der Rotbart. Völlig ein Herr, wie das Volk ihn für sich begehrte, und zugleich ein Kaiser, der deutsche Fürsten zu bändigen wußte; gewaltig in Erscheinung, Wort und Willen, ein Kriegsheld, der mit auserwählter Schar in das dichteste Schlachtgetümmel ritt, der noch als Greis auf gepanzertem Roß vor seinem Heere in den Fluß tauchte; ein reicher Gabenspender für seine tapferen Getreuen, für den kunstvollen Sänger und bauverständigen Werkmeister; ein Urteilsprecher von eherner Kraft, dabei ein weitschauender Staatsmann, der die großen Fürsten Europas und des Morgenlandes mit stolzer Überlegenheit behandelte und die Schnüre fest in der Hand hielt, durch die er ihren Eigennutz bändigte. Und doch von Herzen ein Deutscher, mit dem Bedürfnis zu lieben und zu vertrauen, und nicht frei von den Einbußen, die diese germanische Neigung einem König brachte. Er war geneigt zu Gewaltmitteln; wo er Widerstand fand, war er hart und ohne Erbarmen und dabei im Wollen von einer zähen

Festigkeit, die durch kein Mißlingen beirrt wurde. Aber ebensogut verstand er, schnell und ganz nachzugeben, wo der Widerstand für ihn unüberwindlich wurde und deshalb auch aus Niederlagen das mögliche zu retten. In vielem fürwahr ist er Karl dem Großen ähnlich.

Friedrich Barbarossa

Eine hünenhafte Heldengestalt war den Germanen aufgestiegen, um das Heilige Römische Reich Deutscher Nation aus dem Chaos der Völkerwanderung vorzubereiten; eine zweite erschien, kurz bevor die alte Kaiservorstellung des Mittelalters verging. Doch Friedrich war nicht nur der stolzeste Nachfahre des großen Karl, sondern er war zugleich sein dunkleres Gegenbild. Sein Leben begann unter dem Zwange derselben Vorstellungen, in denen das Leben Karls geendet hatte. Auch er forderte für sich die unumschränkte Herrschaft über Italien, die Oberherrlichkeit über das Abendland. Aber unvergleichlich stärker waren die widerstrebenden Mächte, mit denen Friedrich rang; die lombardischen Krieger waren zu Bürgern geworden und leisteten hinter den Stadtmauern einen zähen, heervernichtenden Widerstand, und neben ihnen war in den Normannen ein anderes Volk aus Germanenblut in Italien festgewurzelt, von härterer Natur und schärferem Schwertschlag. Auch der Papst war etwas weit anderes als jener schutzlose Kirchenfürst, der sich hilfeflehend an den Frankenkönig angelehnt hatte; er stand jetzt als höchster Herr in der Christenheit, der wohl besiegt, nicht mehr auf die Dauer unterworfen werden konnte. Sachsen, Slawen und die Ungarn im untern Donaugebiet waren Christen geworden, aber ihre Politik war dem deutschen Könige deshalb nicht weniger gefährlich, weil sie mit Ritterwaffen und als erfahrene

Heergenoſſen widerſtritten. Des Kaiſers Majeſtät und Siege vermochten auch dort nur perſönlichen Erfolg zu ſchaffen, nicht mehr ungebändigte Völker durch Kreuz und Glockenklang an die Herrſchaft zu feſſeln. Anders iſt deshalb das Zeitmaß der drei großen Akte, in denen die Tragödie dieſes Heldenlebens verläuft. Friedrich bedurfte langer Zeit faſt ausſchließlich für die Kriege, in denen er ſich durchſetzte; gefährlicher war der Streit für ihn ſelbſt, nach unendlichem Ringen drohte noch eine große Niederlage alles zu verderben; als Sieger mußte er zuletzt Verſöhnung mit den Feinden ſuchen.

Aber auch in ſeinem Leben folgten auf harte Kriegsarbeit Jahre verhältnismäßiger Ruhe, wo er als gewaltiger Herr des Abendlandes waltete. Und auch ſein Leben wurde in dieſer Zeit zu einem unermeßlichen Segen für die Kultur des deutſchen Volkes; neue Bildung, neue Dichtung in heimiſcher Sprache und neue Kunſt des edelſten Handwerks ſproßten fröhlich auf deutſchem Boden empor. Zuletzt wieder endigte ähnlich wie der fränkiſche Karl auch der Hohenſtaufe, indem er dem weltbewegenden Geiſte verfiel, der durch die Kirche ſeiner Zeit verkündigt wurde. Der Gegner und Beſieger des Papſtes nahm als Greis das Kreuzeszeichen und ertrank als Kämpfer gegen die Sarazenen im Morgenlande.

Land und Stadt um 1300

Guſtav Freytag

Noch liegt die Stadt um 1300 zwiſchen Wald und Waſſer, von Holz, Teich, Bruch und Heide umgeben. Aus der Heide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem Kreiſe umzieht, der Wall iſt mit Dornengebüſch und Knicken beſetzt, die Feinde abzuhalten. Über die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Warttürme, ſchmuckloſe Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Tür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt ſich die Stadt, die Morgenſonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem rieſigen Holzgerüſt des neuen Doms, an welchem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Türmen der Stadt. Sie ſtehen, aus der Ferne betrachtet, dichtgedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathaus, auch zwiſchen den Häuſern, als Überreſte alter Befeſtigung, oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neuen Teile ſcheidet; dann hat die innere Mauer auch Tore, die bei Nacht zu großer

Heergenoſſen widerſtritten. Des Kaiſers Majeſtät und Siege vermochten auch dort nur perſönlichen Erfolg zu ſchaffen, nicht mehr ungebändigte Völker durch Kreuz und Glockenklang an die Herrſchaft zu feſſeln. Anders iſt deshalb das Zeitmaß der drei großen Akte, in denen die Tragödie dieſes Heldenlebens verläuft. Friedrich bedurfte langer Zeit faſt ausſchließlich für die Kriege, in denen er ſich durchſetzte; gefährlicher war der Streit für ihn ſelbſt, nach unendlichem Ringen drohte noch eine große Niederlage alles zu verderben; als Sieger mußte er zuletzt Verſöhnung mit den Feinden ſuchen.

Aber auch in ſeinem Leben folgten auf harte Kriegsarbeit Jahre verhältnismäßiger Ruhe, wo er als gewaltiger Herr des Abendlandes waltete. Und auch ſein Leben wurde in dieſer Zeit zu einem unermeßlichen Segen für die Kultur des deutſchen Volkes; neue Bildung, neue Dichtung in heimiſcher Sprache und neue Kunſt des edelſten Handwerks ſproßten fröhlich auf deutſchem Boden empor. Zuletzt wieder endigte ähnlich wie der fränkiſche Karl auch der Hohenſtaufe, indem er dem weltbewegenden Geiſte verfiel, der durch die Kirche ſeiner Zeit verkündigt wurde. Der Gegner und Beſieger des Papſtes nahm als Greis das Kreuzeszeichen und ertrank als Kämpfer gegen die Sarazenen im Morgenlande.

Land und Stadt um 1300

Guſtav Freytag

Noch liegt die Stadt um 1300 zwiſchen Wald und Waſſer, von Holz, Teich, Bruch und Heide umgeben. Aus der Heide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem Kreiſe umzieht, der Wall iſt mit Dornengebüſch und Knicken beſetzt, die Feinde abzuhalten. Über die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Warttürme, ſchmuckloſe Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Tür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt ſich die Stadt, die Morgenſonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem rieſigen Holzgerüſt des neuen Doms, an welchem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Türmen der Stadt. Sie ſtehen, aus der Ferne betrachtet, dichtgedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathaus, auch zwiſchen den Häuſern, als Überreſte alter Befeſtigung, oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neuen Teile ſcheidet; dann hat die innere Mauer auch Tore, die bei Nacht zu großer

Beläſtigung der Bürger noch geſchloſſen werden. Sehr groß iſt die Zahl der Mauertürme, und die Menge wird noch vermehrt — München hatte damals gegen 100, Frankfurt zwiſchen 60 und 70, kaum eine menſchenreiche Stadt weniger. — Dieſe Türme, quadratiſch oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, ſind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegeln bedeckt, vielleicht mit metallenen Knäufen verſehen, welche im Sonnenlichte wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hie und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker ſpringen aus der Mauer vor nach dem Stadtgraben, ſie ſind zum Teil heizbar, zierlich gedeckt und mit metallenen Kugeln geſchmückt. So wird die alte Stadt gewaltig dem Anblick, und der Buſchreiter, welcher von ſeinem Klepper auf den ungeheuren Steinkaſten ſchaut, denkt begehrlich bei blinkenden Kreuzen und Knöpfen an die tauſend herrlichen Dinge, welche die Stadtmauer ſeinem Wunſch vorenthält. Aber zwiſchen ihm und der Stadt ſteht auf einer Anhöhe der Rabenſtein, und ſchwarze Vögel fliegen dort um formloſe Bündel an dem hohen Stadtgalgen. Beim Hochgericht vorbei führt der Weg durch Äcker, Weiden und Gemüſegärten. Noch außerhalb der Mauern ſind Menſchenwohnungen, hier ein Ackerhof mit Steinhaus, Stall und Scheuer, wahrſcheinlich Landbeſitz eines Geſchlechtes, auch er mit Mauer, Graben und Zugbrücke umgeben. Auf luftigen Stellen drehen nahe der Mauer Windmühlen ihre Flügel, wo ein Bach durch Wieſen läuft, klappern die Räder der Waſſermühlen. Liegt die Stadt an größerem Fluß, dann ſind Schiffsmühlen mit gewaltigen Radſchaufeln gebaut, im Schutz der Mauern und Türme, damit die Stadt in einer Notzeit nicht des Brotes entbehre. Und führt außerhalb der Mauer eine Brücke über den Fluß, ſo hat ſie unten ſchwache Eisblöcke zum Schutz und bildet oben einen gedeckten Gang, mit Türmen an beiden Ufern; in der Mitte der Spannung ſteht wohl das Bild des Schutzheiligen, mit Kruzifix und einem Opferſtock, in welchem der Bürger, ſtolz auf ſeine ſtattliche Brücke, freiwillig einlegt, damit der Stadt die Erhaltung der Brücke leichter werde.

Doppelt ſind alle größeren Tore, um das Außentor ſteht ein feſtes Werk, ein dicker Turm oder ein Wighaus, dahinter liegt die Brücke über den weiten Stadtgraben, in welchem der Rat Fiſche hält, trotz dem Schlamm.

Wer am Morgen die Stadt betritt, der begegnet ſicher zuerſt dem Stadtvieh. Denn auch in den großen Reichsſtädten treibt der Bürger Landbau auf Wieſen, Weiden, Äckern, Weinbergen der Stadtflur, die meiſten Häuſer, auch vornehme, haben in engem Hofraum Viehſtälle und Schuppen. Der Schlag des Dreſchflegels wird um 1300 in Nürnberg, Augsburg, Ulm nahe an dem Rathaus gehört, unweit der Stadtmauern ſtehen Scheuern und Stadel, jedes Haus hat ſeinen Getreideboden und häufig einen Kelterraum. Denn der Weinbau wird damals, wie bekannt, in faſt ganz Deutſchland verſucht, nicht nur in Thüringen, auch in der Mark und Pommern, ja ſogar in dem neuen Ordensland Preußen. Begeht die Stadt frohe Weinleſe, dann rücken Bewaffnete in das Feld, damit die

ſchwärmenden Städter vor einem Überfall ſicher ſind. Von außen ſieht die Stadt aus wie der prächtige Steinpalaſt eines Rieſenkönigs, von dem kleinen Platz am Binnentor wie ein großes Dorf, trotz der höheren Häuſer. In den Gaſſen der Stadt traben die Kühe, ein Schäfer führt mit ſeinem Hunde die Schafherde auf die nahen Höhen; auch im Stadtwald weidet das Vieh, aber das wird gerade in dieſem Jahrhundert als ſchädlich für das Holz erkannt und hier und da verboten, ja kluge Städter ſäen ſogar Wald an. Große Flüge von Tauben heben ſich aus den Gaſſen, ſie ſind Lieblinge der Bürger, ſeltene Arten werden geſucht, einer ſucht ſie dem andern abzufangen, und der Rat hat zu ſchlichten. Noch mehr Mühe machen dem Rat die Borſtentiere und ihr Schmutz, denn die Schweine fahren durch die Haustüren in die Häuſer und ſuchen auf dem Weg ihre unſaubere Nahrung, der Rat verbietet zuweilen, Schweineſtälle an der Straße zu bauen — ſo in Frankfurt 1421 —, auch im reichen Ulm laufen die Schweine übelriechend auf den Straßen umher bis 1410, wo ihnen dies Recht auf die Mittagſtunde von 11 bis 12 beſchränkt wird. In den Flußarmen, welche durch die Straßen führen, hat das Vieh ſeine Schwemmen, dort brüllt und grunzt es und verengt den Weg für Menſchen und Karren. Da fehlt auch der Miſt nicht, auf abgelegenen Plätzen lagern große Haufen, und wenn die Stadt ſich einmal zu einem Kaiſerbeſuch oder einer großen Meſſe ſchmückt, dann läßt ſie, um ſäuberlich auszuſehen, nicht nur die Gehängten vom Galgen abnehmen, ſondern auch den Dünger von Straßen und Plätzen der Stadt ſchaffen.

Die Hauptſtraßen der Stadt ſind hier und da gepflaſtert, längs der Häuſer beſondere Steinwege, und vornehme Städte, wie Aachen, Nürnberg, Ulm halten ſtädtiſche Pflaſterer und laſſen ſich die Straßenbeſſerung etwas koſten. Aber nicht überall war man ſoweit, in Frankfurt wurden die Hauptſtraßen bis 1399 nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine gebeſſert; doch muß der Weg oft ſchwierig geweſen ſein, es gab für die Domherren eine geſetzliche Entſchuldigung beim Konvent zu fehlen, wenn der Straßenſchmutz zu arg war. Wurde auf einem Platz der Stadt ein Feſt gefeiert, ein Stechen oder Schauſpiel, dann wurde der Platz mit Stroh belegt; dasſelbe durfte jeder Bürger vor ſeinem Hauſe tun. Wer bei ſchlechtem Wetter ausging, fuhr in ſchwere Holzſchuhe; von den Ratsherren wurde gefordert, daß ſie dieſe vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen ſind die Brunnen häufig, es ſind einfache Ziehbrunnen mit Rolle, Kette und Doppeleimer, wird der eine heraufgewunden, ſo fährt der andere zur Tiefe; wo gutes Waſſer fehlt, ſind die Städte ſeit älteſter Zeit bemüht geweſen, reine Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. Dafür ſind ſogar Hebemaſchinen errichtet — ſeit 1292 in Straßburg; der Meiſter, welcher ſie erbaute, verunglückte bei dem kunſtvollen Werke. — Oft haben die Bürger darum große Anſtrengungen gemacht. Sogar das kleine Gotha hat ſich mit Hilfe eines kunſtreichen Mönches durch Viſierrute und unendliche Arbeit eine Waſſerader wohl zwei Stunden weit über Täler und zwiſchen Höhen herzugeführt. Denn an

reichlichem Waſſer hing das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutz gegen außen, vor allem aber für ſtädtiſche Gewerbe war es unentbehrlicher als jetzt. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen, die Gerber, Weber, Färber, Wollſpinner ſiedelten am Waſſer. Deshalb wurde der Fluß oder die nahen Bäche bei Anlage und bei jeder Vergrößerung der Stadt in vielen Armen zwiſchen den Straßen und um die Mauer geleitet und gern die hintere Seite der Höfe an das Waſſer geführt. Auf den Plätzen der Stadt ſtanden bei laufenden Brunnen Schöpftröge von Stein und Metall und an gelegenen Stellen gefüllte Waſſerbottiche für den Fall einer Feuersgefahr.

Sehr unähnlich moderner Bauweiſe ſind die Straßen der Stadt, ſie ziehen ſich in der Mehrzahl enge gewunden dahin; die Häuſer ſind oft klein, von Fachwerk gebaut, mit Stroh gedeckt, ſie ſtehen mit dem Giebel auf die Straße, in der Regel nicht dicht aneinander, denn zwiſchen ihnen ſind Schlupfe, in denen das Regenwaſſer herabgeleitet wird, die Eingänge ſind häufig mit einer Halbtür verſehen, über der Tür hängt an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauſes, oft wird der Beſitzer nach ſeinem Hausbilde genannt. Die Häuſerlinie läuft nicht glatt und ſenkrecht, ein Oberſtock oder zwei — die Gadem — ſpringen über das untere Stockwerk vor, der zweite wieder über den erſten, und darin ſind wieder Erker und Söller. Dieſe Überhänge, Ausſchüſſe und Erker brechen die Fluchtlinie bei jedem Hauſe anders, verengen das Licht und nähern die obern Stockwerke der gegenüberliegenden Häuſer. Die Söller werden bei Neubauten verboten, bald erlaubt und die erlaubte Breite beſtimmt. An dem Erdgeſchoß der Häuſer aber ſind auf der Straße Schuppen, Vorkräme, Buden angebaut, auch die Hauskeller öffnen ſich auf die Straße, und die Kellerhälſe ragen bis an den Fahrweg. Das ärgert in dieſer Zeit den Rat, und er befiehlt vielleicht, ſie ſämtlich auf einmal abzubrechen. Zwiſchen den kleineren Häuſern ſtehen einzelne größere Steinbauten im Beſitz der Stadt oder wohlhabender Bürger, ſie ſind aber, auch in den größeren Reichsſtädten, ſelten, ihre feuerfeſten Gewölbe und der Steinzierat ihrer Front ſind Stolz der Beſitzer. In den Städten der Niederſachſen, der Thüringer und Franken iſt alter Brauch, daß die Straßenwand der vorgerückten oberen Stockwerke durch Pfeiler geſtützt wird; dann entſteht zwiſchen dem eingerückten Unterſtock und den Pfeilern ein gedeckter Gang, die Löben, Lauben, welche an Hauptſtraßen und am Markte geſchützten Durchgang geſtatten. Wie reich ſich in dieſer Zeit das Leben der Stadt entfaltet, das Privatleben und Behagen des einzelnen tritt auch im Häuſerbau auffallend zurück vor den Arbeiten der Gemeinde. Denn zwiſchen Herden und Strohdächern erheben ſich großartige Kirchen, rieſige, kunſtvolle Bauten, in denen die Bürgerſchaft mit Stolz zeigt, was Geld und Arbeit in ihr vermag. Unter den alten Kaiſern der Sachſen, Franken, Hohenſtaufen ſind die großen Paläſte der Stadtheiligen mit edlen Kuppeln, ſtarken Säulenreihen und hohem Mittelſchiff aufgerichtet worden, jetzt aber baut nach verändertem Geſchmack die Stadt ihren Dom mit Strebepfeilern und unge-

heuren Fenſtern, die durch Glasgemälde geſchloſſen werden, mit hohen Spitztürmen, deren kunſtvolle Gliederung und durchbrochene Steinmetzarbeit über alle anderen Türme gegen die Wolken ragen ſoll. Es iſt ein rieſiges Werk, berechnet auf die frommen Beiträge vieler Geſchlechter. Der Meiſter, welcher den Plan gezeichnet, lebt nicht mehr, aber die Bauhütte, mit der er gearbeitet, pocht und meißelt unermüdlich; wer weiß, ob die Enkel die Vollendung des Gebäudes ſchauen werden, denn das Leben wird teurer, die Genüſſe mannigfaltiger, die Frömmigkeit geringer.

Zahlreich ſind die Gotteshäuſer, außer den Stadtkirchen kleinere Kirchen und Kapellen, auch ſolche, welche von Geſellſchaften und Privatleuten unterhalten werden, mehrere vornehme Stifter und mehrere Klöſter der Bettelorden, die Klöſter und ihre Kirchen womöglich durch eine Mauer abgeſchloſſen, der Bürger iſt gewohnt, Mönche und Nonnen von verſchiedener Tracht zu ſehen.

Auch für ihr eigenes Regiment baut die Stadt gerade jetzt ein ſchönes Rathaus, zierlich und ſchmuckvoll, darin einen großen Saal für die Feſte der Stadt und anſehnlicher Bürger. Aber zwiſchen Dom und Rathaus verhält ſich eine kunſtloſe Waſſerpfütze mit ſchwimmenden Enten, und daneben ſteht der deutſche Dorfbaum, die alte Linde; ſie iſt dem Bürger Erinnerung an eine Zeit, wo ſeine Stadt noch nicht war und wo die Waldvögel in den Zweigen ſangen, auf denen jetzt nur die Sperlinge ſitzen und im Winter die Krähen. Ländlich ſind auch die Umfriedungen der Stadt, ſogar bei Kirchhöfen oft Holzzäune. In dem neuen Stadtteil liegen zwiſchen den Häuſern Gärten für Gemüſe, Obſt und die Lieblingsblumen der Frauen: Nelken, Lack, Roſe und Lilie, dort ſtehen auch Sommerhäuſer.

Der Morgen wird den Bürgern durch Geläut verkündet, und die Glocken der zahlreichen Gotteshäuſer tönen faſt den ganzen Tag hindurch, bald mahnt die eine, bald die andere zum Gebet und Kirchgang. Ihr Ton iſt dem Bürger herzlich lieb, er umklingt ihm das ganze Leben, wie er ſeinen Vorfahren getan; unten ändert ſich unabläſſig der Menſchen Treiben, von der Höhe ruft immer dieſelbe Stimme, eifrig mahnend in hohem Klange, oder in tiefen, langſamen Schwingungen das Ohr erſchütternd. Wenn der Heimkehrende den Glockenklang ſeiner geliebten Stadt auf dem Felde hört, dann hält er ſtill und betet. Darum ehrt der Deutſche ſeine Glocken wie lebende Weſen, er gab ihnen Frauennamen, den großen am liebſten die Namen Anna, Suſanna, und er war geneigt, ihnen ein geheimnisvolles Leben anzudichten, denn ſie läuten noch in verſunkener Stadt, tief unter der Erde oder im Waſſer, ja ſie ſteigen dann zuweilen aus der Tiefe herauf bis an das Sonnenlicht.

Vom deutſchen Ritterorden

Heinrich von Treitſchke

enn der Orden die Völker des Oſtens vor ſeiner Landwehr erzittern ließ: vergeſſen wir nicht, welches wetterfeſte, in ewigen Kämpfen geſtählte Bauernvolk ihm gehorchte. In altpreußiſcher Zeit hatten dereinſt reiche Dörfer und Wälder geprangt, wo nun der Spiegel des Friſchen Haffs ſich dehnte. Aber auch noch unter der Ordensherrſchaft verwandelten Einbrüche des Meeres die Geſtalt der Küſte. Die alte Einfahrt in das Friſche Haff, das Tief von Withlandsort, kaum erſt durch eine Feſte geſchützt, verſandete; die See brach ſich ein neues Tief, und der Orden ließ die Bauern fronden zu den ſtarken Dammbauten bei Roſenberg. Gewaltiger noch war das Ringen mit dem tückiſchen Weichſelſtrome. Undurchdringliches Gehölz hob ſich aus dem Röhricht der weiten Sümpfe zwiſchen den Armen der Weichſel und Nogat, bis alljährlich im Frühjahr der Schrecken des Landes, der Eisgang, herankam, Fußboten das unheimlich langſame Nahen des Feindes verkündeten und endlich die weiten Wälder in der großen Waſſerwüſte verſchwanden. Hat auch die moderne Kritik den vielgefeierten Namen des Landmeiſters Meinhard von Querfurt erbarmungslos ſeines Glanzes entkleidet: zu den Fabelgeſtalten zählen wir darum doch nicht jenen Ritter mit dem Waſſerrade, der heute unter den Steinbildern der Dirſchauer Brücke prangt. Der Orden war es, der, nicht durch eines Mannes Kraft, nein, durch die nachhaltige Arbeit mehrerer Geſchlechter, die Wut des Stromes bändigte. Der güldne Ring der Deiche ward um das Land gezogen, geſichert durch ein ſtrenges Deichrecht, durch die Bauernämter der Deichgrafen und Deichgeſchworenen, die noch heute alterprobt beſtehen. Alſo geſchützt, ward das Sumpfland der Werder, unter dem Waſſerſpiegel der Ströme gelegen, von holländiſchen Koloniſten in die Kornkammer des Nordens verwandelt, und bald blähte ſich hier die Üppigkeit, der unbändige Trotz der überreichen Werderbauern.

Auch anderer Orten im Lande blühte die Landwirtſchaft. Die Schafzucht arbeitete dem Tuchhandel von Thorn in die Hände, und Preußens Falkenſchulen verſorgten den Weidmann aller Länder mit dem unentbehrlichen Federſpiele. Die Beutener* in den Wäldern von Maſuren verſandten das Wachs ihrer Bienenkörbe weithin an den Klerus, und ſelbſt der Landwein von Altpreußen hat den unverdorbenen Kehlen unſerer Altvorderen gemundet. Wichtiger noch war die Ausfuhr des Holzes, das von den Baumbeſteigern der Danziger und Rigaer Kaufhäuſer in den Forſten von Polen, Litauen, Wolhynien ausgeſucht und dann

* Bienenzüchter (Ortsname Beutelsdorf bei Ortelsburg).

auf mächtigen Flößen, die dichtgedrängt oftmals den Flußverkehr ſperrten, die Weichſel und Düna hinabgefahren ward — wenn anders die heilige Barbara in dem Bergkirchlein zu Sartowitz das Gebet des Weichſelſchiffers um geſegnete Fahrt erhörte. Desſelben Weges kam der Flachs, den die Braker[1] im Hafen prüften und ſtempelten. Der Handel über Land mit Polen und den Nachbarländern war Preußens Vorrecht; und ſeit der Orden das Kuriſche Haff mit dem Pregel durch einen Kanal verbunden, ward auch der Waſſerweg auf dem Niemen bis an das Herz von Litauen ſeinem Kaufmann erſchloſſen. Das rührige Danzig gründete dort das hanſiſche Kontor von Kowno. Das Monopol des überländiſchen Verkehrs hinderte die Sechsſtädte des Hochmeiſters nicht, auch den anderen Handelszügen der Hanſa zu folgen: ſie nahmen teil an dem großartigen Verkehre des Weltmarktes zu Brügge und ſendeten ihre Schiffe auf die Baienfahrt[2], um an der Loiremündung Salz zu kaufen. Indes dankten alle Städte der Oſterlinge[3] den Wohlſtand ihrer Zünftler vornehmlich dem Handel nach den Ländern des Nordens und Oſtens, die der Erzeugniſſe unſeres Landbaues und Gewerbes nicht entraten konnten. Die Fiſcherei im großen, jederzeit das natürliche Vorrecht des ſeeherrſchenden Volkes, ward in den nordiſchen Gewäſſern von der Hanſa ausſchließlich ausgebeutet. Allſommerlich bezogen die Hanſen bei Falſterbo auf Schonen ihre Hütten, um des Heringsfangs zu pflegen, und durch die Gnade des bedrängten Waldemar Atterdag[4] durfte dort Danzig ſeine Fiſchlager neben der Vitte des gebietenden Lübeck aufſchlagen. — Vor allem ſorgte der Landesherr für die Sicherheit des Verkehrs. Jeder Komtur hielt in ſeinem Bezirk das ſtrenge Straßengericht. Von den Stettiner Fürſten erlangte der Orden das Verſprechen, ihm alle Verbrecher auszuliefern, und von den Herzögen von Oppeln ertrotzte er ſich das Recht, die Räuber des preußiſchen Kaufguts noch auf ſchleſiſchem Boden niederzuwerfen. Dem verderblichen Grundſatze des mittelalterlichen Handels, daß jedermann ſich ſeines Schadens erholen ſolle bei den Volksgenoſſen, ſuchte der Orden entgegenzuwirken durch Handelsverträge, zumal mit England, das bereits ein Konſulat in Danzig errichtete.

Mit dieſem gewaltigen Aufſchwunge äußerer Wohlfahrt hielt die geiſtige Bildung nicht gleichen Schritt. Ein banauſiſches Weſen geht durch die mittelalterliche Geſchichte unſeres Nordens, der Hanſa wie der deutſchen Herren. Von der ſchrecklichen Eintönigkeit des mönchiſchen Garniſonlebens mochte der deutſche Herr ſich erholen in ritterlichen Spielen, obwohl das eigentliche Turnier ihm verboten blieb, oder in ſchwerer Jagd auf Bären, Wölfe, Luchſe, „nicht durch kurze weile, ſunder durch gemeinen vrumen“[5]. Auf Hochmeiſters Tag oder zu Ehren fürſtlicher Gäſte feierte man glänzende Gelage und Gaſſenſpiele; dann

[1] Warenprüfer (engl. brake; Brackware = Ausſchuß). [2] Fahrt in die Bucht von Biskaya. [3] Öſtliche Kaufleute. [4] Waldemar IV., unter deſſen ſegensreicher Herrſchaft es in Dänemark „atter dag“ (wieder Tag) wurde, kämpfte ſeit 1361 unglücklich mit der Hanſa. [5] Was der Allgemeinheit frommt, zuſtatten kam.

floſſen ſtatt des Bieres der Oſterwein von Chios, die welſchen Weine und der köſtliche Rainfal aus Iſtrien. Zu Oſtern zogen die Dirnen von Marienburg mit Maizweigen auf das Hochſchloß, um den Fürſten nach gut preußiſchem Brauche einzuſchließen, bis er mit einer Gabe ſich löſte. Meiſters welſcher Garten und Karpfenteich boten manche heitere Stunde; bald war der Lärm und Prunk fürſtlicher Beſuche zur Regel geworden an dem geiſtlichen Hofe. Edlerer geiſtiger Luxus aber ſchien dem rauhen Kriegerſtaate bedenklich. Noch im fünfzehnten Jahrhundert begegnet uns ein Hochmeiſter, der „kein Doktor“ iſt, weder leſen noch ſchreiben kann. Wenn Meiſter Winrich befahl, daß in jedem Konvente zwei gelehrte Brüder, ein Theolog und ein Juriſt, verweilen ſollten, ſo hatte er nur kirchlich-politiſche Zwecke im Auge. Seine Schöpfung, die Rechtsſchule von Marienburg, ging raſch zugrunde, und die Univerſität von Kulm, die der Orden in jenen Tagen zu gründen gedachte, iſt nie zuſtande gekommen. Die gelehrten Brüder haben Urlaub, das Gelernte zu üben, die ungelehrten aber ſollen nicht lernen; genug, wenn ſie das Paternoſter und den Glauben auswendig wiſſen.

Vollends von einem tiefern Nachdenken über göttliche Dinge meinte der Orden wie das frühere Mittelalter: „O weh dir armen Zweifeler, wie biſt du gar verloren, du möchteſt kieſen, daß du wäreſt ungeboren.“ Ein Graf von Naſſau ward nach tiefgeheimer Verhandlung zu ewigem Kerker verurteilt, „weil er ein Czwifeler was“. Im Bewußtſein der Schwäche bewies der Orden dem gelehrten Mönchstum offene Mißgunſt. Die geiſtige Adelsgeſellſchaft der Mönche, die Benediktiner, duldete er gar nicht, die Ziſterzienſerklöſter zu Oliva und Pelplin nur, weil ſie von den pommerſchen Fürſten bereits früher gegründet waren; allein den unwiſſenden Bettelmönchen blieb er gewogen. Unter allen Wiſſenſchaften hat nur e i n e in dieſer durchaus politiſchen Welt eine eigentümliche Ausbildung empfangen, die Geſchichtsſchreibung. Die Chroniſten des Ordenslandes ſtellen ſich den beſten des deutſchen Mittelalters an die Seite: von Peter von Dusburg an, der am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die Preußenkämpfe des Ordens mit der frommen Begeiſterung des Kreuzfahrers ſchilderte, bis herab auf Johann von Puſilge, der hundert Jahre ſpäter mit freierem Weltſinn und weitumfaſſendem politiſchen Blick ſeine Jahrbücher ſchrieb. Solche Berichte von den Taten des Ordens wurden zuweilen in den Remtern den Brüdern vorgeleſen. Eine regelmäßige Geſchichtsſchreibung freilich konnte in dem ſtürmiſchen Grenzerleben nicht aufkommen. Gleich der Wiſſenſchaft ſchwieg auch die Dichtung faſt gänzlich im Ordenslande. Gar ſeltſam hebt von ſolcher Herzenshärtigkeit der Glanz der bildenden Künſte ſich ab, die allerdings nicht ſo unmittelbar auf die Veredelung der Gemüter wirken. Ihre Blüte in Preußen fällt in der Zeit genau zuſammen mit dem politiſchen Ruhme der Tage Winrichs von Kniprode. Das edelſte weltliche Bauwerk des deutſchen Mittelalters iſt unter dem großen Hochmeiſter vollendet worden: die Marienburg, die nach dem Glauben des Volkes ihre Wurzeln, die mächtigen Kellergeſchoſſe, ſo tief in die Erde ſtreckt, wie ihre

Zinnen hoch in die Lüfte ſtreben —, bei Nacht mit dem Lichtglanze ihrer Remterfenſter wie eine Leuchte ob den Landen hangend, weithin ſichtbar an dem Weichſelfluſſe, dem die Kulturarbeit des Ordens den lieblichſten Unterlauf von allen deutſchen Strömen bereitet hat. Schon längſt ſtand auf den Nogathöhen hinter den Ställen und Vorratshäuſern der Vorburg, beſchützt durch eine Kette von Baſteien und Gräben, das Hochſchloß mit dem Kapitelſaale und der Schloßkirche. Das koloſſale Moſaikbild der heiligen Jungfrau mit dem Lilienſtabe verkündete, daß hier des geiſtlichen Staates Hauptburg rage; auf dem Rundgang um die Burg ruhten des Ordens Tote. Neben dieſem düſter-feierlichen Bau erſtand in Meiſter Winrichs Tagen das prächtige Mittelſchloß, die weltlich heitere Reſidenz des Fürſten, mit der lichten Fenſterſeite von Meiſters morgenhellem Gemach und dem wunderbar kühnen Gewölbe in Meiſters großem Remter, das gleich dem Gezweige der Palme aus einem mächtigen Pfeiler emporſteigt. Aber ſelbſt dies freudige Bauwerk verleugnet nicht den ſtrengen Geiſt des Kriegerſtaates. Nicht nur weiſen unterirdiſche Gänge und der Rundgang um das Dach auf den Zweck der Verteidigung; aus der wahrhaftigen Keuſchheit des erſt von der Gegenwart wieder verſtandenen Ziegelrohbaues redet ein ſpröder Ernſt, der den meiſten gotiſchen Bauten fremd iſt. Geradlinig ſchließen ſich die Fenſter ab, der Reichtum der Pflanzenkunſtformen der Gotik fehlt; nur der leiſe Farbenwechſel des Ziegelmuſters mildert die Einförmigkeit der ſchmuckloſen Mauerflächen. Den gleichen Charakter maſſenhafter Gediegenheit tragen die Nebenbauten bis herab zu den ſchweren Türmen, die in die Gräben hinausragen — den unausſprechlichen Danzks. Wir möchten dieſes ſpröde Weſen nicht allein der Dürftigkeit des Backſteins zuſchreiben; zeigt ſich doch an einem edlen Bruchſteinbau des Ordens, an der Marburger Eliſabethkirche, dieſelbe Beſcheidenheit des Schmucks aus der Pflanzenwelt. Dagegen mahnen kunſtvolle Inſchriften und manche Einzelheiten des Stils an des Ordens Verkehr mit Sizilien und dem Morgenlande. Wie das Meiſterſchloß das Vorbild ward für alle Ordensburgen und ſogar dasſelbe Ziegelmuſter mit ſoldatiſcher Regelmäßigkeit ſich in vielen Burgen wiederholte, ſo wirkte der ſtrenge Charakter der Ordensbauten auch auf die Bauwerke der Städte. Wer kennt ſie nicht, die aufſtrebende Kühnheit, den würdigen Ernſt der Giebelhäuſer mit den weitvorſpringenden Beiſchlägen* in der Danziger Langgaſſe? Wie eine Feſtung ragt der Turm von Marienwerder über die Weichſelebene und iſt auch als eine Feſte wiederholt von reiſigen Bürgern verteidigt worden.

* Vorbauten vor den Haustüren

Brief über das Ritterleben

Ulrich von Hutten

Man lebt auf dem Felde, in Wäldern und in jenen Felsennestern. Die uns Nahrung schaffen, sind ganz arme Bauern, denen wir unsere Äcker, Weinberge, Wiesen und Wälder verdingen. Der Ertrag, der von ihnen kommt, ist für die Arbeit, die darauf verwendet wird, gering und schmal, aber mit großer Mühe und großem Fleiß wird gearbeitet, damit er reich und lohnend werde, denn wir müssen sehr sorgfältige Haushälter sein. Sodann müssen wir uns unter die Abhängigkeit von irgendeinem Fürsten stellen, damit wir von ihm Schutz erhoffen dürfen. Wenn ich das nicht bin, meint jedermann, daß er sich alles gegen mich erlauben dürfe; und wenn ich es bin, so ist dieser Schutz mit Gefahr und täglicher Furcht verbunden, denn sobald ich aus dem Hause trete, so bin ich in Gefahr, daß ich denen in die Hände falle, mit denen der, welcher mein Schutzherr ist, Händel und Fehde hat. An seiner Stelle fallen sie mich an und schleppen mich fort. Wenn mich das Mißgeschick recht verfolgt, geht leicht die Hälfte meines Vermögens für das Lösegeld drauf, und womit ich Schutz erhoffte, erwachsen mir auf diese Weise Feindseligkeiten. Zu diesem Zweck halten wir darum Pferde und schaffen uns Waffen an und umgeben uns mit zahlreichem Gefolge, alles unter schweren und drückenden Kosten; und dabei dürfen wir nicht fünfhundert Schritt weit ohne Waffen gehen, man kann kein Dorf ungerüstet besuchen, nicht zum Jagen, nicht zum Fischen anders als in Eisen gepanzert gehen. Überdies gibt es häufig Zank zwischen fremden Bauern und den unsern, und es vergeht kein Tag, an dem uns nicht über irgendeinen Streit berichtet wird, den wir sehr vorsichtig schlichten. Denn wenn ich zu ungestüm das Meinige in Schutz nehme und das Unrecht verfolge, so entsteht Krieg; wenn ich aber zu geduldig nachgebe und von meinem Rechte etwas nachlasse, dann steht sogleich den Angriffen von allen Seiten Tür und Tor offen; denn was dem einen nachgelassen ist, das würde jeder einzelne für sich gleichermaßen haben wollen, zur Belohnung für seine eigene Unverschämtheit. Und was für Leute sind es, unter denen solche Sachen vorkommen? Nicht etwa Leute, die sich fremd sind, lieber Freund, sondern solche, die sich nahe stehen, Verschwägerte und Verwandte, ja sogar Brüder handeln derartig gegeneinander. Das sind die Annehmlichkeiten unseres Landlebens, das ist unsere Ruhe und unser Frieden. Ob unsere Behausung auf dem Berge oder in der Ebene liegt, sie ist nie zur Behaglichkeit, sondern zum Schutze erbaut, mit Wall und Graben

umgeben, innen ungeräumig, mit Vieh- und Pferdeſtällen zuſammengedrängt, daneben finſtere Schuppen voller Kanonen, Pech und Schwefel und was ſonſt zur kriegeriſchen Ausrüſtung an Waffen und Maſchinen gehört. Überall der Geſtank des Schießpulvers, dann die Hunde mit ihrem Unrat — das duftet lieblich und angenehm, ſollt' ich meinen. Reitersleute kommen und gehen, auch Raubgeſindel, Diebe und Wegelagerer, denn gewöhnlich ſtehen unſere Häuſer offen, und unſere Leute wiſſen ſelten, was einer iſt, oder fragen nicht viel danach. Man hört das Blöken der Schafe, das Brüllen der Ochſen, das Bellen der Hunde, das Schreien der Feldarbeiter, das Rumpeln und Geraſſel der Karren und Wagen, ja, in unſerer Gegend, wo die Wälder nahe ſind, auch das Heulen der Wölfe. Der ganze Tag iſt mit Angſt und Sorge um den nächſten, mit fortgeſetzter Bewegung und dauerndem Sturme ausgefüllt.

Aus der Chronik eines fahrenden Schülers

Clemens Brentano

Im Jahr, da man zählte nach Chriſti, unſers lieben Herrn, Geburt 1358, am zwanzigſten Tage des Maimonats hörte ich, Johannes, der Schreiber, die Schwalbe in der Frühe an meinem Kammerfenſter ſingen und ward innigſt von dem Morgenliede des frommen Vögeleins erbauet, bedachte auch auf meinem Bettlein, wie die Schwalbe in dauernder Freude lebet, gegen den Winter in ferne, wärmere Länder ziehet und, der Heimat getreu, gegen den Frühling wiederkehrt. Alſo nicht der Menſch, der arme, fahrende Schüler, der wohl viel gegen Sturm und Wetter ziehen muß, ja, der oft kein Feuer findet, die erſtarrten Hände zu erwärmen, daß er ſie falte zum Gebet; aber ſo er es ernſtlich meinet, haucht er hinein.

Da ich in ſolchen Betrachtungen verſunken war und das Schwälblein auch auf ſeine Weiſe fortphantaſierte, wäre ich ſchier wieder eingeſchlummert, aber der Wächter auf dem Münſter blies: „In ſüßen Freuden geht die Zeit", welches ich hier noch nie gehöret, denn ich war zum erſten Male in Straßburg erwacht.

Nun richtete ich mich in meinem Bettlein auf und ſchaute in meinem Gemache umher, das hatte aber Fenſter ringsherum und war in einem Sommerhäuslein des Gartens. Links ſtand der Mond noch blaß am Himmel, und rechts war der Himmel wie das lauterſte Gold. Da fand ich mich zwiſchen Nacht und Tag und faltete die Hände, und es fiel mir freudig aufs Herz, daß heute mein zwanzigſter Geburtstag ſei, und wie mir es viel beſſer geworden als in dem letzten Jahre, da ich meinen lieben Geburtstag auf freiem Felde in einem zerriſſenen Mäntelein empfangen und mit einem Biſſen Almoſenbrot bewirten mußte. „O

Freude und Ehre!“ dachte ich bei mir ſelbſt und ſchaute zum Morgenlichte hin und ſprach: „Du biſt mein Licht, du wirſt mein Tag!“, glaubte auch ſchier in meiner Einfalt, der Himmel ſei golden um meines Beſten willen, die Schwalbe habe nur geſungen, mir Glück zu wünſchen, und der Türmer habe allein ſo lieblich geblaſen mir zur Feier; da der Himmel ſich doch nur gerötet vor der Sonne, die der Herr gerufen; da die Schwalbe doch nur geſungen in Gottes Frühlingsluſt und der Wächter nur geblaſen zu Gottes Ehren, ja wohl gern noch ein Stündlein geſchlafen hätte, ſo es ihm von den Münſterherren verſtattet wäre. Alſo wird der Menſch leicht übermütig in der Freude und glaubet, er ſei recht der Mittelpunkt aller Dinge und ſei er mit allem gemeint. Da ließ ich die Augen fröhlich in der Kammer umherſchweifen und ſah auf dem Schemel ein neues Gewand liegen, das mir mein gütiger Herr und Ritter Veltlin von Türlingen am Abend im Dunkeln hatte heraufſtragen laſſen, und konnte ich meine Begierde nun nicht länger zurückhalten, ſprang auf von meinem Lager und legte dieſe Kleider nicht ohne Tränen des Dankes an. Es war dies aber ein feines blaues Wams, um die Lenden gefaltet und geſtutzet, und rot und weißes Beinkleid von ländiſchem Tuch, auch ſtumpfe Schuh' und eine ſchwarze Kogel mit einer blauen Feder, nicht zu vergeſſen, ein Hemmet von weißem Hauslinnen, am Halſe bunt genäht und gekrauſet, dergleichen ich vorher nie getragen. Da ward es mir faſt leicht und fröhlich zumute, und hätte ich wohl mögen einen Sprung tun, als hätte ich einen neuen Menſchen angezogen mit dem neuen Kleide.

Aber meine Hoffart währte nicht lange, denn mein zerriſſenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang vor das Fenſter gehängt hatte, erleuchtete ſich durch die aufgehende Sonne, und alle ſeine Löcher waren ſo viele Mäuler, und alle ſeine Fetzen ſo viele Zungen, die mich meiner törichten Hoffart zeihten. Es war, als ſage das Mäntelein zu mir: „O Johannes, biſt du ein eitler Kaufherr, daß du, angelanget in dem Hafen, des zerriſſenen Segels vergißt, das dich in denſelben geführet? Johannes, biſt du ein ſo ſtolzer Schiffbrüchiger, daß du das Brett, welches dich mit Gottes Hilfe an ein grünes Eiland getragen, mit dem Fuße undankbar in die Wellen zurückſtößeſt? O Johannes, du undankbarer Freund, willſt du, gerettet, mich nicht auf deinen Schultern in ein Gotteshaus tragen und aufſtellen als ein Gedächtnis, daß ſich Gott deiner erbarmet?“

Ach, das waren wohl harte und wahre Worte meines Mänteleins, und ich nahm es mit Schämen von dem Fenſter und legte es um über meinen neuen Staat — und faßte es feſt mit den Händen um die Bruſt, als wollte ich es um Verzeihung bitten, und ging mit dem Gedanken die Treppe hinab in den Garten: „Wenn ich ein armer, fahrender Schüler geweſen bin, ſo werde ich immer ein armer, fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden ſind wir alle arm und müſſen mannigfach mit unſerm Leben herumwandeln und lernen, und bleiben doch arme Schüler, bis der Herr ſich unſer erbarmet und uns einführet durch ſeinen bittern Tod in das ewige Leben.“

Deutſches Bürgertum

Ernſt Moritz Arndt und Johann Gottlieb Fichte

acitus ſpricht von den Tugenden und Sitten unſerer Altvordern mit Bewunderung. Sie ſchimmerten wohl nur ſo hell, weil das entartete Römiſche ſo ſchwarz war. Es waren Tugenden und Sitten roher Barbaren, aber edler Barbaren, die weder am Äußern noch Innern Schmutz und Feigheit duldeten. Von jeher lag der Keim des Großen und Guten im germaniſchen Volke, wie in einigen Völkerſchaften der Keim des Gemeinen und Schlechten liegt. Bringt Tſchuwaſchen und Kalmücken nach Frankreich, Italien und Deutſchland und laßt ſie ein Jahrtauſend dort weiden; wir wollen ſehen, ob Gregore, Luthers, Galileis, Leibnize, Raffaele, Shakeſpeare, Goethes, Pascale aus ihnen werden. Unſer bürgerliches Wirken und Treiben, war es nicht herrlich durch das ganze Mittelalter, und iſt es nicht herrlich geweſen ſelbſt in den letzten Jahrhunderten bis auf die neueſte Zeit? Sobald der erſte, wüſte Kampf zwiſchen Barbarei und Bürgerlichkeit ausgeſtritten war, ſobald Awaren, Normannen, Ungarn und Slawen zur Ruhe gebracht waren, wie ſchnell, wie wimmelnd, wie lebendig regte ſich das Volk, wie vervielfältigten und bevölkerten ſich die Städte, wie wuchſen die Künſte und Gewerke, wie zogen Handel und Reichtümer weit durch das Land und die Meere! Ich erinnere nur an den Rheiniſchen und Hanſeatiſchen Bund und nenne mit dieſen beiden und dem Glanz der Teilnehmer eine Weltwirkſamkeit, wodurch deutſche Betriebſamkeit den Norden und Süden umfaßte und verband. Stiller Freiheitsſinn, reiche Tätigkeit, Fleiß, Sparſamkeit und Ordnung, Sinn für Häuslichkeit und Sitte, Männlichkeit und Mäßigkeit geben in jener alten Zeit ein ſchönes Bild von dem Volke; ſie zeichnen auch die Enkel aus und ſind mit den letzten Tugenden der Väter unter uns Jetztlebenden noch nicht ganz ausgeſtorben. Deutſchland iſt ein ſchönes, reiches Land, aber es darf ſich keineswegs mit den Schätzen Italiens und vieler Landſchaften Frankreichs vergleichen. Dieſes Land beſtand den Dreißigjährigen Krieg und ſtand nach dreißig Jahren wieder volkreich und mächtig da. Es hat nie einen Aktivhandel gehabt, nie ſeine Naturgrenzen nach Verhältnis ſeiner Anſprüche darauf — ſeine Schweiz ſonderte ſich ab, Holland trennte ſich und wuchs wie ein Buckel aus auf ſeinem geſunden Leibe —, es unterhielt größere Heere und mehr Fürſten als irgendein Land ähnlicher Größe und Kräfte; es hat den Siebenjährigen Krieg, den fünfzehnjährigen Revolutionskrieg ausgehalten und konnte ſich bisher an Volk, Reichtum und Stärke mit den erſten Europäern vergleichen. Wie es ſich nach dieſen letzten Jahren mit ihnen wird vergleichen können, mögen wir raten.

Die im Mutterlande zurückgebliebenen Deutſchen hatten alle Tugenden, die ehemals auf ihrem Boden zu Hauſe waren, beibehalten: Treue, Biederkeit, Ehre, Einfalt; aber ſie hatten von Bildung zu einem höhern und geiſtigen Leben nicht mehr erhalten, als das damalige Chriſtentum und ſeine Lehrer an zerſtreut wohnende Menſchen bringen konnten. Dies war wenig, und ſie ſtanden ſo gegen ihre ausgewanderten Stammverwandten zurück und waren in der Tat zwar brav und bieder, aber dennoch halb Barbaren. Es entſtanden unter ihnen indeſſen Städte, die durch Glieder aus dem Volke errichtet wurden. In dieſen entwickelte ſich ſchnell jeder Zweig des gebildeten Lebens zur ſchönſten Blüte. In ihnen entſtanden zwar auf Kleines berechnete, dennoch aber treffliche bürgerliche Verfaſſungen und Einrichtungen, und von ihnen aus verbreitete ſich ein Bild von Ordnung und eine Liebe derſelben erſt über das übrige Land. Ihr ausgebreiteter Handel half die Welt entdecken. Ihren Bund fürchteten Könige. Die Denkmäler ihrer Baukunſt dauern noch, haben der Zerſtörung von Jahrhunderten getrotzt, die Nachwelt ſteht bewundernd vor ihnen und bekennt ihre eigene Ohnmacht.

Ich will dieſe Bürger der deutſchen Reichsſtädte des Mittelalters nicht vergleichen mit den andern ihnen gleichzeitigen Ständen und nicht fragen, was indeſſen der Adel tat und die Fürſten; aber im Vergleich mit den übrigen germaniſchen Nationen, einige Striche Italiens abgerechnet, hinter welchen ſelbſt jedoch in den ſchönen Künſten die Deutſchen nicht zurückblieben, in den nützlichen ſie übertrafen und ihre Lehrer wurden — dieſe abgerechnet waren nun dieſe deutſchen Bürger die gebildeten und jene die Barbaren. Die Geſchichte Deutſchlands, deutſcher Macht, deutſcher Unternehmungen, Erfindungen, Denkmale, Geiſtes, iſt in dieſem Zeitraume lediglich die Geſchichte dieſer Städte, und alles übrige, als da ſind Länderverpfändungen und Wiedereinlöſungen und dergleichen, iſt nicht des Erwähnens wert. Auch iſt dieſer Zeitpunkt der einzige in der deutſchen Geſchichte, in der dieſe Nation glänzend und ruhmvoll und mit dem Range, der ihr als Stammvolk gebührt, daſteht; ſowie ihre Blüte durch die Habſucht und Herrſucht der Fürſten zerſtört und ihre Freiheit zertreten wird, ſinkt das Ganze allmählich tiefer herab und geht entgegen dem gegenwärtigen Zuſtande; wie aber Deutſchland herabſinkt, ſieht man das übrige Europa eben alſo ſinken in Rückſicht deſſen, was das Weſen betrifft und nicht den bloßen äußern Schein.

Und mit welchem Geiſte brachte hervor und genoß dieſer deutſche Stand dieſe Blüte? Mit dem Geiſte der Frömmigkeit, der Ehrbarkeit, der Beſcheidenheit, des Gemeinſinnes. Für ſich ſelbſt bedurften ſie wenig, für öffentliche Unternehmungen machten ſie unermeßlichen Aufwand. Selten ſteht irgendwo ein einzelner Name hervor und zeichnet ſich aus, weil alle gleichen Sinnes waren und gleicher Aufopferung für das Gemeinſame. Ganz unter denſelben äußern Bedingungen wie in Deutſchland waren auch in Italien freie Städte entſtanden. Man vergleiche die Geſchichten beider; man halte die fortwährenden Unruhen,

die innern Zwiſte, ja Kriege, den beſtändigen Wechſel der Verfaſſungen und der Herrſcher in den erſten gegen die friedliche Ruhe und Eintracht in den letztern. Wie konnte klarer ſich ausſprechen, daß ein innerlicher Unterſchied in den Gemütern der beiden Nationen geweſen ſein müſſe? Die deutſche Nation iſt die einzige unter den neueuropäiſchen Nationen, die es an ihrem Bürgerſtande ſchon ſeit Jahrhunderten durch die Tat gezeigt hat, daß ſie die republikaniſche Verfaſſung zu ertragen vermöge.

Carl Spitzweg Bürgerſoldat

Doktor Luther

Gustav Freytag

as Wetter bricht los. Durch die ganze Nation zuckt es wie elektrisches Feuer, die Worte des Augustiners von Wittenberg dröhnen gleich Donnerschlägen, und jeder Schlag bezeichnet einen Fortschritt, einen Sieg. Noch jetzt, nach viertehalbhundert Jahren, zieht die ungeheure Bewegung der Nation mit unwiderstehlichem Zauber an. Niemals, solange das deutsche Volk lebt, hat sein innerstes Wesen sich so rührend und großartig offenbart. Alle schönen Eigenschaften deutschen Gemüts und Charakters treten zu dieser Zeit in Blüte: Begeisterung, Hingebung, ein tiefer sittlicher Zorn, inniges Suchen des Höchsten und ernstliche Freude an systematischem Denken. Jeder einzelne nahm teil an dem Streit. Der reisende Händler focht am Nachtfeuer des Herdes für, gegen den Ablaß, der Landmann im entlegensten Teile hörte erstaunt von dem neuen Ketzer, dem sein geistlicher Vater jetzt bei jeder Predigt fluchte; der Sack des terminierenden Bettelmönchs blieb leer, nicht einmal die Frauen im Dorfe spendeten Käse und Eier. Die kleine Literatur schwoll zu einem Meere, hundert Druckerpressen waren tätig, die zahlreichen Streitschriften, gelehrte und populäre, zu verbreiten. An jeder Pfarrkirche, in jedem Domkapitel zürnen die Parteien, überall erklären sich entschlossene Geistliche für die neue Lehre, die schwächern ringen in bangem Zweifel; die Klosterpforten werden geöffnet, bald stehen die Zellen leer. Jeder Monat bringt dem Volk Neues, Unerhörtes.

Es ist kein Streit mehr zwischen Pfaffen, wie im Anfang Hutten verächtlich den Zwist der Wittenberger mit Tetzel genannt hatte; es ist ein Krieg geworden der Nation gegen die römische Herrschaft und die Helfer derselben. Immer mächtiger erhebt sich die Gestalt Luthers vor den Augen seiner Zeitgenossen. Verbannt, verflucht, verfolgt von Papst und Kaiser, von Fürsten und hoher Geistlichkeit, wird er in vier kurzen Jahren der gefeierte Held des Volkes. Schon wird seine Reise nach Worms im Ton der Heiligen Schrift beschrieben und er von Übereifrigen mit den Blutzeugen des Neuen Testaments in Parallele gestellt. Aber auch die Gebildeten fühlen sich unwiderstehlich in den Kampf hineingerissen, sogar Erasmus lächelt noch Beifall, und Huttens Seele brennt hell auf für das Recht der neuen Lehre; nicht mehr lateinisch schreibt er: in deutscher Sprache, stürmischer und wilder als die Wittenberger, mit einem Feuer, das ihn selbst verzehrt, ficht der Ritter seine letzten Fehden für den Bauernsohn.

So tritt das Bild des einen, in dem sich während eines halben Menschenalters das beste Leben seiner Nation konzentrierte, sehr nahe. —

Lukas Cranach — Melanchthon

Um ihn ſelbſt ſprechen zu laſſen, ſei hier ein Brief an Kurfürſt Friedrich den Weiſen mitgeteilt, geſchrieben in den Tagen, wo Luthers ganze Kraft ſich am mächtigſten zuſammenfaßte. Der vorſichtige Fürſt hatte ihm befohlen, auf der Wartburg zu bleiben, weil er ihn zu Wittenberg nicht ſchützen könne, denn der Zorn des Herzogs von Sachſen, ſeines Vetters, werde ſofort auf Ausführung der Reichsacht gegen Luther beſtehen. Da ſchrieb Luther an ſeinen Landesherrn:

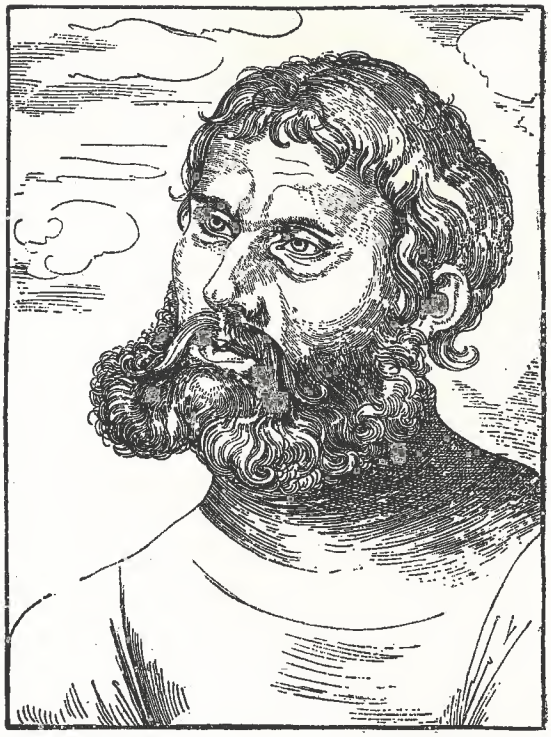
„Durchlauchtigſter, Hochgeborner Kurfürſt, gnädigſter Herr! Ew. Kurfürſtlichen Gnaden Schrift und gnädiges Bedenken iſt mir am Freitag abend zugekommen, als ich am Morgen Sonntag wegreiten wollte. Daß es Ew. Kurfürſtl. Gnade aufs allerbeſte meine, bedarf freilich bei mir weder Beweiſes noch Zeugniſſes, denn ich achte mich davon überzeugt, ſoweit menſchliches Wiſſen reicht. —

In meiner Sache aber, gnädigſter Herr, antworte ich ſo: Eure Kurfürſtliche Gnade weiß, oder weiß Sie es nicht, ſo laſſe Sie es ſich hiermit kund ſein, daß ich das Evangelium nicht von Menſchen, ſondern allein vom Himmel durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum habe, ſo daß ich mich wohl, wie ich auch von jetzt ab tun will, als einen Knecht und Evangeliſten hätte rühmen und ſchreiben können. Daß ich mich aber zum Verhör und Gericht* erboten habe, iſt geſchehen, nicht weil ich an der Wahrheit zweifelte, ſondern aus überflüſſiger Demut, die andern zu locken. — Ich hab' Ew. Kurfürſtl. Gnaden genug getan, daß ich dies Jahr lang meinen Platz geräumt habe, Ew. Kurfürſtl. Gnaden zu dienen. Denn der Teufel weiß ſehr wohl, daß ich's aus keiner Furcht getan habe. Er ſah mein Herz wohl, da ich zu Worms ankam, denn wenn ich gewußt hätte, daß ſo viele Teufel auf mich gelauert hätten, als Ziegel auf den Dächern ſind, ſo wäre ich

* In Worms.

dennoch mitten unter ſie geſprungen mit Freuden.

Nun iſt Herzog Georg noch ſehr ungleich auch nur einem einzigen Teufel. Und ſintemal der Vater der unergründlichen Barmherzigkeit uns durch das Evangelium zu freudigen Herren gemacht hat über alle Teufel und den Tod und uns gegeben hat den Reichtum der Zuverſicht, daß wir dürfen zu ihm ſagen: ‚Herzliebſter Vater‘, ſo kann Ew. Kurfürſtl. Gnade ſelbſt ermeſſen, daß es ſolchem Vater die höchſte Schmach wäre, wenn wir ihm nicht vertrauten, daß wir auch Herren über Herzog Georgs Zorn ſind. Von mir weiß ich wohl, ich wollte in ſein Leipzig hineinreiten — Ew. Kurfürſtliche Gnade verzeihen mir meine närriſchen Reden —, wenn es gleich neun Tage eitel Herzoge George regnete, und ein jeder wäre neunfach wütender, als dieſer iſt. Er hält meinen Herrn Chriſtus für einen Mann, der aus Stroh geflochten iſt, das kann dieſer mein Herr und ich eine Zeitlang wohl leiden. Ich will aber Ew. Kurfürſtlichen Gnaden nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg nicht einmal, ſondern gar oft gebeten und geweint habe, daß ihn Gott erleuchten wolle. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, nachher nimmermehr. Und ich bitte, Ew. Kurfürſtl. Gnaden wolle auch helfen und bitten laſſen, ob wir das Unheil von ihm wenden können, das — ach Herrgott! auf ihn eindringt ohne Unterlaß. Ich wollte Herzog Georg ſchnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit getan wäre.



Lukas Cranach — Luther als Junker Jörg

Solches ſei Ew. Kurfürſtl. Gnade geſchrieben in der Meinung, daß Sie wiſſe, ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höhern Schutz als dem des Kurfürſten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürſtl. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich meine, ich wollte Ew. Kurfürſtl. Gnaden mehr ſchützen, als Sie mich ſchützen könnten. Sogar, wenn ich wüßte, daß mich Ew. Kurfürſtl. Gnade ſchützen könnte und wollte, ſo wollte ich nicht kommen; dieſer Sache kann kein Schwert raten oder helfen, Gott muß hier allein ſchaffen, ohne alles menſch-

liche Zutun. Darum, wer am meiſten glaubt, der wird hier am meiſten ſchützen. Weil ich denn nun ſpüre, daß Ew. Kurfürſtl. Gnade noch gar ſchwach im Glauben iſt, kann ich in keinerlei Weiſe Ew. Kurfürſtl. Gnaden für den Mann anſehen, der mich ſchützen oder retten könnte.

Da nun Ew. Kurfürſtl. Gnade begehrt zu wiſſen, was Sie tun ſoll in dieſer Sache, zumal Sie meint, Sie habe viel zu wenig getan, ſo antworte ich untertänig, Ew. Kurfürſtl. Gnaden hat ſchon allzuviel getan und ſollte gar nichts tun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ihr oder mein Sorgen und Treiben. Er will es ſich überlaſſen ſehen, ſich und keinem andern. Danach mag ſich Ew. Kurfürſtl. Gnaden richten.

Glaubt Ew. Kurfürſtl. Gnaden dies, ſo wird Sie ſicher ſein und Friede haben; glaubt Sie nicht, ſo glaube doch ich und muß den Unglauben von Ew. Kurfürſtl. Gnaden ſich in der Sorge quälen laſſen, welche alle Ungläubigen mit Recht leiden. Dieweil ich denn Ew. Kurfürſtl. Gnade nicht folgen will, ſo iſt Sie für Gott entſchuldigt, ſo ich gefangen oder getötet würde. Vor den Menſchen ſoll Ew. Kurfürſtl. Gnaden ſich alſo halten. Sie ſoll als ein Kurfürſt der Obrigkeit gehorſam ſein und Kaiſerliche Majeſtät in Ihren Städten und Ländern mit Leib und Gut walten laſſen, wie ſich's nach Reichsordnung gebührt, und ſoll ſich ja nicht wehren noch widerſetzen, noch Widerſtand oder irgendein Hindernis ſuchen gegen die Gewalt, wenn dieſe mich fahen oder töten will. Denn die Gewalt ſoll niemand brechen als allein der, welcher ſie eingeſetzt hat, ſonſt iſt's Empörung und wider Gott. Ich hoffe aber, ſie werden die Vernunft gebrauchen und erkennen, daß Ew. Kurfürſtl. Gnaden in einer zu hohen Wiege geboren iſt, als daß Sie ſelbſt Stockmeiſter an mir werden ſollten. Wenn Ew. Kurfürſtl. Gnaden das Tor offen läßt und das freie Kurfürſtliche Geleit hält, falls die Feinde ſelbſt kämen, mich zu holen oder ihre Geſandten, ſo hat Ew. Kurfürſtl. Gnaden dem Gehorſam genug getan. Sie können ja nicht mehr von Ew. Kurfürſtl. Gnaden fordern, als daß ſie den Aufenthalt des Luther bei Ew. Kurfürſtl. Gnaden erfahren wollen. Und das ſoll ihnen werden, ohne Ew. Kurfürſtl. Gnaden Sorge, Arbeit und Gefahr. Denn Chriſtus hat mich nicht gelehrt, zum Schaden eines andern ein Chriſt zu ſein. Werden ſie aber ſo unvernünftig ſein und gebieten, daß Ew. Kurfürſtl. Gnaden ſelbſt die Hand an mich lege, ſo will ich alsdann ſagen, was zu tun iſt; ich will Ew. Kurfürſtl. Gnaden vor Schaden und Gefahr an Leib, Gut und Seele ſichern in meiner Sache; glaube dies Ew. Kurfürſtl. Gnaden oder glaube Sie es nicht.

Hiermit befehle ich Ew. Kurfürſtl. Gnaden Gottes Gnade; über das Weitere wollen wir reden, ſobald es not iſt. Denn dieſe Schrift habe ich eilend abgefertigt, damit nicht Ew. Kurfürſtl. Gnaden Betrübnis ankomme bei dem Gerücht über meine Ankunft, denn ich ſoll und muß jedermann tröſtlich und nicht ſchädlich werden, will ich ein rechter Chriſt ſein. Es iſt ein anderer Mann als Herzog Georg, mit dem ich handle, er kennt mich faſt wohl, und ich kenne ihn nicht übel.

Wenn Ew. Kurfürſtl. Gnade glaubte, ſo würde Sie Gottes Herrlichkeit ſehen. Weil Sie aber noch nicht glaubt, hat Sie auch noch nichts geſehen. Gott ſei die Lieb' und Lob in Ewigkeit. Amen. Gegeben zu Borna bei dem Geleitsmann am Aſchermittwoch Anno 1522.

Ew. Kurfürſtl. Gnaden untertäniger Diener Martin Luther."

Das Äußere des Mannes, der die Wartburg hinabritt gen Wittenberg, ſoll jetzt ein junger Student ſchildern, der mit einem Freunde aus der Schweiz nach Sachſen zog. Sein Bericht iſt einer der bekannteſten aus jener Zeit, dennoch durfte er hier nicht fehlen. Er iſt uns erhalten in: Johannes Keßlers Sabbata, Chronik der Jahre 1523—1539.

Johannes Keßler, um 1502 von armen Bürgersleuten zu St. Gallen geboren, beſuchte die dortige Kloſterſchule, ſtudierte Theologie in Baſel und zog im erſten Frühjahr 1522 mit einem Genoſſen nach Wittenberg, dort unter den Reformatoren weiter zu lernen:

„Dort fanden wir einen Mann allein am Tiſche ſitzen, und vor ihm lag ein Büchel; er grüßte uns freundlich, hieß uns näher kommen und zu ſich an den Tiſch ſetzen. Denn unſre Schuhe waren — hier mit Verlaub zu ſchreiben — ſo voll Kot und Schmutz, daß wir aus Scham über die Kotflecken nicht fröhlich in die Stube eintreten konnten, und drückten uns heimlich bei der Tür auf ein Bänkli nieder. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abſchlagen konnten. Als wir ſo ſeine Freundlichkeit und Herzlichkeit vernahmen, ſetzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an ſeinen Tiſch, ließen ein Maß Wein auftragen, damit wir der Ehre wegen wiederum auch ihm zu trinken böten. Wir vermeinten aber nicht anders, als es wäre ein Reiter, der nach Landesgewohnheit da ſaß, mit einem roten Lederkäppel, in Hoſen und Wams, ohne Rüſtung, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfaſſend. Seine Augen waren ſchwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, ſo daß ſie nicht wohl mochten angeſehen werden.

Bald fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig wären. Doch gab er ſich ſelbſt Antwort: ‚Ihr ſeid Schweizer. Woher ſeid ihr aus dem Schweizerland?' Wir antworteten: ‚Von St. Gallen.' — Da ſprach er: ‚Wollt ihr von hier, wie ich höre, nach Wittenberg, ſo findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Doktor Hieronymus Schurf und ſeinen Bruder Doktor Auguſtin.'

Wir ſagten: ‚Wir haben Briefe an ſie.' Da fragten wir ihn wieder: ‚Mein Herr, wißt Ihr uns nicht zu beſcheiden, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg oder an welchem Ort er ſonſt ſei?'

Antwortete er: ‚Ich habe gewiſſe Kundſchaft, daß der Luther jetzt gerade nicht zu Wittenberg iſt; er wird aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber iſt dort, er lehrt die griechiſche Sprache, ſo auch andere die hebräiſche lehren. In Treue will ich euch raten, beide zu ſtudieren; denn ſie ſind vorher notwendig,

um die Heilige Schrift zu verſtehen.' Sprachen wir: ‚Gott ſei gelobt! Denn ſo Gott unſer Leben friſtet, wollen wir nicht ablaſſen, bis wir den Mann ſehen und hören; denn ſeinetwegen haben wir dieſe Fahrt unternommen, da wir vernahmen, daß er das Prieſtertum ſamt der Meſſe als einen ungegründeten Gottesdienſt umſtoßen will. Dieweil wir von Jugend auf von unſern Eltern dazu gezogen und beſtimmt ſind, Prieſter zu werden, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben wird und mit welchem Fug er ſolchen Vorſatz zuwege bringen will.'

Nach ſolchen Worten fragte er: ‚Wo habt ihr bis jetzt ſtudiert?' — Antwort: ‚Zu Baſel.' — Da ſagte er: ‚Wie ſteht es zu Baſel? Iſt Erasmus Roterodamus noch daſelbſt? Was tut er?'

‚Mein Herr,' ſprachen wir, ‚wir wiſſen nicht anders, als daß es wohl ſteht; ſo iſt auch Erasmus da, was er aber treibe, iſt jedermann unbekannt und verborgen, da er ſich gar ſtill und heimlich verhält.'

Dieſe Reden kamen uns gar fremd an dem Reiter vor, daß er von den beiden Schurf, von Philippo und Erasmo, desgleichen von der Erfordernis beider der griechiſchen und hebräiſchen Zunge zu reden wußte. Zudem ſprach er dazwiſchen etliche lateiniſche Worte, ſo daß uns bedünken wollte, er ſei eine andere Perſon als ein gemeiner Reiter.

‚Lieber,' fragte er uns, ‚was hält man im Schweizer Land von dem Luther?'

‚Mein Herr, es ſind, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Manche können ihn nicht genugſam erheben und Gott danken, daß er ſeine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrtümer zu erkennen gegeben hat, manche aber verdammen ihn als einen unleidlichen Ketzer, und vor andern die Geiſtlichen.'

Da ſprach er: ‚Ich denke mir's wohl, es ſind die Pfaffen.'

Unter ſolchem Geſpräch ward er uns gar heimlich, ſo daß mein Geſell das Büchel, das vor ihm lag, aufhob und ſperrte es auf. Es war ein hebräiſcher Pſalter. Da legte er es ſchnell wieder hin, und der Reiter nahm es zu ſich. Daraus kam uns noch mehr Zweifel, wer er ſei. Und mein Geſell ſprach: ‚Ich wollte einen Finger von der Hand hergeben, daß ich dieſe Sprache verſtünde.' Antwortete er: ‚Ihr werdet ſie wohl begreifen, wenn ihr anders Fleiß anwendet; auch ich begehre ſie weiter zu erlernen und übe mich täglich darin.'

Unterdes ging der Tag ganz hinunter, und es wurde ſehr dunkel, und der Wirt kam an den Tiſch. Als er unſer hoch Verlangen und Begierde nach dem M. Luther vernommen, ſprach er: ‚Liebe Geſellen, wäret ihr vor zwei Tagen hier geweſen, ſo wär' es euch gelungen; denn hier an dem Tiſch hat er geſeſſen und' — er zeigte mit dem Finger — ‚an der Stelle.' Das verdroß uns ſehr und zürnten, daß wir uns verſäumt hatten, ließen den Zorn an dem kotigen und ſchlechten Weg aus, der uns verhindert hatte. Doch ſprachen wir: ‚Nun freuet uns doch, daß wir in dem Haus und an dem Tiſche ſitzen, wo er ſaß.' Darüber mußte der Wirt lachen und ging damit zur Tür hinaus.

Nach einer kleinen Weil' ruft mich der Wirt vor die Stubentür hinaus, ich ſoll zu ihm kommen. Ich erſchrak und bedachte, was ich Unſchickliches getan, oder was mir ohne meine Schuld verargt würde.

Da ſprach der Wirt zu mir: ‚Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther in Treue zu hören und zu ſehen begehrt: — der iſt's, der bei euch ſitzet.'

Dieſe Worte nahm ich für Spott und ſprach: ‚Ja, Herr Wirt, Ihr wollt mich gern foppen und meine Begier durch des Luthers Trugbild erſättigen.' Er antwortete: ‚Er iſt es gewißlich. Doch tue nicht, als ob du ihn dafür halteſt und erkennſt.' Ich ließ dem Wirt recht, ich konnte es aber nicht glauben. Ich ging wieder in die Stube, ſetzte mich wieder zu dem Tiſch, hätte es auch gern meinem Geſellen geſagt, was mir der Wirt eröffnet hatte. Endlich wandt' ich mich zu ihm und raunte heimlich: ‚Der Wirt hat mir geſagt, der ſei der Luther.' Er wollt' es auch, wie ich, nicht gleich glauben und ſprach: ‚Er hat vielleicht geſagt, es ſei der Hutten, und du haſt ihn nicht recht verſtanden.' — Weil mich nun die Reiterkleidung und Gebärde mehr an den Hutten denn an den Luther, als einen Mönch, gemahnten, ließ ich mich bereden, er hätte geſprochen: ‚es iſt der Hutten', da die Anfänge beider Namen ſchier zuſammenklingen. Was ich deshalb ferner redete, geſchah ſo, als ob ich mit Herrn Huldrich ab Hutten, Ritter, redete.

Während alledem kamen zwei von den Kaufleuten, die auch allda über Nacht bleiben wollten, und nachdem ſie ſich entkleidet und entſpornt, legte einer neben ſich ein uneingebundenes Buch. Da fragte Martinus, was das für ein Buch wäre; er ſprach: ‚Es iſt Doktor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Epiſteln, erſt neu gedruckt und ausgegangen; habt Ihr die nie geſehen?' Sprach Martinus: ‚Sie werden mir auch bald zukommen.' Da ſprach der Wirt: ‚Nun verfügt euch zum Tiſch, wir wollen eſſen'; wir aber ſprachen und baten den Wirt, er möchte mit uns Nachſicht haben und uns etwas Beſonderes geben. Da ſprach der Wirt: ‚Liebe Geſellen, ſetzt euch zu den Herren an den Tiſch, ich will euch geziemend halten. Da das Martinus hörte, ſprach er: ‚Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirt ſchon abmachen.'

Unter dem Eſſen ſprach Martinus viel gottſelige, freundliche Reden, daß die Kaufleute und wir vor ihm verſtummten, mehr auf ſeine Worte als auf alle Speiſen achteten. Unter dieſen beklagte er ſich mit einem Seufzer, wie gerade jetzt die Fürſten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg wegen Gottes Wort, dieſen ſchwebenden Händeln und der Beſchwerung deutſcher Nation verſammelt wären, aber zu nichts mehr geneigt wären, als die kurze Zeit mit koſtbarem Turnier, Schlittenfahrt, Unzucht, Hoffart und Hurerei zu verbringen, da doch Gottesfurcht und ernſtliche Bitte zu Gott beſſer dazu helfen würde. ‚Aber das ſind unſere chriſtlichen Fürſten.' Weiter ſagte er, er ſei der Hoffnung, daß die evangeliſche Wahrheit mehr Frucht bei unſern Kindern und Nachkommen bringen werde, die nicht von dem päpſtlichen Irrtum vergiftet, ſondern, jetzt auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt werden, als an den

Eltern, in welchen die Irrtümer ſo eingewurzelt wären, daß ſie nicht leicht ausgerottet werden könnten.

Danach ſagten die Kaufleute auch ihre gute Meinung, und ſprach der ältere: ‚Ich bin ein einfältiger, ſchlichter Laie, verſteh' mich auf die Händel nicht beſonders, das ſprech' ich aber: Wie mir die Sach' erſcheint, muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle ſein. Ich habe Luſt, noch zehn Gulden ihm zuliebe aufzuwenden, damit ich ihm beichten kann, denn ich glaube, er würde und könnte mein Gewiſſen wohl unterrichten.' Indem kam der Wirt neben uns und ſprach heimlich: ‚Habt nicht Sorge um die Zehrung, Martinus hat das Nachtmahl für euch berichtigt.' Das freute uns ſehr, nicht wegen des Geldes und Genuſſes, ſondern daß uns dieſer Mann gaſtfrei gehalten hatte. Nach dem Nachtmahl ſtunden die Kaufmänner auf, gingen in den Stall, die Roſſe zu verſehen. Indes blieb Martinus allein bei uns in der Stube, da dankten wir ihm für ſeine Verehrung und Spende und ließen uns dabei merken, daß wir ihn für Huldrich ab Hutten hielten. Er aber ſprach: ‚Ich bin es nicht.'

Dazu kam der Wirt, und Martinus ſprach: ‚Ich bin dieſe Nacht zu einem Edelmann geworden, denn dieſe Schweizer halten mich für Huldrich ab Hutten.' Sprach der Wirt: ‚Ihr ſeid es nicht, aber Martinus Luther.' Da lächelte er mit ſolchem Scherz: ‚Die halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther, bald werde ich wohl gar Markolfus* werden.' Und nach ſolchem Geſpräch nahm er ein hohes Bierglas und ſprach nach des Landes Brauch: ‚Schweizer, trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen!' — Und wie ich das Glas von ihm empfangen wollte, wechſelte er das Glas, bot dafür ein Glas mit Wein und ſprach: ‚Das Bier iſt euch unheimiſch und ungewohnt, trinket den Wein.' Indem ſtand er auf, warf den Waffenrock auf ſeine Achſel und nahm Abſchied. Er bot uns ſeine Hand und ſprach: ‚So ihr nach Wittenberg kommt, grüßet mir den Dr. Hieronymus Schurf.' Sprachen wir: ‚Wir wollen das gerne tun, doch wie ſollen wir Euch nennen, daß er den Gruß von Euch verſtehe?' Sprach er: ‚Saget nichts weiter als: der kommen wird, läßt Euch grüßen — ſo verſteht er die Worte ſogleich.' Alſo ſchied er von uns und ging zu ſeiner Ruhe.

Danach kamen die Kaufmänner wieder in die Stube und hießen den Wirt, ihnen noch einen Trunk auftragen, während welchem ſie viel Unterredungen hielten des Gaſtes halber, der bei ihnen geſeſſen hätte, wer er doch wäre. Aber der Wirt ließ ſich merken, er hielte ihn für den Luther, und ſie, die Kaufleute, ließen ſich bald bereden und bedauerten und kümmerten ſich, daß ſie ſo ungeſchickt von ihm geredet hatten, und ſprachen, ſie wollten am Morgen um ſo früher aufſtehen, ehe er wegritte, und wollten ihn bitten, er möge nicht auf ſie zürnen, noch im Arg daran denken, da ſie ſeine Perſon nicht erkannt hätten. Dies iſt geſchehen, und ſie haben ihn am Morgen im Stall gefunden. Aber Martinus hat geantwortet: ‚Ihr habt zur Nacht beim Nachtmahl geſagt, ihr wollt

* Komiſche Volksfigur des 15. und 16. Jahrhunderts, wie jetzt noch Till Eulenſpiegel.

zehn Gulden wegen des Luthers ausgeben, um ihm zu beichten. Wenn ihr ihm einmal beichtet, werdet ihr wohl ſehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther ſei.' Weiter hat er ſich nicht zu erkennen gegeben, iſt darauf bald aufgeſeſſen und auf Wittenberg zu geritten. —

Am Samstag darauf, den Tag vor dem erſten Sonntag in der Faſten, ſind wir bei dem Dr. Hieronymus Schurf eingekehrt, um unſere Briefe zu überantworten. Wie man uns in die Stube beruft, ſiehe, ſo finden wir den Reiter Martinus, ebenſo wie zu Jena. Und bei ihm iſt Philippus Melanchthon, Juſtus Jodocus Jonas, Nicolaus Amsdorf, Dr. Auguſtin Schurf, ſie erzählen ihm, was ſich während ſeiner Abweſenheit zu Wittenberg ereignet hat. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und ſpricht: ‚Dies iſt der Philipp Melanchthon, von dem ich euch geſagt hab'.'"

In der treuherzigen Darſtellung Keßlers iſt nichts merkwürdiger als die heitere Ruhe des gewaltigen Mannes, der unter Acht und Bann durch Thüringen ritt, im Herzen leidenſchaftliche Sorge um die größte Gefahr, welche ſeiner Lehre drohte, um den Fanatismus ſeiner eigenen Parteigenoſſen.

Der Weg der deutſchen Kultur von 1560 bis 1760

Guſtav Freytag

Man verſuche, ſich in die Gefühle eines deutſchen Gutsherrn zu denken, den ein Ahn ſeines Hauſes mit ſtarker Geiſterhand in das Jahr 1560 zurückzieht. Statt des Hauſes, das er ſich jetzt im altdeutſchen Stil, unter engliſchen Anlagen, aufgeführt hat, würde ihn der alte Bau ſelbſt umſchließen, düſter, geflickt, unwohnlich, entweder auf waſſerarmer Höhe in ſcharfen Zug des Windes geſetzt, oder rings von übelriechendem Grabenſchlamm umgeben. Zwar hat ſchon die dritte Generation vor jener Zeit trübe Scheiben in die kleinen Fenſter gefügt, und große Kachelöfen, die mit Holzkloben aus dem nahen Walde genährt werden, halten die Winterkälte von dem Wohnzimmer ab. Aber der Raum iſt enge, denn noch gilt es, ihn bei Gelegenheit gegen einen gewaltſamen Überfall zu verteidigen, wenn nicht in einer Fehde mit den Bürgern der Nachbarſtadt oder einem feindlichen Junker, doch gegen eine ſtreifende Bande von Mordbrennern oder gegen zuchtloſes Kriegsvolk, das auf Rache denkt, weil es vom nächſten Landesherrn um einen Teil des Soldes betrogen wurde. Unwohnlich und unſauber iſt das Haus, denn es beherbergt außer der Familie des Grundherrn noch

viele andere Bewohner, jüngere Brüder oder Vettern mit Weib und Kind, zahlreiche Knechte, darunter manch unheimlichen Geſellen mit finſterer Vergangenheit, und als erprobte Kriegsmänner auch einzelne narbige Landsknechte, um 1560 ſchon ruchloſe Lohnſoldaten. Von dem Düngerhaufen des kleinen Burghofes tönt das Geſchrei zankender Knaben, und um den Herd der großen Küche nicht weniger mißtönend das Hadern der Frauen. Die Kinder des Hauſes ſchießen auf zwiſchen Pferden, Hunden und dem Geſinde, ſpärlichen Unterricht finden ſie in der Dorfſchule, dann hüten wohl die Knaben die Gänſe und das Kleinvieh der Mutter*, oder ſie ziehen mit den Dorfleuten nach dem Wald, Holzbirnen und Pilze zu ſammeln, welche zur Winterkoſt gedörrt werden. Die Schloßfrau ſelbſt iſt die Schaffnerin, die erſte Köchin und der Arzt des Haushaltes, längſt gewöhnt, mit wilden und zuchtloſen Männern zu verkehren, wohl auch den Mißhandlungen des trunkenen Gatten zu widerſtehen. Sie iſt treu, wirtſchaftlich, ſtolz auf Wappen, Goldkette und Goldbrokat des Hauſes, ſie ſieht argwöhniſch auf Gewand und Schmuck der Ratsfrauen in der Stadt, welche Marder und Zobel, ſamtne Kleider, Perlen im Haar und Edelſteine im Halsband nicht tragen dürfen. Sicher verklärt auch ihre Liebe und weiche Empfindung in vielen Stunden Antlitz und Gebärde; aber was damals in den Häuſern der Edlen, ja an Fürſtenhöfen noch als züchtig und dem ehrbaren Weibe erlaubt galt in Rede und vertraulichem Scherz mit dem eigenen Mann, das müßte jetzt an der Frau des einfachen Handwerkers nicht ſelten als unanſtändig verurteilt werden.

Das Tagesleben des Grundherrn iſt ein Wechſel von Müßiggang und wilder Aufregung. Zwar die Jagd iſt nicht ſchlecht. Wo der regelloſe Artſchlag nicht den Forſt verwüſtet hat, wachſen die alten Stämme des Waldes noch zum Urwald ineinander, ſelten in regelmäßige Schonungen und Schläge geteilt; noch hört man das Geheul des Wolfes in der Mitternacht; mit Spieß und Armbruſt ziehen die Jäger aus gegen Raubtier, Hirſch, Reh und Schwein, zu Roß mit den Hunden werden die Haſen im Garne erlegt, und ſorglich wird auf jeden rohen Weidmannsbrauch gehalten. Aber wer in den eigenen Wald zur Jagd zieht, der mag ſich noch gegen andere Feinde waffnen als gegen Iſegrim oder gegen den alten Gebieter des deutſchen Laubwaldes, den zottigen Bär. Denn wenig Jagdgründe gibt es, um welche nicht alter Hader mit dem Nachbar oder dem Lehnsherrn hängt, Streit über die Grenzen und über das Recht der hohen Jagd. Und außer dem Nachbargrafen, der den Anſpruch erhebt, mit Meute und Jagdzeug die Hirſche bis an den Fuß der Schloßmauer zu verfolgen, trotzt dem Junker auch der Bauer aus den nahen Dörfern, er, ein Todfeind der Hirſche und Schweine, die ſeine Saaten verwüſten, und nicht weniger Feind des Schloßherrn, der ihn ſchlug, in hartes Gefängnis ſetzte und verſtümmelte, weil er auf

* Der kleine Hans von Schweinichen wurde 1560 als Gänſehirt abgeſetzt, weil er die Schnäbel aller Gänſe durch Hölzchen auseinandergeſpannt hatte, um ſie zur Ordnung zu bringen.

der Wildbahn umherſchlich. Nicht ſelten ſchwirrt im Waldesdunkel ein tückiſcher Bolzen, der nicht auf ein Wild angelegt war, oder ein gewappneter Haufe bricht in die Lichtung, dann beginnt unter den Menſchen ſelbſt die Jagd um Freiheit und Leben.

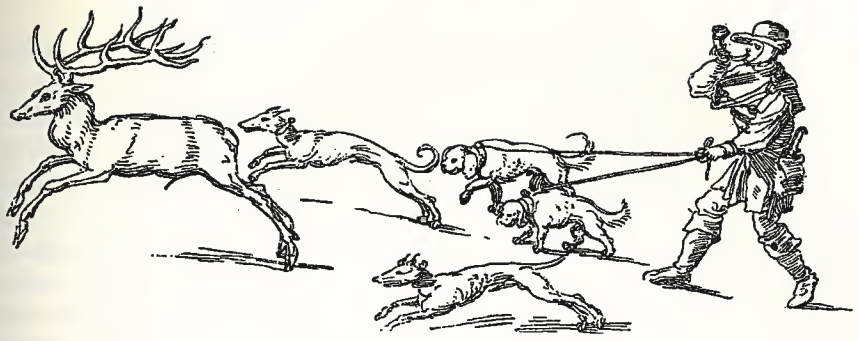
Küche, 16. Jahrhundert

Iſt aber das Wild eingebracht und in dem Schloßhof zerlegt, ſo folgt das Gelage, endloſes Zutrinken, wüſtes Geſchrei, ſelten eine Nacht, wo die Geſellſchaft ohne Rauſch auseinandergeht. Das Trinken iſt gerade zu dieſer Zeit ein nationales Leiden geworden, es verdirbt Fürſten und Gutsherren, Bürgern und Landleuten die Manneskraft. Die Gäſte bei Jagd und Trunk ſind Standesgenoſſen des Gutsherrn, teils ältere Stegreifjunker, welche hinter dem Becher den Fürſten unendlich fluchen und von Reiterſtücken erzählen, die ſie im grünen Wald gegen das Krämervolk der Städte verübt, teils jüngeres Geſchlecht, das ſich gewöhnt hat, den Nacken vor großen Lehnsherren zu beugen, hochmütig tragen dieſe das Barett mit vergoldeter Treſſe, welches der fürſtliche Hof bei einem feierlichen Aufzuge ſeinen Dienern ſchenkt.

So geht es durch die Woche; am Sonntag aber iſt es Pflicht, in der Dorfkirche den Prediger zu hören, vielleicht eine endloſe Predigt aus der Schule des Flacius, voll Haß gegen die Kalviniſten, die Päpſtlichen, den Rottengeiſt Schwenkfeld oder ſelbſt gegen den „Mamelucken“ Melanchthon, ein fanatiſches Drohen mit Hölle und Teufel, eine hoffnungsvolle Prophezeiung vom Herannahen des Jüngſten Tages oder wohl gar ein trotziger Angriff auf den Gutsherrn ſelbſt, ſeinen Hochmut, ſeine Völlerei und ſeine Kargheit gegen die Diener Gottes. — Dürftig und unregelmäßig iſt der Verkehr mit der Fremde, neugierig kauft der Gutsherr vom wandernden Händler, was damals neue Zeitung hieß, wenige Quartblatter, welche bei beſonderer Veranlaſſung in den Städten gedruckt werden und ungenaue Kunde geben von einer grauſamen Schlacht, welche die Söhne des türkiſchen Kaiſers einander lieferten, von einem beſeſſenen Mäd-

chen, oder wie der König von Frankreich durch einen vom Adel in den Helm geſtochen worden. Zuweilen hört der Junker auf das Lied eines Bänkelſängers, der im alten Volkston ähnliche Neuigkeiten abſingt, darunter das willkommenſte, ein Spottgedicht auf einen benachbarten Herrn, wofür der Sänger von der Gegenpartei bezahlt und ins Land geſchickt wurde. Und was im Hauſe am liebſten geleſen wird, das iſt der aſtrologiſche Unſinn einer Prophezeiung des alten Wilhelm Frieſe, des Gottfried Phyller und Hebeſtreit, eine Beſchreibung der Augsburger Totenfeier Kaiſer Karls V., oder vom gottſeligen Ende des frommen Chriſtian, Königs von Dänemark. Außerdem dringen noch einzelne Streitſchriften auf das Schloß, die theologiſchen Confutationes des unglücklichen Johann Friedrich des Mittleren von Sachſen, oder eine der zahlreichen Grumbachſchen Invektiven, und auch der Gutsherr ſtreitet beim Trunk eifrig für Major oder Flacius und über den Mord des Biſchofs von Würzburg.

Solches Leben, eintönig und arm trotz zahlreicher Aufregung, wird zuweilen unterbrochen, wenn ein getöteter Mann in der Flur gefunden iſt oder wenn die vom Schloſſe ein altes Mütterlein des Dorfes bezichtigen, Hexerei getrieben zu haben. Dann beginnt ein Rechtsverfahren, im erſten Fall ſaumſelig und gleichgültig, im andern leidenſchaftlich, grauſam, voll Blutdurſt. Und ein Ärger fehlt dem Gutsherrn jener Zeit ſelten, Prozeſſe und Geldverlegenheiten. Sein Vater hatte noch im Krebs (Bruſtharniſch) und Steigbügel auf der Landſtraße das Geld zur Zahlung ſeiner Schulden geſucht und in der Fehde Rache genommen für ſein gekränktes Recht; jetzt erhebt ſich widerwärtig über die Willkür und Selbſthilfe des einzelnen das Recht der neuen Zeit, ein unſicheres, langſames, verkröpftes Recht, das den Mächtigen ſcheut, den Wohlhabenden nur zu oft begünſtigt. Aber ſchon iſt der Prozeß um Mein und Dein ein aufregendes Spiel geworden, welches viel Zeit und Geld koſtet und den Gutsherrn zum ſtillen Diener des Juriſten der Stadt oder eines reichen Wucherers macht. Noch reitet der Junker im Harniſch mit Lanze und Fauſtrohr auf ſchwerem Ritterpferd, aber er iſt nicht mehr übereifrig, in großem Kriege Ruhm und Beute zu ſuchen. Der bürgerliche Fußknecht mit Spieß und Feuerrohr hat ihm den Rang abgelaufen, auch auf den Pferden ſitzen zuweilen leichte Reiter, nicht mehr Söhne und Knechte der adligen Grundherren, ſelbſt im Turnier wird am liebſten nach Ring und Mohrenkopf geſtochen, und wenn ja der Junker gegen einen vornehmen Herrn in die Schranken reitet, ſo findet er nützlicher, ſich durch dieſen vom Pferde ſtechen zu laſſen, als ihm mannhaft zu widerſtehen. — Der Bauer freilich muß vieles dulden und vieles liefern. Die Ahnen des Gutsherrn haben ihn, auch wo er ſonſt frei war, zum unfreien Manne herabgedrückt, und was er zinſen muß an Getreide, Fronden und Geld, verſchlingt den größten Teil ſeiner Arbeit. Und doch frommt das dem Gutsherrn wenig, die Landſtraßen ſind ſchlecht und unſicher, ein weites Verfahren der Frucht unmöglich, er erhält ſich und ſeinem Haushalt das Leben, aber die baren Ausgaben ſind gering. Alles iſt teuer geworden in



der letzten Generation, das neue Gold, das aus Amerika nach Europa herübergefahren wird, ſammelt ſich in den großen Handelsſtädten, aber es kommt weniger davon auf ſein Gut, als er für ſich und ſeine Familie zum ſtandesgemäßen Schmuck gebraucht.

Eigenſinnig ſteht er auf allem, was er für ſein Recht hält, und ſucht ſeinen Vorteil bald im Anſchluß, bald in Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Lehnsherrn. Im Gefolge desſelben zieht er auch wohl zu einem Reichstage, er arbeitet eifrig unter den Ständen ſeiner Landſchaft gegen die Auflage neuer Steuern, aber ein warmes und ſtetes Gefühl für ſein Land hat er nicht. Er fühlt ſich deutſch nur im Gegenſatz zu Italienern und Spaniern, die er haßt, und er ſieht mit eigennützigem Intereſſe auf Frankreich, deſſen König die verruchten Kalviniſten durch die neue Feuerkammer verbrennt, aber deutſche Lutheraner um gutes Geld zu werben weiß. Auch die Landſchaft ſeiner Heimat iſt keine politiſche Einheit, der Staatsbau ſeines Lehnsherrn iſt noch ein ſchwaches Gerüſt, ſeine Treue und Anhänglichkeit ſind nur zufällig; dauerhaft und feſt iſt nur der Egoismus ſeines Standes. Ein nackter, häßlicher Egoismus, der ihn kaum noch zu verwegener Tat treibt, nicht einmal zu feſtem Anſchluß an ſeine Standesgenoſſen. Nur in einzelnen Stunden adelt ihm das Gefühl einer bevorzugten Stellung die Sprache, Haltung und Tat; aber ſeine Bildung, ſein Verſtändnis der Welt, ja ſein Pflichtgefühl und ſeine Redlichkeit ſind nicht größer als jetzt etwa bei einem rohen Fuhrmann oder Roßhändler.

Ein Jahrhundert iſt vergangen, man ſchreibt das Jahr 1660, ſeit zwölf Jahren iſt der große deutſche Krieg beendigt. Die Mauern des alten Herrenſchloſſes ſind geborſten, oft hat fremdes Kriegsvolk darin gelagert, ihr Feuer hat die Trümmerhaufen geſchwärzt, ihre Wut Speicher und Kiſten geleert, allen Hausrat zerſchlagen. Jetzt hat der Gutsherr aus den Steinen des alten Gebäudes ein neues errichtet, ein kahles Haus mit dicken Mauern, ohne Zierat. Die großen Fenſter ſehen herab auf ein ärmliches Dorf, deſſen Hütten erſt zum Teil wieder aufgebaut ſind, und auf eine Flur, die erſt ſeit einigen Jahren wieder in der alten Fruchtordnung beſtellt wird. Die Schafherde iſt faſt ergänzt, aber noch fehlt es an Pferden, die Dorfleute haben gelernt, mit Kühen zu pflügen. Der Schloßherr

ernährt nicht mehr Reiſige und Ritterpferde, in dürftigem Schuppen ſteht eine Kutſche, ein ungefüger Kaſten in Lederriemen, aber der Stolz der Familie. Noch umſchließen Mauer und Graben mit Zugbrücke das Haus, große Schlöſſer und ſtarkes Eiſenwerk ſchützen die Zugänge, denn noch iſt die Gegend unſicher, Zigeuner und Räuberbanden niſten in der Nähe, die Tagesunterhaltung ſind Einbrüche und greuliche Mordtaten, die durch Männer mit geſchwärztem Geſicht verübt worden. Es iſt größere Ruhe und Ordnung im Hauſe und große Stille im Dorfe. Der Polizeiſinn iſt mächtig geworden in Deutſchland, und der Gutsherr ſelbſt hat ein ſcharfes Auge auf Kinder, Dienſtboten, Bauern. Die Dorfſchule iſt in traurigem Verfall; aber ein armer Kandidat unterrichtet die Kinder des Gutsherrn. Noch geht manche wilde Geſtalt im Schloßhofe aus und ein, nicht mehr fahrende Söldner, aber entlaſſene Soldaten, die in bürgerlichen Dienſt getreten ſind als Förſter, Gerichtsboten und Trabanten des Landesherrn. Wenn der Hausherr über die Schwelle ſchreitet, fällt fremdes Haar in großen Locken von ſeinem Haupt, ſtatt des Ritterſchwertes hängt der ſchlanke Degen an ſeiner Seite, ſteif und förmlich ſind, wo er repräſentiert, Bewegung und Sprache, Ew. Gnaden nennt ihn der Bürger aus der Stadt, das unverheiratete adlige Frauenzimmer iſt „Fräulein“ und „Demoiſelle“ geworden. Noch trägt die Schloßfrau das Schlüſſelbund an der Seite, ſie iſt ſtark in Rezepten und abergläubiſchen Hausmitteln und leidet an Geiſtererſcheinungen in einem alten Schloßturm, der den Krieg überdauert hat. Aber ſchon wird das Spinnrad verſteckt, wenn ein Beſuch naht; dann wird ſchnell ein blümerantenes Kleid übergeworfen, der dürftige Familienſchatz, ſilberne Becher und Kannen auf den Treſor geſtellt, ein Stallknecht oder Diener, befähigt, Reverenz zu machen, wird in eine Livree geſteckt und in dem Zimmer ein wohlriechender „Rauch“ hervorgebracht.

Der beſuchende Junker erſcheint als alamode Galan in Treſſenkleid und Perücke und wechſelt mit den Frauen vom Haus weitſchweifige Komplimente, er iſt der untertänigſte Sklave der tapferen anſehnlichen Damen, rühmt die Tochter als engliſche Geſtalt und Herzensbezwingerin und hört mit unwürdigen Ohren. Aber dieſe gedrechſelten Komplimente ſind ſchlechte Tünche über rohen Sitten, noch werden ſie durch gemeine Stallwörter und Flüche unterbrochen; und wenn die Komplimente ausgegeben ſind und die Unterhaltung behaglicher läuft, dann richtet ſie ſich am liebſten auf Dinge, die nicht mehr zweideutig ſind; auch die Frauen ſind gewöhnt, darauf zu hören und zu antworten, nicht mit der naiven Unbefangenheit früherer Zeit, ſondern mit heimlichem Vergnügen an dem Gewagten ſolcher Unterhaltung, denn es gilt, ſchmutzige Anekdoten modiſch zu erzählen oder durch Rätſelfragen mit arger Löſung die Frauen zu artig affektierter Verlegenheit zu bringen. Aber auch ſolches Geſpräch ermüdet, bald übt der Wein ſeine Wirkung, die Luſtigkeit wird lärmend, das Ende iſt ein „dichter“ Rauſch auf alte deutſche Manier. Dazu wird aus Gipspfeifen Tabak geraucht, und iſt der Grundherr ein Kavalier von Edukation, ſo ſchnupft er aus ſilberner Doſe.

Wieder iſt das Weidwerk die männlichſte Unterhaltung des Gutsherrn, er führt den letzten Vertilgungskrieg gegen die Wölfe, welche während des Krieges zahlreich und frech geworden ſind, und er zeigt unter ſeinem Jagdzeug Pürſchröhre und gezogene Röhre. Aber er ſteigt nicht mehr als bewaffneter Reitersmann zu Pferde, ſein Harniſch iſt verroſtet, ſein Unabhängigkeitsſinn iſt gebrochen, die Soldaten des Landesherrn führen den Krieg, vielleicht wirbt noch ein jüngerer Sohn des Hauſes um eine Fähnrichſtelle in des Kaiſers Heer, der Schloßherr ſelbſt fährt zu Hofe als ſeines durchlauchtigſten Herrn getreuer Diener.

Noch iſt er ein gläubiger Mann, der ſtreng auf kirchliche Bräuche hält, er iſt gewöhnt, in Arndts Wahrem Chriſtentum zu leſen, vor der Mahlzeit wird nie das Gebet vergeſſen; aber ſchon ſieht er auf das theologiſche Gezänk der Geiſtlichen mit der Ironie eines Lebemannes herab. Es iſt ihm nicht mehr unerhört, mit ſolchen zu verkehren, welche wenig Glauben haben, er fühlt einen Widerwillen gegen leidenſchaftliche Sektierer, aber er iſt der katholiſchen Kirche und den Jeſuiten gegenüber ſehr wohlwollend. Sein Dorfpfarrer iſt devot geworden, in dürftiger Lage unter verwilderten Beichtkindern hat auch dieſer von ſeinem geiſtlichen Hochmut verloren, er verſucht ſich kümmerlich durch Ackerbau zu nähren, betrachtet es als Ehre, an der Tafel des Gutsherrn zu ſpeiſen, und hat dann die Aufgabe, die ſtarken Scherze ſeines Patrons zu belächeln und die Tagesneuigkeiten chriſtlich zu beleuchten. Bei Feſten im Schloß wird ihm wohl die Ehre, ein ſchwülſtiges Gedicht in harten Alexandrinern zu überreichen, worin er Venus, Muſen und Grazien auffordert, den Geburtstag der Schloßfrau feſtlich im Olymp zu begehen. An ſolchen Tagen wird auf dem Schloſſe auch eine Muſik gemacht, dann iſt die Kniegeige, **Viola da gamba**, das modiſche Inſtrument.

An Markttagen ſendet der Krämer aus der Stadt dem Gutsherrn die Poſtzeitung, welche mit ihren Beilagen aus mehreren kleinen Blättern beſteht; ſie geht aus dem Schloß zur Pfarre, dann wohl zum Schulzen und Förſter. Was ſonſt im Schloſſe geleſen wird, ſind langweilige Romane, in denen edle Liebende des tatariſchen, römiſchen oder eines nie dageweſenen Volkes ſich mit Perücke und Schönpfläſterchen über die Annehmlichkeit ihrer Neigung unterhalten; oder Geſchichten von Abenteurern und groben Schelmen, vor allem Anekdoten, Kurioſitäten, Geiſtererſcheinungen, gefundene Schätze, Mordtaten, aber auch ſchon Erörterungen über Naturereigniſſe, die erſten Anfänge der Aufklärungsliteratur. Der Grundherr politiſiert; er mißtraut den Schweden; er bewundert den ſeligen Kardinal, Pariſer Perücken, Degen und Komplimente. Schon längſt hat die Abhängigkeit von franzöſiſcher Münze und Sitte begonnen; wer von Paris erzählen kann, iſt ihm ein geehrter Gaſt. Er ſpricht mit Abſcheu von dem königsmörderiſchen Weſen in England, aber faſt mit Gleichgültigkeit von den Türkenkriegen des Kaiſers, ſofern nicht ein Sproß ſeiner Familie dabei beteiligt iſt. Als Mitglied der Landſchaft reiſt er noch zum Ständetag, aber es ſind nur die Privilegien ſeines Standes, die er in ſchwacher Widerſetzlichkeit gegen die fürſt-

lichen Räte zu erhalten ſucht; er beugt ſich antichambrierend und beſticht, um ſeinem Verwandten eine Stelle bei Hofe zu ſichern oder ein Amt, welches wenige Kenntniſſe fordert. Nur ſchwer entſchließt er ſich, einen ſeiner Söhne das Recht ſtudieren zu laſſen, damit dieſer einſt als fürſtlicher Rat das Intereſſe der Familie fördere. Hof, Regierung, Landſchaft ſind ihm wie Weinfäſſer, die er anſticht, ſich daraus einen Trunk zu holen. Deutſchland iſt ihm eine unſichere geographiſche Erſcheinung, liebend und haſſend denkt er ſelten daran; auch hat er nichts als ſeine Familie, den Egoismus ſeines Standes und die zufälligen Perſönlichkeiten, an welche ihn Dienſt und Neigung binden. Und wenn man hohe Anſprüche und Selbſtgefühl von ſeinem Weſen abzieht und den Kern desſelben vergleichen will mit einem Leben unſerer Zeit, ſo würde jetzt der eigenſinnige Zunftmeiſter einer kleinen Stadt wahrſcheinlich mehr Inhalt, Tüchtigkeit und Redlichkeit beſitzen als er.

Wieder ſind hundert Jahre verfloſſen, eine leere Zeit, arm an Erhebung und Volkskraft, und doch hat ſich vieles geändert. Das Jahr 1760 liegt in der Jugendzeit unſerer Großeltern, noch haften in unſerm Herzen zahlreiche Erinnerungen, und es genügt, einzelnes zu erwähnen. Die kahle Front des Herrenhauſes iſt umgeformt, ein Portal mit Säulen von Sandſtein, auf dem Geländer der großen Freitreppe rundbäuchige Vaſen, über der Tür der Hausflur ein plumper Engel, der in geſchnörkelter Muſchel den lateiniſchen Wahlſpruch des Hauſes hält. Auf der einen Seite des Gebäudes liegt der Wirtſchaftshof, auf der andern ein Garten, darin beſchnittene Buchenhecken und Obelisken aus Taxus. Die einfach getünchten Zimmer haben faſt alle Gipsdecken, und einige ſind mit Stuck verziert; auch iſt ſchon ein Reichtum an Hausrat ſichtbar, gute Möbel von Eichen- und Nußbaumholz, ſchön geflaſert und ausgelegt, von ſorgfältiger Arbeit. Und neben alten Familienporträts hängen kleine neue Paſtellbilder, vielleicht die Tochter des Gutsherrn als Schäferin, in der Hand den Stab mit Roſabändern. In der Stube der Hausfrau fehlt nicht der Porzellantiſch, auf ihm buntgemalte Kannen, kleine Taſſen, Möpſe und Liebesgötter aus der neuerfundenen Maſſe. Jetzt iſt die Zucht im Hauſe durchgebildet, ein herbes, ſtrenges Regiment; Frauen und Dienſtleute ſprechen leiſe, die Kinder küſſen den Eltern die Hand, der Hausherr nennt ſeine Gattin **ma chère** und redet, wenn er vornehm wird, zuweilen in franzöſiſchen Phraſen. Das Haupt iſt gepudert, die Frauen umgibt Reifrock und hohe Friſur, heftige Bewegungen, große Leidenſchaft ſtören die Ruhe des Hauſes und die gerade Haltung ſelten.

Der Grundherr iſt ſparſamer geworden, er iſt gewöhnt, ein wenig um die Landwirtſchaft zu ſorgen. Er hat bereits gehört, daß man durch ſpaniſche Schafe die Wolle deutſcher Herden verbeſſern will, und er baut im Brachfeld noch mit Beſorgnis die neue Knollenfrucht, welche unendliche Nahrung für Menſchen und Vieh geben ſoll. Es iſt ein ſtilles und einfaches pedantiſches Leben im Hauſe; die Mutter ſchüttelt den Kopf über Gellerts ſchwediſche Gräfin, die Tochter lieſt

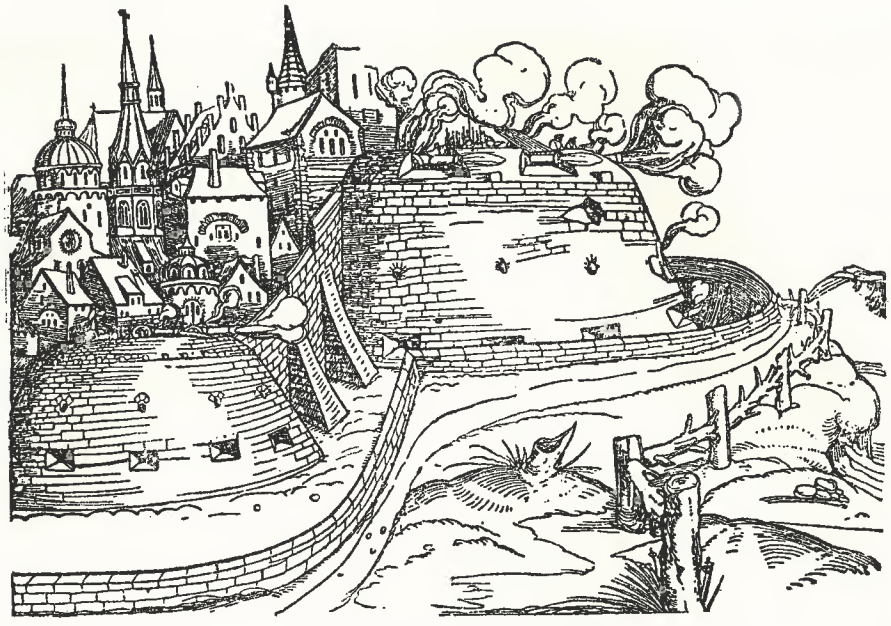
entzückt in Kleists Frühling und singt am Klavier vom Veilchen und vom Lamm der Flur, und der Vater trägt die Lieder des Grenadiers in der Tasche. Dem Besuchenden werden Schälchen Kaffee vorgesetzt, noch ist es Brauch, zur dritten und vierten Tasse zu nötigen; an hohen Festtagen erscheint der anmutige Trank der Schokolade. Es ist eine harte Zeit, viel wird dem Hausherrn zugemutet, die Behörden sind die Herren, welche das Land regieren, er hat zu liefern, zu zahlen, ohne daß er irgend gefragt wird. Noch gilt er mehr als der Bürger, aber hoch über ihn hat sich die Majestät seines Souveräns erhoben, und vor dem großen Herrn bedeutet auch er sehr wenig, auch er hat zu besorgen, daß sich seines ungnädigen Herrn Stock gegen ihn erhebe. Die Schreiber in der Hauptstadt kümmern sich sogar um seine Wirtschaft, sie befehlen ihm, einen Graben zu ziehen, eine Mühle zu bauen, ja sie verordnen ihm, Maulbeerbäume zu pflanzen, und senden ihm Eier von Seidenwürmern ins Haus mit der Forderung, daß er die gefräßigen Raupen großziehe.

Es ist eine freudenleere Zeit, zwischen dem Könige und der Kaiserin brennt der dritte Krieg. Und gerade jetzt geht der Gutsherr mit gerungenen Händen in seiner Stube auf und ab und zieht manchmal das Sacktuch aus der Tasche, seine Tränen abzuwischen. Wie kommt es, daß der steife, trockene Mann so sehr die Fassung verloren hat? Der Brief auf dem Tische meldet ihm doch, daß sein Sohn, Offizier im Heere des Königs, aus blutigem Treffen unversehrt entkam. Warum weint der Mann und ringt die Hände? Sein König ist in Not, der Staat, zu dem er gehört, in Todesgefahr. Er hat ein Vaterland, um das er sich grämt, er ist größer, reicher und besser, als irgendeiner von seinen Ahnen war. Rauh ist die Zucht seiner Generation, unmild die Sitte, despotisch die Regierung; Bildung und Weltkenntnis des anspruchsvollen Gutsbesitzers sind noch nicht größer als jetzt Bildung und Kenntnisse eines kleinen Subalternbeamten, aber schon hat er für Leben und Sterben, was ihn zum Manne macht.

Sehr viel härter und ärmer als jetzt ist das Leben in jeder Periode deutscher Vergangenheit. Aber nicht einzelnes Unerträgliche macht uns die alte Zeit so unheimisch, in der ganzen Art zu leben, in allem Denken und Empfinden ist etwas Grundverschiedenes.

Und sieht man näher zu, so liegt diese Verschiedenheit zwischen einst und jetzt zumeist darin, daß in jeder Generation unserer Ahnen die Seele des einzelnen viel unfreier und gebundener der Seele des Volkes untergeordnet war. Das ist noch aus den letzten Jahrhunderten deutlich zu erkennen. Vor allem aber beruht darauf das Fremdartige des Mittelalters.

Durch Ordnung und Zucht ist seit deutscher Urzeit der einzelne an sein Volk geschlossen. Aber in Gemüt und Sitte, in ältester Sprache, in Glauben, Poesie und Recht erscheint uns die schaffende Kraft des Individuums noch gebunden. In ganz anderm Sinne ist der einzelne im Mittelalter ein Teil der Volkskraft als jeder von uns. —



Belagerung eines befeſtigten Platzes

Der Dreißigjährige Krieg

Guſtav Freytag

Deutſchland galt um das Jahr 1618 für ein reiches Land. Selbſt der Bauer hatte in dem langen Frieden einige Wohlhäbigkeit erlangt. Die Zahl der Dörfer in Thüringen und Franken* war etwas größer als jetzt. Auch die Dörfer waren nicht ganz ohne Schutzwehr; breiter Graben, Zaun oder Wand von Lehm und Stein umgrenzten oft die Stätte des Dorfes, dann war verboten, Türen durchzubrechen, an den Hauptſtraßen hingen Tore, welche zur Nacht geſchloſſen wurden. In der Regel war der Kirchhof mit beſonderer Mauer geſchützt, er bildete mehr als einmal die Burg und letzte Zuflucht der Bewohner. Dorf und Flur wurden durch Nacht- und Tagwächter beſchritten. Die Häuſer waren zwar nur von Holz und Lehm in ungefälliger Form, oft in engen Dorfſtraßen zuſammengedrängt, aber ſie waren nicht arm an Hausrat und Behagen. Schon ſtanden alte Obſtbaumpflanzungen um die Dörfer, und viele Quellen ergoſſen ihr klares Waſſer in ſteinerne Tröge. Auf den Düngerſtätten der eingefriedeten Höfe tummelten ſich große Scharen von kleinem Geflügel, auf den Stoppeläckern lagen

* Der folgenden Schilderung ſind im weſentlichen die Verhältniſſe dieſer beiden Landſchaften zugrunde gelegt.

mächtige Gänseherden, und in den Ställen ſtanden die Geſpanne der Pferde weit zahlreicher als jetzt, wahrſcheinlich ein großer ſtarkknochiger Schlag, verbauerte Nachkommen der alten Ritterroſſe, ſie, die ſtolzeſte Freude des Hofbeſitzers, daneben die „Klepper“, eine uralte kleine Landraſſe. Große Gemeindeherden von Schafen und Rindern graſten auf den ſteinigen Höhenzügen und in den fetten Riedgräſern. Die Wolle ſtand gut im Preiſe, und an vielen Orten wurde auf feine Zucht gehalten, die deutſchen Tuche waren berühmt, und Tuchwaren der beſte Exportartikel. Dieſe eigenartige Wolle, das Erzeugnis einer tauſendjährigen Kultur, iſt den Deutſchen im Kriege verlorengegangen.

Die Dorfflur lag — wo nicht die altfränkiſche Flurteilung in lange Bänder ſich erhalten hatte — in drei Felder geteilt, deren Hufen viel geſpalten und Beet für Beet ſorgfältig verſteint waren. Der Acker war nicht ohne höhere Kultur. Ein feinmehliger weißer Weizen wurde in das Winterfeld geſät. Waid wurde im Norden des Rennſteigs immer noch eifrig und mit großem Vorteil gebaut. Obgleich ſchon vor dem Kriege der fremde Indigo dem einheimiſchen Farbſtoff Konkurrenz machte, konnte der jährliche Gewinn Thüringens durch den Waid doch noch auf drei Tonnen Goldes angeſchlagen werden; dieſe Summe kam zumeiſt in das Erfurter Gebiet und das Herzogtum Gotha; außerdem brachte Anis und Saflor gutes Geld, auch der Kardenbau war altheimiſch, und von Ölſaaten wurde Rübſen, wie am Rheine Raps, in die Brache geſät. Der Flachs ward ſorgfältig durch die Waſſerröſte zubereitet, und die bunten Blüten des Mohnes und die ſchwanken Riſpen der Hirſe erhoben ſich inmitten der Ährenfelder. An den Abhängen von warmer Lage aber waren in Thüringen und Franken damals überall Rebengärten, und dieſe alte Kultur, welche jetzt in denſelben Landſchaften faſt untergegangen iſt, muß in günſtigen Jahren doch einen trinkbaren Wein hervorgebracht haben, ſogar noch auf den Vorbergen des Waldgebirges, denn es werden in den Chroniken einzelne Weinjahre als vortrefflich gerühmt. Auch Hopfen ward fleißig gebaut und zu gutem Biere benutzt. Schon ſäte man von Futtergewächſen den Spörgel und die Pferdebohne. Die Wieſen, hochgeſchätzt, häufig eingezäunt, wurden ſorgfältiger behandelt als zweihundert Jahre ſpäter; die Maulwurfshaufen zerwerfen und die Abzugsgräben, ja ſogar Bewäſſerungsgräben ziehen und erhalten, war gewöhnlich. Schon war Erfurt Mittelpunkt eines großen Samenhandels und höherer Gartenkultur, auch von Blumen und feinen Obſtſorten. Im ganzen war, wenn man verſchiedene Zeiten miteinander vergleichen darf, die landwirtſchaftliche Kultur um 1618 nicht geringer als etwa um 1818. —

Auch der Handelsverkehr war nicht gering. Das Fuhrweſen auf den kunſtloſen Straßen erforderte zahlreichen Vorſpann und brachte den Dörfern Verdienſt und Kunde aus der fernen Welt, auch manche Gelegenheit, Geld auszugeben.

Seit der Reformation waren wenigſtens in allen Kirchdörfern Schulen, die Lehrer oft Theologen; auch Schullehrerinnen für die Mädchen fanden ſich zu-

weilen. Es wurde ein kleines Schulgeld bezahlt, und ein Teil der Dorfbewohner war in die Geheimniſſe des Leſens und Schreibens eingeweiht. Der Gegenſatz zwar zwiſchen dem Landmanne und dem Städter war damals größer als jetzt, der „dumme Bauer“ war in den Stuben der Handwerker noch immer ein Lieblingsgegenſtand unholder Scherze; als charakteriſtiſche Eigenſchaften wurden ihm Roheit, Einfalt, unredliche Pfiffigkeit, Trunkliebe und Freude am Prügeln nachgerühmt. Auch war er in Tracht, in Sprache und Liedern nicht modiſch wie die Städter, er gebrauchte gern alte derbe Worte, welche der Bürger für unflätig hielt, er ſchwor und fluchte altertümlich, und ſein Begrüßungszeremoniell war anders verſchränkt als in den Städten, aber nicht weniger genau. Doch deshalb war ſein Leben nicht arm an Gemüt, an Sitte, ſelbſt nicht an Poeſie. Noch hatte der verklingende deutſche Volksgeſang einiges Leben, und der Landmann war der eifrigſte Bewahrer desſelben, noch waren die Feſte des Bauern, ſein Familienleben, ſeine Rechtsverhältniſſe, ſeine Käufe und Verkäufe reich an alten farbenreichen Bräuchen, an Sprüchen und ehrbarer Repräſentation.

Auch die echte deutſche Freude an hübſcher Handwerksarbeit, das Behagen an ſauberen und kunſtvollen Erbſtücken teilte der Landmann damals mit dem Bürger. Sein Hausgerät war ſtattlicher als jetzt. Zierliche Spinnräder, welche noch für eine neue Erfindung galten, ſauber ausgeſchnittene Tiſche, geſchnitzte Stühle und Wandſchränke haben ſich einzeln — ſelten in Thüringen, öfter in Franken — bis auf unſere Zeit erhalten und werden jetzt mit den irdenen Apoſtelkrügen und ähnlichem Trinkgeſchirr von Kunſtſammlern angekauft. Groß muß der Schatz der Bauersfrauen an Betten, Kleidern, Wäſche, an Ketten, Schaumünzen und anderem Schmuck geweſen ſein, und nicht weniger begehrungswürdig waren die zahlreichen Würſte und Schinken im Rauchfang.

Auch viel bares Geld lag verſteckt in den Winkeln der Truhe oder ſorglich in Töpfen und Keſſeln vergraben, denn das Aufſammeln der blanken Stücke war eine alte Bauernfreude, es war ſeit Menſchengedenken Friede geweſen, und Waid und Hopfen brachten gutes Geld. Das Leben des Bauern war reichlich ohne viele Bedürfniſſe, er kaufte in der Stadt die Neſteln für ſeine Kleider, den ſilbernen Schmuck für Weib und Töchter, Würze für ſeinen ſauern Wein und was von Metallwaren und Gerät in Hof und Küche nötig war. Die Kleider von Wolle und Leinwand webten und ſchnitten die Frauen im Hauſe oder der Nachbar im Dorfe. Der Landmann nahm ſeine Mütze tief ab vor dem Landesherrn oder vor dem gelehrten Juriſten, denn er liebte bereits die gefährliche Aufregung der Prozeſſe; aber er wälzte wohl auch ihnen gegenüber mit geheimem Stolz die Erinnerung an eine kupferne Ofenblaſe oder ein paar alte Scherben in ſich herum, die er gefüllt mit ſchweren Joachimstalern im Milchkeller oder unter ſeinem Ehebett verſteckt hatte.

So lebte der Bauer in Mitteldeutſchland noch nach dem Jahre 1618. Er hörte des Sonntags in der Schenke von wildem Kriegsgetümmel hinten in Böhmen,

wo die Länder des Kaiſers lagen, um den er ſich wenig kümmerte. Er kaufte wohl von einem verſchmitzten Händler ein fliegendes Blatt oder ein Spottlied auf den verlorenen König von Böhmen; er gab einem zerſchlagenen Flüchtling von Prag oder Budweis, der bettelnd an ſeine Tür kam, von ſeinem Brot und Käſe und hörte die Schauergeſchichten desſelben mit Kopfſchütteln. Der Amtsbote brachte ein Schreiben des Landesherrn in das Dorf, aus dem er ſah, daß auch ihm zugemutet wurde, für neugeworbene Soldaten Geld und Getreide nach der Stadt zu liefern, er ärgerte ſich und eilte, ſeinen Schatz noch tiefer zu vergraben. Doch bald wurde ihm deutlich, daß eine ſchlechte Zeit auch gegen ihn heranziehe, denn das Geld, welches er in der Stadt empfing, wurde ſehr rot, und alle Waren wurden teurer; auch er wurde in die heilloſe Verwirrung hineingezogen, welche ſeit 1620 durch das maſſenhafte Ausprägen wertloſen Geldes über das Land kam. Er behielt Getreide und Fleiſch zu Hauſe und zog gar nicht mehr nach der Stadt. Aber er bekam doch Händel mit Städtern und ſeinen Nachbarn, weil auch er das neue Geld bei ſeinen Zahlungen loswerden wollte und nur gutes altes als Bezahlung annehmen. Sein Herz war voll böſer Ahnungen. So ging es bis zum Jahre 1623. Da ſah er das Unheil noch von anderer Seite heranziehen. Die Diebſtähle und Einbrüche mehrten ſich, fremdes Geſindel wurde oft auf den Landſtraßen geſehen, Trompeter ſprengten mit ſchlimmen Nachrichten nach den Städten, angeworbenes Kriegsvolk zog prahleriſch und frech vor ſeinen Hof, forderte Unterhalt, ſtahl Würſte und nahm Hühner im Schnappſack mit. Defenſioner, die neu errichtete Landmiliz, trabten in das Dorf, forderten wieder Zehrung, drängten ſich zu ihm in Quartier und beläſtigten ihn mehr als die Spitzbuben, welche ſie von ſeinen Viehſtällen abhalten ſollten.

Endlich begannen — für Thüringen ſeit 1623 — die Durchmärſche fremder Truppen, und die großen Leiden des Krieges ſenkten ſich auf ihn. Fremdes Kriegsvolk von abenteuerlichem Ausſehen, durch Blut und Schlachten verwildert, marſchierte in ſein Dorf, legte ſich ihm in Haus und Bett, mißhandelte ihn und die Seinen, forderte Zehrung, Kontribution, außerdem Geſchenke, und zerſchlug, verwüſtete und plünderte doch noch, was ihm vor Augen kam. So ging es fort, ſeit 1626 mit jedem Jahre ſchlimmer, Banden folgten auf Banden, mehr als ein Heer ſetzte ſich um ihn herum in Winterquartieren feſt, die Lieferungen und Quälereien ſchienen endlos. Mit Entſetzen ſah der Bauer, daß die fremden Soldaten mit einer Spürkraft, die er der Zauberei zuſchrieb, aufzufinden wußten, was er tief in der Erde verſteckt hatte. Wenn er ihnen aber zu ſchlau geweſen war, ſo wurde ſein Los noch ſchlechter, dann wurde er ſelbſt ergriffen und durch Qualen, welche niederzuſchreiben peinlich iſt, gezwungen, das Verſteck ſeiner Schätze anzugeben. Von dem Schickſal ſeiner Frau und ſeiner Töchter ſchweigen wir, das Greuliche wurde ſo gewöhnlich, daß eine Ausnahme befremdlich war. Und noch andere Leiden folgten. Seine Töchter, ſeine Magd, ſein kleiner Knabe wurden nicht nur viehiſch gemißhandelt, ſie waren auch in dringender Gefahr,

durch Überredung oder Gewalt fortgeführt zu werden. Denn jedem Heerhaufen folgte der rohe unſelige Troß von Dirnen und Knaben. Aber die Wirtſchaft des Landmanns ward noch in anderer Weiſe verwüſtet. Sein Knecht hatte vielleicht einige Jahre die Schläge der fremden Soldaten ertragen, zuletzt lief er ſelbſt unter die, welche ſchlugen; die Geſpanne wurden vom Pfluge geriſſen, die Herden von der Weide geholt und dadurch die Beſtellung der Felder oft unmöglich gemacht.

Nach Kräften ſuchten ſich die Dörfer vor der Raubgier der Soldaten zu wahren. Solange noch Geld aufzubringen war, machten ſie Verſuche, durch Zahlung einer Geldſumme an die vorausgeſandten Offiziere die Einquartierung abzukaufen, und mancher Schurke benutzte ſolche Furcht und erhob in der Maske eines anmeldenden Furiers hohe Steuern von den getäuſchten Dorfſaſſen. Auf die Kirchtürme und hohen Punkte der Flur wurden Wachen geſtellt, die ein Zeichen gaben, wenn Truppen in der Ferne ſichtbar wurden. Dann brachte der Landmann, was er retten konnte, die Frauen und Kinder und leichtbewegliche Habe, eilig in ein entferntes Verſteck. Solche Verſtecke wurden mit großem Scharfſinn ausgeſucht, durch Nachhilfe noch unzugänglicher gemacht, und wochen-, ja monatelang friſteten dort die Flüchtlinge ihr angſtvolles Daſein. Im ſchwarzen Moor zwiſchen Gräben, Binſen und Erlengebüſch, in dunkler Waldesſchlucht, in alten Lehmgruben und in verfallenem Mauerwerk ſuchten ſie die letzte Rettung. Noch jetzt zeigt an manchen Orten der Landmann mit Teilnahme auf ſolche Stellen. — Waren die Soldaten abgezogen, dann kehrten die Flüchtlinge in ihre

Häuſer zurück und beſſerten notdürftig aus, was verwüſtet war. Nicht ſelten freilich fanden ſie nur eine rauchende Brandſtätte.

Auch nicht alle, welche geflohen waren, kamen zurück. Die Wohlhabenden ſuchten ſich und ihre Habe in den Städten zu bergen, wo doch die Kriegszucht ein wenig ſtraffer und die Gefahr geringer war. Viele auch flüchteten in ein anderes Land, und wenn dort Feinde drohten, wieder in ein anderes. Die meiſten hat ſicher das Elend dort nicht weniger hart geſchlagen. — Aber auch die im Lande blieben, kehrten nicht alle zur heimiſchen Flur. Das wilde Leben im Verſteck und Walde, die rohe Freude an Gewalttat und Beute machte die Trotzigſten zu Räubern. Mit roſtigen Waffen verſehen, die ſie vielleicht getöteten Marodeuren abgenommen hatten, führten ſie unter den Fichten der Berge ein geſetzloſes Leben, als Gefährten des Wolfes und der Krähe, als Wilddiebe und Wegelagerer.

Bewaffnete Haufen rotteten ſich zuſammen, zogen über die Landesgrenze in andere Dörfer und entführten, was ſie bedurften. Sie lauerten den Nachzüglern der Regimenter in dichtem Walde oder in Gebirgspäſſen auf und nahmen oft nach hartem Kampf an dem Leben der Bezwungenen eine rohe Rache, ja ſie überboten die Fertigkeit der Soldaten in Erfindung von Todesqualen, und es wird wenige Waldhügel geben, in deren Schatten nicht greuliche Untat von ſolchen verübt iſt, welche dort früher als friedliche Holzfäller und Steinbrecher ihr kunſtloſes Lied geſungen hatten. Es entſtand allmählich ein grimmiger Standeshaß zwiſchen Soldaten und Bauern, der bis an das Ende des Krieges dauerte und mehr als etwas anderes die Dörfer Deutſchlands verdorben hat. —

So verminderte ſich die Bevölkerung des flachen Landes mit reißender Schnelligkeit. Schon zur Zeit des Schwedenkönigs waren mehrere Dörfer ganz verlaſſen, und um die geſchwärzten Balken und das Stroh der zerriſſenen Dächer ſchlichen die Tiere des Waldes und etwa die zerlumpte Leidensgeſtalt eines alten Mütterleins oder eines Krüppels. Von da nahm das Unheil in ſolcher Steigerung zu, daß ſich nichts in der neueren Geſchichte damit vergleichen läßt. Zu den zerſtörenden Dämonen des Schwertes kamen andere nicht weniger furchtbare und noch gefräßigere. Das Land war wenig bebaut worden und hatte eine ſchlechte Ernte gegeben. Eine unerhörte Teuerung entſtand, Hungersnot folgte, und in den Jahren 1635 und 1636 ergriff eine Seuche, ſo ſchrecklich, wie ſie ſeit faſt hundert Jahren in Deutſchland nicht gewütet hatte, die kraftloſen Leiber. Sie breitete ihr Leichentuch langſam über das ganze deutſche Land, über den Soldaten wie über den Bauer; die Heere fielen auseinander unter ihrem ſengenden Hauch, viele Orter verloren die Hälfte ihrer Bewohner, in manchen Dörfern Frankens und Thüringens blieben nur einzelne übrig. Was noch von Kraft in einer Ecke des Landes gedauert hatte, jetzt wurde es zerbrochen. — Der Krieg aber wütete von dieſer Schreckenszeit ab noch zwölf lange Jahre.

Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich das Landvolk ganz in ſchwärmende Banden

aufgelöſt hätte, und daß die Städte niemals imſtande geweſen wären, ein neues Volksleben hervorzubringen, wenn nicht drei Gewalten den deutſchen Landmann vor der gänzlichen Zerſtörung bewahrt hätten: ſeine Liebe zu dem väterlichen Acker, die Bemühungen ſeiner Obrigkeit und vor allem der Eifer ſeines Seelſorgers, des Dorfpfarrers. Des Bauern Liebe zur eigenen Flur, noch jetzt ein ſtarkes Gefühl, welches gegen die wohltätigſten Ackergeſetze feindlich arbeitet, war im ſiebzehnten Jahrhundert noch um vieles mächtiger. Denn der Bauer kannte außerhalb der eigenen Dorfflur ſehr wenig von der Welt, und die Schranken, welche ihn von einem anderen Lebensberuf und anderer Herren Land trennten, waren ſchwer zu überſteigen. So lief er mit Zähigkeit immer wieder aus ſeinem Verſteck nach dem zerſtörten Hofe und verſuchte immer wieder die zerſtampften Ähren zuſammenzuleſen oder in das niedergetretene Land den wenigen Samen zu ſtreuen, den er ſich gerettet hatte. Wenn ſein letztes Zugtier geraubt war, ſpannte er ſich ſelbſt an den Pflug. Er hütete ſich wohl, ſeinem Hauſe ein wohnliches Ausſehen zu geben, er gewöhnte ſich, in Schmutz und Ruinen zu hauſen, und verbarg das flackernde Feuer des Herdes vor den raubgierigen Blicken, welche vielleicht durch die Nacht nach einem warmen Neſte ſuchten. Die kärgliche Speiſe verſteckte er an Orte, vor welchen ſelbſt dem ruchloſen Feinde graute, in Gräber, in Särge, unter Totenköpfe. So hauſte er unter dem Zwange der Gewohnheit, der allgewaltigen, wie gering auch die Hoffnung war, daß ſeine Arbeit ihm ſelbſt zugute kommen werde. Hielt ein Gutsherr tapfer auf ſeinem Dorfe aus, ſo begleitete er in den Zeiten der Ruhe bis an die Zähne bewaffnet ſeine letzten Zugtiere auf den Acker, bereit, mit anſprengenden Räubern um die Tiere zu kämpfen.

Kaum geringeres Intereſſe als der Bauer ſelbſt hatten ſein Landesherr und deſſen Beamte, die Dörfer zu erhalten. Je geringer die Zahl der Steuerzahlenden wurde, deſto höher ſtieg der einzelne im Wert. Von der Reſidenzſtadt aus kümmerten ſich die Regierungen durch ihre Amtleute, Vögte und Schöſſer während des ganzen Krieges um das Schickſal der Dörfer, ja der einzelnen. Die Aktenſchreiberei wurde nur in der ärgſten Zeit unterbrochen und immer wieder angefangen. Zeugniſſe, Berichte und Erlaſſe liefen bei all dem Elend hin und her, Eingaben und Koſtenaufſtellungen wurden unermüdlich eingefordert, und manch armer Schulmeiſter verrichtete gehorſam ſeinen Dienſt als Gemeindeſchreiber, während der Schnee durch die ausgeſchlagenen Fenſter in ſeine Schulſtube hineinwehte, die Gemeindekaſſe zerbrochen auf der Straße lag und die Dorfgemeinde, deren Rechnungen er ſchrieb, bewaffnet in den Wald gezogen war, mit finſteren ungeſetzlichen Anſchlägen, welche der Landesregierung niemals berichtet wurden. So unnütz dieſes Schreiberweſen in vielen Fällen war, es zog doch zahlloſe Fäden, durch welche der einzelne an die Ordnung ſeines Staates gebunden wurde. Und daß der Mechanismus der Verwaltung ſich erhielt, war in den Pauſen und am Ende des Krieges von größter Bedeutung.

Landsknecht und ſein Weib

Das beſte Verdienſt aber um die Erhaltung des deutſchen Volkes hatten die Landgeiſtlichen und ihr heiliges Amt. — Sie waren den größten Gefahren ausgeſetzt, den kaiſerlichen Soldaten am meiſten verhaßt, durch ihr Amt gezwungen, ſich dem Feinde bemerkbar zu machen; die Roheiten, welche ſie, ihre Frauen und Töchter zu erdulden hatten, trafen tödlich ihr Anſehen in der eigenen Gemeinde. Ihr Leben wurde durch die Beiträge ihrer Beichtkinder erhalten, ſie waren nicht geübt und wenig geeignet, ſich durch körperliche Arbeit die Tage zu friſten; unter jeder Verringerung des Wohlſtandes, der Sittlichkeit, der Menſchenzahl ihres Dorfes hatten ſie am meiſten zu leiden. Man muß einer ſehr großen Mehrzahl von ihnen das Zeugnis geben, daß ſie alle dieſe Gefahren als echte Streiter

Christi ertrugen. Die meisten hielten bei ihren Gemeinden aus bis fast zum letzten Mann. Ihre Kirche wurde verwüstet und ausgebrannt, Kelch und Kruzifix gestohlen, der Altar durch eklen Unrat beschmutzt, die Glocken vom Turm geworfen und weggeführt. Da hielten sie den Gottesdienst in einer Scheuer, auf freiem Felde, im grünen Waldversteck. Wenn die Gemeinde zusammenschmolz, daß der Gesang der Zuhörer aufhörte und kein Kantor mehr die Bußlieder anstimmte, da riefen sie den Rest ihrer Beichtkinder noch zur Betstunde zusammen. Sie waren stark und eifrig im Trösten und Strafen, denn je größer das Elend war, desto mehr Grund zur Unzufriedenheit fanden sie auch in ihrer Gemeinde. Häufig waren sie die ersten, welche von der Verwilderung der Dorfbewohner zu leiden hatten; Diebstahl und frecher Mutwille wurden am liebsten gegen solche geübt, deren zürnender Blick und feierliche Klage am meisten imponiert hatten. Ihre Schicksale sind daher vorzugsweise charakteristisch für jene eisernen Jahre, und wir sind glücklicherweise in der Lage, gerade von ihnen zahlreiche Aufzeichnungen zu besitzen, oft in Kirchenbüchern, denen sie ihr Leid klagten, während kein Mensch sie hören wollte. —

Die Perſönlichkeit des Großen Kurfürſten

Leopold von Ranke

urfürſt Friedrich Wilhelm ſteht ebenbürtig in der Reihe der großen theoretiſch-praktiſchen Geiſter, die das 17. Jahrhundert in ſeinen religiöſen und politiſchen Kämpfen hervorgebracht hat. Guſtav Adolf und Kardinal Richelieu waren von unvergleichlich größerer Bedeutung für die Entſcheidung der Weltgeſchichte; Wallenſtein unternehmender; Cromwell unergründlicher angelegt, origineller, an ſeiner Stelle gewaltiger; Karl Guſtav verwegener: er vermaß ſich, die Welt des Nordens aus ihren Angeln zu heben; niemals wird man den feinen Begründer der diplomatiſchen Weltſtellung von Frankreich, Mazarin, noch auch den Bedächtigen, erwägungsvollen Republikaner Johann de Witt, den Urheber des politiſchen Gleichgewichtes, vergeſſen. Friedrich Wilhelm hatte nicht eine Stellung, um eine ſo univerſal eingreifende Wirkſamkeit auszuüben; aber ſeine Tätigkeit iſt nicht minder bedeutend. Er lebte nicht allein in den momentanen Kämpfen; er vollbrachte eine Gründung für alle Zeiten.

Kurfürſt Friedrich Wilhelm erſcheint als ein Mann von natürlichſter Einfachheit, der, wenn er über den Markt geht, wohl ein paar Nachtigallen kauft, die man feilbietet, der in ſeinem Küchengarten das aus der Fremde gebrachte Reis mit eigener Hand pfropft, in Potsdam die Trauben im Weinberge leſen, die jungen Karpfen im Teiche fiſchen hilft. Dabei aber richtete er ſich doch eine ſtattliche Hofhaltung ein; er hält auf die Abzeichen, die ihn von allen anderen unterſcheiden, er legt Wert darauf, daß er einen gewiſſen Aufwand machen kann, nach welchem ihn niemand zu fragen hat. Für die Künſte wohnte ihm ein natürliches Talent inne, ſo daß er das Gute und Brauchbare auf den erſten Blick unterſchied. Er war mehr ein Kriegsmann als ein Gelehrter; aber er hatte Sinn für Gelehrſamkeit und den Wunſch, ſich allſeitig zu unterrichten. Wichtige Fragen über zweifelhafte Punkte legte er den Gelehrten vor, die er erreichen konnte, und ließ ſich von ihnen Vortrag halten, ohne die Kontroverſe zu ſcheuen. In ſeinen mittleren Jahren geſchah das alle Tage: die Staatsgeſchäfte litten dabei nicht. Er war vielmehr überzeugt, daß er eben des Rates der Gelehrten bedürfe, um ſie zu führen.

Seine Staatsverwaltung hatte eine patriarchaliſch-familiäre Ader.

Eine große Anzahl eigenhändiger Briefe von ihm an ſeinen vertrauteſten Rat, Otto von Schwerin, ſind aufbehalten. Alle öffentlichen Geſchäfte und häuslichen Ereigniſſe werden darin in den Formen der herzlichſten Freundſchaft erörtert. Darum durfte dieſer aber doch keine perſönlichen Intereſſen in die Ver-

handlungen miſchen. Er wird wohl bedeutet, keine Affekte blicken zu laſſen, wo er nur ſeine Meinung zu ſagen habe.

In der alten Weiſe deutſcher Fürſten liebte Friedrich Wilhelm noch regelmäßige und eingehende Deliberation.

Schon Oxenſtjerna lobt einmal den Fleiß, mit welchem der Kurfürſt in ſeiner Jugend den Sitzungen ſeines Geheimen Rates beigewohnt, wie er ſich ſogar die Mühe gegeben habe, die verſchiedenen Abſtimmungen aufzuzeichnen. Er zog beſonders juridiſch gebildete Männer, welche politiſche Talente verrieten, in denſelben. In dem verſammelten Staatsrat hielt er fürs beſte, alle ſprechen zu laſſen, und zwar die jüngſten Mitglieder zuerſt, weil ſie, wenn die älteren ihre Meinung zuvor ausſprachen, durch deren Autorität leicht beherrſcht werden würden; ſeine Methode war: alles zu hören, aber ſelbſt keine definitive Meinung zu äußern. Dafür behielt er die ſtille Überlegung mit ſich ſelbſt vor, nicht ohne Gebet. Durch dieſe Erhebung der Seele meinte er, in den Stand geſetzt zu werden, den beſten Rat zu finden und zu wählen. Man verglich ſein Urteil mit dem Neigen der Zunge in der Wage: nach der Seite hin, wo das Übergewicht der Gründe fällt, faſt ohne Willkür. „Und was ich dann“, ſagte er, „im Geheimen Rat einmal beſchloſſen, das will ich auch vollzogen haben.“ Seine Grundſätze waren: wohl überlegen, raſch ausführen; wo die Not vorhanden, da gilt kein Privilegium.

Sehr bequem und beliebt war ſein Regiment mitnichten; die allgemeine Klage war, daß er die Untertanen zu ſehr belaſte, und zwar immer ſtärker, je älter er wurde. Man hatte viel von ſeinem Jähzorn zu leiden, der dann auch keineswegs ohne Einfluß auf die Geſchäfte blieb. Wenn die großen Angelegenheiten überhaupt ſelten ohne Leidenſchaft verwaltet werden, ſo war das auch bei ihm nicht der Fall. Aber in der Situation lag ein gutes Korrektiv momentaner Aufwallungen... Die perſönliche Stimmung wurde doch immer durch die allgemeine Erwägung beherrſcht.

In ſeinem Geiſte war etwas Weitausgreifendes, man möchte ſagen, allzu weit: wenn man ſich erinnert, wie er Brandenburg in unmittelbaren Bezug zu den Küſten von Guinea brachte und auf dem Weltmeer mit Spanien zu wetteifern unternahm, oder wie er auf den Entwurf einging, zur Begründung einer allgemeinen Wiſſenſchaft eine von aller Rückſicht auf die chriſtlichen Konfeſſionen unabhängige Univerſität zu ſtiften. Er zweifelte nicht an dem Erfolge der geheimen Wiſſenſchaften; er liebte von dem Entlegenen und Wunderbaren zu hören; und dabei war er doch durch und durch praktiſch.

Wir fühlen um ihn her die geiſtige Luft, in welcher der Genius atmet; die Handlungen, die ſich auf einem unendlichen Hintergrund der Geſinnung und der politiſchen Anſchauungen erheben.

In ſeinen jüngeren Jahren erſchien der Kurfürſt als ein ſchöner Mann, groß und wohlgewachſen, mit vollem Geſicht, bedeutend ausgeprägten Zügen und

hellen Augen. Er vereinigte den Ausdruck der Entſchloſſenheit mit höflichem Weſen.

Seine Gemahlin, Luiſe Henriette von Oranien, erſchien neben ihm ſanfter und ruhiger; ſie war klein, aber wohlgeſtaltet; ſie ſprach wenig und verriet eine Neigung zur Melancholie. Sie faſtete alle Dienstage, weil ihr Bruder an dieſem Tage geſtorben war. Auch bei feſtlichen Gelagen hält ſie dieſe ihre Gelübde: ſie nahm die Geſundheiten an, die man ihr brachte, und erwiderte ſie, ohne zu trinken. Aber mit ihrer religiöſen Devotion verband ſie doch auch ein Verſtändnis für die vorliegenden Fragen. Sie hielt es beinahe für die Pflicht der Gemahlin eines Fürſten, ſich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beſchäftigen. Der Fürſt hat ſich bei ihren Ratſchlägen wohl befunden: er hat ſie nach ihrem Tode oft vermißt. Die zweite Gemahlin des Kurfürſten, Dorothea von Holſtein-Glücksburg, war aus ſtärkerem Stoff gebildet. Sie begleitete ihn auf ſeinen Feldzügen in das Getümmel des Feldlagers, in die Gefahren der Belagerung: niemals wollte ſie ihn verlaſſen. Sie behandelte ihn als den großen Mann, der er war, und war beſorgt für ſein Glück und ſeinen Ruhm. Man findet nicht, daß ſie in den großen Angelegenheiten Einfluß auf ſeine Entſchlüſſe ausgeübt hat: dagegen in ſeiner äußeren Umgebung herrſchte ſie unbedingt. Unter den Freunden und Genoſſen der Familie war ſie bekannt dafür, daß es ihr das größte Vergnügen auf der Welt mache, zu befehlen. Dem Kurfürſten, der ſie gewähren ließ, verſchaffte ſie eine ſeiner Natur entſprechende Häuslichkeit.

Er erſcheint aber auch als ein Hausvater alter Zeit; wie wenn er vor Tiſche, im Lehnſtuhl ſitzend, die Begrüßung ſeiner Kinder empfing, die ihn ehren, aber auch fürchten. Wie ihn ſeine Bildniſſe zeigen und die, welche ihn kannten, verſichern, in ihm war eine ſeltene Verbindung von Ernſt und Wohlwollen, Güte und Majeſtät. In jedem Augenblick erſchien er würdig und gediegen, ſeiner Stellung bewußt, die doch größtenteils ſein eignes Werk war. Er hat den brandenburgiſchen Staat nicht etwa geſchaffen; denn in ſeinen Grundlagen beſtand derſelbe bereits und hatte ſeinen eigentümlichen Charakter: aber dieſe Beſtandteile hat Kurfürſt Friedrich Wilhelm nicht allein zuſammengehalten, ſondern auch ſolche von weſentlichſter Bedeutung hinzugefügt und ihnen die Idee eines Staates eingehaucht, das Bewußtſein nicht allein eines äußeren, ſondern auch eines inneren Zuſammenhaltes.

Friedrich der Große

Johann Gottlieb Fichte

Seit den Tagen jenes Löwen aus Mitternacht hatte Deutſchland nicht mehr das Bild eines Helden geſehen, zu dem die geſamte Nation bewundernd emporblickte; der aber jetzt in ſtolzer Freiheit, wie einſt Guſtav Adolf, mitten durch die großen Mächte ſeines Weges ſchritt und die Deutſchen zwang, wieder an die Wunder des Heldentums zu glauben, er war ein Deutſcher.

Der ſpringende Punkt in dieſer mächtigen Natur bleibt doch die erbarmungslos grauſame deutſche Wahrhaftigkeit. Friedrich gibt ſich, wie er iſt, und ſieht die Dinge, wie ſie ſind. Wie in der langen Bänderreihe ſeiner Briefe und Schriften keine Zeile ſteht, darin er verſuchte, ſeine Taten zu beſchönigen, ſein eigenes Bild für die Nachwelt auszuſchmücken, ſo trägt auch ſeine Staatskunſt, wenngleich ſie die kleinen Künſte und Liſten des Zeitalters als Mittel zum Zwecke nicht verſchmäht, das Gepräge ſeines königlichen Freimutes: ſo oft er zum Schwerte greift, verkündet er mit unumwundener Beſtimmtheit, was er von dem Gegner fordert, und legt die Waffen erſt nieder am erreichten Ziele.

Fürſtenſpiegel

Friedrich der Große

Seiner durchlauchtigſten Hoheit dem Herzog Karl Eugen von Württemberg

Den 6. Februar 1744

Durchlauchtigſter Vetter, nehmen Sie die folgenden Ratſchläge, die ich Ihnen gebe, als wahrhaftes Zeichen meiner Zuneigung auf und ſeien Sie überzeugt, daß es mir nie einfallen würde, Ihnen Ratſchläge zu erteilen ohne den hohen Begriff, den Ihre Tugenden und Ihre Talente mir von Ihrer Perſönlichkeit gegeben haben. Sehen Sie mich als Ihren wahrhaften Freund an, zu dem Sie Vertrauen faſſen können und der Sie hoch genug achtet, um Ihnen niemals die Wahrheit zu verhüllen. Ich habe nur ein einziges Intereſſe, das mich Ihnen verbindet: die Ehre; ich glaube, meine Ehre verlangt, daß ich das Meine tue, damit Sie von Ihren Völkern geliebt und von ganz Europa bewundert werden, damit Sie derjenigen Art Glück teilhaftig werden, das man ſich nur ſelber verſchaffen kann,

und damit eine einhellige Stimme zu hören iſt, welche mein Urteil über den Prinzen von Württemberg rechtfertigt, daß nämlich ſeine Tugend größer iſt als die Zahl ſeiner Jahre. Ich erwarte mit Ungeduld den Augenblick, wo ich Sie hier umarmen kann, obgleich ich Sie zu ſehr liebe, um Sie ohne Bedauern ſcheiden zu ſehen. Glauben Sie immer an die Aufrichtigkeit meiner Gefühle und ſeien Sie überzeugt, daß ich bin,

Durchlauchtigſter Vetter,

Ihr guter Vetter und getreuer Freund

Friedrich.

Der Anteil, den ich an Ihrer Großjährigkeitserklärung genommen habe, muß mir ſo viel Intereſſe am Glück Ihrer Regierung einflößen, daß ich meinen möchte, das Wohl und Wehe dieſer Regierung müßte irgendwie auf mich zurückſtrahlen. In dieſem Sinne glaube ich mich verpflichtet, Ihnen freundſchaftlich und aufrichtig meine Gefühle im Hinblick auf den neuen Stand, in den Sie eintreten, zu ſagen. Ich gehöre nicht zu den Menſchen, die von Anmaßung und Eitelkeit dazu gebracht werden, daß ihre Ratſchläge die Art von Befehlen annehmen, die ihre Meinungen für unfehlbar halten und wollen, daß ihre Freunde unabhängig von ihnen keinen Gedanken, keine Regung und keinen Atemzug haben. So lächerlich einerſeits dieſe Anmaßung wäre, ſo ſehr wäre ich anderſeits ſchuldig, wenn ich es unterließe, Ihnen zu ſagen, was keiner Ihrer Bedienten und Ihrer Untertanen die Keckheit haben wird, Ihnen zu ſagen, oder beſſer geſagt, was ſie Ihnen um ihrer perſönlichen Intereſſen willen wahrſcheinlich gar nicht ſagen wollen.

Es iſt ſicher, daß alle Welt ihre Blicke auf das erſte Auftreten eines Mannes richtet, der ein Amt übernimmt, und die erſten Schritte ſind gewöhnlich für das Urteil der Öffentlichkeit entſcheidend. Wenn Sie von allem Anfang an Ihrem Ruf eine geſicherte Grundlage geben, erwerben Sie das Vertrauen der Öffentlichkeit, und das will mich für einen Herrſcher das Erſtrebenswerteſte bedünken.

Sie werden allerorten Perſonen finden, die Ihnen ſchmeicheln und die nur darauf aus ſind, Ihr Vertrauen zu gewinnen, um Ihre Gunſt zu mißbrauchen und Sie ſelbſt zu beherrſchen. Sie werden noch eine andre Sorte Menſchen finden, beſonders unter den Räten der Staatsverwaltung, die Ihnen ſorgſam die Bekanntſchaft mit Ihren Geſchäften entziehen möchten, um ſie nach ihrem Gefallen zu führen; die Ihnen die leichteſten Dinge ſchwer machen werden, um Ihnen die Arbeit zu verleiden; und Sie werden in ihnen allen die unverkennbare Abſicht finden, Sie in Vormundſchaft zu halten, natürlich unter dem ſchönſten äußern Anſchein und auf eine Manier, die für Sie durchaus ſchmeichelhaft iſt.

Nun fragen Sie mich: was ſoll man dagegen tun? Man ſoll ſich mit allen Finanzangelegenheiten vertraut machen, ſoll einen Sekretär ſuchen, der in der Finanzverwaltung als Subalternbeamter oder Gehilfe gearbeitet hat, und ſoll ihm gute Belohnung verſprechen, damit er Sie über alles, was Sie angeht, auf

dem laufenden erhält. Die Finanzen sind der Nerv eines Landes; wenn Sie mit ihnen wohlvertraut sind, dann beherrschen Sie alles andere.

An vielen Höfen in Deutschland habe ich einen Mißbrauch gesehen: der bestand darin, daß die Minister der Fürsten den Titel kaiserliche Minister hatten, wodurch ihre Straflosigkeit festgelegt war. Sie merken selbst, wie hinderlich es für Sie sein müßte, das zu dulden. Ich muß Sie überdies darauf aufmerksam machen, daß Sie zwei Räte in der Landesverwaltung finden, vor denen Sie gut tun werden, auf der Hut zu sein: der eine heißt Bilfinger und der andre Hardenberg. Es ist Ihre Aufgabe, sie zu prüfen und zuzusehen, bis zu welchem Grade Sie ihnen trauen können.

Seien Sie fest in Ihren Entschlüssen, wägen Sie, ehe Sie sie fassen, das Für und Wider ab; aber wenn Sie erst Ihren Willen ausgesprochen haben, ändern Sie um alles in der Welt nichts daran, sonst wird sich jeder über Ihre Autorität hinwegsetzen, und Sie werden als ein Mann betrachtet werden, auf den man nicht zählen kann.

Am Ende einer Regentschaft können Ihnen Intrigen an Ihrem Hof nicht ausbleiben. Strafen Sie diejenigen, welche die ersten anzetteln, mit Strenge, und jeder wird sich hüten, ihrem Beispiel zu folgen. Güte, wo sie nicht am Platze ist, ist Schwäche, wie unangebrachte Strenge ein großes Verbrechen ist. Es gilt, diese beiden Extreme zu vermeiden, wiewohl es nur der Fehler eines adligen Herzens ist, in der Milde ausschweifend zu sein.

Glauben Sie ja nicht, das Land Württemberg sei für Sie geschaffen worden, sondern glauben Sie, daß die Vorsehung Sie hat zur Welt kommen lassen, um dieses Volk glücklich zu machen. Sein Wohlergehen muß Ihnen wichtiger sein als Ihr Vergnügen, und wenn Sie in Ihrem zarten Alter Ihre Wünsche dem Wohl Ihrer Untertanen aufopfern können, dann werden Sie nicht nur die Wonne Ihres Volkes, sondern darüber hinaus die Bewunderung der ganzen Welt sein.

Sie sind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion des Landes, welche in Ehrbarkeit und allen moralischen Tugenden besteht. Es gehört zu Ihrer Aufgabe, ihnen zur Durchführung zu verhelfen, besonders der Menschlichkeit, welche die Kardinaltugend jedes denkenden Wesens ist. Überlassen Sie die geistliche Religion dem höchsten Wesen. Wir sind allesamt Blinde über diesen Gegenstand und durch manche Irrtümer Betörte. Wer unter uns ist so verwegen, zu behaupten, er kenne den rechten Weg?

Hüten Sie sich also vor dem Fanatismus in der Religion, der zu Verfolgungen führt. Wenn elende Sterbliche vor dem höchsten Wesen Gefallen finden können, so nur durch die Wohltaten, die sie unter den Menschen verbreiten, nicht aber durch Gewalttaten, die sie gegen Starrköpfe begehen. Selbst wenn die wahre Religion, die Menschlichkeit nämlich, Sie nicht zu diesem Verhalten verpflichtete, muß Ihre Politik es tun, denn all Ihre Untertanen sind Protestanten. Durch

Bald werde ich dir näher kommen!

Toleranz werden Sie von ihnen angebetet werden; durch Verfolgung werden Sie ihr Abſcheu werden.

Die Lage Ihres Landes, das an Frankreich und an die Staaten des Hauſes Öſterreich grenzt, nötigt Sie, gegen dieſe beiden mächtigen Nachbarn eine gemeſſene und gleiche Haltung einzunehmen. Zeigen Sie keine Vorliebe für einen oder den andern, laſſen Sie es nie dahinkommen, daß einer der beiden Ihnen Parteilichkeit vorwerfen kann, denn in den Wechſelfällen ihres Glücks werden ſie nicht verfehlen, Sie abwechſelnd für das büßen zu laſſen, was ſie Ihnen glauben mit Recht vorwerfen zu dürfen.

Trennen Sie ſich nie von dem Reich und ſeinem Oberhaupt. Es gibt für Sie gegen den Ehrgeiz und die Macht Ihrer Nachbarn nur Sicherheit in der Aufrechterhaltung der Reichsverfaſſung. Seien Sie immer der Feind deſſen, der das Reich umſtürzen will, weil das tatſächlich nichts andres iſt, als eben damit Sie ſtürzen zu wollen. Verachten Sie ja das Oberhaupt des Reichs in ſeinem Unglück nicht, und ſeien Sie anhänglich an ihn, ſoweit Sie es können, ohne ſich in ſein mißliches Schickſal zu Ihrem Schaden zu verwickeln.

Genießen Sie Ihre Jugend, ohne Mißbrauch damit zu treiben. Laſſen Sie einige Jahre verſtreichen, die dem Vergnügen gewidmet ſind. Denken Sie dann daran, ſich zu verheiraten. Das erſte Feuer der Jugend iſt für die Ehe nicht günſtig, und die Treue glaubt ſchon altersſchwach zu ſein, wenn ſie drei Jahre hinter ſich gebracht hat. Wenn Sie eine Prinzeſſin aus einem zu hohen Hauſe nehmen, ſo wird ſie denken, ſie erweiſe Ihnen eine Gnade damit, daß ſie Ihre Gattin wird. Das wäre eine Ausgabe für Sie, die Sie faſt zugrunde richten könnte, und Sie hätten keinen andern Vorteil davon, als der Sklave Ihres Schwiegervaters zu werden. Wenn Sie eine Gattin wählen, die Ihnen einigermaßen gleichſteht, werden Sie ein glücklicheres Leben führen, weil Sie mehr Ruhe haben und weil die Eiferſucht, zu der die großen Fürſtlichkeiten ihrem Ehepartner immer Grund geben, Ihnen nicht läſtig fiele.

Achten Sie in Ihrer Mutter die Frau, die Ihnen das Leben geſchenkt hat. Je rückſichtsvoller Sie gegen ſie ſind, um ſo mehr Achtung werden Sie verdienen. Haben Sie immer Unrecht, wenn ein Streit zwiſchen Ihnen entſtehen ſollte. Die Dankbarkeit gegen die Eltern kennt keine Grenzen; man wird getadelt, darin zuwenig zu tun, aber niemals, darin zuviel zu tun.

Ich gehe nicht im einzelnen auf weniger wichtige Dinge ein, die dem eigenen Ermeſſen überlaſſen werden können. Die zärtliche Neigung, die ich für Sie habe, wird mich immer ſo aufrichtig an Ihrem Wohlergehen teilnehmen laſſen, daß ich den Beifall und den Segen, den Ihre Untertanen Ihnen ſpenden werden, mit einer Freude ohnegleichen vernehmen werde, und jede Gelegenheit, Ihnen nützlich zu ſein, werde ich mit größter Begierde ergreifen.

Mit einem Wort, ich wünſche Ihnen jegliches Glück, lieber Herzog, wie Sie jeglichen Glückes würdig ſind. Friedrich.

Völkerschlacht

Friedrich Ratzel

Das Wort Völkerschlacht ist bezeichnenderweise ein eigentümlich deutsches; leider gilt es nicht bloß von dem viertägigen Ringen bei Leipzig. Denn wie viele Schlachten sind seit den Hunnen- und Ungarneinfällen auf deutschem Boden mit und von nichtdeutschen Völkern geschlagen worden!

Freiherr vom Stein

Ernst Moritz Arndt

ott hatte ein feuriges, gewaltiges Herz in seine Brust gelegt, ihn mit einer raschen blitzschnellen Auffassung, einem kühnen geschwinden Verstande gerüstet: Geschwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit — das war er selbst. Er mußte fortstoßen, was ihm im Wege stand, niederreißen, was ihn in seinem Laufe aufhalten wollte, sehr schlimm, wenn diese großen, aber auch gefährlichen Anlagen durch keine Anerkennung von Maß, Zucht und Ordnung geregelt gewesen wären. Vor nichts zurückbeben, geschwindestes Handeln, regestes Schaffen war sein Element. Daß der Inhaber einer so feurigen und heftigen Natur sich nicht oft geirrt und zuweilen überlaufen haben sollte, darf nicht geleugnet werden; aber Erziehung der Menschen und Führung Gottes hatten sein Gemüt früh auf das Edle und Wahre gerichtet und machten die Fehler eines solchen Temperaments meistens bald wieder gut. Wie er geboren war, hätte er, um im besten Sinne einer großherzigen Natur in freiester Wirksamkeit sich entfalten zu können, immer in den ersten Stellen stehen müssen. Den gewöhnlichen Künsten, wodurch geherrscht und gewirkt wird, hat er sich nie bequemen können. Des Widerstandes war er ungeduldig und begriff meistens erst spät seine Notwendigkeit. Widerspruch und Widerstreit der Gedanken und Worte hat niemand mehr gereizt und an Tüchtigen geachtet als eben er. In solchem Kampf der Geister, nur geschwind und mit kurzen Blitzhieben mußte er geführt werden, fühlte er sich ganz in seinem Elemente. Heftig, auch hart ist er oft gewesen, gegen die Heuchler und Schurken unerbittlich, gegen Schwache und Blöde zuweilen verletzend; auch Zorn hat ihn übereilt; Groll und Rache aber hat sein edler Mut nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welche er durch ein geschwindes Urteil oder ein rasches Wort

je einmal geſündigt hatte, hat er laut oder ſtill, durch Worte und mit dem Herzen, immer gern Wiedererſtattung getan. Wie ſein ganzer Sinn in Deutſchland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, ſo war der ſtarke und helle Stahl ſeines Charakters auch ganz deutſch ausgeſchmiedet. An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Menſch ihn übertroffen; er ſah und wandelte ſtrack und gerade vor ſich hin. Das war ſein Glaube, daß durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit alle Dinge allein gewonnen werden ſollen und erhalten werden können, und daß kein Weg, der irgend krumm ſein muß, Segen bringe, das war ſein Spruch: Es darf nichts getan werden, was nicht grad und offen getan werden kann. Alſo: Offener Weg, hohe Zwecke, und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen ſolchen Mann hat ein verächtlicher franzöſiſcher Geldfeilſcher und Späher, namens Bourrienne, ſich erfrecht, mit dem Argwohn zu beſchatten, als ſei er fähig geweſen, mit ſolchen zu zetteln, die auf ſchleichende Dolchſtiche ſinnen! Als ein Mann, deſſen Luſt im Schaffen und Hervorbringen beſtehen ſollte, ſah er den Gegenſtand, der ihn eben anzog, ſogleich in ſeiner ganzen abgeſonderten Schärfe, einzeln, eng, einſeitig, und meinte wohl anfangs oft, ihn auch ſo machen und ausführen zu können. Erſt allmählich und bei ruhigerer Betrachtung erweiterte und vergrößerte er ſich vor ſeinen Blicken und zeigte ſeine verſchiedenen Seiten und Verhältniſſe und die verwandten Beziehungen. So war er demnach beſtellt, daß er nie von oben nach unten hinab, ſondern immer von unten nach oben hinaufſtieg, von dem Kleinen zum Großen, von dem Engen zum Weiten, vom Einzelnen zum Ganzen; die ideale Spitze der Dinge ſah er erſt lange nachdem ſie vollendet waren. Für alles, ſobald es vollendet und fertig war, verlor er anfangs auch gänzlich die lebendige Teilnahme; es mußte gleichſam von der Zeit ſchon etwas beroſtet und bemooſt ſein, damit er den Sonnenſchein einer idealiſchen Liebe darauf zurückwerfen könnte.

Seinen Stand und die Vorzüge desſelben erkannte und ſchätzte er; den alten deutſchen Ritter, den weiland ſendbar freien und unmittelbaren kaiſerlichen Reichsmann fühlte er; auch teilte er manche Anſichten und Vorurteile ſeines Standes mit ſeinen Genoſſen; und wenn er in der neuen Zeit friſch gehandelt und gelebt hat, ſo hat er ſchon durch die Zeit, worein ſeine Jugendbildung gefallen, einem Alter angehört, von deſſen Art und Sitte bei den in dem letzten halben Jahrhundert Geborenen begreiflicherweiſe kaum eine Ahnung ſein kann. Er fühlte ſeinen deutſchen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Beſitz und altes Geſchlecht, aber er hatte dieſen Ritter auch idealiſiert. Ihm ſollte der Edelmann ſein der Ewigrüſtige, der Immergewappnete, der durch Rat und Tat für König und Vaterland Wirkſame; ihm ſollte der Landherr ſein der tapfere einfache Landmann, der erſte Bauer, ein Beiſpiel von Arbeit, Ordnung, Sparſamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf und mit allen ſeinen Kräften

der Gemeine, dem Kreiſe und der Landſchaft angehörend. Und ſo war, lebte und wirkte der Mann auch ſtreng in ſeinen Grundſätzen, einfach in ſeinen Sitten, enthaltſam und mäßig in ſeinen Genüſſen, ſparſam in ſeiner Haushaltung, im Kleinen ſchonend, gewinnend, erhaltend, damit er im Großen und für große Zwecke ſtets viel zu verwenden hätte. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zweckloſigkeit ſein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verdienſte der Ahnen bloß des nichtigen Genuſſes pflegte, verachtete niemand mehr als er; den tätigen, brauchbaren, geſchickten, ausgezeichneten Menſchen jedes Standes ſah der ſtolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als ſeinen gebornen Gleichen an; ja ſo beſcheiden war er, daß er ſich jeden Augenblick unter jeden ſtellte, der ihn in irgendeiner Sache oder irgendeinem Geſchäfte an Einſicht und Geſchicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet und ſelbſt auf die Dinge, welche meiſt nur im Schein zu beſtehen ſcheinen, immer den Glanz einer höheren Anſicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute ſolchen Ritterſtolz! Wenn ſein Leben durch Tatkraft und Handeln bedeutend geweſen iſt, ſo war ſein Wirken durch Geſelligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menſchlichen Kreiſen und Verhältniſſen, freilich auf eine unberechenbare Weiſe, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem Wortgefechte ſein, die alles Friſche und Geiſtreiche mit einem unwiderſtehlichen Zauber fortriſſen, wenn aus der überſprudelnden Feuerfülle ſein blitzender Witz und ſeine übermütige Laune überſtrömten; in ernſter Stimmung aber, wenn von hohen Verhältniſſen und Angelegenheiten der Menſchheit, wenn von Gegenſtänden der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und von ſeinem Heile geredet ward — mit welcher Macht ergoß ſich dann dieſes edle und ſtolze Gemüt für alles Schöne und Große begeiſternd für jeden, der irgendeinen Funken dafür in ſich trug! Bei dieſen, bei ſo ernſten Unterhaltungen, erſchien der ganze tiefe und wehmütige Ernſt ſeines Weſens, das Hochtragiſche, das ſelbſt in dem würdigſten Handeln und Wirken immer keine Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Daß der Feurige und Starke doch auch ein ſehr Milder und Weicher war, daß er, wie unten ein Mann des Mutes, ſo oben ein Mann des Glaubens war, daß in allem Irdiſchen und Menſchlichen ihm tragiſch immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorſchwebte. Daher war er in ſeinem innerſten Weſen von Herzen demütig und beſcheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menſchen, daß der Menſch nichts könne ohne Gott, daß Gott die Welt regiere, daß auch der Weiſeſte und Größte wenig könne und ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling und jeder, der ruhmredig und ruhmtätig das Seine ſuchte und ſich auf Künſte der Liſt etwas einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unſichtbare göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Chriſt an ſeinen Erlöſer und baute alle ſeine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheißenen unvergäng-

lichen Güter. Er war ein gläubiger und feſter Chriſt; darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein ſtreng ſittlicher Hausherr und Hausvater, ein raſtlos tätiger und arbeitſamer Bürger — und durch dieſen ſeligen Glauben und durch die hochſtrebende und überweltliche Richtung ſeines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick ſeines inhaltvollen Lebens verlaſſen hat, ſind Eigenſchaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz und in übermenſchliche Härte hätten ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu feſter Männlichkeit und würdiger Tapferkeit beſänftigt und gemildert worden. Ewig daure das Gedächtnis des deutſchen Biedermanns! Friſch ſtehe ſeine Tugend in dieſer gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wiſſen, wie wir handeln und leiden ſollen, wann das Vaterland uns aufruft.

Der Freiherr Karl vom Stein war mittlerer Größe, dem Kurzen (ein rechter Kurzbold) und Gedrungenen näher als dem Hohen und Schlanken, der Leib ſtark, mit breiten deutſchen Schultern, Beine und Schenkel wohlgerundet, die Füße mit ſcharfem Riſt, alles zugleich ſtark und fein wie von altem Geſchlecht, deſſen er war; ſeine Stellung wie ſein Schritt feſt und gleich. Auf dieſem Leibe ruhte ein ſtattliches Haupt, eine breite, ſehr zurückgeſchlagene Eſelsſtirn, wie die Künſtler ſagen, daß der große Mann ſie häufig haben ſolle: ſeine Naſe eine mächtige Adlernaſe, unter ihr ein fein geſchloſſener Mund und ein Kinn, das wirklich ein wenig zu lang und zu ſpitz war.

Hierbei ſei ein für allemal geſagt, und zwar gegen alle, die immer mit der feinſten weißen Haut und den ſilberklarſten blauen Augen als dem Urſtempel des edelſter Menſchen und dem echteſten Geniezeichen herankommen, daß die beiden größten Deutſchen des neunzehnten Jahrhunderts, Goethe und Stein, aus braunen Augen die Welt anſchauten, mit dem Unterſchiede, daß das Goetheſche Auge breit und offen, meiſt in mildem Glanz um ſich und auf die Menſchen herabſchaute, das Steinſche, kleiner und ſchärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch ſehr blitzte. In der Regel ſprach dieſes Auge Freundlichkeit und Treue; aber wenn der Mann in ſehr ernſter, oder gar wenn er in zorniger Stimmung war, konnte es auch fürchterlich blitzen. Das war das Beſondere bei dem edlen Ritter, daß ſich auch bei der heftigſten Seelenbewegung auf ſeinem Geſichte gleichſam zwei verſchiedene Menſchen abſpiegelten. Seine Stirn, meiſtens auch ſein Blick wurden von dem Nebelgewölk des Verdruſſes oder vollends von den düſteren Donnerwolken des Zorns ſelten überzogen; dort leuchtete faſt immer der klare heitere Olymp eines herrſchenden, bewußten Geiſtes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die empörten Triebe, die wohl an einen Löwengrimm mahnen konnten. Faſt immer trat er die Menſchen, auch die gewöhnlichen, die nur Gewöhnliches zu bringen und vorzutragen hatten, mit ſehr freundlichem Ernſt an; aber ſeine Gebärde erfüllte doch die meiſten mit Blödig-

keit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Menſch des Sturmwindes, der reine fegen und niederſtürzen ſollte; aber Gott der Herr hatte in den treuen, tapfern, frommen Mann auch lieblichen Sonnenſchein und fruchtbaren Regen für die Welt und für ſein Volk gelegt.

Ich erinnere mich, was Savigny* in Reichenbach, wo er ihn zuerſt geſehen hatte, kurz von ihm ſagte: „Welch ein prächtiges, herrliches Sultansbild habe ich in Stein geſehen!“ Ja, es war ein imperatoriſcher, ein königlicher Mann, meinethalben ein Sultansbild — alle Sultane ſind doch nicht Menſchenwürger geweſen. Er erſchien mir auch oft ſo, daß er ſchwer werde dienen können, und alſo herrſchen und immer in erſter Stelle ſtehen müſſe. Seiner Sturmwindsnatur, und daß es in ihm oft zu wild ſtürmen und brauſen wollte, daß er in ſeinem Ungeſtüm zuweilen dem Jähzorn preisgegeben ſei, und daß es dann mit ihm durchgehen könne, dieſes Mangels war er ſich wohl bewußt und klagte ſich dann zuweilen wohl über alle Gebühr an, wie es denn ſeine Art war, als ein wahrhaft demütiger und rechtſchaffener Mann ſeine Fehler nicht nur anzuerkennen, ſondern auch wieder gutzumachen, wo er glaubte, gute Menſchen durch zu große Geſchwindigkeit und Heftigkeit verletzt zu haben. Das habe ich an mir ſelbſt und vielen anderen genug erfahren. Wie oft hat der fromme, tapfere Mann, von längſt vergangenen Jahren, beſonders von ſeinen Jugendjahren ſprechend, im Bewußtſein dieſer ſeiner natürlichen Leidenſchaftlichkeit und anderer angeborenen Feuertriebe, wie ſolche in gewaltigen Herzen ſtrudeln und ſprudeln, geſagt: „Glauben Sie mir, der Menſch ſoll mit ſeiner Natur nimmer prahlen; wir ſind, wie Dr. Luther ſagt, alle arme Sünder; aus mir hätte ein Böſewicht werden können, hätte eine fromme Mutter und eine noch frommere ältere Schweſter meinen Knaben- und Jünglingsjahren nicht Zügel angelegt.“ — Und ſein Geiſt? Wer kann das Wunder Geiſt, in einem jeglichen Menſchen immer eine andere neue Erſcheinung, beſchreiben?

Er hatte in ſeiner Jugend zu Hauſe und auf der Göttinger Hochſchule gute Studien gemacht, auch ſeines Volkes und Vaterlandes Geſchichte und der Völker Geſchichten durch Leſen und Reiſen gelernt und ſpäter, da er als Beamter in Preußen dienen wollte und ſollte, mit großem Fleiß und edler Sorge ſtracks zu erobern und zu erkunden geſucht, was Amt und Pflicht von ihm forderten; aber doch mochten manche, die ſonſt tief unter ihm ſtanden, ihn an Kenntniſſen und an erworbener Geſchicklichkeit übertreffen, ſelbſt ſeinen Zeitgenoſſen und Nebenbuhler Hardenberg nicht ausgenommen; aber es war ein Etwas in dieſem Geiſt, etwas Unbeſchreibliches und nur Andeutbares: Stein war in jedem Augenblick ganz und voll, was er war, er hatte in jedem Augenblick ſein Gerät und Waffen immer fertig, ganz und voll immer bei ſich: die Revolver, die Um- und Ausroller ſeines Geiſtes, hatten die Kugeln immer zum Abdruck bei der Hand;

* Friedrich Karl v. Savigny (1779–1861), bedeutender Kenner des römiſchen Rechts, Begründer der hiſtoriſchen Rechtsſchule, übte großen Einfluß auf Jakob Grimm.

in hellen, frischen Stunden blitzte nicht bloß Verstand, sondern auch Witz auf Witz aus seinem Munde.

Solcher Natur gemäß war Sprache und Rede: festgeschlossen und kurz floß es ihm von den Lippen; selbst in heftiger Aufregung und im zornigen Mute purzelten und stürzten seine Worte immer unordentlich durcheinander. Gradaus! und Graddurch! war sein Wahlspruch; Mut und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede; diese hätten nimmer krumme, verschlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt Ja und Nein nimmer willkürlich wechseln können. Wenn dieser Mann als Minister ein offenes, freies Parlament vor sich gehabt hätte, gewiß würde er für einen alles niederdonnernden, zerschmetternden Redner gegolten haben mit seinem unbezwinglichen Mute und seiner Tugend und Kraft.

Dieser Mann ward durch die jammervollen Geschicke seines Volkes fünf, sechs Jahre durch die Welt umhergejagt, ein Land der Freiheit und Ehre mit der Seele suchend.

Bismarck

Erich Marcks

Bismarck war der Mensch der Tat. Er brauchte die inneren Gluten, die in ihm brodelten und drohten, zum Schmelzen von Stahl; er sprühte sie achtlos aus über die Welt ringsum und ließ die zerbrechenden Kräfte in Flammen aus sich hervorgehen, das forderte sein Beruf. Er war der Staatsmann, der sich selber betätigen wollte und mußte; er wuchs über sich selber, über seinen Stand hinaus und wurde auf der Höhe seines Lebens zum Inbegriff von Staat und Nation: aber er konnte beides nur schaffen und erhalten durch die Entfesselung und nicht durch die Fesselung seiner persönlichen Stärke. Sie sog lebenslang ihre Kräfte aus dem Boden des Hauses, der Liebe, der einfach zarten Empfindung; sie wurde gesteigert durch die Reizbarkeit, durch die selbstverwundende Leidenschaft; aber wo ist im Grunde ein Widerspruch zwischen diesen Eigenschaften, die sich in ihm drängten und stießen? Alles lebendige Menschenwesen ist aus Gegensätzen gemischt, das größte und schöpferischste aus den größten; ich frage nach dem Genius, dem die Qual und die Kraft dieser Spannungen fehlte, und finde unter den Künstlern — vielleicht — ganz wenige, unter den Herrschern wohl keinen. Wer die Beschreibung von Bismarcks Seelenleben auf diesen Ton der Widersprüche abstimmt, der vergreift den Ton. Dem Deutschen, so scheint mir, sind diese Gegen-

ſätze von zart und rauh, von Güte und Beſchaulichkeit und von ſtürmiſch zorniger Gewalt, das Nebeneinander von ſchlichter menſchlicher Liebe und von ausbrechender Leidenſchaft etwas ganz Selbſtverſtändliches von Hauſe aus, das uns begreiflich und gar nicht erſtaunlich erſcheint. Wir kennen dieſe feinen und dieſe gefährlichen Mächte in Luther und finden da Blut von unſerem Blute; auch in Friedrich und in Goethe und in Stein haben dieſe Ströme gerauſcht; in dem thüringiſchen Bauernenkel und dem altmärkiſchen Edelmannsſohn ſind ſie am ſelbſtverſtändlichſten und urſprünglichſten, und die Stärke von Bismarcks Weſen ſchließt alle die brauſenden Einzelquellen in majeſtätiſcher Einheit zweifelsfrei zuſammen. Nur die Zerriſſenheit kann dieſes Schauſpiel, wider Willen verkleinernd und ſchwächend, als Zerriſſenheit ſchildern; der Klang ſeiner wirklichen Art iſt Geſundheit, Größe und Naturgewalt.

Der ewige Heimatboden blickt durch alle Wellen dieſes großen Daſeins hindurch; er war ein Deutſcher, ſo, wie wir das deutſcheſte am deutſchen Weſen zuſammenfaſſend und ſteigernd preiſen und in unſeren Großen ſuchen und wiederfinden; ein Niederdeutſcher im beſonderen. Aber wie hat ihn die Liebe und das Verſtändnis ſeiner oberdeutſchen Volksgenoſſen ergriffen! Er war das alte Preußen geweſen und iſt Preuße geblieben: in ſeinen letzten Jahren ſo deutlich wie je. Er war ſeit einem Menſchenalter Deutſcher geworden und blieb und war das erſt recht, ein Bindeglied zwiſchen ſeinem alten Staate und allem neuen Deutſchen, ein Symbol nun auch des neuen Deutſchlands und Deutſchtums, das unter ſeinem Eindrucke erſtand. Staatsgeſinnung und Wirklichkeitsgeiſt hatte er mitgebracht, und das trieb er der Gegenwart und der Zukunft ins Blut. Auch das junge Deutſchland, das ihm in Hamburg nahe war, und das über die Meere hinausdrang in die weiteſte Welt, empfand ſich als Bismarcksgleichen. Das Stärkſte in Bismarck blieb das Stärkſte im neuen Deutſchland: die auf das Handeln gerichtete geſunde Kraft.

Bismarck iſt im Sachſenwalde begraben, und ſeine Ruheſtätte gemahnt ein wenig an die König Heinrichs I., des Sachſen, in Quedlinburg. Sein Rieſenbild ſchaut aus dem Getriebe der nachbarlichen Großſtadt auf die Elbe, auf Hamburgs Hafen hinaus: geſteigert in das Übermenſchliche, zur Erſcheinung des Schirmers und Mahners. Dem Deutſchland zu ſeinen Füßen, dem heutigen Deutſchland, iſt er nicht der einzige Ausdruck der Güter, die es am höchſten hält; neben ihm ſteht, als das Symbol der geiſtigen Sehnſucht und ihrer ſchöpferiſchen Befriedigung, nach der Entwicklung dieſer dreißig Jahre ſeit dem Beginne unſeres letzten inneren Umſchwungs, von neuem heute jener andere, der ihm ſo mannigfach ähnlich war, und mit dem er ſich zu ſeinen Erdentagen doch nicht innerlich fand, Wolfgang Goethe. Neue Zeiten, neue Kräfte, neue Maſſen, neue Triebe des Geiſtes, der Freiheit, der Weltbewegung haben ſich geltend gemacht und ſtreben der Zukunft, der fortſchreitenden Klärung zu. Sie ergänzen Bismarck, und Bismarck ergänzt ſie. Er iſt das Eiſen im Blute dieſer neuen Zeit, der Granit,

auf dem ihre Mauern ſich erheben. Er lebt ſein Leben weiter und wächſt und wandelt ſich im Laufe der Geſchichte, wie alle lebendigen Helden eines Volkes es tun. Er wird allgemach zum Gemeinbeſitze aller, auch derer, die den Lebenden dereinſt bekämpft haben, und die er bekämpfte. Der große Krieg, den er einſt gerungen hat abzuwenden, und der doch um ſein eigenſtes Erbe geführt wird, als Prüfung und, wie wir vertrauen, als Bewährung und als Belebung, er hat Bismarck, ſcheinbar plötzlich, ganz an die Spitze ſeines Deutſchlands gerufen: ſeine Einwirkung ſprang mit einem Male aus allen Tiefen unſeres Daſeins hervor; was er in Nöten umſtritten hatte, das erwies ſich in überraſchender Größe als ſeeliſches Eigentum der ganzen Nation: Staat, Einheit, Reich und Macht. Seine Reden hallen von neuem durch Deutſchland hin, und neben Friedrich dem Großen und Blücher, neben Kaiſer Wilhelm und Moltke zieht er ſegnend und ſtärkend mit auf die Schlachtfelder hinaus. Der Gedanke der Nation hat ſich breit und tief ausgewachſen, über ſeine Tage hinaus, und durchdringt unſer Leben. Seine irdiſche Geſtalt mit ihren unvergeßlich und unerſchöpflich menſchlichen Zügen wird ihre Fragen von neuem ſtellen an jedes neue Geſchlecht, an deſſen hiſtoriſche Erkenntnis und deſſen politiſchen Willen. Seine ewige Geſtalt, das, was er als Name und Begriff, als Idee des Deutſchen, überperſönlich und beinah unperſönlich, dem Deutſchtum bedeutet, das ſchwebt wie ein Feuerzeichen in Dunkel und Nacht vor ſeinem Volke einher, es wird mit ſeinem Volke aufſteigen und müßte mit ihm verſinken. Es iſt unſer Glaube an Deutſchland, daß auch dieſer Bismarck leben und wachſen wird, und daß ſeine beſte und größte Wirkung und Wirklichkeit noch vor ihm liegt.

Otto v. Bismarck als Student,
Korps Hannover-Göttingen

Dreibund

Bismarck

iemand kann die Zukunft Öſterreichs an ſich mit der Sicherheit berechnen, die für dauernde und organiſche Verträge erforderlich iſt. Die bei Geſtaltung derſelben mitwirkenden Faktoren ſind ebenſo mannigfaltig wie die Völkermiſchung, und zu der ätzenden und gelegentlich ſprengenden Wirkung dieſer kommt der unberechenbare Einfluß, den je nach dem Steigen oder Fallen der römiſchen Flut das konfeſſionelle Element auf die leitenden Perſönlichkeiten auszuüben vermag. Nicht bloß der Panſlavismus und Bulgarien oder Bosnien, ſondern auch die ſerbiſche, die rumäniſche, die polniſche, die tſchechiſche Frage, ja ſelbſt noch heute die italieniſche im Trentino, in Trieſt und an der dalmatiſchen Küſte können zu Kriſtalliſationspunkten für nicht bloß öſterreichiſche, ſondern auch europäiſche Kriſen werden, von denen die deutſchen Intereſſen nur inſoweit nachweislich berührt werden, als das Deutſche Reich mit Öſterreich in ein ſolidariſches Haftverhältnis tritt. In Böhmen iſt die Spaltung zwiſchen Deutſchen und Tſchechen ſtellenweis ſchon ſo weit in die Armee eingedrungen, daß die Offiziere beider Nationalitäten in einigen Regimentern nicht miteinander verkehren und getrennt eſſen. Für Deutſchland unmittelbar exiſtiert die Gefahr, in ſchwere und gefährliche Kämpfe verwickelt zu werden, mehr auf ſeiner Weſtſeite infolge der angriffsluſtigen, auf Eroberung gerichteten Neigungen des franzöſiſchen Volks, die von den Monarchen ſeit den Zeiten Kaiſer Karls V. im Intereſſe ihrer Herrſchſucht im Innern ſowohl wie nach außen großgezogen worden ſind.

Der Beiſtand Öſterreichs iſt für uns gegen Rußland leichter zu haben als gegen Frankreich, nachdem die Friktionen dieſer beiden Mächte in dem von ihnen umworbenen Italien in der alten Form nicht mehr exiſtieren. —

In der Beurteilung Öſterreichs iſt es auch heute noch ein Irrtum, die Möglichkeit einer feindſeligen Politik auszuſchließen, wie ſie von Thugut, Schwarzenberg, Buol, Bach und Beuſt getrieben worden iſt. Kann ſich nicht die Politik für Pflicht gehaltner Undankbarkeit, deren Schwarzenberg ſich Rußland gegenüber rühmte, in andrer Richtung wiederholen, die Politik, die uns von 1792 bis 1795, während wir mit Öſterreich im Felde ſtanden, Verlegenheit bereitete und uns im Stiche ließ, um uns gegenüber in den polniſchen Händeln ſtark genug zu bleiben, die bis dicht an den Erfolg beſtrebt war, uns einen ruſſiſchen Krieg auf den Hals zu ziehn, während wir als nominelle Verbündete für das Deutſche Reich gegen Frankreich fochten, die ſich auf dem Wiener Kongreß bis nahe zum Kriege gegen Rußland und Preußen geltend machte? Die Anwandlungen, ähnliche Wege

einzuſchlagen, werden für jetzt durch die perſönliche Ehrlichkeit und Treue des Kaiſers Franz Joſeph niedergehalten, und dieſer Monarch iſt nicht mehr ſo jung und ohne Erfahrung wie zu der Zeit, da er ſich von der perſönlichen Ranküne des Grafen Buol gegen den Kaiſer Nikolaus zum politiſchen Druck auf Rußland beſtimmen ließ, wenige Jahre nach Vilagos (13. Auguſt 1849), aber ſeine Garantie iſt eine rein perſönliche, fällt mit dem Perſonenwechſel hinweg, und die Elemente, die die Träger einer rivaliſierenden Politik zu verſchiedenen Epochen geweſen ſind, können zu neuem Einfluſſe gelangen. Die Liebe der galiziſchen Polen, des ultramontanen Klerus für das Deutſche Reich iſt vorübergehender und opportuniſtiſcher Natur, ebenſo das Übergewicht der Einſicht in die Nützlichkeit der deutſchen Anlehnung über das Gefühl der Geringſchätzung, mit dem der vollblütige Madjar auf den Schwaben herabſieht. In Ungarn, in Polen ſind franzöſiſche Sympathien auch heute lebendig, und im Klerus der habsburgiſchen Geſamtmonarchie würde eine katholiſch-monarchiſche Reſtauration in Frankreich die Beziehungen wiederbeleben können, die 1863 und zwiſchen 1866 und 1870 in gemeinſamer Diplomatie und in mehr oder weniger reifen Vertragsbildungen ihren Ausdruck fanden. Die Bürgſchaft, die dieſen Möglichkeiten gegenüber in der Perſon des heutigen Kaiſers von Öſterreich und Königs von Ungarn liegt, ſteht, wie geſagt, auf zwei Augen; eine vorausſehende Politik ſoll aber alle Eventualitäten im Auge behalten, die im Reiche der Möglichkeit liegen. —

Wir müſſen und können der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie das Bündnis ehrlich halten; es entſpricht unſern Intereſſen, den hiſtoriſchen Traditionen Deutſchlands und der öffentlichen Meinung unſres Volks. Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der Wiener Politik ſich zu geſtalten haben wird, ſind jedoch komplizierter als bei uns, wegen der Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Beſtrebungen, der klerikalen Einflüſſe und der in den Breiten des Balkans und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Verſuchungen. Wir dürfen Öſterreich nicht verlaſſen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von der Wiener Politik freiwillig oder unfreiwillig verlaſſen werden, nicht aus den Augen verlieren.

Die Möglichkeiten, die uns in ſolchen Fällen offen bleiben, muß die Leitung der deutſchen Politik, wenn ſie ihre Pflicht tun will, ſich klarmachen und gegenwärtig halten, bevor ſie eintreten, und ſie dürfen nicht von Vorliebe oder Verſtimmung abhängen, ſondern nur von objektiver Erwägung der nationalen Intereſſer — Ich habe mich ſtets bemüht, nicht nur die Sicherſtellung gegen ruſſiſche Angriffe, ſondern auch die Beruhigung der ruſſiſchen Stimmung und den Glauben an den inoffenſiven Charakter unſrer Politik zu pflegen. Es iſt mir auch bis zu meinem Ausſcheiden aus dem Amte vermöge des perſönlichen Vertrauens, das Kaiſer Alexander III. mir ſchenkte, ſtets gelungen, dem Mißtrauen die Spitze abzubrechen, das wiederholt durch fremde und einheimiſche Entſtellungen und gelegentlich durch diesſeitige militäriſche Unterſtrömungen in ihm er-

regt wurde. Er hat mir, als ich ihn auf der Danziger Reede (9. September 1881) zum ersten Male als Kaiser sah, und bei allen spätern Begegnungen auch trotz der über den Berliner Kongreß verbreiteten Lügen und trotz der Kenntnis des österreichischen Vertrags ein Wohlwollen bewiesen, das in Skierniewice (15.—17. Sept. 1884) und in Berlin (18. Nov. 1887) zum authentischen Ausdruck kam und darauf beruhte, daß er mir glaubte. Selbst die durch ihre unverschämte Dreistigkeit eindrucksvolle Intrige mit gefälschten Briefen, die ihm in Kopenhagen zugesteckt worden waren, wurde durch meine einfache Versicherung sofort unschädlich gemacht. Ebenso gelang es mir bei der Begegnung im Oktober (11.—23. Okt.) 1889, die Zweifel, die er wieder aus Kopenhagen mitgebracht hatte, zu zerstreuen bis auf den einen, ob ich Minister bleiben würde. Er war wohl besser unterrichtet als ich, als er die Frage an mich richtete, ob ich meiner Stellung bei dem jungen Kaiser ganz sicher sei. Ich anwortete, was ich damals dachte, daß ich von dem Vertrauen Kaiser Wilhelms II. zu mir überzeugt sei und nicht glaubte, daß ich jemals gegen meinen Willen würde entlassen werden, weil Seine Majestät bei meiner langjährigen Erfahrung im Dienste und bei dem Vertrauen, das ich mir in Deutschland sowohl wie bei den auswärtigen Höfen erworben hätte, in meiner Person einen schwer zu ersetzenden Diener besäße.

Der Kaiser gab seiner großen Genugtuung über meine Zuversicht Ausdruck, wenn er sie auch nicht unbedingt zu teilen schien.

Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die **clausula rebus sic stantibus** wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden, und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert, und es wäre unweise, ihn als sichre Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zustande gebracht wurde. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft ebensowenig, wie viele frühere Tripel- und Quadrupelallianzen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die Heilige Allianz und der Deutsche Bund. Er dispensiert nicht von dem **toujours en vedette!**

Ich habe von Anfang meiner Karriere an nur den einen Leitstern gehabt: durch welche Mittel und auf welchem Wege kann ich Deutschland zu einer Eini-

gung bringen und, soweit dies erreicht ist, wie kann ich diese Einigung befestigen, fördern und so gestalten, daß sie aus freiem Willen aller Mitwirkenden dauernd erhalten wird.

Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht in unserem alten nationalen Mythus, daß sich, sooft es den Deutschen gut geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder anbricht, daß dann auch stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen respektive niederzustimmen.

Der Deutsche in der Weltpolitik

Friedrich Ratzel

Aus der deutschen Auswanderung, worunter wir die körperliche Wanderung von Land zu Land und die geistige Umfassung der Welt verstehen, aus der Erstarkung des deutschen Handels, der wieder in die vorderste Reihe getreten ist, und der Handelsflotte mußte der deutschen Staatskunst ein weltpolitischer Zug zuwachsen. Es mußte so kommen, daß endlich auch die Deutschen, als zeitlich drittes in der Reihe germanischer Völker Europas, dieselbe Bahn beschritten, die seit dreihundert Jahren Holländer und Engländer eröffnet hatten: die Bahn der kühnen Seefahrt über die ganze Erde hin, die Bahn der nachhaltigen Kolonisation begründet auf eine zahlreiche Auswanderung, die familienweise geschieht. Die geographische Lage des Landes und die Begabung des Volkes drängten darauf hin, die Romanen hatten schon gezeigt, was sie können, die Russen hatten sich nach Osten gewandt. Die Deutschen (und Italiener) hatten sich noch zu erproben. In solchen Dingen leitet nicht die verstandesmäßige Überlegung und Berechnung, sondern eine Art nationalen Instinkts für das geschichtlich Gebotene, Notwendige.

Auch hier wie in dem Fortschreiten der Deutschen zur politischen Einheit und Machtstellung wiederholte es sich, daß geistig langsam vorbereitet wurde, was stofflich sich verwirklichen mußte. Deutschland stand auch an geistiger Umfassung der ganzen Erde seit zwei Menschenaltern allen andern Völkern Europas in einigen Beziehungen voran, in andern wurde es nur von Großbritannien übertroffen. Aus Deutschland ging die wissenschaftliche Erdkunde hervor, in Deutsch-

land hat man für Literatur und Kunſt aller Völker den Sinn offen behalten, Deutſchland zeichnet ſeit langem die beſten Karten und lieſt die meiſten Reiſebeſchreibungen. Bis eine deutſche Reiſebeſchreibung ins Engliſche übertragen wird, werden zehn engliſche ins Deutſche übertragen und außerdem noch engliſche in Deutſchland gedruckt. Schon vor hundert Jahren hatte Deutſchland die beſte geographiſche Zeitſchrift. Die Kenntnis moderner Sprachen iſt nirgends ſo verbreitet. Die praktiſchen Konſequenzen dieſes Weltbürgertums der Bildung haben ſich zuerſt auf dem wirtſchaftlichen Boden entwickelt und mußten dann notwendig auch in den politiſchen Fragen einen weiteren Blick zur Geltung bringen.

Nennen wir den politiſchen Charakter eines Volkes die Anlagen, die dem Leben des Staates ſeine beſondern Richtungen geben, ſo müſſen wir bei den Deutſchen den Sinn für die Selbſtändigkeit der Einzelnen, Familien und Gemeinden vor allem betonen. Er tritt im Wohnen und Arbeiten, im geiſtigen und wirtſchaftlichen Schaffen ebenſo hervor wie in der Verfaſſung der Gemeinden und Staatsweſen. Er fiel den Römern auf, als ſie der Germanen zuerſt anſichtig wurden, und wir erſtaunen über die Lebenskraft, mit der er ſich in einer von ausgleichenden und großräumigen Strömungen beherrſchten Zeit behauptet. Er nennt ſich Freiheit. Dieſe deutſche Freiheit iſt etwas ganz anderes als die franzöſiſche, ſie iſt auch nicht genau ſo wie die engliſche, mit der ſie nächſtverwandt iſt. Von Gleichheit will ſie gar nichts wiſſen, und dem Staat geſteht ſie nur das Notdürftigſte zu. Wenn dieſer Selbſtändigkeitsſinn in Deutſchland, in den Niederlanden und in der Schweiz die politiſche Zerſplitterung mit hervorrufen half, hat er ſich bekanntlich immer gern auf die alte deutſche Freiheit berufen. Derſelbe Sinn trägt auch die Schuld an der religiöſen Zerklüftung der Deutſchen, die ſich wiederum an der politiſchen genährt hat. Die politiſche Schädlichkeit des übertriebenen Selbſtändigkeitsgefühls zeigt ſich auch in den Kolonien, die überall durch die Vorliebe der Deutſchen für den Ackerbau, durch Fleiß, Ordnung und Sauberkeit ausgezeichnet ſind, aber durch den Mangel an freierm politiſchen Blick gehemmt werden. Die Deutſchen in Siebenbürgen, an der Wolga und im Kaukaſus, in Südafrika, Nordamerika und Südbraſilien haben wirtſchaftlich blühende Bauernſchaften, zum Teil auch ein kräftiges Bürgertum entwickelt, aber ſie ſind entweder nicht politiſch ſelbſtändig geworden oder haben ihre ſtaatliche Selbſtändigkeit wieder eingebüßt. Auch die Ausbreitung der Deutſchen über ihr geſchloſſenes Gebiet hinaus hat unter der angeſtammten Neigung zum Stammes-, Gemeinden-, Familien- und Sektenpartikularismus gelitten.

Der viel beklagte Mangel an Nationalſinn hat ebenfalls darin ſeine Wurzel. Allerdings verſtärkt ihn die geographiſche Lage mit ihren vielfältigen Völkerberührungen, die einem inſular geſchloſſenen Nationalbewußtſein immer entgegenwirken werden. Aber auch der echt germaniſche Sinn für alles Gegenſtändliche, trete er nun als Natur- und Wanderſinn, als Forſchungsluſt oder als Teil-

nahme an fremder Sprache und fremdem Volkstum auf, hat bei den Deutſchen ſehr häufig eine antinationale Richtung angenommen, und die Deutſchen werden vielleicht immer mit der Tatſache rechnen müſſen, daß ſie in fremdem Volkstum ihre nationale Eigenart ſchneller aufgeben als andere Völker. Das deutſche Volk iſt noch nicht lange genug geeinigt, um eine ſo ſichere, abgeſchloſſene Vorſtellung von ſeinem Lande zu haben wie der Engländer von ſeiner „meerumſchlungenen Inſel", der Franzoſe von ſeinem „ſchönen Frankreich". Der einzelne Deutſche hat zunächſt nur ein Verhältnis zu ſeinem Land oder Ländchen; das braucht aber beim Altbayern nicht bis nach Franken und beim Preußen nicht über die Elbe weſtwärts zu reichen und braucht ſelbſt beim Hamburger noch nicht mehr als die 400 Quadratkilometer hamburgiſches Gebiet zu umfaſſen. Der Lokalpatriotismus in allen Abſtufungen und Farben wird dem größten Patriotismus für das ganze Reich noch lange abträglich ſein.

Daher wäre es auch aus politiſchen Gründen ſo wünſchenswert, daß der Deutſche mit Liebe das ganze Deutſchland umfaſſe. Gerade weil es nicht zu den Ländern gehört, die eine einzige hervorſtechende Eigenſchaft für ſich haben, ſei es die Raumgröße oder die Gunſt der Lage oder ein herrliches Klima, will Deutſchland gut gekannt ſein. Seine Macht hängt mehr als bei Rußland, England oder Frankreich von dem Gebrauch ab, den ſein Volk von dem macht, was die Natur ihm verliehen hat. Wir müſſen wiſſen: unſer Land iſt nicht das größte, nicht das fruchtbarſte, nicht das ſonnig heiterſte Europas. Aber es iſt groß genug für ein Volk, das entſchloſſen iſt, nichts davon zu verlieren; es iſt reich genug, ausdauernde Arbeit zu lohnen; es iſt ſchön genug, Liebe und treuſte Anhänglichkeit zu verdienen; es iſt mit einem Worte ein Land, worin ein tüchtiges Volk große und glückliche Geſchicke vollenden kann; vorausgeſetzt, daß es ſich und ſein Land zuſammenhält.

Der deutſche Sinn für Familie und Haus iſt einer der wichtigſten Grundzüge des Nationalcharakters; er ſpricht ſich im Hausbau, in der Wohnweiſe und in der Lage der Siedlungen äußerlich aus. Viel tiefer aber reicht ſein ſtärkender Einfluß auf die Koloniſationsfähigkeit, und noch wichtiger wurde er als eine Lebenskraft, die die Erneuerung der Nation aus dem tiefſten Innern heraus nach ſchweren Schlägen immer wieder in faſt wunderbarer Weiſe gelingen ließ. Seine Kehrſeite iſt das Pfahlbürgertum und Philiſtertum, die beſonders in jenen traurigen Zeiten allgemeiner Schwächung und Verarmung mächtig geworden ſind, in denen ſich die Nation von allen öffentlichen Aufgaben zurückgezogen hatte, um langſam Behagen und Wohlſtand wieder aufzubauen und zuſammenzuſparen. Daher die merkwürdige Erſcheinung, daß ſich der Deutſche in kleinen Gemeindeweſen als ein Bürger voll Gemeinſinn erweiſt und ſich zugleich den Aufgaben eines größeren Staates verſchließt, daß die Enkel der Gründer blühender Bürger- und Bauernſtaaten alle ſtaatlichen Leiſtungen den „Staatsdienern" überlaſſen. Wie Neſſeln im Schutt ſind in dieſer Zeit Neid und Mißgunſt, Klein-

Albrecht Dürer / Chriſtus am Kreuz

Albrecht Dürer / Der heilige Euſtachius

lichkeit und Geiz gegenüber öffentlichen Forderungen emporgewuchert. In dieſes Kapitel gehört auch die Abneigung der deutſchen Frau, ihre Aufgabe anderswo als im Hauſe und am eignen Herd zu ſuchen. Es iſt aber nicht zu verkennen, daß in dieſer Tugend des Nachinnengewandtſeins der großen Hälfte der Nation auch eine politiſche Schwäche liegt, die man erſt recht erkennt, wenn man die Mitarbeit der angelſächſiſchen und ſlawiſchen Frau bei nationalen Aufgaben betrachtet.

Der Haus- und Heimatſinn iſt ein germaniſches Erbgut. Er wurzelt in der dem Ausſichherausgehen abgeneigten Anlage. Doch iſt er nirgends ſo ſtark entwickelt wie beim Deutſchen, bei dem noch die Liebe zur Scholle hinzukommt, die von großer geſchichtlicher Bedeutung durch die ausgeſprochene Neigung zum Ackerbau geworden iſt. Der Deutſche iſt in dem ihm zuſagenden Klima der beſte Ackerbaukoloniſt. Nirgends erkennt man das beſſer als in den jüngſten Gebieten der Vereinigten Staaten und Kanadas, wo er im Wettbewerb mit Engländern, Schotten, Iren und Franzoſen am feſteſten an der Scholle hält, den größten Erfolg in der Landwirtſchaft erzielt und die geringſte Neigung zeigt, am Zuge zur Stadt teilzunehmen. Wie ſehr dieſe Eigenſchaften die vorhin erwähnte Einſeitigkeit der deutſchen Bauernkoloniſation verſtärken, iſt überall ſichtbar, wo Deutſche in größerer Zahl koloniſiert haben. Der abgeſchloſſene Bauer rhein-fränkiſchen Stammes in Pennſylvanien macht heute den Eindruck des Verſteinertſeins, gerade wie der ſüdafrikaniſche Bur.

Der emſige Fleiß bei häuslicher Arbeit, das Wohlbehagen in ſchützenden Genoſſenſchaften und Zünften, die eng damit verknüpfte Pflege der Poeſie der Arbeit hängen mit dieſem Zuge zuſammen; aber auch die Genügſamkeit, die ſich eher zu Hungerlöhnen herabdrücken ließ, als daß ſie die Heimat verlaſſen hätte, und das verhängnisvoll ſpäte Einſetzen einer ſtarken, koloniſationskräftigen Auswanderung, die trotz des hinaustreibenden Elends des Dreißigjährigen Krieges erſt lange hinter der ſpaniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und holländiſchen Auswanderung kam und in den von frühern Koloniſten leergelaſſenen Lücken geduldete Plätze ſuchen mußte.

Solange die Deutſchen bekannt ſind, werden ſie als ein kriegeriſches Volk betrachtet, d. h. ſie ſind den andern Völkern durch Mut, Ausdauer und die Fähigkeit überlegen, ſich im Kriege ebenſo entſchieden unterzuordnen, wie ſie ſich im Frieden ſelbſtändig behaupten möchten. Die Römer haben dieſe Eigenſchaften zuerſt an ihnen erfahren. Aber auch die Militärmächte der mittlern Zeit und zum größten Teil auch der neuern ſind deutſchen Urſprungs. Wenn dieſe Gaben ausſchließlich zum Beſten Deutſchlands verwertet worden wären, würde Deutſchland die größte Macht des Kontinents geweſen ſein; ſtatt deſſen haben ſich die Nachbarn der kriegeriſchen Fähigkeiten der Deutſchen zu bedienen gewußt und dieſe ſich ſelbſt in endloſen Bürgerkriegen zerfleiſcht. Roheit und Zerſtörungsluſt, die Begleiter des Krieges, haben manche Schatten auf die glänzenden Leiſtungen der altgermaniſchen Krieger und Landsknechte geworfen; aber zweckloſe Grauſam-

keit liegt dem Deutſchen fern. Das zeigt auch ſein Verhältnis zur Tierwelt. In den letzten Jahrhunderten hat gerade in den deutſchen Heeren die Mannszucht die höchſte Ausbildung erreicht.

Von den Charakterverſchiedenheiten der deutſchen Stämme möchten wir nur die betonen, die ſich offenkundig im Laufe der Geſchichte der Deutſchen herausgebildet haben. Konnten doch die Charaktereigenſchaften noch weniger als die körperlichen in dieſer Lage und bei einer ſo bewegten Geſchichte unverändert bleiben. Im allgemeinen ſind wohl die, die ſich in der Geſchichte als die eigentlich germaniſchen erwieſen haben, auch heute noch in Deutſchland dort am reinſten zu finden, wo ſich auch die körperlichen Merkmale der germaniſchen Raſſe erhalten haben. Die Selbſtändigkeit des Einzelnen und der Gemeinden ſind im Nordweſten und im Süden am deutlichſten ausgeprägt. Die Niederſachſen, Altbayern, Schwaben und Alemannen ſind die an „Perſönlichkeiten“ reichſten Stämme der Deutſchen. Daß ſich größere Staatenbünde von republikaniſcher Form nur in den Niederlanden und in der Schweiz erhalten konnten, iſt nicht bloß in der Anlehnung an die freie Natur des Meeres und des Hochgebirges, ſondern auch in der germaniſchen Freiheitsliebe der Niederfranken und Alemannen begründet. Das erkennt man am beſten durch den Vergleich mit der Entwicklung der benachbarten walloniſchen und franzöſiſchen Gebiete. Es iſt dagegen kein Zufall, daß ſich die am feſteſten monarchiſch zuſammengefaßten Gebiete dort ausgebildet haben, wo ſich die Deutſchen am meiſten mit Slawen gemiſcht haben, in Preußen und Öſterreich. Wie die ſlawiſch gemiſchten Oſtdeutſchen ſchon äußerlich durch eine viel größere Gleichmäßigkeit des Körper- und Geſichtsbaues ausgezeichnet ſind, zeigt ſich auch in dieſem Gebiet eine weniger ſtarke Ausbildung des Selbſtändigkeitsgefühls. Es mag in den unterworfenen Slawenſtämmen zum Teil erſtickt worden ſein, aber es iſt in der ſlawiſchen Geſchichte überhaupt nicht ſo lebendig wie in der deutſchen, am wenigſten dort, wo die mongoliſche Raſſenmiſchung ſo tief eingegriffen hat wie bei den Nordſlawen. Jedenfalls hat aber die ſlawiſche Miſchung auf die Deutſchen nicht überall gleich gewirkt. Abgeſehen davon, daß einzelne ſlawiſche Gebiete vor der Germaniſation ſo entvölkert waren, daß ſich die Deutſchen faſt rein darin erhalten haben, wie in Mecklenburg und im öſtlichen Holſtein, ſind auch die Slawen unter ſich weit verſchieden. Und ſo haben die leichtbeweglichen Polen, deren Charakter uns an die alten Keltenſitze in den Karpathen erinnert, weichere, beweglichere Miſchvölker erzeugt als die härteren, zäheren Tſchechen.

Auch der dunkle Alemanne und Schwabe Südweſtdeutſchlands iſt eine weichere Natur als ſein fränkiſcher Nachbar, und der niederfränkiſche Holländer iſt beweglicher als ſein niederſächſiſcher Nachbar in Weſtfalen. Dort kann man an keltiſche und romaniſche Miſchung denken, während im nordweſtdeutſchen Charakter unverkennbar eine Annäherung an den nordgermaniſchen ſtattfindet, ſo daß ein unbefangener Beobachter, der von Baſel rheinabwärts nach England

reiſt, ſtufenweiſe eine Annäherung an Angelſächſiſches und Nordiſches in einer Menge von Lebensformen und Lebensäußerungen beobachtet. In der politiſchen Entwicklung hat aber von der Schweiz bis England und Preußen die germaniſche Härte und Ausdauer die keltiſche und ſlawiſche Weichheit und Beweglichkeit unterworfen; freilich nicht, ohne daß dieſe Völkereigenſchaften auch auf die Unterwerfer und Herren zurückwirkten. Daher ſind die keltiſch, romaniſch und ſlawiſch gemiſchten Deutſchen bajuvariſchen Stammes in Öſterreich die weichſte Abart der deutſchen Natur; in ihnen iſt von dieſer durchgreifenden Organiſations- und Herrſcherkraft am wenigſten geblieben.

Der Weltkrieg

Wilhelm Schäfer

Deutſchland erklärte Rußland den Krieg, und die Welt verfluchte den Friedensſtörer; Deutſchland marſchierte in Belgien ein, und die Welt ſchrie nach Rache; Deutſchland ſtand auf, wie ein Volk um ſein Daſein aufſteht, und die Welt war bereit, ſein Daſein zu löſchen.

So war es ſchon einmal, als Friedrich in Sachſen einbrach, als Öſterreich, Rußland und Frankreich, ſamt ſeinen Trabanten im Rheinbund, mit ihrer Unſchuld daſtander und engelrein kamen, den Böſewicht zu beſtrafen.

Frankreich hatte nicht Jahr für Jahr um ſeine Revanche gefiebert; Rußland hatte nicht Bahnen gebaut und zum Krieg gerüſtet mit dem Geld der Franzoſen; England hatte nur friedliche Freundſchaft geſät in Frankreich und Rußland.

Nie ſah die Welt ſo ehrlich entrüſtete Mienen, als da der Tag kam, den ſie alle gewollt hatten; nie ging ein Volk ſo blind in die Falle, als da die Deutſchen Habsburg zuliebe in das geſchliffene Schwert rannten, nie hatte ein Volk ſeinen Führern ſo töricht getraut und ſo leichtfertig gehen laſſen; nie war eine Schuld ſo ſchief und ein Schickſal ſo aus der Schulter geriſſen.

Der Krieg ſtand vor der Tür, und Wilhelm der Zweite ging auf die Reiſe; ſein Kanzler ſah weisheitsvoll zu, wie das Reich eingeſpannt wurde vor den Habsburger Wagen; die Bundesfürſten und all ihre klugen Miniſter ließen die Dinge geſchehen, als ob der kommende Tag ein Manöver und das heiligſte Ding in der Welt eine mißbrauchte Bundespflicht wäre.

Aber tief in den Gründen des Volkes gerannen die Säfte der Zeit; die alte und neue Zwietracht fühlten die Stunde gekommen für ihre Ernte, die dritte ſtand todesbereit.

Aller Wohlstand der Städte und all die neue Reichsherrlichkeit war nur der Tanz um das goldene Kalb, all die prahlende Pracht nur die Jagd nach dem Glück und all die fiebernde Hast nur die tiefe Enttäuschung gewesen.

Die goldene Spinne hatte in allen Herzen gesessen, sie hatte den Armen geplagt und den Reichen gehetzt und hatte den Menschen die Seele gefressen: Glück war Genuß, Genuß war Gier, Freiheit war Willkür, Schönheit war Schein und Würde war falsche Währung geworden.

So stieg der Groll aus den Tiefen und sah ein anderes Glück auf die Spitze des Degens gestellt, als das in all den Geschäften, Bureaus und Fabriken, Straßen und Bierhallen der prahlenden Städte zu Haus war.

Aber der Groll war nur Schaum in den Wogen; die Wogen gingen um Macht, wie sie in England, Frankreich und Rußland um Macht gingen; und Macht hieß vom Reichtum der Erde mehr als die andern besitzen.

Die Schuld

Willst du den Frieden, so rüste für den Krieg! stand über den Türen der Staaten, aber das doppelzüngige Wort hatte das Abendland in die Hölle geführt; denn wer den Krieg rüstet, der züchtet ihn groß, und wer ihn züchtet, den will er fressen.

Eisen und Blut hatte Bismarck verkündigt, aber Eisen und Blut heißt die Gewalt; Gewalt heißt mißbrauchte Macht; Widergewalt oder Knechtschaft, anderes kann sie nicht züchten: Widergewalt gaben einander die Staaten im Abendland, Knechtschaft war über den wehrlosen Völkern der Erde.

Sie hießen sich christliche Völker und lebten im Haß; sie sangen Frieden auf Erden und starrten auf Krieg; sie rühmten sich ihrer Kultur und maßen sich mit Kanonen.

Raubtieren gleich saßen sie hinter den Gittern, Raubtieren gleich streiften sie über die fernsten Felder der Erde, ihren Raub unter den wehrlosen Völkern zu finden.

Und all ihr Begehren, ihr Streit und die tödliche Feindschaft ging um den Fraß: Kolonien hießen sie ihren Futterplatz, Kriegsflotten ihre Krallen, und abendländische Kultur die Verderbnis und Sklaverei, die sie in alle Erdteile brachten.

Willst du Gewalt, so rüste den Krieg! willst du den Mißbrauch der Macht, so mache dich mächtig, Gewalt zu gebrauchen! und willst du Frieden, so bist du ein Schaf unter den Wölfen!

Rußland mußte das Meer haben, aber das Meer stand ihm offen für alle seine Schiffe, solange nicht Krieg war; England mußte den Seeweg nach Indien schützen, aber im Frieden konnte ein Hochzeitspaar mit der Schaluppe nach Indien fahren; Deutschland mußte die englische Seeherrschaft brechen, aber die Häfen

der Welt waren der ſchwarzweißroten Flagge geöffnet, bis ſie der Krieg zumachte.

Das Abendland wollte den Krieg, weil ſein Daſein Gewalt war; als es ihn vierzig Jahre lang gezüchtet hatte, konnten die Gitterſtäbe des Friedens das Tier nicht mehr halten.

Der Zuſammenbruch

Sieg oder Untergang! ſtand auf den Fahnen der Feſtung: als dem Sieg im Weſten die Spitze abbrach, als der Keil ſtumpf wurde, fing der Untergang an; denn nun ging der Glaube verloren, daß Waffengewalt jemals den Ring der Feinde zu ſprengen vermöchte.

Vier Jahre lang hatte die Feſtung der Welt ſtandgehalten; aus Lumpen und Leiden hatten die Männer im Weſten den letzten Ausfall gewagt: nun war die Not groß und die Kraft leer.

Was je und überall war, wenn eine Feſtung dem Hunger nicht mehr zu wehren vermochte, das mußte Deutſchland erfahren: die Klage, ſolange gewaltſam verſteckt, fing an auf den Gaſſen zu gehen.

Draußen am Wall ſtanden die Männer und Knaben, müde der Leiden, aber noch trotzig und treu ihrer Pflicht; die drinnen der Pflicht die Parole ausgaben, glaubten nicht mehr; die Sorge fraß den Befehl aus der leeren Hand.

Die Saat der vierzehn Punkte ging auf und war ein Unkraut, in allen verzagten Herzen zu wuchern: der Frieden ſteht längſt vor der Tür, nur die den Krieg führen und die er ernährt, wollen ihn nicht.

Denn dies war aus dem Volk der Deutſchen geworden, das im Aufbruch ein Heer, ein Mut und ein Glaube war: die Zwietracht der Klaſſen hatte die Eintracht gefreſſen, der rote Haß war zwiſchen Führer und Mannſchaft geſtellt.

Die einen befahlen, die andern gehorchten; und die da befahlen, ſtanden nicht auf den Wällen: zwiſchen den Wällen und zwiſchen der Feſtung war der Sumpf der Etappe, da ging die Pflicht vielfach auf ſchmutzigen Wegen.

Feigheit und Faulheit, Genuß- und Gewinnſucht ſuchten ſich in den Sümpfen; indeſſen die Tapferen drinnen und draußen den kargen Weg ihrer Pflicht gingen, rafften die Schurken ſich Reichtum.

Der Wohlſtand der Städte ſank hin, und der Staat ſtieg in ſchwindelnde Schulden; die Teuerung legte die knochigen Hände des Hungers über das tägliche Leben: aber die goldene Spinne hatte ſich nie ſo überſatt vollgefreſſen.

Durchhalten! riefen die Herolde aus auf den Gaſſen; wozu? ſagten die mutlos Verzagten; für wen? die Bedrückten und die aus dem roten Klaſſenhaß tranken.

Als der Krieg in ſein fünftes Jahr ging, wehten die Fahnen nicht mehr und kein Helm trug den Blumenſtrauß; ausgehöhlt war der Glaube, der Mut, die

Treue, die Pflicht; dumpf hinſtarrend ſtand der Mann auf den Wällen, in den Gaſſen ballten Unmut und Haß die Empörung.

Dann half der roten Zwietracht der ſchwarze Verrat: Habsburg hatte die Nibelungen zur Hochzeit gelockt, nun brannte der Saal um die Treue; indeſſen die Mauer im Weſten noch ſtand hielt, waren im Süden die Tore erbrochen.

So kam der Tag, wo die eiſerne Hand die Pflugſchar losließ: der beſiegte Sieger des Krieges ſtreckte die Waffen.

Wiederkunft

Das Land der Mitte zu heißen, iſt Deutſchlands Geſchick: zwiſchen Verſailles und Moskau liegen die Gräber ſeiner gefallenen Söhne, zwiſchen Verſailles und Moskau liegt ſeine kommende Not.

Die rote Zwietracht reißt ſeine Hoffnung nach Oſten, die goldene Spinne im Weſten ſaugt ihm ſein Blut; was es der einen läßt, muß es der andern nehmen: ſo iſt es noch einmal das Schlachtfeld der Welt.

Denn nun kann nicht Frieden auf Erden geſungen ſein, als bis das dritte Reich kam; aber das dritte Reich wird keinem der Völker gehören, die Menſchheit wird ſein Herrſcher und Untertan heißen.

Die Menſchheit will werden, aber ſie kommt nicht mit Lorbeer und Pſalmen: Gewalt muß Gewalten bezwingen, ein Meer von Blut muß den Abgrund erſäufen, daraus ſie geboren ſein will.

Verſöhnung und Friedensſchalmeien müſſen verſtummen, wenn der Abgrund zu kreißen beginnt; denn alles was dumm und gemein, was ſelbſtſüchtig und eitel, was ſchlecht und ſchlau und zwiezüngig iſt, will die Geburt ſtören.

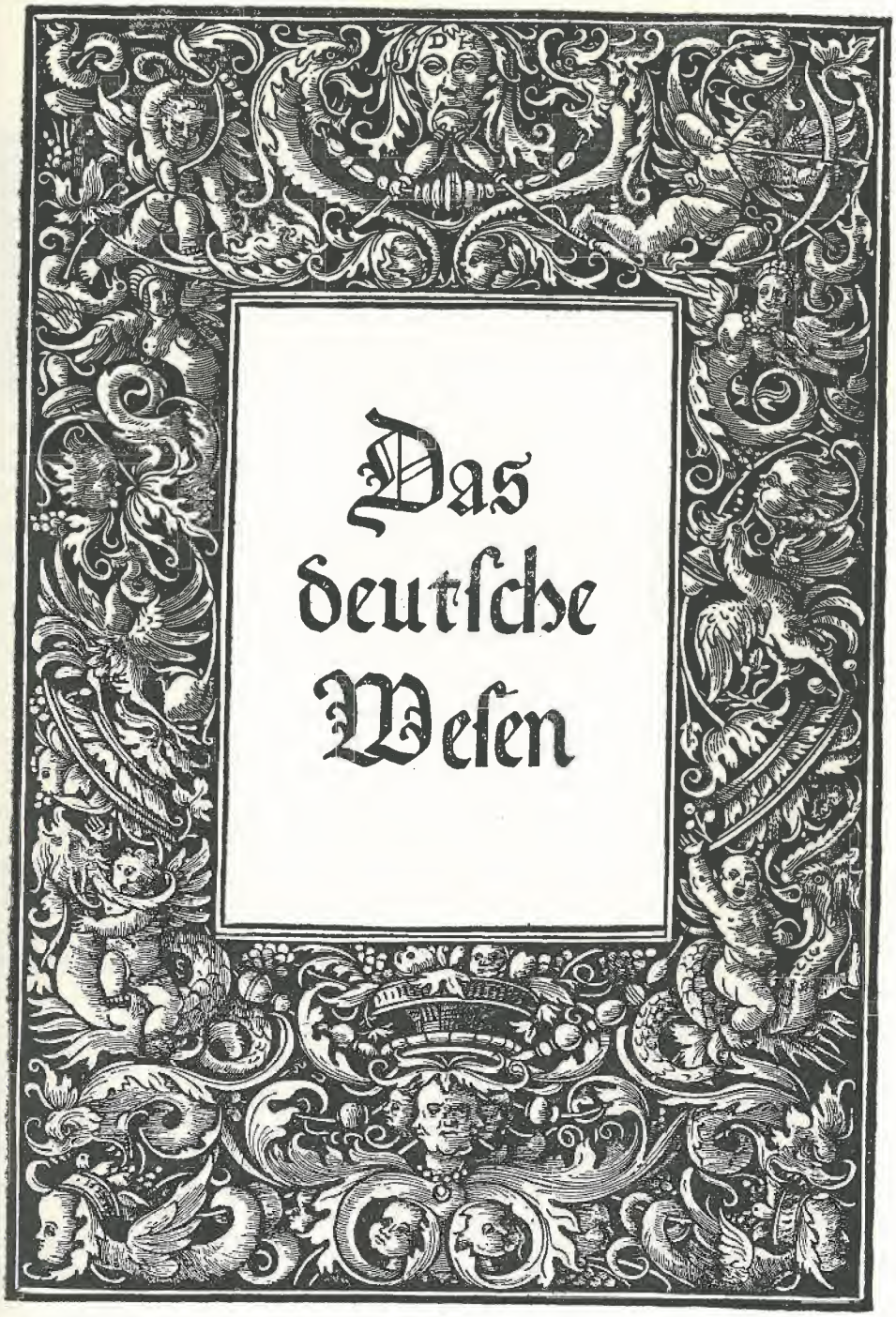
Die rote Zwietracht im Oſten wird einmal die goldene Spinne im Weſten erſchlagen; aber das rote Elend wird nach dem goldenen ſchreien, bis die erſte Eintracht beginnt.

Daß aber das Reich der Eintracht uns widerfahre auf Erden, wird es der Herzen bedürfen, die das Kreuz der Zwietracht tapfer und treu nach Golgatha tragen; der deutſchen Seele wird ſeine bitterſte Botſchaft gehören.

Zu töricht, im Rat von Verſailles zu ſitzen, zu töricht, im Haß von Moskau zu ſein, niemandens Freund und aller Welt Feind, wird ſie in langer Einſamkeit bleiben.

Die Einſamkeit wird ihre ſchwarzen Unholde gebären und ihre Lichtalben; wenn der Morgen der Menſchendämmerung anbricht, wird ſie nicht mehr auf Allerweltsſtraßen gehen.

Alle Kämpfe der Menſchheit werden der deutſchen Seele auferlegt ſein, bis ſie, Beſiegter und Sieger in Einem, der kommenden Eintracht Chriſtophorus wird; bis einmal Wiederkunft iſt, bis endlich den Kindern Gottes auf Erden die grüne Wieſe, das blanke Meer und der blaue Himmel gehören.


Das
deutſche
Weſen

An dem Urbilde der Deutſchheit, welches einige
große vaterländiſche Erfinder aufgeſtellt haben,
läßt ſich nichts tadeln als die falſche Stel-
lung. Dieſe Deutſchheit liegt nicht
hinter uns, ſondern vor uns.
Friedrich Schlegel

Was iſt deutſch?

Richard Wagner

eutſche Völker heißen diejenigen germaniſchen Stämme, welche auf heimiſchem Boden ihre Sprache und Sitte ſich bewahrten. Selbſt aus dem lieblichen Italien verlangt der Deutſche nach ſeiner Heimat zurück. Er verläßt deshalb den römiſchen Kaiſer und hängt deſto inniger und treuer an ſeinem heimiſchen Fürſten. In rauhen Wäldern, im langen Winter, am wärmenden Herdfeuer ſeines hoch in die Lüfte ragenden Burggemaches pflegt er lange Zeit Urvätererinnerungen, bildet ſeine heimiſchen Göttermythen in unerſchöpflich mannigfaltige Sagen um. Er wehrt dem zu ihm dringenden Einfluſſe des Auslandes nicht; er liebt zu wandern und zu ſchauen; voll der fremden Eindrücke drängt es ihn aber, dieſe wiederzugeben; er kehrt deshalb in die Heimat zurück, weil er weiß, daß er nur hier verſtanden wird: hier am heimiſchen Herde erzählt er, was er draußen ſah und erlebte. Romaniſche, wäliſche, franzöſiſche Sagen und Bücher überſetzt er ſich, und während Romanen, Welſche und Franzoſen nichts von ihm wiſſen, ſucht er eifrig ſich Kenntnis von ihnen zu verſchaffen. Er will aber nicht nur das Fremde als ſolches, als rein Fremdes anſtarren, ſondern er will es „deutſch“ verſtehen. Er dichtet das fremde Gedicht deutſch nach, um ſeines Inhaltes innig bewußt zu werden. Er opfert hierbei von dem Fremden das Zufällige, Äußerliche, ihm Unverſtändliche und gleicht dieſen Verluſt dadurch aus, daß er von ſeinem eigenen zufälligen, äußerlichen Weſen ſo viel darein gibt, als nötig iſt, den fremden Gegenſtand klar und unentſtellt zu ſehen. Mit dieſen natürlichen Beſtrebungen nähert er ſich in ſeiner Darſtellung der fremdartigen Abenteuer der Anſchauung der reinmenſchlichen Motive derſelben. So wird von Deutſchen „Parſifal“ und „Triſtan“ wiedergedichtet; während die Originale heute zu Kurioſen von nur literargeſchichtlicher Bedeutung geworden ſind, erkennen wir in den deutſchen Nachdichtungen poetiſche Werke von unvergänglichem Werte. — In demſelben Geiſte trägt der Deutſche bürgerliche Einrichtungen des Auslandes auf die Heimat über. Im Schutze der Burg erweitert ſich die Stadt der Bürger; die blühende Stadt reißt aber die Burg nicht nieder: die „freie Stadt“ huldigt dem Fürſten: der gewerbtätige Bürger ſchmückt das Schloß des Stammherrn. Der Deutſche iſt konſervativ: ſein Reichtum geſtaltet ſich aus dem Eigenen aller Zeiten; er ſpart und weiß alles Alte zu verwenden. Ihm liegt am Erhalten mehr als am Gewinnen: das gewonnene Neue hat ihm nur dann Wert, wenn es zum Schmucke des Alten dient. Er begehrt nichts von außen; aber er will im Innern unbehindert ſein. Er erobert nicht, aber er läßt ſich auch nicht angreifen.

— Mit der Religion nimmt er es ernſt: die Sittenverderbnis der römiſchen Kurie und ihr demoraliſierender Einfluß auf den Klerus verdrießt ihn tief. Unter Religionsfreiheit verſteht er nichts andres als das Recht, mit dem Heiligſten es ernſt und redlich meinen zu dürfen. Hier wird er empfindlich und disputiert mit der unklaren Leidenſchaftlichkeit des aufgeſtachelten Freundes der Ruhe und Bequemlichkeit. Die Politik miſcht ſich hinein: Deutſchland ſoll eine ſpaniſche Monarchie, das freie Reich unterdrückt, ſeine Fürſten ſollen zu bloßen vornehmen Höflingen gemacht werden. Kein Volk hat ſich gegen Eingriffe in ſeine innere Freiheit, ſein eigenes Weſen gewehrt wie die Deutſchen: mit nichts iſt die Hartnäckigkeit zu vergleichen, mit welcher der Deutſche ſeinen völligen Ruin der Fügſamkeit unter ihm fremde Zumutungen vorzog. Dies iſt wichtig. Der Ausgang des Dreißigjährigen Krieges vernichtete das deutſche Volk: daß ein deutſches Volk wieder erſtehen konnte, verdankt es aber doch einzig eben dieſem Ausgange. Das Volk war vernichtet, aber der deutſche Geiſt hatte beſtanden. Es iſt das Weſen des Geiſtes, den man in einzelnen hochbegabten Menſchen „Genie“ nennt, ſich auf den weltlichen Vorteil nicht zu verſtehen. Was bei anderen Völkern endlich zur Übereinkunft, zur praktiſchen Sicherung des Vorteils durch Fügſamkeit führte, das konnte den Deutſchen nicht beſtimmen: zur Zeit als Richelieu die Franzoſen die Geſetze des politiſchen Vorteils anzunehmen zwang, vollzog das deutſche Volk ſeinen Untergang; aber, was den Geſetzen dieſes Vorteils ſich nie unterziehen konnte, lebte fort und gebar ſein Volk von neuem: der deutſche Geiſt.

Ein Volk, welches numeriſch auf den zehnten Teil ſeines früheren Beſtandes herabgebracht war, konnte ſeiner Bedeutung nach nur noch in der Erinnerung einzelner beſtehen. Selbſt dieſe Erinnerung mußte von den ahnungsvollſten Geiſtern erſt wieder aufgeſucht und anfänglich mühſam genährt werden. Es iſt ein wundervoller Zug des deutſchen Geiſtes, daß, nachdem er in ſeiner früheren Entwicklungsperiode die von außen kommenden Einflüſſe ſich innerlichſt angeeignet hatte, er nun, da der Vorteil des äußerlichen politiſchen Machtlebens ihm gänzlich entſchwunden war, aus ſeinem eigenſten, innerlichen Schatze ſich neu gebar. — Die Erinnerung ward ihm recht eigentlich zur Er-Innerung; denn aus ſeinem tiefſten Innern ſchöpfte er, um ſich der nun übermäßig gewordenen äußeren Einflüſſe zu erwehren. Nicht ſeiner äußerlichen Exiſtenz galt es, denn dieſe war dem Namen nach durch das Beſtehen der deutſchen Fürſten geſichert; beſtand ja ſogar der Name des römiſch-deutſchen Kaiſertitels fort! Sondern, ſein wahrhaftigſtes Weſen, wovon die meiſten dieſer Fürſten nichts mehr wußten, galt es zu erhalten und zu neuer Kraft zu erheben. In der franzöſiſchen Livree und Uniform, mit Perücke und Zopf und lächerlich nachgeahmter franzöſiſcher Galanterie ausgeſtattet, trat ihm der dürftige Reſt ſeines Volkes entgegen, mit einer Sprache, die ſelbſt der mit franzöſiſchen Floskeln ſich ſchmückende Bürger im Begriffe ſtand nur noch dem Bauer zu überlaſſen. — Doch wo die eigene Geſtalt, die eigene Sache ſelbſt ſich verlor, blieb dem deutſchen Geiſte eine letzte, unge-

Hans Sachs

ahnte Zuflucht, ſein innigſtes Inneres ſich deutlich auszuſprechen. Von den Italienern hatte der Deutſche ſich auch die Muſik angeeignet. Will man die wunderbare Eigentümlichkeit, Kraft und Bedeutung des deutſchen Geiſtes in einem unvergleichlich beredten Bilde erfaſſen, ſo blicke man ſcharf und ſinnvoll auf die ſonſt faſt unerklärlich rätſelhafte Erſcheinung des muſikaliſchen Wundermannes Sebaſtian Bach. Er iſt die Geſchichte des innerlichſten Lebens des deutſchen Geiſtes während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erloſchenheit des deutſchen Volkes. Da ſeht dieſen Kopf, in der wahnſinnigen franzöſiſchen Allongeperücke verſteckt, dieſen Meiſter — als elenden Kantor und Organiſten zwiſchen kleinen thüringiſchen Ortſchaften, die man kaum dem Namen nach kennt, mit nahrungsloſen Anſtellungen ſich hinſchleppend, ſo unbeachtet bleibend,

daß es eines ganzen Jahrhunderts wiederum bedurfte, um ſeine Werke der Vergeſſenheit zu entziehen; ſelbſt in der Muſik eine Kunſtform vorfindend, welche äußerlich das ganze Abbild ſeiner Zeit war, trocken, ſteif, pedantiſch, wie Perücke und Zopf in Noten dargeſtellt: und nun ſehe man, welche Welt der unbegreiflich große Sebaſtian aus dieſen Elementen aufbaute! Auf dieſe Schöpfung weiſe ich nur hin; denn es iſt unmöglich, ihren Reichtum, ihre Erhabenheit und alles in ſich faſſende Bedeutung durch irgendeinen Vergleich zu bezeichnen. Wollen wir uns jetzt aber die überraſchende Wiedergeburt des deutſchen Geiſtes auch auf dem Felde der poetiſchen und philoſophiſchen Literatur erklären, ſo können wir dies deutlich nur, wenn wir an Bach begreifen lernen, was der deutſche Geiſt in Wahrheit iſt, wo er weilte und wie er raſtlos ſich neu geſtaltete, während er gänzlich aus der Welt entſchwunden ſchien. Von dieſem Manne iſt neuerlich eine Biographie erſchienen, über welche die „Allgemeine Zeitung“ berichtete. Ich kann mich nicht entwehren, aus dieſem Berichte folgende Stellen anzuführen: „Mit Mühe und ſeltener Willenskraft ringt er ſich aus Armut und Not zu höchſter Kunſthöhe empor, ſtreut mit vollen Händen eine faſt unüberſehbare Fülle der herrlichſten Meiſterwerke ſeiner Zeit hin, die ihn nicht begreifen und ſchätzen kann, und ſtirbt bedrückt von ſchweren Sorgen, einſam und vergeſſen, ſeine Familie in Armut und Entbehrung zurücklaſſend — das Grab des Sangesreichen ſchließt ſich über dem müden Heimgegangenen ohne Sang und Klang, weil die Not des Hauſes eine Ausgabe für den Grabgeſang nicht zuläßt. Sollte eine Urſache, warum unſere Tonſetzer ſo ſelten Biographen finden, teilweiſe wohl auch in dem Umſtande zu ſuchen ſein, weil ihr Ende gewöhnlich ein ſo trauriges, erſchütterndes iſt?“ — — Und während ſich dies mit dem großen Bach, dem einzigen Horte und Neugebärer des deutſchen Geiſtes, begab, wimmelten die großen und kleinen Höfe der deutſchen Fürſten von italieniſchen Opernkomponiſten und Virtuoſen, die man mit ungeheuren Opfern dazu erkaufte, dem verachteten Deutſchland den Abfall einer Kunſt zum beſten zu geben, welcher heutzutage nicht die mindeſte Beachtung mehr geſchenkt werden kann.

Doch Bachs Geiſt, der deutſche Geiſt, trat aus dem Myſterium der wunderbarſten Muſik, ſeiner Neugeburtsſtätte, hervor. Als Goethes „Götz“ erſchien, jubelte es auf: „Das iſt deutſch!“ Und der ſich erkennende Deutſche verſtand es nun auch, ſich und der Welt zu zeigen, was Shakeſpeare ſei, den ſein eigenes Volk nicht verſtand; er entdeckte der Welt, was die Antike ſei, er zeigte dem menſchlichen Geiſte, was die Natur und die Welt ſei. Dieſe Taten vollbrachte der deutſche Geiſt aus ſich, aus ſeinem innerſten Verlangen, ſich ſeiner bewußt zu werden. Und dieſes Bewußtſein ſagte ihm, was er zum erſten Male der Welt verkünden konnte, daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja ſelbſt nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt: und alles, was im Sinne dieſer Lehre gewirkt wird, iſt „deutſch“, und deshalb iſt der Deutſche groß; und nur, was in dieſem Sinne gewirkt wird, kann zur Größe Deutſchlands führen.

Wer iſt deutſch?

Johann Gottlieb Fichte

o trete denn endlich in ſeiner vollendeten Klarheit heraus, was wir bisher in unſerer bisherigen Schilderung unter Deutſchen verſtanden haben. Der eigentliche Unterſcheidungsgrund liegt darin, ob man ein abſolut Erſtes und Urſprüngliches im Menſchen ſelber, an Freiheit, an unendliche Verbeſſerlichkeit, an ewiges Fortſchreiten unſers Geſchlechts glaube oder ob man alles dieſes nicht glaube, ja wohl deutlich einzuſehen und zu begreifen vermeine, daß das Gegenteil von allem dieſem ſtattfinde. Alle, die entweder ſelbſt ſchöpferiſch und hervorbringend das Neue leben oder die, falls ihnen dies nicht zuteil geworden wäre, das Richtige wenigſtens entſchieden fallen laſſen und aufmerkend daſtehen, ob irgendwo der Fluß urſprünglichen Lebens ſie ergreifen werde, oder die, falls ſie auch nicht ſo weit wären, die Freiheit wenigſtens ahnden und ſie nicht haſſen oder vor ihr erſchrecken, ſondern ſie lieben: alle dieſe ſind urſprüngliche Menſchen, ſie ſind, wenn ſie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk ſchlechtweg, Deutſche. Alle, die ſich darin ergeben, ein Zweites zu ſein und Abgeſtammtes, und die deutlich ſich alſo kennen und begreifen, ſind es in der Tat und werden es immer mehr durch dieſen ihren Glauben, ſie ſind ein Anhang zum Leben, das vor ihnen oder neben ihnen aus eigenem Triebe ſich regte, ein vom Felſen zurücktönender Nachhall einer ſchon verſtummten Stimme, ſie ſind als Volk betrachtet außerhalb des Urvolks und für dasſelbe Fremde und Ausländer. In der Nation, die bis auf dieſen Tag ſich das Volk ſchlechtweg oder Deutſche nennt, iſt in der neuen Zeit wenigſtens jetzt Urſprüngliches an den Tag hervorgebrochen, und Schöpferkraft des Neuen hat ſich gezeigt; jetzt wird endlich dieſer Nation durch eine in ſich ſelbſt klargewordene Philoſophie der Spiegel vorgehalten, in welchem ſie mit klarem Begriffe erkenne, was ſie bisher ohne deutliches Bewußtſein durch die Natur ward und wozu ſie von derſelben beſtimmt iſt; und es wird ihr der Antrag gemacht, nach dieſem klaren Begriffe und mit beſonnener und freier Kunſt vollendet und ganz ſich ſelbſt zu dem zu machen, was ſie ſein ſoll, den Bund zu erneuern und ihren Kreis zu ſchließen. Was an Geiſtigkeit glaubt und die ewige Fortbildung dieſer Geiſtigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren ſei und in welcher Sprache es rede, iſt unſers Geſchlechts, es gehört uns an, und es wird ſich zu uns tun. Was an Stillſtand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt oder gar eine tote Natur an das Ruder der Weltregierung ſetzt, dieſes, wo auch es geboren ſei und welche Sprache es rede, iſt undeutſch, und es iſt zu wünſchen, daß es je eher je lieber ſich gänzlich von uns abtrenne.

Deutſchheit

Friedrich Ludwig Jahn

Vollkraft, Biederheit, Geradheit, Abſcheu der Winkelzüge, Redlichkeit und das ernſte Gutmeinen waren ſeit ein paar Jahrtauſenden die Kleinode unſers Volkstums, und wir werden ſie auch gewiß durch alle Weltſtürme bis auf die ſpäteſte Nachwelt vererben... Der Deutſche iſt das größte Rechtsvolk.

Paul de Lagarde

Das Deutſchtum liegt nicht im Geblüte, ſondern im Gemüte. Von unſern großen Männern ſind Leibniz und Leſſing ſicher Slawen, Händel als Sohn eines Halloren iſt ein Kelte, Kants Vater war ein Schotte: und doch, wer wird dieſe undeutſch ſchelten? Wer wird uns ſchelten, wenn wir ſie als Exponenten deutſcher Art anſehen?

Auguſt Julius Langbehn

Die treibende Grund- und Urkraft alles Deutſchtums heißt: Individualismus. „Charakter haben und deutſch ſein, iſt ohne Frage gleichbedeutend", ſagt Fichte. Eben in dem zerklüfteten Weſen, in jenem zentrifugalen Beſtreben, welches dem Deutſchen von jeher eigentümlich war, liegt ſeine Fähigkeit einer unendlich reichen und mannigfachen Ausſtrahlung auf das Welt- und Menſchheitsganze beſchloſſen.

Ernſt Moritz Arndt

Aber doch am meiſten, ihr Jünglinge, haltet das feſt, was der Stolz des deutſchen Lebens iſt, die unvergängliche Idee, welche ihre erhabenſten Träume immer wahr macht denen, die mit voller reiner Liebe an ſie glauben und nicht ablaſſen, zu glauben. Es kommt nicht auf das Stürmen und Sauſen an, auf das Klingen mit Tönen und Prunken mit Worten; in dem Stilleſten iſt das Feſteſte und in dem Demütigſten das Klarſte. So in Stille und Demut, in Hoffnung und Glauben, im frommen deutſchen Ernſt bekennet die Zeit und pfleget ſie, nähret den Funken, den ſie euch als zarten Keim überliefert, bis zur vollen Flamme des Ruhms und des Glückes. Denn ihr ſeid das Salz der Erde; wenn ihr dumm werdet, womit ſoll man ſalzen? Wenn man auf das Ganze ſieht, wenn man das Weltſtreben empfindet, wenn man den Atem des Geiſtes und des Gottes fühlet, der durch das Zeitalter hinweht, ſo erhebt ſich eine herrliche und ſtrahlende Geſtalt der Zukunft, das alte Germanien erhebt ſich wieder in Glanz und Wonne. Und daß dieſer Glanz und dieſe Wonne dem Enkel und Urenkel werde, dazu glaubet, ſeid auch ihr berufen, und ſtrebet in aller Liebe und Treue vorwärts und vorwärts.

Lukas Cranach

Der heilige Georg

Paul de Lagarde

Menſchen gelten uns im öffentlichen Leben nur als Träger von Ideen. In dem Maße, in welchem ein Mann ſeine Perſon über die Ideen und Ziele, welchen er dient, hinaushebt, in demſelben Maße verliert der Deutſche die Andacht zu ihm. Auf Heroenkultus ſind wir nicht eingerichtet. Wir ſehen Götzendienſt in ihm und werden dem Heros gegenüber aus Gerechtigkeit gegen die Idee und unſer freies, nur in Gott gebundenes Ich ſogar (was nicht hübſch iſt) ungerecht, wann des Heros Freunde uns zumuten, jenen anzubeten.

Ernſt Moritz Arndt

Jedes Volk hat ſeine Eigentümlichkeit, gleichſam ſeinen Naturtrieb, was ſie Inſtinkt nennen, worin ſich beſtimmte, vorherrſchende Neigungen und Anlagen offenbaren. Wann und wie dieſer Naturtrieb entſtanden, das gehört nicht hierher. Genug wenn er in einem Volke einmal als Grundtrieb und Grundleben feſt iſt, mag weder Klima noch Geſetzgebung noch Religion, deren Gewalt auf die Menſchen die ungeheuerſte iſt, ihn ganz verwiſchen und vertilgen. Was offenbart der Germane in Deutſchland wie in Island, in Siebenbürgen wie in Preußen, auf den ſüdlichen Alpen und auf den nordiſchen Fjäll als ſeinen Grundcharakter, den man immer wieder findet? Eine lichtere Geiſtigkeit und eine kühlere Sinnlichkeit als die meiſten andern Europäer. Es iſt ein ernſtes, denkendes, ſinnendes und oft ein tiefſinniges, grübleriſches und träumeriſches Weſen, er weilt gern bei der Betrachtung der überſinnlichen Dinge und dringt tief in die Abgründe der Ideen, aber auch ebenſo tief in die Abgründe des Wahren ein. Dieſer Vollkommenheit und Glückſeligkeit — denn das iſt es allerdings — liegt aber auch eine Unvollkommenheit zur Seite: an geſchwindem ſinnlichen Lebensreiz, an geſchwinder ſinnlicher Fülle und Lebendigkeit und Schnelligkeit des Begriffs, inſofern die äußere Sinnenwelt dadurch erfaßt und behandelt wird, ſteht der Deutſche vielen Völkern nach, z. B. den Franzoſen, Polen, Ruſſen, die ſinnlich lebendiger und ſchneller ſind und die ſchimmernde Oberfläche und den ſpielenden Schein der Dinge eher faſſen als der kühlere Deutſche. Am auffallendſten ſieht man das, wo andere Völker neben Deutſchen und Deutſchartigen wohnen. In Schottland und den weſtlichen Inſeln die Bergſchotten vom erſiſchen oder gäliſchen Stamm, wieviel ſinnlicher, lebhafter und heftiger als der nordöſtliche oder ſüdliche Schotte vom ſkandinaviſch-germaniſchen! Der Irländer, wie feurig, ſinnlich und lebendig neben dem ernſten, trüben und ſtillen Engländer! In den Niederlanden, wie weit übertrifft der Wallone, in welchem drei Viertel Stoff galliſch ſind und etwa ein Viertel germaniſch, im Lüttichiſchen, Hennegauiſchen, Luxemburgiſchen an ſinnlicher Lebenskraft und Naturgewalt und an Heftigkeit ſinnlicher und geiſtiger Triebe den Flandrer und Brabanter, der faſt ganz germaniſch iſt! So in Frank-

Albrecht Dürer / Die apokalyptischen Reiter

Albrecht Dürer / Der verlorene Sohn

reich: wieviel ſinnlicher, leichter und geſchwinder iſt der Franzoſe an der Marne und Seine, in welchem der Hauptſtoff galliſch iſt, als der an den Alpen, der Rhone und Saone, in welchem das meiſte Blut und der meiſte Geiſt noch von den Burgunden herſtammt! Dieſelbe Erſcheinung hat man, wo in öſtlichen Ländern, in Ungarn, Öſterreich, Böhmen, Schleſien, Polen, Deutſche und Slawen nebeneinander wohnen. Durch ſeine ſo entſchieden geiſtigen Anlagen hat der Deutſche allerdings herrliche Güter, aber der Hang zu den überſinnlichen und verborgenen Dingen zieht ihn oft mehr als recht von der Erde und von irdiſchen Dingen ab, die doch auch ergriffen und verwaltet werden ſollen; und von unſerm Volke hat man daher in gewiſſen Epochen wohl ſagen mögen: Die Deutſchen haben das irdiſche Vaterland verloren, weil ſie zu ſehr nach dem himmliſchen geſtrebt haben. Ich meine hier, indem ich einen Tadel auszuſprechen ſcheine, nicht das Leben der Idee, denn jener höchſte Lebensäther kräftigt und ſtärkt auch für jede Erdentat und Erdentugend, ſondern ich meine das Streben überhaupt, welches unentwickelt und unbeſtimmt bei ſo vielen Deutſchen in der Mitte hängenbleibt und ihnen das Geſicht für die Erde blöd und für den Himmel nicht hell genug macht. Es müſſen ja notwendig immer ſo viele ſein, welche das Höchſte nicht erreichen und in der Mitte und oft auch wohl diesſeits der Mitte ſteckenbleiben. Dieſe meine ich hier. Solche verlieren ſich ſo leicht in leeren Träumen und Wahnen und dunklen Grübeleien, wobei ſie immer tiefer ſinken und in den geſtaltloſen Abgrund, und worüber ſie die himmliſche geiſtige Arbeit nicht fördern und die irdiſche leibliche Arbeit verſäumen. Vor ſolcher leeren und öden Träumerei, die in der kalten und trüben Mittelwelt zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt oder vielmehr hangt, muß man die deutſche Jugend warnen — denn wir haben alle einen angeborenen Trieb dazu —, damit ſie edle Kräfte, die der Welt und dem Vaterlande zu Nutz und Frommen kommen ſollen, nicht mit eitlem Nichts vertändele. Aber träumen ſollt ihr, Jünglinge, fröhlich und mutig, wie die Jugend träumt und ſchwärmt, über die Welt hin; ſchwelgen und ſpielen ſollt ihr mit den höchſten Ideen, wenn ihr auf ihren Sonnenflügeln fliegen könnet. Aber behüte euch Gott vor dem jämmerlichen Wahn, daß das Philoſophie, daß das die Hoheit der deutſchen Philoſophie ſei, die ſich gebärdet, von der Erde und den irdiſchen Dingen nichts wiſſen zu wollen. Dahin immer den Blick, dahin immer das Herz voll Liebe wieder zurückgewandt, und wenn ihr die höchſten Sonnenerfolge hättet.

Ernſt Moritz Arndt

Unſerm Wirken in Kunſt und Wiſſenſchaft wirft man Steifheit, Kälte und Geſtaltloſigkeit vor und zieht die Lebloſigkeit, Geſchwätzigkeit und Pedanterie der Menge, die ſich in der ganzen Welt gleichſieht, auch hier auf die großen Vorſteller des deutſchen Namens. Ich leugne nicht, daß unſere wunderbare Verfaſ-

ſung, daß das viele Veraltete und Unbeſtimmte, was ſie offenbart hatte, auch unſerm Streben im Leben und in der Kunſt etwas ſo Überſchwengliches und Überideales gegeben hat, daß unſere höchſten Männer uns ſelbſt oft zum Rätſel geworden ſind, wieviel mehr Fremden; aber nur wer den Sinn unſers Lebens und unſrer Kunſt, wer unſern Charakter und unſere Sprache würdig verſtanden hat, darf uns unſerer Fehler zeihen. Ich darf hier behaupten, daß wir da ſündigen, wo andere nicht zu ſündigen wagen: nur wer die Sehnſucht nach dem höchſten Himmel hatte, wird zur tiefſten Hölle hinabſtürzen können. Und wenn wir in Kunſt und Wiſſenſchaft herrlich ſind und waren, wem dankten es die Männer als ihnen ſelbſt? Kein Mittelpunkt des Strebens und der Belohnung, kein hoher Glanz des zerteilten Volkes, kein leuchtender Brennpunkt, wohin alles Mächtigſte und Schönſte ſich hätte verſammeln, wo es ſich gemeinſchaftlich hätte bilden und wovon es auf das ganze Volk hätte zurückſtrömen können.

Soll ich euch hohe Namen nennen? Reuchlin und Erasmus, Luther und Gutenberg, Melanchthon und Zwingli: welche Erinnerungen! Wo ſtehen die Wellen der Lichtſtröme ſtill, die dieſe Männer über Europa ausgoſſen? Gutenberg und Luther, unſterbliche Beflügler der Gedanken, ewige Wohltäter eures Geſchlechts! Wo iſt das Volk, wo der Mann in Europa, der vor dieſen deutſchen Namen nicht anbetend niederfällt? Kühne Kämpfer für Recht und Freiheit, für Licht und Menſchenwürde, o betet in eurem Himmel für euer Volk, daß es nicht untergehe! O hauchet euer Heldenherz in eines deutſchen Mannes Bruſt und laſſet das Volk ſich an ihm erkennen und ſeine Schande abwaſchen! — Wollt ihr andere Unſterbliche hören, Namen, groß und ewig in Wiſſenſchaft? Kepler und Kopernikus, Leibniz und Kant, Lambert und Euler, Stahl und Scheele, Boerhave und Haller, Herſchel und Guericke, Herder und Johann Müller ſind unſer. Wenn wir die Tiefe des Himmels und des menſchlichen Herzens, den Geiſt der Vorzeit und Zukunft erſpäht haben, ſo denken wir nicht an die vielen, kleinen Erfinder unſers Volkes, wodurch das europäiſche Leben auch Freude und Schimmer empfangen hat. — Und unſre Kraft, wer kennt ſie in der Fremde und wer würdigt ſie? Stolz dürfen wir uns neben den erſten erheben, in einigem beſcheiden unter dem Italiener ſtehen, den Franzoſen und Engländer kühn herausfordern, wenn der Unkundige über uns hohnlächeln will. Wir fingen mit dem erſten an mit Wahrheit und Treue, und unſre beſten Künſtler haben ſich an dieſes Maß gehalten, auch die nach himmliſchem Ideal ſtrebten. Dürer und Cranach, Rembrandt und Rubens, Holbein und Van Dyk, Hans Sachs und Martin Luther, wie viele eures eigenen Volkes verſtehen euch? Händel, Gluck, Mozart, Klopſtock, Goethe, Schiller — wem ſchlägt das Herz nicht höher bei dieſen Namen? Wo ſind die Fremden dieſes Zeitalters, die ſich über, ja die ſich nur neben euch ſtellen dürfen? Hier iſt Himmel und Erde, Höhe und Tiefe des Lebens, hier rollt der höchſte Abgrund und gewaltigſte Umſchwung der Dinge und Menſchen. Dies ſind den Fremden Geheimniſſe und müſſen es ſo lange bleiben, als ſie unſere Sprache und unſer Gemüt

nicht anerkennen wollen, die ſo viele ihnen unbekannte und unausſprechliche Worte und Gedanken haben. Hier blühen zuerſt die alte und die neue Zeit, die Unſchuld der Jugend und die Unſchuld des Geiſtes im friedlichen Bunde beiſammen. Wir dürfen es von uns ſagen, daß wir Liebe und Wahrheit, daß wir Majeſtät und Ideal in unſrer Kunſt haben, daß wir die Alten verſtehen und die Neuen und uns ſelbſt würdigen können. Wer hat die Griechen verſtanden wie wir in den letzten Dezennien? Wer hat edler und menſchlicher philoſophiert und für alles Gute und Schöne der ganzen Welt und Zeit unendlicher gebrannt als unſre Lichtführer? Und dieſes Volk, reich an Menſchenſinn und Kunſttrieb, reich an Ideen und Hochſinn, ſollte nichts mehr ſein und nichts mehr wirken, ſollte klein und verächtlich vergehen und dienſtbar werden?

Von der Heiligkeit des Lebens

Jean Paul

Das Kind lerne alles tieriſche Leben heilig halten — kurz man gebe ihm das Herz eines Hindus, ſtatt des Herzens eines karteſiſchen Philoſophen.

Es iſt hier von etwas Höherem, als Mitleiden mit Tieren, die Rede, wiewohl auch von dieſem. Warum hat man längſt bemerkt, daß Kindergrauſamkeit gegen Tiere eine gegen Menſchen weisſage, wie die altteſtamentlichen Opfer der Tiere das neuteſtamentliche Opfer eines Menſchen bedeuteten? — An und für ſich kann der kleine Menſch nur die Schmerzen nachempfinden, die ihn mit den angeborenen Tönen der Seinigen anreden. Folglich kommt ihm das unförmliche Kriegsgeſchrei des gemarterten Tieres nur wie ein ſeltſames, unterhaltendes, totes Windgetöne vor; aber da er doch Leben, Selbſtbewegung ſieht, ja beide dem Unbelebten eindichtet: — ſo verſündigt er ſich am Leben, indem er's auseinanderhebt wie ein Räderwerk. Leben an ſich ſei heilig, jedes, auch das unvernünftige, und kennt denn das Kind überhaupt ein anderes? Oder ſoll das ſchlagende Herz unter Borſten, Federn, Flügeldecken darum keines ſein? —

Man vergönne mir einige Worte über Tierliebe und Lebensachtung!

Einſt, als der Menſch noch neuer und friſcher lebte in der vollen Welt, worin eine Quelle in die andere quillt, da erkannte er noch ein allgemeines Leben der Gottheit an, gleichſam einen unendlichen Lebensbaum, der niedriges Gewürm wie Wurzeln in Meer und Erde ſenkt, mit einem Stamm aus ungeheuren kräftigen Tieren feſtſteht und in die Lüfte mit Zweigen voll flatternder Blätter empor-

geht und endlich Menſchen als zarte Blüten dem Himmel aufſchließt. Da war jener dumme Menſchenegoismus, der ſich von Gott alle Tierreiche und alle bevölkerten Meere und Wüſten mit allen ihren mannigfachen Lebensfreuden bloß als Zins- und Deputattiere, Martinsgänſe und Rauchhennen ſeines Magens liefern läßt, noch nicht geboren; die Erde, das Kepplerſche Tier, war noch nicht des kleinen Menſchen eiſernes Vieh und Bileams Eſel. Sondern die alte untergeſunkene Welt — wovon noch einige Spitzen in Oſtindien vorragen —, findend mehr Leben und Gottheit in der mit Wurzeln angeketteten Blume als wir jetzo im freifliegenden Tiere, betete eben in den tieriſchen Arabesken, in den lebendig umhergehenden Zerrbildern oder Zerrleibern der Menſchengeſtalt den unendlichen Raphael an, der den Menſchen vollendete. Die uns zurückſtoßende Widerform des Tieres zeigte ihnen den ſeltſamen Iſisſchleier, oder die Moſesdecke einer Gottheit. Daher das niedrige, aber wunderbare Tier viel früher angebetet wurde als der Menſch; ſowie Ägypten Menſchenleiber mit Tierköpfen krönte. — Je jünger, einfacher und frömmer die Völker, deſto mehr Tierliebe. — In Surate iſt ein Krankenhaus für Tiere. — Ninive wurde mit der Zerſtörung aus einer Urſache verſchont, weswegen ein Kriegsheld ſie eingenommen hätte, der Tiermenge wegen. — Mit langem Leben wurde der Juden Mitleiden gegen die Tiere belohnt. Selber das Beſtrafen derſelben, wenn ſie ein Verbrechen mit Menſchen geteilt hatten, und die Bannſtrahlen gegen ſie und die Erwägung der tieriſchen Abſicht bei der Strafe zeigen die frühere Achtung für die Achtels- und Aftermenſchen an. — Und die indiſche Anbetung, ſogar des Blumenlebens, ging nach Griechenland über als Belebung durch Hamadryaden und durch andere Götter und nach dem Norden als Beſtrafung der Baumſchänder.

Ich entwarf mir oft Einkleidungen, durch welche die Alltäglichkeit des Blicks auf Tiere, welche wie verzogene Menſchenleiber aus fremden, anders gebarenden Erdkugeln auf unſere geſunken ſind, weggenommen wird. Ich dachte mir z. B. eine leere Inſel, auf welcher ein nur vom Brotbaum ernährter Menſch nichts Lebendes geſehen als Welle und Wolke und ſein Waſſerbild, und woraus er plötzlich an ein tierbevölkertes Eiland angetrieben wird und ausgeſetzt.

Welche Zauberinſel voll verkörperter Feen und Geiſterchen! Wie ein böſer Geiſt oder eine Menſchenmißgeburt grinſt den Eiländer, der nur ſeine eigne Spiegelgeſtalt kennt, ein behaarter Affe mit ſeinen Zähnen auf einem Baum an. — Ein unförmliches Leben, eine aneinandergeſchmolzene Familie, aber bloß zweiäugig, ſchreitet ein Elefant daher, eine wandelnde Fleiſchinſel. — Der Löwe kommt wie ein Zorn. — Das Roß fliegt wie Siegerſtolz. — Kleine tolle Geiſterchen, rote, grüne, gelbe, mit ſechs Füßen durchflattern die Inſel. Aus der Wolke fällt ein glänzendes Wundergeſchöpf, dem die zwei guten Menſchenarme in geldgrüne Haare oder Federn zerblättert ſind und die Lippe in Horn gezogen. — Im Waſſer ſchwimmen graue unförmliche Rümpfe und Gliederſtücke. — Gelbe Furienmasken kriechen aus dem Sumpf. — Ein einziges glattes, langes

Glied ſchlängelt und ringelt ſich dahin und ſticht den böſen Geiſt auf dem Aſte, und er ſinkt herab. — Und wenn nun dieſe ſeltſamen Traumfiguren zu ſprechen anfangen, jede die Sprache einer unbekannten Welt, wie etwa auf dem Marktplatz einer Sonne die verſammelten Völkerſchaften ihrer Planeten, hier ſummend, dort quäkend, da heulend, da lachend, dort auf dem Zweige ein wie aus dem Himmel ſchmachtendes Tönen, unten auf der Wurzel ein wie aus der Hölle zorniges. — — Und darauf das Kämpfen und Ringen dieſer Weſen, ihr Vergehen durcheinander, und doch ihr Fortbeſtehen. — Und endlich, wie dies durcheinander webende, flatternde, ſchießende, ermordende, liebkoſende, wiedergebärende Leben zu einer unendlichen Lebensluft wird, worin das eigne Leben als atmendes Lüftchen verfliegt...

Das Menſchen-Ich vergißt über ſich ſogar die Menſchen-Ich der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und ſtellt ſich als erſte Ziffer allen andern voran — wieviel mehr vergißt's die After-Ich der Tiere, die **mouches volantes** vor eines Engels Auge! — —

Der ſogenannte Inſtinkt der Tiere, dieſe Eſelin, die den Engel früher ſieht als der Prophet, ſollte als das größte Wunder der Schöpfung und wieder als der Schlüſſel und Inhalt aller andern Wunder angeſehen werden, inſofern das Welträtſel gewiſſen Rätſeln gleicht, welche das Rätſel ſelber beſchreiben und meinen. — Das Tier werde auf jede Weiſe dem Kinde nahegebracht, z. B. durch Darſtellung als eines Anagramms des Menſchen, wie etwa der arme Hund ein alter, haariger Mann ſei, den Mund geſchwärzt und langgereckt, die Ohren hinaufgezerrt, an den zottigen Vorderarmen zugeſpitzte lange Nägel uſw. Das kleine Tier werde vom Vergrößerglaſe an das Auge und Herz gerückt. Dadurch wird man ein Hausfreund des Blattinſaſſen: das Vorurteil, das nach dem Rekrutenmaße das Leben ſchätzt — warum wird alsdann aber nicht der Elefant und Walfiſch höher geſtellt als wir? — verſchwindet durch die Unendlichkeit, welche in jedem Leben dieſelbe iſt, ſo daß ſie, wie in der Rechnung des Unendlichen, durch einen endlichen Zuſatz — z. B. durch den der Überzahl von zwei Millionen Gelenken im Vielfuß oder mehreren tauſend Muskeln in der Weidenraupe — nicht einmal etwas gewinnt. — „Wie würdeſt du einen Schmetterling pflegen, der ſo groß wäre als ein Adler, oder ein Heupferd, das ſo groß als ein Pferd! Und biſt du nicht auch klein?“ So ſprecht! —

Leibniz ſetzte ein Tierchen, das er lange angeſehen, ungetötet auf ſein Blatt zurück; dies ſei Gebot für das Kind. Die ſtoiſche Schule ſprach aus: Wer einen Hahn ohne allen Anlaß tötet, bringe ebenſogut ſeinen Vater um, und der ägyptiſche Prieſter hielt es für unheilig, ein Tier zu töten, ausgenommen zum Opfern. Hierin liegen alle Gebote der Lebensachtung. Alles Tiertöten geſchehe nur notwendig, wie Opfern — zufällig — eilig — unwillkürlich — verteidigend. — — Iſt hingegen dem Kinde durch ein längeres Beſchauen, z. B. eines Froſches, ſeines Atmens, ſeiner Sprünge, ſeiner Lebensweiſe und Todesangſt, das vorher gleich-

gültige Tierſtück in reines Leben verwandelt, ſo mordet es mit dieſem Leben ſeine Achtung für Leben. Daher ſollte ein lange gepflegtes Haustier, ein Schaf, eine Kuh, nie vor Kinderaugen geſchlachtet werden; wenigſtens müßte, wenn nicht gerade die geweckte Achtung für Tierleben bei dem notwendigen Zerfleiſchen desſelben anſtatt milder nur noch grauſamer (wie Affenbraten manche Völker zur Menſchenfreſſerei) gewöhnen ſoll, es müßte, mein' ich, die bittere Notwendigkeit, die beſſere Pflege vorher, der leichte Tierestod nachher und ähnliches als Nacht und Schleier über die tötende Hand geworfen werden. — Nicht einmal Hunde ſollte ein Jäger mit ſeiner jagdgerechten Grauſamkeit vor den Kinderohren züchtigen, zumal da jene ihr Weh ſo hell dareinſchreien. Wenn Köchinnen verbieten, unter dem Töten eines Tieres Mitleid zu haben, weil es ſonſt ſchwerer ſterbe, ſo verrät und verbirgt dieſer Aberglaube echt weiblich gerade das Mitleiden, das er verbietet.

Zieht nur vor dem Kinde jedes Leben ins Menſchenreich herein: ſo entdeckt ihm das Größere das Kleinere. Belebt und beſeelt alles, und ſogar die Lilie, die es unnütz aus dem organiſchen Daſein ausreißt, malt ihm als die Tochter einer ſchlanken Mutter vor, die im Beete ſteht und das kleine weiße Kind mit Saft und Tau aufzieht.

Denn nicht auf leere, loſe Mitleidsübung, auf eine Impfſchule fremder Schmerzen iſt's abgeſehen, ſondern auf eine Religionsübung der Heilighaltung des Lebens, des allwaltenden Gottes im Baumgipfel und im Menſchengehirn. Tierliebe hat, wie die Mutterliebe, noch den Vorzug, daß ſie für keinen Vorteil der Erwiderung und noch weniger des Eigennutzes entſteht, und zweitens, daß ſie jede Minute einen Gegenſtand und eine Übungsminute findet.

Oh! Es werden, es müſſen ſchon Zeiten kommen, wo die tierfreundlichen Brahminen auch den Norden warm bewohnen, wo das Herz, nachdem es die rauheſten Sünden abgetan, auch leiſe giftige ausſtößt, — wo der Menſch, der jetzt die vielgeſtaltige Vergangenheit der Menſchheit ehret, auch anfängt, in der Gegenwart die belebte, ab- und aufſteigende Tierwelt zu ſchonen und (ſpäter) zu pflegen, um einſt dem Urgenius den häßlichen Anblick des zwar dickdunkeln, aber weiteſten Tierſchmerzes nicht mehr zu geben.

Und warum müſſen ſolche Zeiten kommen? Darum, weil ſchlechtere gegangen ſind: die Nationalſchulden der Menſchheit (meiſtens Blutſchulden) trägt die Zeit ab, das Strandrecht iſt nur ein Strandunrecht, der Negerhandel allmählich verbotene Ware; nur der herbſte, zäheſte Barbarismus der Vorzeit, der Krieg, bleibt noch dem uns angeborenen Antibarbarismus zuletzt zu überwinden übrig.

Ein apokalyptiſches Fragment

Karoline von Günderode

ch ſtand auf einem hohen Fels im Mittelmeer, und vor mir war der Oſt und hinter mir der Weſt, und der Wind ruhte auf der See.

Da ſank die Sonne, und kaum war ſie verhüllt im Niedergang, ſo ſtieg im Aufgang das Morgenrot wieder empor, und Morgen, Mittag, Abend und Nacht jagten ſich in ſchwindelnder Eile um den Bogen des Himmels.

Erſtaunt ſah ich ſie ſich drehen in wilden Kreiſen; mein Puls floh nicht ſchneller, meine Gedanken bewegten ſich nicht raſcher, und die Zeit in mir ging den gewohnten Gang, indes ſie außer mir ſich nach neuem Geſetz bewegte.

Ich wollte mich hinſtürzen in das Morgenrot oder mich tauchen in die Schatten der Nacht, um mit in ihre Eile gezogen zu werden und nicht ſo langſam zu leben; da ich ſie aber immer betrachtete, ward ich ſehr müde und entſchlief.

Da ſah ich ein weites Meer vor mir, das von keinem Ufer umgeben war, weder im Oſt noch Süd noch Weſt noch Nord: kein Windſtoß bewegte die Wellen, aber die unermeßliche See bewegte ſich doch in ihren Tiefen, wie von innern Gärungen bewegt.

Und mancherlei Geſtalten ſtiegen herauf, aus dem Schoß des tiefen Meeres, und Nebel ſtiegen empor und wurden Wolken, und die Wolken ſenkten ſich und berührten in zuckenden Blitzen die gebärenden Wogen.

Und immer mannigfaltigere Geſtalten entſtiegen der Tiefe, aber mich ergriffen Schwindel und eine ſonderbare Bangigkeit, meine Gedanken wurden hierhin und dorthin getrieben wie eine Fackel vom Sturmwind, bis meine Erinnerung erloſch.

Da ich aber wieder erwachte und von mir zu wiſſen anfing, wußte ich nicht, wie lange ich geſchlafen hatte, ob es Jahrhunderte oder Minuten waren; denn ob ich gleich dumpfe und verworrene Träume gehabt hatte, ſo war mir doch nichts begegnet, was mich an die Zeit erinnert hätte.

Aber es war ein dunkles Gefühl in mir, als habe ich geruht im Schoße dieſes Meeres und ſei ihm entſtiegen wie die andern Geſtalten. Und ich ſchien mir ein Tropfen Tau und bewegte mich luſtig hin und wider in der Luft und freute mich, daß die Sonne ſich in mir ſpiegle und die Sterne mich beſchauten.

Ich ließ mich von den Lüften in raſchen Zügen dahintragen, ich geſellte mich zum Abendrot und zu des Regenbogens ſiebenfarbigen Tropfen, ich reihte mich

mit meinen Geſpielen um den Mond, wenn er ſich bergen wollte, und begleitete ſeine Bahn.

Die Vergangenheit war mir dahin! Ich gehörte nur der Gegenwart. Aber eine Sehnſucht war in mir, die ihren Gegenſtand nicht kannte, ich ſuchte immer, aber jedes Gefundene war nicht das Geſuchte, und ſehnend trieb ich mich umher im Unendlichen.

Einſt ward ich gewahr, daß alle die Weſen, die aus dem Meere geſtiegen waren, wieder zu ihm zurückkehrten und ſich in wechſelnden Formen wieder erzeugten. Mich befremdete dieſe Erſcheinung; denn ich hatte von keinem Ende gewußt. Da dachte ich, meine Sehnſucht ſei auch, zurückzukehren zu der Quelle des Lebens.

Und da ich dies dachte und faſt lebendiger fühlte als all mein Bewußtſein, ward plötzlich mein Gemüt wie mit betäubenden Nebeln umgeben. Aber ſie ſchwanden bald, ich ſchien mir nicht mehr ich, und doch mehr als ſonſt ich, meine Grenzen konnte ich nicht mehr finden, mein Bewußtſein hatte ſie überſchritten, es war größer, anders, und doch fühlte ich mich in ihm.

Erlöſet war ich von den engen Schranken meines Weſens, und kein einzler Tropfen mehr, ich war allem wiedergegeben, und alles gehörte mir mit an, ich dachte und fühlte, wogte im Meer, glänzte in der Sonne, kreiſte mit den Sternen; ich fühlte mich in allem, und genoß alles in mir.

Drum, wer Ohren hat zu hören, der höre! Es iſt nicht zwei, nicht drei, nicht tauſende, es iſt Eins und Alles; es iſt nicht Körper und Geiſt geſchieden, daß das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehöre, es iſt Eins, gehört ſich ſelbſt und iſt Zeit und Ewigkeit zugleich und ſichtbar und unſichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Leben.

Lebensdeutung

Wilhelm von Scholz

Alles Wortemachen über eine Sache iſt Lügen ſchlechthin. Denn nie hört der eine mit dem Wort dasſelbe, was der andere mit dem Wort ſpricht. In jedem Wort klingt das ganze Leben eines Menſchen herauf. Wo ſind zwei Leben einander gleich?

*

Ein ununterbrochenes Band verbindet das Heut mit ferner Vergangenheit. Du haſt noch den Zuſtand deiner Stadt, deines Landes, deiner Wirkungsſtätte vor einem Menſchenalter geſehen und erzählſt davon den Jungen, die jetzt in die Zeit treten. Indeſſen du es in Bildern vor dir ſiehſt, die faſt noch im Raum

ſtehen, iſt es ihnen Wort und Fremdgehörtes — wie dir das war, was die Älteren vom Selbſtgeſehenen dir, dem Jüngeren, erzählten und was ſie noch im Raum ſtehen ſahen. Und wie dein Leben das Band hält als Geſchehen, was Jüngeren ſchon Geſchichte iſt, ſo fühlſt du plötzlich, was dir Geſchichte iſt, immer weiter zurück als Geſchehen, zuſammenhängend mit dem Heut, von Menſchen in vielen, ſtreckenweis nebeneinander gehenden Leben in immer fernere Vergangenheit zurückerlebt und -erinnert. Du ſuchſt vergeblich nach einem Halt, einer Grenze: über jeden Abgrund von Zeit tragen lebende Menſchen das Geſchehen heran.

*

Nun habt ihr viele Leben geleſen. Plötzlich erſchreckend gewahrt ihr, daß ihr eins lebt.

*

Wenn man ſich nur einmal ganz klar machte, was es heißt: man trägt ſeinen Leib und ſeine Seele überallhin mit.

*

Das Ewige iſt immer nahe. Es iſt dir näher als die Luft, die dich umgibt, ja, als das Blut, das in dir fließt. Es iſt dir näher als dein Körper und ſelbſt als dein Geiſt.

*

Als Wallenſtein einmal mit dem Morgen eine außerordentlich wichtige Botſchaft erwartete, ordnete er an, daß er geweckt werde, ehe der Bote da ſein konnte. Er wollte die Botſchaft wachend empfangen. Nur wachend fühlte er ſich dem, was ſie bringen konnte, gegenüber ſtark. Die Wachheit iſt eine Bewaffnung der Seele.

*

Von dem vielköpfigen Rieſen Gergalun hieß es, daß immer wenigſtens einer ſeiner Köpfe über Welt und Menſchen lächelte. Noch wichtiger ſcheint mir das für Weſen mit nur einem einzigen Kopf.

*

Es wird niemand Revolutionär, der nicht einmal an das Beſtehende geglaubt hat. Jeder Reformator beginnt mit dem Wunſch, dem Beſtehenden zu genügen, es zu verſtehen, ſich ihm einzuordnen. Erſt die mühſam erworbene Enttäuſchung gibt beiden die Kraft zum Werk.

*

Die Jahreszeiten, das Jahr: die Ordnung alles Lebens in ſeiner Wiederholung, das Maß, die Schale, in der ſich alles Sein fangen, jeder Gedanke wieder denken läßt. Die Jahreszeiten ſind die Gefäße, in die man die Fülle des Herzens ausſchüttet, in denen man ſie ſammelt. Das Jahr iſt die Herrſchaft über unſeren

vielfältigen Geiſt, das ewige Wiederzurückführen der Menſchen an jede Quelle, aus der ſie trinken müſſen, der Spiegel des Lebens; iſt Teil der Unendlichkeit und, in ſeiner ewigen Wiederholung, Ring um die Unendlichkeit, die von jedem Jahr eingeſchloſſen wird.

*

Eine Mutter, blaß, verarbeitet, ernſt, auf ihre Kinder deutend: dort ſind meine roten Backen, dort lacht meine Fröhlichkeit!

*

Der beſte Mann iſt immer der gefährdetſte, weil ihm niemals niedere Mittel zu Gebote ſtehen, weil er bei der Frage Unehre oder Untergang immer nur Untergang wählt.

*

Es iſt ein unheimliches Lebensſymbol, daß die Früchte durch den Wurm ſchneller reif werden.

*

Die Bedeutſamkeit eines Charakters richtet ſich nach den Leidenſchaften, die in ihm ſind, nach dem Ausgleich, den ſie untereinander finden, den Zwecken, denen ſie dienſtbar gemacht werden.

*

Die wichtigſte Aufgabe für unſer geſtaltendes Bewußtſein iſt: den Todesgedanken mit ſtill ſich häufendem Leben zu bedecken.

*

Auf dem Wege in die Tiefe der Welt, wie jedes Einzelſeins in ihr, begegnet uns mehrmaliger Gegenſatz.

*

Worin liegt bei bedeutenden, die Menſchen in ihren Bann ziehenden, ſie nach ſich formenden Männern der Zauber, mit dem ſie wirken? Ich glaube immer wieder dies eine ſelbe zu erkennen: es iſt das Unperſönliche in den Perſönlichkeiten! Das klingt, iſt aber nicht paradox. Das die Menſchen Gewinnende, Feſſelnde, ſie Formende, das iſt das unperſönlich Mächtige, Naturhafte, Daſeinhafte, das Ausſtrahlende, das in eine menſchliche Perſönlichkeit verſprengt iſt: Kraft, Wärme, Leuchten. Es iſt nicht dieſe Lehre oder jenes Wiſſen, eine ideale Beſtrebung, ein beſtimmtes hohes Ziel, nicht Weltanſchauung, nicht Lebensauffaſſung, nicht Geiſtesrichtung oder Charakter und Charakterbildung; all das geht mit ein in den Kauf und wird vielleicht für den Grund der Anhängerſchaft gehalten. Aber es iſt ganz nebenſächlich neben dieſem einen Weſenhaften, Dämoniſchen in der Perſönlichkeit: eben dem großen Unperſönlichen in einem Menſchen, das verwandt iſt mit Sturm, Feuer, Wettergewalt: Kraft, Wärme, Leuchten.

Je mehr dieſes Unperſönlichen in einem Menſchen iſt, ſeinen klaren Umriß verdunkelt, jede Formel, auf die man ihn bringen könnte, zerſtört und ihn davor rettet, daß er mit einer beſtimmten Lehre in ſtändiger Gleichung bleibt, um ſo perſönlicher, um ſo lebendiger, um ſo wirkender iſt er. Iſt Luther etwa ſeine Lehre? Nein, er iſt ſeine Kraft!

*

Der ſchöpferiſche Geiſt iſt Mann und Weib zugleich. Wie oft blitzt ein Einfall in ihm auf, der zeugend in die Seele zurückfällt, aus der er aufſtieg, und jetzt erſt die Schöpfung hervorruft.

Von dem, was einer iſt

Schopenhauer

Daß dieſes zu ſeinem Glücke viel mehr beiträgt, als was er hat, oder was er vorſtellt, haben wir bereits im allgemeinen erkannt. Immer kommt es darauf an, was einer ſei und demnach an ſich ſelber habe: denn ſeine Individualität begleitet ihn ſtets und überall, und von ihr iſt alles tingiert, was er erlebt. In allem und bei allem genießt er zunächſt nur ſich ſelbſt: Dies gilt ſchon von den phyſiſchen, wieviel mehr von den geiſtigen Genüſſen. Daher iſt das engliſche to enjoy one's self ein ſehr treffender Ausdruck, mit welchem man z. B. ſagt: he enjoys himself at Paris, alſo nicht „er genießt Paris", ſondern „er genießt ſich in Paris". — Iſt nun aber die Individualität von ſchlechter Beſchaffenheit, ſo ſind alle Genüſſe wie köſtliche Weine in einem mit Galle tingierten Munde. Demnach kommt, im guten wie im ſchlimmen, ſchwere Unglücksfälle beiſeitegeſetzt, weniger darauf an, was einem im Leben begegnet und widerfährt, als darauf, wie er es empfindet, alſo auf die Art und den Grad ſeiner Empfänglichkeit in jeder Hinſicht. Was einer in ſich iſt und an ſich ſelber hat, kurz die Perſönlichkeit und deren Wert, iſt das alleinige Unmittelbare zu ſeinem Glück und Wohlſein. Alles andere iſt mittelbar; daher auch deſſen Wirkung vereitelt werden kann, aber die der Perſönlichkeit nie. Darum eben iſt der auf perſönliche Vorzüge gerichtete Neid der unverſöhnlichſte, wie er auch der am ſorgfältigſten verhehlte iſt. Ferner iſt allein die Beſchaffenheit des Bewußtſeins das Bleibende und Beharrende, und die Individualität wirkt fortdauernd, anhaltend, mehr oder minder in jedem Augenblick: alles andere hingegen wirkt immer nur zu-

zeiten, gelegentlich, vorübergehend, und iſt zudem auch noch ſelbſt dem Wechſel und Wandel unterworfen: daher ſagt Ariſtoteles: ἡ γὰρ φύσις βεβαία, οὐ τὰ χρήματα (**nam natura perennis est, non opes**). (Denn die Natur währt ewig, nicht das Werk.) Hierauf beruht es, daß wir ein ganz und gar von außen auf uns gekommenes Unglück mit mehr Faſſung ertragen als ein ſelbſtverſchuldetes: denn das Schickſal kann ſich ändern, aber die eigene Beſchaffenheit nimmer: Demnach alſo ſind die ſubjektiven Güter wie ein edler Charakter, ein fähiger Kopf, ein glückliches Temperament, ein heiterer Sinn und ein wohlbeſchaffener, völlig geſunder Leib, alſo überhaupt **mens sana in corpore sano**, zu unſerm Glücke die erſten und wichtigſten; weshalb wir auf die Beförderung und Erhaltung derſelben viel mehr bedacht ſein ſollten, als auf den Beſitz äußerer Güter und äußerer Ehre.

Was nun aber von jenen allen uns am unmittelbarſten beglückt, iſt die Heiterkeit des Sinnes: denn dieſe gute Eigenſchaft belohnt ſich augenblicklich ſelbſt. Wer eben fröhlich iſt, hat allemal Urſach es zu ſein: nämlich eben dieſe, daß er es iſt. Nichts kann ſo ſehr wie dieſe Eigenſchaft jedes andere Gut vollkommen erſetzen, während ſie ſelbſt durch nichts zu erſetzen iſt. Einer ſei jung, ſchön, reich und geehrt, ſo fragt ſich, wenn man ſein Glück beurteilen will, ob er dabei heiter ſei: iſt er hingegen heiter, ſo iſt es einerlei, ob er jung oder alt, gerade oder bucklig, arm oder reich ſei: er iſt glücklich. In früher Jugend machte ich einmal ein altes Buch auf, und da ſtand: „Wer viel lacht, iſt glücklich, und wer viel weint, iſt unglücklich“ — eine ſehr einfältige Bemerkung, die ich aber wegen ihrer einfachen Wahrheit doch nicht habe vergeſſen können, ſo ſehr ſie auch der Superlativ eines **truism's** iſt. Dieſerwegen alſo ſollen wir der Heiterkeit, wann immer ſie ſich einſtellt, Tür und Tor öffnen: denn ſie kommt nie zur unrechten Zeit; ſtatt daß wir oft Bedenken tragen, ihr Eingang zu geſtatten, indem wir erſt wiſſen wollen, ob wir denn auch wohl in jeder Hinſicht Urſache haben, zufrieden zu ſein; oder auch, weil wir fürchten, in unſern ernſthaften Überlegungen und wichtigen Sorgen dadurch geſtört zu werden: allein was wir durch dieſe beſſern, iſt ſehr ungewiß; hingegen iſt Heiterkeit unmittelbarer Gewinn. Sie allein iſt gleichſam die bare Münze des Glückes und nicht wie alles andere bloß der Banknzettel, weil nur ſie unmittelbar in der Gegenwart beglückt; weshalb ſie das höchſte Gut iſt für Weſen, deren Wirklichkeit die Form einer unteilbaren Gegenwart zwiſchen zwei unendlichen Zeiten hat...

Von der Seele

Hans Thoma

Als der ewige Vater die Seelen auf die Welt ſchickte, um den toten Staub zu beleben, hat er jeder Kreatur, wie ein Wanderbüchlein, einen Reiſepaß, der ihre Herkunft bezeugt, als Heimatſchein, die Sehnſucht, ins Felleiſen mitgegeben; eine Beglaubigung, daß ſie wiederkommen muß ... daß ſie ein Recht zu dieſer Heimkehr hat.

Wir Menſchen haben dies Buch, in dem unſere Sehnſucht eingeſchrieben iſt, leſen gelernt und ſuchen ſie, die wir im Herzen tragen, zu deuten. Bald wird ſie die Vergänglichkeit genannt, aber auch die Gewähr ewiger Fortdauer. Wir ſtreiten uns während der Wanderſchaft wohl oft um unſere Meinungen — oft recht arg —, bis der Seelenſammler Tod all unſerm Meinen und Streiten ein Ende macht; er löſcht das Flämmlein aus der Ewigkeit, das aus den Augen leuchtet; er zerbricht das Werkzeug, welches die Macht des Lichtes geſchaffen hat, damit es ſich ſelber ſchaut.

— Wir ſehen das Werkzeug zerſtört; aber wir glauben an das ewig ſchaffende Licht. —

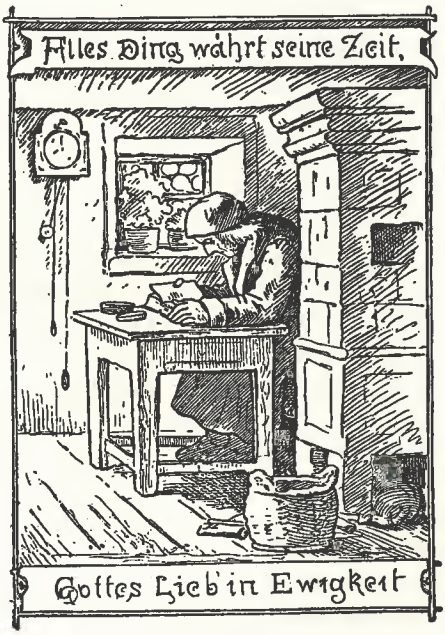
Die Sehnſucht läßt ſich aus der Menſchenſeele nicht wegdisputieren, ſowenig wie das Gewiſſen — beide ſind Eigenſchaften, Zeichen, an denen man ſie kennt; ſie gehören zum Signalement, wie es auf dem Bureau der Ewigkeit in den Heimatſchein eingetragen worden iſt.

Mit ihrer Sehnſucht baut ſich die Seele ihr irdiſches Haus. Generationen ſchaffen daran und türmen Dome auf, wie Fragezeichen nach der Ewigkeit. Und wenn Geſchlechter bauen, ſo entſteht das feſte Gefüge eines Volkes, und die Einzelſeele weitet ſich aus und nimmt teil an der gemeinſamen Seele des Volkes, und ſie erkennt in dieſer Gemeinſchaft Gottgewolltes.

Das kleine Licht, welches uns mitgegeben iſt, damit wir die Welt ſchauen, wird doch wohl ein Funken ſein vom ewigen Lichte. — Aber wir ſind nur Glühwürmer in purpurdunkler Nacht, und unſer Lichtlein reicht nicht weit, und die Dinge, die wir erkennen, ragen aus der Finſternis, und wir fragen, was ſie an ſich ſind ... Wir wiſſen es nicht. Weiß dies der Glühwurm? braucht er es zu wiſſen? Er freut ſich am Rätſelglanz ſeines Lichtleins, und wenn er menſchliche Sprache hätte, ſo würde er dieſes Freudengefühl wohl „Selbſtbewußtſein“ nennen.

Wir Glühwürmer und Leuchtkäfer funkeln in der Nacht des Raumes und in der Zeit herum und können nie ſo recht wiſſen, was wir eigentlich ſind. Wir ſind zwiſchen Licht und Finſternis eingewobene Weſen. Wir wiſſen nicht, ſind wir das Etwas, das nach dem Nichts ſich ſehnt, oder ſind wir das Nichts, das ew'ges Daſein verlangt.

Die Seele flattert zwiſchen Zeit und Ewigkeit, von Traumbildern umſchwebt, die ſie bald ängſtigen, bald durch Lieblichkeit erfreuen; ſie führen ſie in Himmel und Hölle. — Die Seele muß ihre Träume nehmen, wie ſie ihr geſchickt werden ... ſie iſt nicht verantwortlich dafür, ſie ſind ihr Schickſal mit ſeinen Freuden und mit ſeinen Leiden. Die Träume gehen aus dem Gewebe von Urſache und Wirkung hervor, in das jede Seele bei ihrer Ankunft auf der Erde verflochten wird. Aber das tiefſte Wiſſen, das der Seele zuteil wird, dürfen wir — das iſt unabhängig von den Träumen, die das Schickſal flicht und über uns verhängt. — Das Gewiſſen heißen, die das Schickſal bewahrt den himmliſchen Heimatſchein und iſt dafür beſorgt, daß er der Seele nicht verlorengeht, und daß ſie den Anſpruch auf ihr Heimatrecht nicht verliert.



Ludwig Richter

Die blaue Blume

Novalis

ie Eltern lagen ſchon und ſchliefen, die Wanduhr ſchlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenſtern ſauſte der Wind; abwechſelnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf ſeinem Lager und gedachte des Fremden und ſeiner Erzählungen. „Nicht die Schätze ſind es, die ein ſo unausſprechliches Verlangen in mir geweckt haben“, ſagte er zu ſich ſelbſt; „fern ab liegt mir alle Habſucht! Aber die blaue Blume ſehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anderes dichten und denken. So iſt mir noch nie zumute geweſen: es iſt, als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeſchlummert; denn in der Welt, in der ich ſonſt lebte, wer hätte da ſich um Blumen bekümmert, und gar von einer ſo ſeltſamen Leidenſchaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menſchen geſehen; doch weiß ich nicht, warum nur ich von ſeinen Reden ſo ergriffen worden bin; die anderen haben ja das nämliche gehört, und keinem iſt ſo etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zuſtande reden kann! Es iſt mir oft ſo entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich ſo ein tiefes, inniges Treiben: das kann und wird keiner verſtehen. Ich glaubte, ich wäre wahnſinnig, wenn ich nicht ſo klar und hell ſähe und dächte, mir iſt ſeitdem alles viel bekannter. Ich hörte einſt von alten Zeiten reden, wie da die Tiere und Bäume und Felſen mit den Menſchen geſprochen hätten. Mir iſt geradeſo, als wollten ſie augenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen anſehen, was ſie mir ſagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, ſo könnte ich viel beſſer alles begreifen. Sonſt tanzte ich gern; jetzt denke ich lieber nach der Muſik.“ Der Jüngling verlor ſich allmählich in ſüßen Phantaſien und entſchlummerte. Da träumte ihm erſt von unabſehlichen Fernen und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Tiere ſah er; er lebte mit mannigfaltigen Menſchen, halb im Kriege, in wildem Getümmel, in ſtillen Hütten. Er geriet in Gefangenſchaft und die ſchmählichſte Not. Alle Empfindungen ſtiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben, ſtarb und kam wieder, liebte bis zur höchſten Leidenſchaft und war dann wieder auf ewig von ſeiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es ſtiller in ſeiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder.

Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur ſelten ſchimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felſenſchlucht, die bergan ſtieg. Er mußte über bemooſte Steine klettern, die ein ehemaliger Strom heruntergeriſſen hatte. Je höher er kam, deſto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wieſe, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wieſe erhob ſich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Öffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felſen gehauenen Ganges zu ſein ſchien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort bis zu einer großen Weitung, aus der ihm ſchon von fern ein helles Licht entgegenglänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes ſtieg und oben in unzählige Funken zerſtäubte, die ſich unten in einem großen Becken ſammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeſte Geräuſch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauſpiel. Er näherte ſich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieſer Flüſſigkeit überzogen, die nicht heiß, ſondern kühl war und an den Wänden nur ein mattes, bläuliches Licht von ſich warf. Er tauchte ſeine Hand in das Becken und benetzte ſeine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geiſtiger Hauch, und er fühlte ſich innigſt geſtärkt und erfriſcht. Ein unwiderſtehliches Verlangen ergriff ihn, ſich zu baden; er entkleidete ſich und ſtieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umfloſſe ihn eine Wolke des Abendrots; eine himmliſche Empfindung überſtrömte ſein Inneres; mit inniger Wolluſt ſtrebten unzählbare Gedanken in ihm, ſich zu vermiſchen; neue, nie geſehene Bilder entſtanden, die auch ineinanderfloſſen und zu ſichtbaren Weſen um ihn wurden.

Berauſcht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, ſchwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felſen hineinfloß. Eine Art von ſüßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeſchreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand ſich auf einem weichen Raſen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll und ſich darin zu verzehren ſchien. Dunkelblaue Felſen mit bunten Adern erhoben ſich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war ſchwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe, lichtblaue Blume, die zunächſt an der Quelle ſtand und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um ſie her ſtanden unzählige Blumen von allen Farben, und der köſtliche Geruch erfüllte die Luft. Er ſah nichts als die blaue Blume und betrachtete ſie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er ſich ihr nähern, als ſie auf einmal ſich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und ſchmiegten ſich an den wachſenden Stengel, die Blume neigte ſich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Geſicht ſchwebte. Sein ſüßes Staunen wuchs mit der ſonderbaren

Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme ſeiner Mutter weckte und er ſich in der elterlichen Stube fand, die ſchon die Morgenſonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über dieſe Störung zu ſein; vielmehr bot er ſeiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiderte ihre herzliche Umarmung.

Über das Romantiſche

Ludwig Uhland

as Unendliche umgibt den Menſchen, das Geheimnis der Gottheit und der Welt. Was er ſelbſt war, iſt und ſein wird, iſt ihm verhüllt. Süß und furchtbar ſind dieſe Geheimniſſe.

Hier zieht ſich um ſein einſames Schiff das unermeßliche Weltmeer; er zittert vor dem dumpfen Brauſen, das ihm Sturm dräut. Und wenn er auch das Land erreicht, iſt er ſicher, daß nicht der Ozean, der die Feſte rings umgürtet, mächtig hereinwoge und ſie mit ihm verſchlinge? Dort hebt ſich über ihm und dem Irdiſchen der heilige Äther. Der Gedanke will ſich in dieſen reichen Sternenhimmel mit ſeinen kalten, inhaltloſen Dreiecken heben. Die reellen Seelenkräfte langen mit unendlicher Sehnſucht in die unendliche Ferne. Der Geiſt des Menſchen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in ſich auffaſſen wird, und müde des unbeſtimmt ſchweifenden Verlangens, knüpft bald ſeine Sehnſucht an irdiſche Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Überirdiſchen aufzudämmern ſcheint; mit liebender Andacht wird er ſolche Bilder umfaſſen, ihren geheimſten Mahnungen lauſchen, wie Maria den Gott in Kindesgeſtalt am Buſen wiegte; ſie erſcheinen ihm wie Engel, freundlich grüßend, aber zugleich mit dem Fittich, auf dem ſie ſich immer in das Unendliche aufſchwingen können.

Aber auch jene furchtbare Welt ſendet uns ihre Geſtalten, die ſchaurigen Nachtgeiſter; bedeutende Stimmen hören wir aus der Finſternis. Faſt in jedem Bilde, das ein Geheimnis andeutet, glauben wir gerade eines jener großen Geheimniſſe zu ahnen, nach denen unſer Sinn, mit oder ohne Bewußtſein, immer ſich hinneigt. Dies myſtiſche Erſcheinen unſeres tiefſten Gemütes im Bilde, dies Hervortreten der Weltgeiſter, dieſe Menſchwerdung des Göttlichen, mit einem Worte: dies Ahnen des Unendlichen in den Anſchauungen iſt das Romantiſche.

Die Griechen, in einem ſchönen, genußreichen Erdſtriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, tatenvollen Leben, mehr äußerlich als

innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen ... Einzelne Erscheinungen in der griechischen Poesie sind vielleicht mehr für uns romantisch, als sie es für die Griechen selbst waren.

Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute als der Grieche, so sah er eben darum nicht so klar. Seine Natur lag halb in den Wolken. Daher waren seine Götter ungeheure Wolkengestalten, ossianische Nebelgebilde; er wußte von Meerfeien, die aus der blauen, unendlichen See auftauchten, von Elfen, Zwergen, Zauberern, die alle mit seltsamer Kunde aus der Tiefe der Natur hervortraten. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen; aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem der Himmlischen.

So finden wir uns mitten in dem Begriffe des Romantischen, wie er oben angegeben worden. Das Christentum trat auf mit erhabenen Lehrworten aus dem Reiche der Unendlichkeit. Seine Nachfolger ergriffen zu diesen Worten die Bilder, als da sind das Kreuz, das Abendmahl (daher in der Folge die Romane vom Gral) usf.; sie bestaunten die Wirkungen der Religion in den Heiligen, diesen Wundergestalten mit dem Scheine des Himmels um das Haupt. Die Wallfahrten, die Kreuzzüge waren eine Folge des Glaubens an die Heiligkeit gewisser Gegenstände und Gegenden: des Grabes Jesu, der Stadt Jerusalem, des ganzen Gelobten Landes. Das Christentum ist ein viel umfassender Gegenstand der Romantik, aber wohl nicht die Mutter derselben. Schon in den alten nordischen Götter- und Heldensagen herrscht der romantische Sinn.

Der Geist der romantischen Liebe (Minne) ist dieser: durch die Bande der Natur und des Charakters an das Weib gezogen, glaubt der Mann in der himmlischen Gestalt seinen Himmel zu finden; des Weibes kindliche Einfalt ist ihm die Kindheit einer höhern Welt. Er legt hinter die schöne Hülle das Ziel von all seinem Sehnen, seine ganze Unendlichkeit. Daher die Anbetung, mit der er vor der Geliebten kniet. Ihr Rosenantlitz erscheint ihm in Verklärung, aus ihren Augen leuchtet ihm der Himmel mächtig hervor. Jedes leise Zeichen der Huld ist ihm Segen aus der Höhe, jede zarte Rede ist ihm Offenbarung. Was daran Schein sei, was Wahrheit, wer will es ergründen? Religion und Minne sind es, für die der Helden Kraft rang und strebte. Religiosität, Minne und Tapferkeit machen den Geist der Ritterwelt aus.

Es gibt romantische Charaktere, d. h. solche, die der romantische Glaube ganz ergriffen hat und Motiv ihrer Gesinnungen und Handlungen wird: Mönche, Nonnen, Kreuzritter, Ritter des Grals usf., wie überhaupt alle die poetischen Ritter und Frauen des Mittelalters.

Auch die Natur hat ihre Romantik. Blumen, Regenbogen, Morgen- und Abendrot, Wolkenbilder, Mondnacht, Gebirge, Ströme, Klüfte usw. lassen uns

teils in lieblichen Bildern einen zarten, geheimen Sinn ahnen, teils erfüllen ſie uns mit wunderbarem Schauer.

Manche Naturerſcheinungen, Orkane, Gewitter, ſtürmen zu rauh herein, ſprechen ihren Sinn zu laut aus, übertreiben zu ſehr die Ahnung durch Schrecken, um noch romantiſch zu ſein. Doch können ſie es werden, wenn ſie, mehr untergeordnet, etwa in einer Handlung als Vorbedeutung eintreten.

Eine Gegend iſt romantiſch, wo Geiſter wandeln, mögen ſie uns an vergangene Zeiten mahnen oder ſonſt in geheimer Geſchäftigkeit ſich um uns her bewegen. Wir ſtehen noch außer dem Reigen der luſtigen Elfen, die nach der nordiſchen Sage nur der ſieht, der innerhalb ihres Kreiſes ſteht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüſternden Stimmen.

Ludwig Richter — Wanderſchaft

Die Romantik iſt nicht nur ein phantaſtiſcher Wahn des Mittelalters; ſie iſt hohe, ewige Poeſie, die im Bilde darſtellt, was Worte dürftig oder nimmer ausſprechen, ſie iſt das Buch ſeltſamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln Geiſterwelt; ſie iſt der ſchimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, ſie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporſteigen. Hat denn ſtets der abſprechende Unglaube der neuen Zeit beſſern Grund als der verrufene Aberglauben der Alten? Auch hat der beſtändige Umgang mit dem

Wunderbaren, das von allen Seiten über uns hereinhängt, ſo vielen den Sinn dafür benommen. Sie haben es verwechſelt mit ihrer Gemeinheit, und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen ſie Schwärmer.

Nun ſo laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantiſche Wunderreich, wo das Göttliche in tauſend verklärten Geſtalten umherwandelt!

Hunger

Wilhelm Raabe

Sieh, liebes Kind, in meinem ſchlechten Verſtande hab' ich mir immer gedacht, daß aus der Welt nicht viel werden würde, wenn es nicht den Hunger drin gäbe. Aber das muß nicht bloß der Hunger ſein, der nach Eſſen und Trinken und einem guten Leben verlangt, nein, ein ganz ander Ding. Da war dein Vater, der hatte ſolch einen Hunger, wie ich meine, und von dem haſt du ihn geerbt. Dein Vater war auch nicht immer zufrieden mit ſich und der Welt; aber nicht aus Mißgunſt, weil andere in ſchöneren Häuſern wohnten oder in Kutſchen fuhren oder ſonſten dergleichen; nein, er war nur deshalb bekümmert, weil es ſo viele Dinge gab, die er nicht verſtand, und die er gern hätte lernen mögen. Das iſt der Männer Hunger, und wenn ſie den haben und dazu nicht ganz derer vergeſſen, die ſie liebhaben, dann ſind ſie die rechten Männer, ob ſie nun weit kommen oder nicht — 's iſt einerlei. Der Frauen Hunger aber liegt nach der andern Seite. Da iſt die Liebe das erſte. Der Männer Herz muß bluten um das Licht, aber der Frauen Herz muß bluten um die Liebe.

Glück und Unglück

Otto Ludwig

Von Glück und Unglück reden die Menſchen, das der Himmel ihnen bringe. Was die Menſchen Glück und Unglück nennen, iſt nur der rohe Stoff dazu; am Menſchen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Menſch bereitet ſich ſein Glück und ſpannt ſeinen Himmel ſelber in der eigenen Bruſt. Der Menſch ſoll nicht ſorgen, daß er in den Himmel, ſondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in ſich ſelber trägt, der ſucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verſtande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls! Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie ſie iſt; ſuche ihr gerecht zu werden, dann wirſt du dir gerecht. Und in dieſem Sinne ſei dein Wandel:

Zwiſchen Himmel und Erde!

An Goethe

Bettina Brentano

Am 16. Juni.

Goethe,
Schattenriß, Weimar 1826

Hier ſind noch tauſend herrliche Wege, die alle nach berühmten Gegenden des Rheins führen; jenſeits liegt der Johannisberg, auf deſſen ſteilen Rücken wir täglich Prozeſſionen hinaufklettern ſehen, die den Weinbergen Segen erflehen: dort überſtrömt die ſcheidende Sonne das reiche Land mit ihrem Purpur, und der Abendwind trägt feierlich die Fahnen der Schutzheiligen in den Lüften und bläht die weitfaltigen weißen Chorhemden der Geiſtlichkeit auf, die ſich in der Dämmerung wie ein rätſelhaftes Wolkengebilde den Berg hinabſchlängeln. Im Näherrücken entwickelt ſich der Geſang; die Kinderſtimmen klingen am vernehmlichſten; der Baß ſtößt nur ruckweiſe die Melodie in die rechten Fugen, damit ſie das kleine Schulgewimmel nicht allzu hoch treibe, und dann pauſiert er am Fuß des Bergs, wo die Weinlagen aufhören. Nachdem der Herr Kaplan den letzten Rebſtock mit dem Wadel aus dem Weihwaſſerkeſſel beſpritzt hat, fliegt die ganze Prozeſſion wie Spreu auseinander, der Küſter nimmt Fahne, Weihkeſſel und Wadel, Stola und Chorhemd, alles unter dem Arm, und trägt's eilends davon; und als ob die Grenze der Weinberge auch die Grenze der Audienz Gottes wär', ſo fällt das weltliche Leben ein, Schelmenliedchen bemächtigen ſich der Kehlen, und ein heiteres Allegro der Ausgelaſſenheit verdrängt den Bußgeſang, alle Unarten gehen los, die Knaben balgen ſich und laſſen ihre Drachen am Ufer im Mondſchein fliegen, die Mädchen ſpannen ihre Leinwand aus, die auf der Bleiche liegt, und die Burſche bombardieren ſie mit wilden Kaſtanien; da jagt der Stadthirt die Kuhherde durch's Getümmel, den Ochs voran, damit er ſich Platz mache; die hübſchen Wirtstöchter ſtehen unter den Weinlauben vor der Tür und klappern mit dem Deckel der Weinkanne, da ſprechen die Chorherren ein und halten Gericht über Jahrgänge und Weinlagen, der Herr Frühmesner ſagte nach gehaltner Prozeſſion zum Herrn Kaplan: Nun haben wir's unſerm Herrgott vorgetragen, was unſerm Wein not tut: noch acht Tage trocken Wetter, dann morgens früh Regen und mittags tüchtigen Sonnenſchein, und das ſo fort Juli und Auguſt! wenn's dann kein gutes Weinjahr gibt, ſo iſt's nicht unſre Schuld.

Geſtern wanderte ich, der Prozeſſion vorüber, hinauf nach dem Kloſter, wo ſie herkam. Oft hatte ich im Aufſteigen haltgemacht, um den verhallenden Geſang noch zu hören. Da oben auf der Höhe war große Einſamkeit; nachdem auch

das Geheul der Hunde, die das Pſalmieren obligat begleitet hatten, verklungen war, ſpürte ich in die Ferne; da hörte ich dumpf das ſinkende Treiben des ſcheidenden Tags; ich blieb in Gedanken ſitzen — da kam aus dem fernen Waldgeheg' von Vollraths her etwas Weißes, es war ein Reiter auf einem Schimmel; das Tier leuchtete wie ein Geiſt, ſein weicher Galopp tönte mir weisſagend, die ſchlanke Figur des Reiters ſchmiegte ſich ſo nachgebend den Bewegungen des Pferdes, das den Hals ſanft und gelenk bog; bald in läſſigem Schritt kam er heran, ich hatte mich an den Weg geſtellt, er mochte mich im Dunkel für einen Knaben halten, im braunen Tuchmantel und ſchwarzer Mütze ſah ich nicht grade einem Mädchen ähnlich. Er fragte, ob der Weg hier nicht zu ſteil ſei zum Hinabreiten, und ob noch weit ſei bis Rüdesheim. Ich leitete ihn den Berg herab, der Schimmel hauchte mich an, ich klatſchte ſeinen ſanften Hals. Des Reiters ſchwarzes Haar, ſeine erhabene Stirn und Naſe waren bei dem hellen Nachthimmel deutlich zu erkennen. Der Feldwächter ging vorüber und grüßte, ich zog die Mütze ab; mir klopfte das Herz neben meinem zweifelhaften Begleiter, wir gaben einander wechſelweiſe Raum, uns näher zu betrachten, was er von mir zu denken beliebte, ſchien keinen großen Eindruck auf ihn zu machen; ich aber entdeckte in ſeinen Zügen, ſeiner Kleidung und Bewegungen eine reizende Eigenheit nach der andern. Nachläſſig, bewußtlos, naturlaunig ſaß er auf ſeinem Schimmel, der das Regiment mit ihm teilte. — Dorthin flog er im Nebel ſchwimmend, der ihn nur allzubald mir verbarg; ich aber blieb bei den letzten Reben, wo heute die Prozeſſion in ausgelaſſnem Übermut auseinander ſprengte, allein zurück. Ich fühlte mich ſehr gedemütigt, ich ahndete nicht nur, ich war überzeugt, dies raſche Leben, das eben gleichgültig an mir vorübergeſtreift war, begehre mit allen fünf Sinnen des Köſtlichſten und Erhabenſten im Daſein ſich zu bemächtigen.

Die Einſamkeit gibt dem Geiſt Selbſtgefühl; die duftenden Weinberge ſchmeichelten mich wieder zufrieden.

Und nun vertraue ich Dir ſchmucklos meinen Reiter, meine gekränkte Eitelkeit, meine Sehnſucht nach dem lebendigen Geheimnis in der Menſchenbruſt. Soll ich in Dir lebendig werden, genießen, atmen und ruhen, alles im Gefühl des Gedeihens, ſo muß ich, Deiner höheren Natur unbeſchadet, alles bekennen dürfen, was mir fehlt, was ich erlebe und ahnde; nimm mich auf, weiſe mich zurecht und gönne mir die heimliche Luſt des tiefſten Einverſtändniſſes.

Die Seele iſt zum Gottesdienſt geboren, daß ein Geiſt in dem andern entbrenne, ſich in ihm fühle und verſtehen lerne, das iſt mir Gottesdienſt — je inniger: je reiner und lebendiger.

Wo ich mich hinlagere am grünenden Boden, von Sonne und Mond beſchienen, da biſt Du meine Heiligung.

Bettine.

Freundſchaft

Ludwig Tieck

Die Freunde wanderten weiter, und nach geraumer Zeit fragte Theodor: „Wie haſt du nur ſolange krank ſein können?“

„Verwundre dich doch lieber,“ antwortete der Kranke, „wie ich ſo bald habe geneſen können; denn noch iſt es mir ſelber unbegreiflich, daß meine Kräfte ſich ſo ſchnell wieder hergeſtellt haben.“

„Wie wird ſich der gute Friedrich freuen,“ ſagte Theodor, „dich einmal wieder zu ſehn; denn immer warſt du ihm unter ſeinen Freunden der liebſte.“

„Sagt vielmehr,“ antwortete der Geneſene, „daß wir uns in manchen Punkten unſers Weſens am innigſten berührten und am beſten verſtanden; denn, meine Geliebten, man lebt, wenn man das Glück hat, mehrere Freunde zu beſitzen, mit jedem Freunde ein eignes, abgeſondertes Leben; es bilden ſich mannigfache Kreiſe von Zärtlichkeit und Freundſchaft, die wohl die Gefühle der Liebe zu andern in ſich aufnehmen und harmoniſch mit ihnen fortſchwingen, dann aber wieder in die alte eigentümliche Bahn zurückkehren, daher ebenſo wie mir der Vertrauteſte in vielen Geſinnungen fremd bleibt, ſo hebt eben derſelbe auch vieles Dunkle in meiner eignen Natur bloß durch ſeine Gegenwart hervor und macht es licht, ſein Geſpräch, wenn es dieſe Punkte trifft, erweckt es zum klarſten, innigſten Leben, und ebenſo wirkt meine Gegenwart auf ihn zurück. Vielleicht war manches in Friedrich und mir, was ihr übrigen mißverſtandet, was ſich in uns ergänzte und durch unſre Freundſchaft zum Bewußtſein gedieh, ſo daß wir uns mancher Dinge wohl ſogar erfreuten, die andre uns lieber hätten abgewöhnen mögen.“

„Was du da ſagſt, iſt ſehr wahr,“ fügte Ernſt hinzu, „der Menſch, der überhaupt das Leben und ſich verſteht, wird mit jedem ſeiner Freunde ein eignes Vertrauen, eine andre Zärtlichkeit fühlen und üben wollen. O das iſt ja eben das Himmliſche der Freundſchaft, ſich im geliebten Gegenſtande ganz zu verlieren, neben dem Verwandten ſoviel Fremdartiges, Geheimnisvolles ahnden, mit herzlichem Glauben und edler Zuverſicht auch das Nichtverſtandene achten, durch dieſe Liebe Seele zu gewinnen und Seele dem Geliebten zu ſchenken! Wie roh leben diejenigen und verletzen ewig ſich und den Freund, die ſo ganz und unbedingt ſich verſtehn, beurteilen, abmeſſen und dadurch nur ſcheinbar einander angehören wollen! Das heißt Bäume fällen, Hügel abtragen und Bäche ableiten, um allenthalben flache Durchſicht, Mitteilung und Verknüpfung zu gewinnen und einen ſchönen romantiſchen Park deshalb verderben. Nicht früh genug kann

der Jüngling, der ſo glücklich iſt, einen Freund zu gewinnen, ſich von dieſer ſelbſtiſchen Forderung unſrer roheren Natur, von dieſem Mißverſtändnis der jugendlichen Liebe entwöhnen."

„Was du da berührſt," ſagte Anton, „berührt zugleich die Wahrheit, daß es nicht nur erlaubt, ſondern faſt notwendig ſei, daß Freunde voreinander Geheimniſſe haben, ja es erklärt gewiſſermaßen die ſeltſame Erſcheinung, daß man dem einen Freunde wohl etwas anvertrauen mag, was man gern dem verſchweigt, mit dem man vielleicht in noch vertrautern Verhältniſſen lebt. Es iſt eine Kunſt in der Freundſchaft wie in allen Dingen, und vielleicht daher, daß man ſie nicht als Kunſt erkennt und treibt, entſpringt der Mangel an Freundſchaft, über welchen alle Welt jetzt klagt."

„Hier kommen wir ja recht", rief Theodor lebhaft aus, „in das Gebiet, in welchem unſer Friedrich ſo gerne wandelt! Ihn muß man über dieſe Gegenſtände reden hören, denn er verlangt und ſieht allenthalben Geheimnis, das er nicht geſtört wiſſen will, denn es iſt ihm das Element der Freundſchaft und Liebe. Verarge doch dem Freunde nicht, ſprach er einmal, wenn du ahndeſt, daß er dir etwas verbirgt, denn dies iſt ja nur der Beweis einer zärteren Liebe, einer Scheu, die ſich ängſtlich um dich bewirbt und ſittſam an dich ſchmiegt; o ihr Liebenden, vergeßt doch niemals, wieviel ihr wagt, wenn ihr ein Gefühl dem Worte anvertrauen wollt! was läßt ſich denn überall in Worten ſagen? Iſt doch für vieles ſchon der Blick zu ungeiſtig und körperlich! — — O Brüder, Engelherzen, wieviel törichtes Zeug wollen wir miteinander ſchwatzen!"

„Töricht?" ſagte Anton etwas empfindlich; „ja freilich, wie alles töricht iſt, was das Materielle zu verlaſſen ſtrebt, und wie die Liebe ſelbſt in dieſer Hinſicht Krankheit zu nennen iſt, wie Novalis ſo ſchön ſagt. Haſt du noch nie ein Wort bereut, das du ſelbſt in der vertrauteſten Stunde dem vertrauteſten Freunde ſagteſt? Nicht, weil du ihn für einen Verräter halten konnteſt, ſondern weil ein Gemütsgeheimnis nun in einem Elemente ſchwebte, das ſo leicht ſeine rohe Natur dagegen wenden kann: ja du trauerſt wohl ſelbſt über manches, das der Freund in dein Herz niederlegen will, und das Wort klingt ſpäterhin mißmütig und disharmoniſch in deiner innerſten Seele wider. Oder verſtehſt du dies ſo gar nicht und haſt es nie erlebt?"

„Nicht böſe, du lieber Kranker," ſagte Theodor, indem er ihn umarmte, „du kennſt ja meine Art. Schatz, warſt du denn nicht eben einverſtanden darüber, daß es unter Freunden Mißverſtändniſſe geben müſſe? Dieſe meine Dummheit iſt auch ein Geheimnis, glaubt es nur, das ihr auf eine etwas zartere Art ſolltet zu ahnden oder zu entwirren ſtreben."

Vom Großen und vom Kleinen

Adalbert Stifter

Weil wir ſchon einmal von dem Großen und Kleinen reden, ſo will ich meine Anſichten darlegen, die wahrſcheinlich von denen vieler anderer Menſchen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieſeln des Waſſers, das Wachſen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Geſtirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuſer ſpaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerſpeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verſchüttet, halte ich nicht für größer als obige Erſcheinungen, ja ich halte ſie für kleiner, weil ſie nur Wirkungen viel höherer Geſetze ſind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und ſind die Ergebniſſe einſeitiger Urſachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporſchwellen und übergehen macht, iſt es auch, die die Lava in den feuerſpeienden Berg emportreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger ſind dieſe Erſcheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerkſamen mehr an ſich, während der Geiſteszug des Forſchers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende iſt. Die Einzelheiten gehen vorüber, und ihre Wirkungen ſind nach kurzem kaum noch erkennbar.

So wie es in der äußeren Natur iſt, ſo iſt es auch in der inneren, in der des menſchlichen Geſchlechts. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung ſeiner Selbſt, Verſtandesgemäßheit, Wirkſamkeit in ſeinem Kreiſe, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren gelaſſenen Streben, halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geiſt, der nach Tätigkeit ſtrebt, umreißt, ändert, zerſtört, und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, ſondern für kleiner, da dieſe Dinge ſo gut nur Hervorbringungen einzelner und einſeitiger Kräfte ſind wie Stürme, feuerſpeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das ſanfte Geſetz zu erblicken ſuchen, wodurch das menſchliche Geſchlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte, die nach dem Beſtehen des einzelnen zielen. Sie nehmen alles und verwenden es, was zum Be-

ſtehen und Entwickeln desſelben notwendig iſt. Sie ſichern den Beſtand des einen und dadurch den aller. Wenn aber jemand jedes Ding unbedingt an ſich reißt, was ſein Weſen braucht, wenn er die Bedingungen des Daſeins eines anderen zerſtört, ſo ergrimmt etwas Höheres in uns, wir helfen dem Schwachen und Unterdrückten, wir ſtellen den Stand wieder her, daß er ein Menſch neben dem andern beſtehe und ſeine menſchliche Bahn gehen könne, und wenn wir das getan haben, ſo fühlen wir uns befriedigt, wir fühlen uns noch viel höher und inniger, als wir uns als einzelne fühlen, wir fühlen uns als ganze Menſchheit. Es gibt daher Kräfte, die nach dem Beſtehen der geſamten Menſchheit hinwirken, die durch die Einzelkräfte nicht beſchränkt werden dürfen, ja im Gegenteil beſchränkend auf ſie ſelber einwirken. Es iſt das Geſetz der Gerechtigkeit, das Geſetz der Sitte, das Geſetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt und ungefährdet neben dem andern beſtehe, daß er ſeine höhere menſchliche Laufbahn gehen könne, ſich Liebe und Bewunderung ſeiner Mitmenſchen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Menſch ein Kleinod für alle andern Menſchen iſt. Dieſes Geſetz liegt überall, wo Menſchen neben Menſchen wohnen, und es zeigt ſich, wenn Menſchen gegen Menſchen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zueinander, in der Liebe der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, in der Liebe der Geſchwiſter, der Freunde zueinander, in der ſüßen Neigung beider Geſchlechter, in der Arbeitſamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Tätigkeit, wodurch man für ſeinen Kreis, für die Ferne, für die Menſchheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Geſtalt, womit ganze Geſellſchaften und Staaten ihr Daſein umgeben und zum Abſchluſſe bringen. Darum haben alte und neue Dichter vielfach dieſe Gegenſtände benutzt, um ihre Dichtungen dem Mitgefühl naher und ferner Geſchlechter anheimzugeben. Darum ſieht der Menſchenforſcher, wohin er ſeinen Fuß ſetzt, überall nur dieſes Geſetz allein, weil es das einzige Allgemeine, das einzige Erhaltende und nie Endende iſt. Er ſieht es ebenſogut in der niederſten Hütte wie in dem höchſten Palaſt, er ſieht es in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für das Vaterland und die Menſchheit. Es hat Bewegungen in dem menſchlichen Geſchlecht gegeben, wodurch den Gemütern eine Richtung nach einem Ziele hin eingeprägt worden iſt, wodurch ganze Zeiträume auf die Dauer eine andere Geſtalt gewonnen haben. Wenn in dieſen Bewegungen das Geſetz der Gerechtigkeit und Sitte erkennbar iſt, wenn ſie von demſelben eingeleitet und fortgeführt worden ſind, ſo fühlen wir uns in der ganzen Menſchheit erhoben. Wenn aber in dieſen Bewegungen das Geſetz des Rechtes und der Sitte nicht erſichtlich iſt, wenn ſie nach einſeitigen und ſelbſtſüchtigen Zwecken ringen, dann wendet ſich der Menſchenforſcher, wie gewaltig und furchtbar ſie auch ſein mögen, mit Ekel von ihnen ab und betrachtet ſie als ein Kleines, als ein des Menſchen Unwürdiges. So groß iſt die Gewalt dieſes Rechts- und Sittengeſetzes, daß es überall, wo es immer bekämpft worden iſt, doch endlich allezeit ſiegreich und herrlich aus dem

Kampfe hervorgegangen iſt. Ja, wenn ſogar der einzelne oder ganze Geſchlechter für Recht und Sitte untergegangen ſind, ſo fühlen wir ſie nicht als beſiegt, wir fühlen ſie als triumphierend, in unſer Mitleid miſcht ſich ein Jauchzen und Entzücken, weil das Ganze höher ſteht als der Teil, weil das Gute größer iſt als der Tod, wir ſagen da, wir empfinden das Tragiſche, und werden mit Schauern in den reineren Äther des Sittengeſetzes emporgehoben. Wenn wir die Menſchheit in der Geſchichte wie einen ruhigen Silberſtrom einem großen ewigen Ziele entgegengehen ſehen, ſo empfinden wir das Erhabene, das vorzugsweiſe Epiſche. Aber wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragiſche und Epiſche wirken, wie ausgezeichnete Hebel ſie auch in der Kunſt ſind, ſo ſind es hauptſächlich doch immer die gewöhnlichen, alltäglichen, in Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menſchen, in denen dieſes Geſetz am ſicherſten als Schwerpunkt liegt, weil dieſe Handlungen die dauernden, die gründenden ſind, gleichſam die Millionen Wurzelfaſern des Baumes des Lebens. So wie in der Natur die allgemeinen Geſetze ſtill und unaufhörlich wirken und das Auffällige nur eine einzelne Äußerung dieſer Geſetze iſt, ſo wirkt das Sittengeſetz ſtill und ſeelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menſchen mit Menſchen, und die Wunder des Augenblicks bei vorgefallenen Taten ſind nur kleine Merkmale dieſer allgemeinen Kraft. So iſt dieſes Geſetz, ſo wie das der Natur das welterhaltende iſt, das menſchenerhaltende.

Wie in der Geſchichte der Natur die Anſichten über das Große ſich ſtets geändert haben, ſo iſt es auch in der ſittlichen Geſchichte der Menſchen geweſen. Anfangs wurden ſie von dem Nächſtliegenden berührt, körperliche Stärke und ihre Siege im Ringkampfe wurden geprieſen, dann kamen Tapferkeit und Kriegsmut, dahin zielend, heftige Empfindungen und Leidenſchaften gegen feindſelige Haufen und Verbindungen auszudrücken und auszuführen, dann wurde Stammeshoheit und Familienherrſchaft beſungen, inzwiſchen auch Schönheit und Liebe, ſo wie Freundſchaft und Aufopferung gefeiert, dann aber erſchien ein Überblick über ein Größeres: ganze menſchliche Abteilungen und Verhältniſſe wurden geordnet, das Recht des Ganzen vereint mit dem des Teiles, und Großmut gegen den Feind und Unterdrückung ſeiner Empfindungen und Leidenſchaften zum Beſten der Gerechtigkeit hoch und herrlich gehalten, wie ja Mäßigung ſchon den Alten als die erſte männliche Tugend galt, und endlich wurde ein völkerumſchlingendes Band als ein Wünſchenswertes gedacht, ein Band, das alle Gaben des einen Volkes mit denen des andern vertauſcht, die Wiſſenſchaft fördert, ihre Schätze für alle Menſchen darlegt und in der Kunſt und Religion zu dem einfach Hohen und Himmliſchen leitet.

Natur

Ein Fragment von Goethe 1781/1782

Natur! Wir ſind von ihr umgeben und umſchlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in ſie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt ſie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt ſich mit uns fort, bis wir ermüdet ſind und ihrem Arme entfallen.

Sie ſchafft ewig neue Geſtalten; was da iſt, war noch nie; was war, kommt nicht wieder — alles iſt neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und ſind ihr fremd. Sie ſpricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beſtändig auf ſie und haben doch keine Gewalt über ſie.

Sie ſcheint alles auf Individualität anzulegen und macht ſich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerſtört immer, und ihre Werkſtätte iſt unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern; und die Mutter, wo iſt ſie? — Sie iſt die einzige Künſtlerin: aus dem ſimpelſten Stoffe zu den größten Kontraſten; ohne Schein der Anſtrengung zu der größten Vollendung — zur genaueſten Beſtimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Weſen, jede ihrer Erſcheinungen den iſolierteſten Begriff, und doch macht alles eins aus.

Sie ſpielt ein Schauſpiel; ob ſie es ſelbſt ſieht, wiſſen wir nicht, und doch ſpielt ſie's für uns, die wir in der Ecke ſtehen.

Es iſt ein wenig Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt ſie nicht weiter. Sie verwandelt ſich ewig, und iſt kein Moment Stilleſtehen in ihr. Fürs Bleiben hat ſie keinen Begriff, und ihren Fluch hat ſie ans Stilleſtehen gehängt. Sie iſt feſt. Ihr Tritt iſt gemeſſen, ihre Ausnahmen ſelten, ihre Geſetze unwandelbar.

Gedacht hat ſie und ſinnt beſtändig; aber nicht als ein Menſch, ſondern als Natur. Sie hat ſich einen eigenen allumfaſſenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menſchen ſind all in ihr und ſie in allen. Mit allen treibt ſie ein freundliches Spiel und freut ſich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen ſo im Verborgenen, daß ſie's zu Ende ſpielt, ehe ſie's merken.

Auch das Unnatürlichſte iſt Natur. Wer ſie nicht allenthalben ſieht, ſieht ſie nirgendwo recht.

Sie liebet ſich ſelber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an ſich ſelbſt. Sie hat ſich auseinander geſetzt, um ſich ſelbſt zu genießen. Immer läßt ſie neue Genießer erwachſen, unerſättlich, ſich mitzuteilen. Sie freut ſich an der

Hans Baldung Grien — Sieben Pferde im Walde

Illuſion. Wer dieſe in ſich und andern zerſtört, den ſtraft ſie als der ſtrengſte Tyrann.

Wer ihr zutraulich folgt, den drückt ſie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder ſind ohne Zahl. Keinem iſt ſie überall karg, aber ſie hat Lieblinge, an die ſie viel verſchwendet und denen ſie viel aufopfert. Ans Große hat ſie ihren Schutz geknüpft.

Sie ſpritzt ihre Geſchöpfe aus dem Nichts hervor und ſagt ihnen nicht, woher ſie kommen und wohin ſie gehen.

Sie ſollen nur laufen. Die Bahn kennt ſie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirkſam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauſpiel iſt immer neu, weil ſie immer neue Zuſchauer ſchafft. Leben iſt ihre ſchönſte Erfindung, und der Tod iſt ihr Kunſtbegriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menſchen in Dumpfheit ein und ſpornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und ſchwer und ſchüttelt ihn immer wieder auf. Sie gibt Bedürfniſſe, weil ſie Bewegung liebt. Wunder, daß ſie alle dieſe Bewegung mit ſo wenigem erreicht. Jedes Bedürfnis iſt Wohltat. Schnell befriedigt, ſchnell wieder erwachſend. Gibt ſie eins mehr, ſo iſt's ein neuer Quell der Luſt; aber ſie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie ſetzt alle Augenblicke zum längſten Lauf an und iſt alle Augenblicke am Ziele.

Sie iſt die Eitelkeit ſelbſt; aber nicht für uns, denen ſie ſich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an ſich künſteln, jeden Toren über ſich richten, tauſend ſtumpf über ſich hingehen und nichts ſehen und hat an allen ihre Freude und findet allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Geſetzen, auch wenn man ihnen widerſtrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen ſie wirken will.

Sie macht alles, was ſie gibt, zur Wohltat; denn ſie macht es erſt unentbehrlich. Sie ſäumet, daß man ſie verlange; ſie eilet, daß man ſie nicht ſatt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber ſie ſchafft Zungen und Herzen, durch die ſie fühlt und ſpricht.

Ihre Krone iſt die Liebe. Nur durch ſie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwiſchen allen Weſen, und alles will ſie verſchlingen. Sie hat alles iſoliert, um alles zuſammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält ſie für ein Leben voll Mühe ſchadlos.

Sie iſt alles. Sie belohnt ſich ſelbſt und beſtraft ſich ſelbſt, erfreut und quält ſich ſelbſt. Sie iſt rauh und gelinde, lieblich und ſchrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles iſt immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht. Gegenwart iſt ihr Ewigkeit. Sie iſt gütig. Ich preiſe ſie mit allen ihren Werken. Sie iſt weiſe und ſtill. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geſchenk ab, das ſie nicht freiwillig gibt. Sie iſt liſtig, aber zu gutem Ziele, und am beſten iſt's, ihre Liſt nicht zu merken.

Sie iſt ganz, und doch immer unvollendet. So wie ſie's treibt, kann ſie's immer treiben.

Jedem erſcheint ſie in einer eigenen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen und Termen und iſt immer dieſelbe.

Sie hat mich hereingeſtellt, ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten. Sie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr. Nein, was wahr iſt und was falſch iſt, alles hat ſie geſprochen. Alles iſt ihre Schuld, alles iſt ihr Verdienſt.

Naturliebe

Ernſt Moritz Arndt

Auch der Naturſinn zeichnet die Deutſchen aus, ich ſollte ſagen die Naturſeele; denn in mancher Hinſicht haben die ſinnlicheren Völker, als in welchen die irdiſchen Flammen mächtiger brennen, wohl mehr Naturſinn als die Germanen. Bei den Germanen zeigt ſich vorzugsweiſe die Naturliebe, ein ſtilles Verſtändnis, eine innige Freundſchaft und ein zarter Umgang mit der Natur. Der ſanfte, empfindende, ſinnende und denkende Menſch, welchem das Gemüt auf das Geiſtige und Überſinnliche gerichtet ward, ſcheint des Lebens mit der Natur gar nicht entbehren zu können, da eben die mit heißerer Sinnlichkeit begabten Völker ſich viel weniger daraus machen. Sehr begreiflich. Er ſucht hier täglich die milden Einflüſſe zarter ſinnlicher und irdiſcher Reize, er ſucht hier eine Ergänzung der Sinnlichkeit, deren vollſtes Maß ihm verſagt ward, er ſaugt gleichſam antäiſch die Lebenskraft ein, welche ihm mangelt. Aber auch in dem Chriſtentum ſelbſt liegt für diejenigen, welche das innigſte geiſtige Leben desſelben am tiefſten empfinden, wohl ein großer Reiz des zarten und freundlichen Zuſammenhanges und Zuſammenhalts mit der Natur. Das Heidentum, das immer auf die volle Rundung und Geſtaltung des ſinnlichen Lebens drang, hat von dieſer zart und ſinnig ſpielenden Natur wenig Bedürfnis gehabt, es hat nur ihre großen Erſcheinungen bewundert und ihre ungeheuren und ſeltſamen Maſſen und Gebilde angeſtaunt, mit Blumen und Bäumen und Quellen und Bächen und Mond und Geſtirnen hat es weniger geſpielt und geliebt als die Neueren. Dieſes anmutige und ſtille Spiel, dieſes liebende Verſtändnis und träumeriſche und ſchwärmeriſche Empfängnis aller Natur gehört recht eigentlich dem Chriſtentum an, welches ſeinem Weſen nach muſikaliſch und in unbeſtimmter Geiſtigkeit und Schwärmerei hinſpielend und hinſchwebend iſt.

Darum hinaus in Feld und Wald, in Tal und Gebirg', ihr deutſchen Jünglinge! Und erfriſchet und erquicket euch Leib und Seele an dem ewigen, geheimnisvollen und wunderſamen Gegenſpiel eures Gemütes und des Himmels! Darum hinaus, wann die Wiſſenſchaft euch austrocknen, wann das Leben mit ſeinen Mühen und Kämpfen und Arbeiten und Sorgen euch zerreißen will, hinaus ins Freie und in die liebe, weite Gotteswelt und blaſet dort den Unmut und die Dumpfheit von euch und ſaugt friſchen Aten- und Trieb des Lebens und der Liebe ein! Was dem bloß natürlich und in natürlichſten Verhältniſſen lebenden Menſchen ſchon wie von ſelbſt wird und erblüht, das muß der künſtlich und oft in zu künſtlichen Verhältniſſen lebende Menſch durch Erkenntnis ſuchen: er muß leben lernen. Denn halb iſt das Leben, dem die Natur fehlt, und muß zuletzt notwendig in Mattigkeit und Dürftigkeit oder in Starrheit und Sprödigkeit vergehen.

Mensch und Natur

Goethe

enn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Täler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte, wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite, und das Schwirren und Wehen um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich; Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter; die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirge erklang; und ich sah sie wirken und schaffen ineinander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe, alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern und sich anniſten und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Tor, der du alles so gering achtest, weil du so klein bist! — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Wesens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Lukas Cranach — Hirſchjagd

Klagſchrift der Vögel

Luther

Unſerm günſtigen Herrn, Doctori Martino Luther, Prediger zu Wittenberg.

Wir Droſſeln, Amſeln, Finken, Hänflinge, Stieglitzen ſamt anderen frommen ehrbaren Vögeln, ſo dieſen Herbſt über Wittenberg reiſen ſollen, fügen Eurer Liebe zu wiſſen, wie wir glaublich berichtet werden, daß einer, genannt Wolfgang Sieberger[1], Euer Diener, ſich unterſtanden habe einer großen, freventlichen Thurſt[2] und etliche alte, verdorbene Netze aus großem Zorn und Haß über uns teuer gekauft, damit einen Finkenherd anzurichten, und nicht allein unſern lieben

[1] In der Tat Luthers alter Diener, dem hiermit das Vogelſtellen verwieſen wird. [2] Altes Wort für Verwegenheit, Dreiſtigkeit.

Freunden und Finken, sondern auch uns allen die Freiheit, zu fliegen in der Luft und auf Erden Körnlein zu lesen, von Gott uns gegeben, zu wehren vornimmt, dazu uns nach unserm Leib und Leben stellet, so wir doch gegen ihn gar nichts verschuldet noch solche ernstliche und geschwinde Thurst um ihn verdienet. Weil denn alles, wie Ihr selbst könnt bedenken, uns armen, freien Vögeln (so zuvor weder Scheune noch Häuser noch etwas darinnen haben) eine gefährliche und große Beschwerung, ist an Euch unsere demütige und freundliche Bitte: Ihr wollet Euren Diener von solcher Thurst weisen, oder wo das nicht sein kann, doch ihn dahin halten, daß er uns des Abends zuvor streue Körner auf den Herd und morgens vor acht Uhr nicht aufstehe und auf den Herd gehe; so wollen wir denn unsern Zug über Wittenberg nehmen. Wird er das nicht tun, sondern uns also freventlich nach unserm Leben stehen, so wollen wir Gott bitten, daß er ihm steure und er des Tages auf dem Herde Frösche, Heuschrecken und Schnecken an unsrer Statt fange und zu Nacht von Mäusen, Flöhen, Läusen, Wanzen überzogen werde, damit er unser vergesse und den freien Flug uns nicht wehre. Warum braucht er solchen Zorn und Ernst nicht wider die Sperlinge, Schwalben, Elstern, Dohlen, Raben, Mäuse und Ratten? Welche Euch doch viel Leids tun, stehlen und rauben und auch aus den Häusern Korn, Hafer, Malz, Gerste usw. enttragen, welches wir nicht tun, sondern allein das kleine Bröcklein und einzelne verfallne Körnlein suchen. Wir stellen solch unsre Sache auf rechtmäßige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht so hart wird nachgestellet. Wir hoffen aber zu Gott, weil unsrer Brüder und Freunde so viel in diesem Herbst vor ihm blieben und entflohen sind, wir wollen auch seinen losen, faulen Netzen, so wir gestern gesehen, entfliehen. Gegeben in unserm himmlischen Sitz unter den Bäumen, unter unserm gewöhnlichen Siegel und Federn.

Goethe auf dem Brocken

Wie ich gestern zum Torfhause kam, saß der Förster bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln, und soviel ich vom Brocken redete, er versicherte die Unmöglichkeit, hinaufzugehen, und wie oft er sommers droben gewesen wäre und wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen. — Die Berge waren im Nebel, man sah nichts. „Und so", sagt er, „ist's auch jetzt oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehn ..." Da saß ich mit schwerem Herzen, mit halben Gedanken, wie ich zurückkehren wollte ... Ich war still und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. „So," sagt er zu mir, „nun können Sie den Brocken sehn." Ich trat ans Fenster, und er lag vor mir klar wie mein Gesicht im Spiegel. Da ging mir das Herz auf, und ich rief: „Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht, niemanden?" — Und er sagte: „Ich will mit Ihnen gehen." — Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum

Zeugnis meiner Freudentränen. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der oberſten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit, und heute nacht bis früh war er im Mondſchein ſichtbar und finſter auch in der Morgendämmerung, da ich aufbrach.

Goethe / Maimorgen

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine Seele eingenommen gleich dem ſüßen Frühlingsmorgen, den ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt wie die meine. Ich bin glücklich, ſo ganz in dem Gefühl von ruhigem Daſein verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler geweſen als in dieſen Augenblicken. Wenn das liebe Tal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligtum ſtehlen, ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege und näher an der Erde tauſend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, dann ſehne ich mich oft und denke: Ach könnteſt du das wieder ausdrücken, könnteſt du dem Papier das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes!

Waldesweisheit

Adalbert Stifter

er alte Gregor tupfte mit der Hand an den Sänftenrand und zeigte rechts hinüber auf einen machtvollen, schwarzblau hereingehenden Waldrücken, von grauen Felsenbändern schräg gestreift, die aber kaum sichtbar waren in dem Funkeln und Dämmern der Luft. „Seht," sagte er, „das ist das Ziel unserer Reise, und wir müssen heute noch fast bis auf zwei Drittel gegen seine Schneidelinie hinauf. Der Platz hier hat etwas wunderlich Zutunliches, und ich wußte, daß er euch gefallen müsse, aber die Sonne neigt sich der Wand zu, und wir müssen weiter."

„Ja, ja," fuhr er fort, als man die Sänfte wieder aufgenommen hatte und die andere Seite des Waldhügels hinabging, „ja, ja, schöne Jungfrauen, der Wald ist auch schön, und mich dünkt manchesmal, als sei er noch schöner als die schönen Gärten und Felder, welche die Menschen machen, weil er auch ein Garten ist, aber ein Garten eines Reichen und Großen, der ihn durch tausend Diener bestellen läßt; in ihm ist gar kein Unkraut, weil der Herr jedes Kräutlein liebt und schätzt — er braucht auch ein jedes für seine vielen tausend Gäste, deren manche lecker sind und ganz Besonderes verlangen. — Sehet, da habe ich draußen — es sind wohl einige Wegestunden von hier — da habe ich auch ein paar Kühe, viele Ziegen, auch Hafer- und Gerstenfelder — jetzt gehört alles meinem Enkel — der pflegt und hegt es — —, aber wenn ich damals, vor zwanzig, dreißig Jahren, von meinem Hauswesen so des Sonntags in den Wald hinaufging in die Länge und Weite, immer tiefer, so allerlei sinnend, auf das Wild gar nicht einmal achthabend, so war das ein lieblicherer, anmutigerer Tag als die ganze andere Woche, und öfter wollte es mich bedünken, als hätte ich da eine schönere Vesper gefeiert, als die hinaus in die Nachmittagskirche, aber auch ins Schenkhaus gegangen sind; denn sehet, ich habe mir immer mehr und mehr ein gutes Gewissen aus dem Walde heimgetragen. Es kann ja auch nicht anders sein — denn wie ich nachgerade mutiger wurde und weiter und weiter hereinkam, auch mehr Zeit hatte, da mein Sohn das Hauswesen übernahm —, sehet, da fing ich an, allgemach die Reden des Waldes zu hören, und ich horchte ihrer auch, und der Sinn ward mir aufgetan, seine Abzeichen zu verstehen, und das war lauter Prachtvolles und Geheimnisreiches und Liebevolles von dem großen Gärtner, von dem es mir oft war, als müsse ich ihn jetzt und jetzt irgendwo zwischen den Bäumen wandeln sehen. — — Ihr schaut mich mit den schönen Augen seltsam an, Jungfrau — aber Ihr werdet, wenn Ihr länger hier bleibt, schon auch etwas lernen; denn Eure Augen sind schön und klug. In allem hier ist Sinn und Empfindung;

der Stein ſelber legt ſich um ſeinen Schweſterſtein und hält ihn feſt, alles ſchiebt und drängt ſich, alles ſpricht, alles erzählt, und nur der Menſch erſchaudert, wenn ihm einmal ein Wort vernehmlich wird. Aber er ſoll nur warten, und da wird er ſehen, wie es doch nur lauter liebe, gute Worte ſind."

Johanna ſah mit unverhohlenem Erſtaunen in das Antlitz des alten Waldſohnes, und es begann ihr ordentlich immer ſchöner zu werden. Man war mittlerweile wieder ins Tal zu einem rauſchenden, ſpringenden Bach gekommen, und Gregor mußte ſein Geſpräch abbrechen, weil er hier wieder Anordnungen behufs des Weitergehens zu machen hatte.

„Vater, Vater," ſagte Johanna leiſe, „welch einen ſeltſamen Menſchen habt Ihr uns hier beigegeben!"

„Kind, dies iſt ein Kleinod der Wüſte", erwiderte der Vater. „Niemand weiß dies weniger als er ſelber; du wirſt oft auf ſeine Worte hören wie auf Klänge ſilberner Glocken, du wirſt von ihnen vieles lernen, und er wird euch eine Stimme der Wüſte ſein, wenn ihr fern von der Heimat in der Einſamkeit leben müſſet. Wir haben vor Jahren manche Tage miteinander verlebt, damals war er kühner und feuriger; aber die wunderlichen Gedanken ſeines Herzens ſpannen ſich ſchon damals wie ein ſeltſamer, ausländiſcher Frühling aus ihm heraus, und wenn wir ſo oft einen langen Nachmittag miteinander allein zu einem fernen Jagdzuge gingen und er zutraulich wurde und das Band ſeiner Reden und Phantaſien löſte, ſo warf er Blüten und Bäume, Sonne und Wolken durcheinander und abenteuerlich Glauben und Grübeln, daß es mir oft nicht anders war, als würde aus einem alten, ſchönen Dichtungsbuche vorgeleſen. Manche höhnten ihn, und gegen dieſe verſchloß er wie mit Felſen den Quell ſeiner Rede; aber ich habe ihn jederzeit geliebt und er mich auch. Er war es, der mir einſt den ſchönen, einſamen Platz zeigte, zu dem wir eben auf der Wanderung ſind und den vielleicht kein Menſch weiß; und er iſt es auch, der nicht um Geld und Geldeswert, ſondern ebenfalls aus alter Liebe zu mir und meiner zu euch, wenn ihr ſie nicht verſcherzt, ſich entſchloſſen hat, die Zeit eures Waldaufenthaltes bei euch zu wohnen, um mit dem Reichtum ſeiner Erfahrungen zu eurem Schutze behilflich zu ſein."

Da ſie gelegentlich an einer Eſpe vorüberkamen, deren Blätter, obwohl ſich kein Hauch im ganzen Walde rührte, dennoch unaufhörlich zitterten, ſo ſagte Clariſſa zu dem Alten, wenn er die Zeichen und die Sprache der Wälder kenne und erforſche, ſo wiſſe er vielleicht auch, warum dann gerade dieſer Baum nie zu einer Ruhe gelangen könne und ſeine Blätter immer taumeln und baumeln müſſen.

„Es ſind da zwei Meinungen", entgegnete er; „ich will ſie Euch beide ſagen. Meine Großmutter, als ich noch ein kleiner Knabe war, erzählte mir, daß, als noch der Herr auf Erden wandelte, ſich alle Bäume vor ihm beugten, nur die Eſpe nicht: darum wurde ſie geſtraft mit ewiger Unruhe, daß ſie bei jedem Windhauche erſchrickt und zittert wie jener ewige Jude, der nie raſten kann, ſo daß die Enkel und Urenkel jenes übermütigen Baumes in alle Welt geſtreut ſind —

ein zaghaft Geſchlecht, ewig bebend und flüſternd in der übrigen Ruhe und Einſamkeit der Wälder. Darum ſchaute ich als Knabe jenen geſtraften Baum immer mit einer Art Scheu an, und ſeine ewige Unruhe war mir Pein. Aber einmal, es war Pfingſtſonntags nachmittags vor einem Gewitter, ſah ich (ich war ſchon ein erwachſener Mann) einen ungemein großen Baum dieſer Art auf einer ſonnigen Waldblöße ſtehen, und alle ſeine Blätter ſtanden ſtille; ſie waren ſo ruhig, ſo grauenhaft unbeweglich, als wären ſie in die Luft eingemauert und ſie ſelber zu feſtem Glaſe erſtarrt — es war auch im ganzen Walde kein Lüftchen zu ſpüren und keine Vogelſtimme zu hören, nur das Geſumme der Waldfliegen ging um die ſonnenheißen Baumſtämme herum. Da ſah ich mir denn verwundert den Baum an, und wie er mir ſeine glatten Blätter wie Herzen entgegenſtreckte auf den dünnen, langen, ſchwanken Stäben, ſo kam mir mit eins ein anderer Gedanke: wenn alle Bäume, dacht' ich, ſich vor dem Herrn geneigt haben, ſo tat es gewiß auch dieſer und ſeine Brüder; denn alle ſind ſeine Geſchöpfe, und in den Gewächſen der Erde iſt kein Trotz und Laſter wie in den Menſchen, ſondern ſie folgen einfältig den Geſetzen des Herrn und gedeihen nach ihnen zu Blüte und Frucht — darum iſt nicht Strafe und Lohn für ſie, ſondern ſie ſind von ihm alle geliebt, und das Zittern der Eſpe kommt gewiß nur von den gar langen und feinen Stielen, auf die ſie ihre Blätter wie Täfelchen ſtellt, daß ſie jeder Hauch lüftet und wendet, worauf ſie ausweichen und ſich drehen, um die alte Stellung wiederzugewinnen. Und ſo iſt es auch; denn oft habe ich nachher noch ganz ruhige Eſpen an windſtillen Tagen angetroffen und darum an andern, wo ſie zitterten, ihrem Geplauder mit Vorliebe zugehört, weil ich es gutzumachen hatte, daß ich einſtens ſo ſchlecht von ihnen gedacht. Darum iſt es auch ein ſehr feierlicher Augenblick, wenn ſelbſt ſie, die ſo leichtfertige, ſchweigt; es geſchieht meiſtens vor einem Gewitter, wenn der Wald ſchon harret auf die Stimme Gottes, welche kommen und ihnen Nahrung herabſchütten wird."

Hymnus auf die See

Friedrich Liſt

Die See iſt die Hochſtraße des Erdballs. Die See iſt der Paradeplatz der Nationen. Die See iſt der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeiſtes für alle Völker der Erde und die Wiege ihrer Freiheit. Die See iſt die fette Gemeindetrift, auf welche alle wirtſchaftlichen Nationen ihre Herden zur Maſtung treiben. Wer an der See keinen Teil hat, der iſt ausgeſchloſſen von den guten Dingen und Ehren der Welt — der iſt unſers lieben Herrgotts Stiefkind.

In der See nehmen die Nationen ſtärkende Bäder, erfriſchen ſie ihre Gliedmaßen, beleben ſie ihren Geiſt und machen ihn empfänglich für große Dinge, ge-

wöhnen ſie ihr körperliches und geiſtiges Auge, in weite Fernen zu ſehen, waſchen ſie ſich jenen Philiſterunrat vom Leibe, der allem Nationalleben, allem Nationalaufſchwung ſo hinderlich iſt. Das Salzwaſſer iſt für die Nationen eine längſt erprobte Panazee; es vertreibt ihnen die Titelſucht, die Blähungen aller den geſunden Menſchenverſtand verzehrenden Stubenphiloſophie, die Krätze der Sentimentalität, die Lähmungen der Papierwirtſchaft, die Verſtopfungen der gelehrten Pedanterei und heilt Stubenverſeſſenheiten und Grillenfängerei aus dem Grunde. Dabei gibt es dem Magen der Nation Ton; denn es bringt Reichtum und Genüſſe, Mut und Lebensfreudigkeit in die Maſſe des Volkes. Seefahrende Leute lachen über das Hunger- und Sparſyſtem am Boden kriechender Nationalökonomen, wohl wiſſend, daß die See an guten Dingen unerſchöpflich iſt, und daß man nur Mut und Kraft haben dürfe, ſie zu holen. Eine Nation ohne Schiffahrt iſt ein Vogel ohne Flügel, ein Fiſch ohne Floſſen, ein zahnloſer Löwe, ein Hirſch an der Krücke, ein Ritter mit hölzernem Schwert, ein Helote und Knecht der Menſchheit. Und ſo tief ſinkt zuletzt der öffentliche Geiſt inſektenartig auf dem Lande kriechender Nationen, daß ſie diejenigen verſpotten und verfolgen, die ihnen raten, ſich zur See zu verſuchen, wie im Lande der Hinkenden der Sonderling verlacht wird, der keck auf zwei Beinen daherſchreitet. Wir ſprechen nicht von Deutſchland — bewahre der Himmel! — wir ſprechen von den Äthiopiern, von den Chineſen und Japaneſen, von den Leuten am Himalaya, von allen jenen Schwächlingen, welchen die See weder Nahrung noch Stärkung bringt. Wir Deutſchen haben noch eine Schiffahrt, Gott ſei's gedankt und den braven rüſtigen Leuten an den Mündungen der Ems, der Weſer, der Elbe, der Trave, der Oder, vor allen aber unſern wackern Bremern, die unter dem Schutze Gottes und ſeiner Heiligen den ganzen Erdball ſo mutig beſchiffen, als ſegelten ſie unter der Flagge der mächtigſten Nation, als wären ſie nicht den Fußtritten und Rippenſtößen jedes Barbaren bloßgeſtellt, den die Luſt anwandelt, ſich an ihnen zu vergreifen.

Tiefſinnige Gelehrte, Politiker vom feinſten Waſſer haben bewieſen, Deutſchland beſitze weder Mittel noch Luſt, eine ſeefahrende Nation zu werden; die Deutſchen ſeien durchweg Landratten, liebten, wie Gewürm am feſten Boden zu kriechen, und fürchteten die Gefahren der See, die keine Balken habe. Oh! ihr Büchermacher, wie ihr euer Land und Volk kennt! Möchte doch einer von euch in die noch unentdeckten Gegenden an der Oſt- und Nordſee zu reiſen wagen und ſich die Länder und ihre Bewohner beſchauen und ihr Tun und Treiben, ihr Leben und Weben beobachten und euch ſchulgerechte Tabellen darüber anfertigen: wie viele junge Leute hinausziehen in den Seedienſt aller Länder und Weltteile, weil die einheimiſche Schiffahrt ihrem Drang und Sehnen nach dem Leben und den Gefahren der See keine Befriedigung gewähren kann; wie viele zu Hauſe bleiben, denen kein Beruf lieber wäre als der Seedienſt, könnten ſie in der vaterländiſchen Schiffahrt Unterkunft finden; welches Geſchick, welche Luſt und Kraft dieſe Leute zum Seedienſt beſitzen, und wie viele Schiffe zu bemannen wären, und

wie viele tüchtige Kapitäne nur allein die Uferſtaaten zu erziehen vermöchten, von dem Binnenland nicht zu reden, und welche Materialien und Werkleute ſich zum Behuf des Schiffsbaues bei ihnen vorfinden, und wieviel und welche Arten Schiffbauhölzer jetzt außer Landes gehen, die zum einheimiſchen Schiffbau verwendet werden könnten, und welche Fortſchritte die deutſchen Seeleute und Schiffbauer im Bauen und in der Führung der Schiffe und die deutſchen Matroſen im Seedienſt ohne alle Begünſtigung von ſeiten der deutſchen Staaten — ja noch im ſchweren und erniedrigenden Kampfe mit den Schiffahrtsbeſchränkungen aller fremden Nationen — gemacht haben, das wären einmal Tabellen, die zu vernünftigen Schlüſſen führen könnten!

Der Rhein

Friedrich Liſt

Das Wort Rhein iſt Leben; das Wort Rhein iſt Größe; das Wort Rhein iſt Macht und Kraft. Als Gott der Herr Deutſchland erſchuf, da war es ein unförmlicher Klumpen — eitel D..ck und Sand ohne allen Wert. Da ſteckte er ihm den Rhein in den Rücken, und Deutſchland ſtand aufrecht und kraftvoll da. — ein Rieſe unter den Ländern. Laßt ihm das Rückenbein wieder ausziehen, und es plumpſt wiederum zuſammen wie ein leerer Mehlſack. O daß ich ein Gleichnis finden könnte, erhaben genug, um Ihnen anſchaulich zu machen, was die Rheinlande den Deutſchen ſind. Doch halt — ich hab's —, das Land am Rhein, meine Heren, iſt des deutſchen Ochſen Lendenſtück und der Nordoſten die halb ungenießbare, halb magere und rauhe Zugabe des kargen Fleiſchers. Wer je eine Küche unter ſeiner Inſpektion gehabt, wird mich faſſen. Ein einziges Rheinland, meine Herren, wiegt zehn Alt- und Uckermarken auf, und wär' ich ein König unterhalb dem Bingerloch, ich kümmerte mich blutwenig um die äſthetiſchen Pfefferkuchen und die tiefen Philoſophien an der Spree, ich gründete meine Hauptſtadt irgendwo am Rhein oder in der Nähe des Rheins wie Karl der Große. Denn als oben und unten und in der Mitte den Deutſchen Stücke vom Rhein abhanden gekommen, da war es geſchehen um ihre Macht und ihren geſunden Menſchenverſtand, ſie wurden Perücken und Haarzöpfe, lächerliche Pedanten — zuletzt gar Philoſophen... Rheinwärts liegt der größte Teil der künftigen Größe und Macht der Deutſchen. Auf dem Rhein kommen dem Süden die Reichtümer fremder Weltteile. Auf dem Rhein gehen die Früchte ſeines Fleißes nach aller Welt. Am Rhein leben mehr Menſchen als in London und Paris zuſammen, und fröhlichere und kräftigere Menſchen als an der Seine und Themſe; Menſchen, die alles zuſammen beſitzen, was jene nur vereinzelt, Korn und Wein, Steinkohle und Eiſen.

Winterfreuden

Bogumil Goltz

Der Sommer und Frühling waren uns himmliſche Jahreszeiten; der Herbſt und Winter genügte aber nicht minder unſrer Lebhaftigkeit und Einbildungskraft. Wie geſchäftig, wie vorſorglich tat man im Oktober mit den Eltern um die Wette, wenn Obſt und Gemüſe aus dem Garten eingekellert und alle möglichen guten und beſten Dinge eingeſchlachtet, eingemacht und eingeſorgt wurden! Mit welcher wollüſtigen Trauer ſah man die Störche ziehen, Flur und Wald ſich verwandeln und veröden! Und wenn der Wind nun über das braune Erbsſtoppel ging, wenn er welke Blätter vor ſich herfegte und in dem goldgelben, immer zitternden Eſpenlaub alle die glitzernden Herbſttinten durcheinanderfunkeln ließ, wenn die letzten wilden Gänſe abzogen, die Schwalben ſich in das Rohrdickicht einſamer Waldſeen oder in die Flußufer verbargen, wenn die armen Leute haſtiger Holz und Strauchwerk zuſammenſchleppten, die letzten ſteinharten Winterholzbirnen von den Bäumen herabgeſchlagen wurden, wenn ſich alles von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde bedenklicher, bedeutungsſchwerer geſtaltete und verwandelte, die Tage ſo trübe, ſo rauh und ſo karg, die Nächte ſo traumlang und todesfinſter wurden und alles, alles ſich zu einem ganz andern Daſein, zu einer ganz andern Weiſe, zu einer andern Welt anſchickte; wie ergriff das unſer Kindergemüt!

Endlich fanden wir eines Morgens im Spätherbſte die erſte dünne Eisrinde auf dem Wieſenbach oder dem Teich. Nun war die neue Welt, die neue Ordnung der Dinge in Wirklichkeit da! Glücklich, wer einen alten Schlittſchuh hervorfand, der im Notfall nur in einer alten Meſſerklinge beſtand, die in ein Holz eingekeilt war!

Nun fiel der erſte dicke Schnee! Wieder ein Jubel, wieder ein Feſttag! Man zimmerte an einem Schlittchen mühſeliger und betriebſamer als Robinſon Cruſoe an ſeinem Klotzkahn, den der Ärmſte doch zuletzt liegenlaſſen mußte. Man ſchnitt und hackte ſich binnen kurzem ſo ſehr in die Finger, als es mit den ziemlich ſtumpfen Schneidewerkzeugen nur immer möglich war. Nun wurden an den Hausknecht, den Kutſcher und an andre kunſtfertige Leute die ſtürmendſten Liebkoſungen ſpottwohlfeil verſchwendet; das verhalf endlich richtig zu einem Schlitten! Ging die Sache ſehr gut, ſo wurden auch unter den Kufen ein paar dünne Eiſenſtäbe beſchafft, und ſollten ſie in aller Unſchuld des verzweifelten Begehrs ſogar von einem altmodiſchen Kammerfenſter weggebrochen und geſtohlen worden ſein.

Jetzt war die halbe Welt unſer; wir konnten ja auf unſerm Schlitten in die ſchneeweiße und himmelblaue Möglichkeit hineinkutſchieren! Hineinkutſchieren wohl gar über den gefrorenen See in den jenſeitigen geheimnisvollen Wald. Huh! Wie der Schnee unter den Füßen knarrte, das war mal ſchön, und wie das dunkel durchſichtige Eis ſo grauſig luſtig unter einem krachte und platzte, das war noch ſchöner als ſchön! Heiliger Gott! Wir begegneten einſt einem Fuchs. Herr Reineke mit dem weltberühmten Fuchsſchwanz träumte wahrſcheinlich von einer fetten Gans und ließ ſich auch ohnedies ziemlich ruhig betrachten, denn er mochte eben keine gefährlichen Jäger in uns verſpüren; nun ward er aber mit furchtbarem Huſſa in die Flucht getrieben und bombardiert. Das waren Heldentaten! Das war ein Jagen! Wo hat man hinterher von ſolcher Nimrodsluſt gehört! Ein Tier der Wildnis, mit eignen Augen am Waldesſaum, an geheimnisvoller Stätte geſchaut und aufgejagt, wer ermißt das, ſelbſt wenn er ein engliſcher Fuchshetzer oder ein ſinghaleſiſcher Elefantenjäger iſt!

Man zerſchlug ſich die Naſe beim Herabfahren von ſteilen Bergen, wenn das ſchlechtgeſteuerte Rutſchgefährt, das in Ermangelung von etwas Schicklicherm oft nur in einer Handvoll Erbſenſtroh beſtand, gegen einen Stein anprellte, daß man kopfüber zu liegen kam. Man erfror ſich Naſe und Ohren und ſonſtige Glieder, man brach ins dünne und ins dicke Eis und kriegte zeitweilig Prügel; es war aber alles wunderſchön; denn es gehörte alles zum Leben und Daſein und mehrte beides, füllte die Seele und ſtärkte das Gedächtnis; wie konnte es da ein Unglück ſein!? Man war ja lebendig, man war in einer Welt voller Abenteuer und voller Wunder und zu ſeiner höchſten Verwunderung miterſchaffen und mit auf der Welt! Man hatte Augen und Ohren und eine Zunge, nicht zu vergeſſen, um Birnen, Äpfel und alle anderen guten Dinge damit zu ſchmecken; ein Paar Beine, um ſich aus freien Stücken damit allenthalben hinzuverſetzen, ferner an die zehn unnütze Finger, um damit allen möglichen Schabernack zu verführen! Man war abgefüttert, und wenn man nicht weiter in der Schule gepeinigt war, ſo wußte man ſich ſeiner Glückſeligkeit und Daſeinswonne gar keinen Rat! Man jauchzte, daß man drauflosleben durfte; was brauchte man mehr? Das bloße Wörtchen „lebendig“ ſchloß für mich wenigſtens von jeher alle ſieben Himmel des Hochgenuſſes und der Wunderbarkeit in ſich. Ich konnte raſend werden vor Verwunderung und Wonne darüber, wie doch das eigentlich ſein könne, daß ein Ding ſo mir nichts dir nichts lebendig ſei. Ein Tier, gleichviel welches, Katze oder Hund, Vogel oder Wurm, vor allem aber freilich ein Vogel, war mir bloß durch die Vorſtellung des Lebendigen ein Geheimnis. Nie, nimmer hab' ich hernach ſo die Schönheit des Lebendigen erfaßt wie in jener kindlichen Paradiesunſchuld und Glückſeligkeit, wo die Seele ganz und gar berauſcht iſt von dem Wunder und der Schönheit der Welt.

Die Sperlingsgaſſe

Wilhelm Raabe

Ich liebe in großen Städten die älteren Stadtteile mit ihren engen, krummen, dunklen Gaſſen, in welche der Sonnenſchein nur verſtohlen hineinzublicken wagt; ich liebe ſie mit ihren Giebelhäuſern und wunderſamen Dachtraufen, mit ihren alten Kartaunen und Feldſchlangen, welche man als Prellſteine an die Ecken geſetzt hat. Ich liebe dieſen Schauplatz der alten Zeit. Selbſt die Bewohner ſcheinen noch ein originelleres, ſonderbareres Völkchen zu ſein als die Leute der modernen Viertel. Hier in dieſen winkligen Gaſſen wohnt das Volk des Leichtſinns dicht neben dem der Arbeit und des Ernſtes, und der zuſammengedrängtere Verkehr treibt die Menſchen in tolleren, ergötzlicheren Szenen aneinander als in den vornehmeren, aber auch öderen Straßen. Hier gibt es noch die alten Patrizierhäuſer — die Geſchlechter ſelbſt ſind freilich meiſtens dahin —, welche nach einer Eigentümlichkeit ihrer Bauart oder ſonſt einem Wahrzeichen unter irgendeiner merkwürdigen Benennung im Munde des Volkes fortleben. Hier ſind die dunklen, verrauchten Kontore der alten, gewichtigen Handelsfirmen, hier iſt das wahre Reich der Keller- und Dachwohnungen. Die Dämmerung, die Nacht produzieren hier wunderſamere Beleuchtungen durch Lampenlicht und Mondſchein, ſeltſamere Töne als anderswo. Das Klirren und Ächzen der verroſteten Wetterfahnen, das Klappern des Windes mit den Dachziegeln, das Weinen der Kinder, das Miauen der Katzen, das Gekeif der Weiber — wo klingt es paſſender als hier in dieſen engen Gaſſen, zwiſchen dieſen hohen Häuſern, wo jeder Winkel, jede Ecke, jeder Vorſprung den Ton auffängt, bricht und verändert zurückwirft! In jenem gewölbten Torwege beginnt eine Drehorgel. Wie ſie ihre klagenden, an dieſem Ort wahrhaft melodiſchen Tonwogen über das dumpfe Murren und Rollen der Arbeit hinwirft!

Hoch oben aber, in einem kleinen, mehr drei- als viereckigen Dachſtübchen ſitzt ein Student vor einem gewaltigen ſchweinsledernen Folianten, über welchen er hinwegſtarrt. Die roten Dächer ſchimmern in der Abendſonne; da und dort laufen die Kornfelder an den Berghalden hinauf; aus einem Tal kommt rauſchend und plätſchernd ein klarer Bach. Und ſchau, dort oben in dem Garten, der ſich von jenem zerbröckelnden, noch ſtehenden Teil der Stadtmauer aus den Berg hinanzieht, gelagert unter einem blühenden Holunderbaum: drei Kinder.

Oh, dieſe Sperlingsgaſſe, eine Welt der Erinnerung!

Schiller

Die
deutsche
Persönlichkeit
und
Familie

Der Wert der Persönlichkeit

Arthur Schopenhauer

ristoteles hat die Güter des menschlichen Lebens in drei Klassen geteilt — die äußeren, die der Seele und die des Leibes. Hiervon nun nichts als die Dreizahl beibehaltend sage ich, daß, was den Unterschied im Lose der Sterblichen begründet, sich auf drei Grundbestimmungen zurückführen läßt. Sie sind:

1. Was einer *ist*: also die Persönlichkeit, im weitesten Sinne. Sonach ist hierunter Gesundheit, Kraft, Schönheit, Temperament, moralischer Charakter, Intelligenz und Ausbildung derselben begriffen.

2. Was einer *hat*: also Eigentum und Besitz in jeglichem Sinne.

3. Was einer *vorstellt*: unter diesem Ausdruck wird bekanntlich verstanden, was er in der Vorstellung anderer ist, also eigentlich, wie er von ihnen vorgestellt wird. Es besteht demnach in ihrer Meinung von ihm und zerfällt in Ehre, Rang und Ruhm.

Die unter der ersten Rubrik zu betrachtenden Unterschiede sind solche, welche die Natur selbst zwischen Menschen gesetzt hat; woraus sich schon abnehmen läßt, daß der Einfluß derselben auf ihr Glück oder Unglück viel wesentlicher und durchgreifender sein werde, als was die bloß aus menschlichen Bestimmungen hervorgehenden, unter den zwei folgenden Rubriken angegebenen Verschiedenheiten herbeiführen. Zu den echten persönlichen Vorzügen, dem großen Geiste oder großen Herzen, verhalten sich alle Vorzüge des Ranges, der Geburt, selbst der königlichen, des Reichtums und dergleichen wie die Theaterkönige zu den wirklichen. Schon Metrodorus, der erste Schüler Epikurs, hat ein Kapitel überschrieben περι τοῦ μείζονα εἶναι τὴν παρ ἡμᾶς αἰτίαν πρὸς εὐδαιμονίαν τῆς ἐκ τῶν πραγμάτων **(Majorem esse causam ad felicitatem eam, quae est ex nobis, ea, quae ex rebus oritur).** Und allerdings ist für das Wohlsein des Menschen, ja für die ganze Weise seines Daseins, die Hauptsache offenbar das, was in ihm selbst besteht oder vorgeht. Hier nämlich liegt unmittelbar sein inneres Behagen oder Unbehagen, als welches zunächst das Resultat seines Empfindens, Wollens und Denkens ist; während alles außerhalb Gelegene doch nur mittelbar darauf Einfluß hat. Daher affizieren dieselben äußeren Vorgänge oder Verhältnisse jeden ganz anders, und bei gleicher Umgebung lebt doch jeder in einer andern Welt. Denn nur mit seinen eigenen Vorstellungen, Gefühlen und Willensbewegungen hat er es unmittelbar zu tun: die Außendinge haben nur, sofern sie diese veranlassen, Einfluß auf ihn. Die Welt, in der jeder lebt, hängt zunächst ab von seiner Auffassung derselben, richtet sich daher nach der Verschiedenheit der Köpfe: dieser gemäß wird sie arm, schal

und flach oder reich, interessant und bedeutungsvoll ausfallen. Während z. B. mancher den andern beneidet um die interessanten Begebenheiten, die ihm in seinem Leben aufgestoßen sind, sollte er ihn vielmehr um die Auffassungsgabe beneiden, welche jenen Begebenheiten die Bedeutsamkeit verlieh, die sie in seiner Beschreibung haben: denn dieselbe Begebenheit, welche in einem geistreichen Kopfe sich so interessant darstellt, würde, von einem flachen Alltagskopfe aufgefaßt, auch nur eine schale Szene aus der Alltagswelt sein. Im höchsten Grade zeigt sich das bei manchen Gedichten Goethes und Byrons, denen offenbar reale Vorgänge zugrunde liegen: ein törichter Leser ist imstande, dabei den Dichter um die allerliebste Begebenheit zu beneiden, statt um die mächtige Phantasie, welche aus einem ziemlich alltäglichen Vorfall etwas so Großes und Schönes zu machen fähig war. Desgleichen sieht der Melancholikus eine Trauerspielszene, wo der Sanguinikus nur einen interessanten Konflikt und der Phlegmatikus etwas Unbedeutendes vor sich hat. Dies alles beruht darauf, daß jede Wirklichkeit, d. h. jede erfüllte Gegenwart, aus zwei Hälften besteht, dem Subjekt und dem Objekt, wiewohl in so notwendiger und enger Verbindung wie Oxygen und Hydrogen im Wasser. Bei völlig gleicher objektiver Hälfte, aber verschiedener subjektiver ist daher so gut wie im umgekehrten Fall die gegenwärtige Wirklichkeit eine ganz andere: die schönste und beste objektive Hälfte bei stumpfer, schlechter subjektiver gibt doch nur eine schlechte Wirklichkeit und Gegenwart, gleich einer schönen Gegend in schlechtem Wetter oder im Reflex einer schlechten Camera obscura. Oder planer zu reden: jeder steckt in seinem Bewußtsein wie in seiner Haut und lebt unmittelbar nur in demselben: daher ist ihm von avßen nicht sehr zu helfen. Auf der Bühne spielt einer den Fürsten, ein anderer den Rat, ein dritter den Diener oder den Soldaten oder den General usf. Aber diese Unterschiede sind bloß im Äußern vorhanden, im Innern als Kern einer solchen Erscheinung steckt bei allen dasselbe: ein armer Komödiant mit seiner Plage und Not. Im Leben ist es auch so. Die Unterschiede des Ranges und Reichtums geben jedem seine Rolle zu spielen; aber keineswegs entspricht dieser eine innere Verschiedenheit des Glücks uno Behagens, sondern auch hier steckt in jedem derselbe arme Tropf mit seiner Not und Plage, die wohl dem Stoffe nach bei jedem eine andere ist, aber der Form, d. h. dem eigentlichen Wesen, nach so ziemlich bei allen dieselbe, wenn auch mit Unterschieden des Grades, die sich aber keineswegs nach Stand und Reichtum, d. h. nach der Rolle, richten. Weil nämlich alles, was für den Menschen da ist und vorgeht, unmittelbar immer nur in seinem Bewußtsein da ist und für dieses vorgeht, so ist offenbar die Beschaffenheit des Bewußtseins selbst das zunächst Wesentliche, und auf dieselbe kommt in den meisten Fällen mehr an als auf die Gestalten, die darin sich darstellen. Alle Pracht und Genüsse, abgespiegelt im dumpfen Bewußtsein eines Tropfs, sind sehr arm gegen das Bewußtsein des Cervantes, als er in einem unbequemen Gefängnis den Don Quixote schrieb. — Die objektive Hälfte der Gegenwart und Wirklichkeit steht in der Hand des

Schickſals und iſt demnach unveränderlich: die ſubjektive ſind wir ſelbſt, daher ſie im weſentlichen unveränderlich iſt. Demgemäß trägt das Leben jedes Menſchen, trotz aller Abwechſlung von außen, durchgängig denſelben Charakter und iſt einer Reihe Variationen auf ein Thema zu vergleichen. Aus ſeiner Individualität kann keiner heraus. Und wie das Tier unter allen Verhältniſſen, in die man es ſetzt, auf den engen Kreis beſchränkt bleibt, den die Natur ſeinem Weſen unwiderruflich gezogen hat, weshalb z. B. unſere Beſtrebungen, ein geliebtes Tier zu beglücken, eben wegen jener Grenzen ſeines Weſens und Bewußtſeins, aber ſtets innerhalb ganz enger Schranken ſich halten müſſen — ſo iſt es auch mit dem Menſchen: durch ſeine Individualität iſt das Maß ſeines möglichen Glückes zum voraus beſtimmt. Beſonders haben die Schranken ſeiner Geiſteskräfte ſeine Fähigkeit für erhöhten Genuß ein für allemal feſtgeſtellt. Sind ſie eng, ſo werden alle Bemühungen von außen, alles, was Menſchen, alles, was das Glück für ihn tut, nicht vermögen, ihn über das Maß des gewöhnlichen Menſchenglücks und Behagens hinauszuführen; auf Sinnengenuß, trauliches und heiteres Familienleben, niedrige Geſelligkeit und vulgären Zeitvertreib bleibt er angewieſen; ſogar die Bildung vermag im ganzen, zur Erweiterung jenes Kreiſes, nicht gar viel, wenngleich etwas. Denn die höchſten, die mannigfaltigſten und anhaltendſten Genüſſe ſind die geiſtigen, wie ſehr auch wir, in der Jugend, uns darüber täuſchen mögen; dieſe aber hängen hauptſächlich von der geiſtigen Kraft ab. — Hieraus alſo iſt

Joſt Amman — Jacob Fugger

klar, wie ſehr unſer Glück abhängt von dem, was wir *ſind*, von unſrer Individualität; während man meiſtens nur unſer Schickſal, nur das, was wir *haben*, oder was wir *vorſtellen*, in Anſchlag bringt. Das Schickſal aber kann ſich beſſern: zudem wird man, bei innerm Reichtum, von ihm nicht viel verlangen: hingegen ein Tropf bleibt ein Tropf, ein ſtumpfer Klotz ein ſtumpfer Klotz bis an ſein Ende, und wäre er im Paradieſe und von Huris umgeben. Deshalb ſagt Goethe:

Volk und Knecht und Überwinder,
ſie geſtehn zu jeder Zeit,
höchſtes Glück der Erdenkinder
ſei nur die Perſönlichkeit.

(Weſtöſtlicher Diwan.)

Daß für unſer Glück und unſern Genuß das Subjektive ungleich weſentlicher als das Objektive ſei, beſtätigt ſich in allem: von dem an, daß Hunger der beſte Koch iſt und der Greis die Göttin des Jünglings gleichgültig anſieht, bis hinauf zum Leben des Genies und des Heiligen. Beſonders überwiegt die Geſundheit alle äußeren Güter ſo ſehr, daß wahrlich ein geſunder Bettler glücklicher iſt als ein kranker König. Ein aus vollkommener Geſundheit und glücklicher Organiſation hervorgehendes, ruhiges und heiteres Temperament, ein klarer, lebhafter, eindringender und richtig faſſender Verſtand, ein gemäßigter, ſanfter Wille und demnach ein gutes Gewiſſen, dies ſind Vorzüge, die kein Rang oder Reichtum erſetzen kann. Denn was einer für ſich ſelbſt iſt, was ihn in die Einſamkeit begleitet und was keiner ihm geben oder nehmen kann, iſt offenbar für ihn weſentlicher als alles, was er beſitzen oder auch, was er in den Augen anderer ſein mag. Ein geiſtreicher Menſch hat, in gänzlicher Einſamkeit, an ſeinen eigenen Gedanken und Phantaſien vortreffliche Unterhaltung, während von einem Stumpfen die fortwährende Abwechſelung von Geſellſchaften, Schauſpielen, Ausfahrten und Luſtbarkeiten die marternde Langeweile nicht abzuwehren vermag. Ein guter, gemäßigter, ſanfter Charakter kann unter dürftigen Umſtänden zufrieden ſein; während ein begehrlicher, neidiſcher und böſer es bei allem Reichtum nicht iſt. Nun aber gar dem, welcher beſtändig den Genuß einer außerordentlichen, geiſtig eminenten Individualität hat, ſind die meiſten der allgemein angeſtrebten Genüſſe ganz überflüſſig, ja nur ſtörend und läſtig. Daher ſagt Horaz von ſich:

Gemmas, marmor, ebur, Tyrrhena sigilla, tabellas,
argentum, vestes Gaetulo murice tinctas,
sunt qui non habeant, est qui non curat habere;

und Sokrates ſagte beim Anblick zum Verkauf ausgelegter Luxusartikel: „Wie vieles gibt es doch, was ich nicht nötig habe.“

Für unſer Lebensglück iſt deshalb das, was wir ſind, die Perſönlichkeit, durchaus das Erſte und Weſentlichſte — ſchon weil ſie beſtändig und unter allen

Umſtänden wirkſam iſt; zudem aber iſt ſie nicht, wie die Güter der zwei andern Rubriken, dem Schickſal unterworfen und kann uns nicht entriſſen werden. Ihr Wert kann inſofern ein abſoluter heißen, im Gegenſatz der bloß relativen der beiden andern. Hieraus nun folgt, daß dem Menſchen von außen viel weniger beizukommen iſt, als man wohl meint. Bloß die allgewaltige Zeit übt auch hier ihr Recht: ihr unterliegen allmählich die körperlichen und die geiſtigen Vorzüge; der moraliſche Charakter allein bleibt auch ihr unzugänglich. In dieſer Hinſicht hätten denn freilich die Güter der zwei letztern Rubriken, als welche die Zeit unmittelbar nicht raubt, vor denen der erſtern einen Vorzug. Einen zweiten könnte man darin finden, daß ſie, als im Objektiven gelegen, ihrer Natur nach erreichbar ſind und jedem wenigſtens die Möglichkeit vorliegt, in ihren Beſitz zu gelangen; während hingegen das Subjektive gar nicht in unſere Macht gegeben iſt, ſondern, iure divino eingetreten, für das ganze Leben unveränderlich feſtſteht; ſo daß hier unerbittlich der Ausſpruch gilt:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz, wonach du angetreten.
So mußt du ſein, dir kannſt du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form, die lebend ſich entwickelt.

Das einzige, was in dieſer Hinſicht in unſrer Macht ſteht, iſt, daß wir die gegebene Perſönlichkeit zum möglichſten Vorteile benutzen, demnach nur die ihr entſprechenden Beſtrebungen verfolgen und uns um die Art der Ausbildung bemühen, die ihr gerade angemeſſen iſt, jede andere aber meiden, folglich den Stand, die Beſchäftigung, die Lebensweiſe wählen, welche zu ihr paſſen.

Ein herkuliſcher, mit ungewöhnlicher Muskelkraft begabter Menſch, der durch äußere Verhältniſſe genötigt iſt, einer ſitzenden Beſchäftigung, einer kleinlichen peinlichen Handarbeit obzuliegen oder auch Studien und Kopfarbeiten zu treiben, die ganz anderartige, bei ihm zurückſtehende Kräfte erfordern, folglich gerade die bei ihm ausgezeichneten Kräfte unbenutzt zu laſſen, der wird ſich zeitlebens unglücklich fühlen; noch mehr aber der, bei dem die intellektuellen Kräfte ſehr überwiegend ſind und der ſie unentwickelt und ungenutzt laſſen muß, um ein gemeinſames Geſchäft zu treiben, das ihrer nicht bedarf, oder gar körperliche Arbeit, zu der ſeine Kraft nicht recht ausreicht. Jedoch iſt hier, zumal in der Jugend, die Klippe der Präſumtion zu vermeiden, daß man ſich nicht ein Übermaß von Kräften zuſchreibt, welches man nicht hat.

Aus dem entſchiedenen Übergewicht unſrer erſten Rubrik über die beiden andern geht aber auch hervor, daß es weiſer iſt, auf Erhaltung ſeiner Geſundheit und auf

Ausbildung ſeiner Fähigkeiten als auf Erwerbung von Reichtum hinzuarbeiten; was jedoch nicht dahin mißdeutet werden darf, daß man den Erwerb des Nötigen und Angemeſſenen vernachläſſigen ſollte. Aber eigentlicher Reichtum, d. h. großer Überfluß, vermag wenig zu unſerm Glück; daher viele Reiche ſich unglücklich fühlen, weil ſie ohne eigentliche Geiſtesbildung, ohne Kenntniſſe und deshalb ohne irgendein objektives Intereſſe, welches ſie zu geiſtiger Beſchäftigung befähigen könnte, ſind. Denn was der Reichtum über die Befriedigung der wirklichen und natürlichen Bedürfniſſe hinaus noch leiſten kann, iſt ohne Einfluß auf unſer eigentliches Wohlbehagen; vielmehr wird dieſes geſtört durch die vielen und unvermeidlichen Sorgen, welche die Erhaltung eines großen Beſitzes herbeiführt. Dennoch aber ſind die Menſchen tauſendmal mehr bemüht, ſich Reichtum als Geiſtesbildung zu erwerben; während doch ganz gewiß, was man *iſt*, vielmehr zu unſerm Glücke beiträgt, als was man *hat*. Gar manchen daher ſehen wir in raſtloſer Geſchäftigkeit, emſig wie die Ameiſe vom Morgen bis zum Abend bemüht, den ſchon vorhandenen Reichtum zu vermehren. Über den engen Geſichtskreis des Bereichs der Mittel hierzu hinaus kennt er nichts: ſein Geiſt iſt leer, daher für alles andere unempfänglich. Die höchſten Genüſſe, die geiſtigen, ſind ihm unzugänglich: durch die flüchtigen, ſinnlichen, wenig Zeit, aber viel Geld koſtenden, die er zwiſchendurch ſich erlaubt, ſucht er vergeblich jene andern zu erſetzen. Am Ende ſeines Lebens hat er dann, als Reſultat desſelben, wenn das Glück gut war, wirklich einen recht großen Haufen Geld vor ſich, welchen noch zu vermehren oder aber durchzubringen, er jetzt ſeinen Erben überläßt. Ein ſolcher, wiewohl mit gar ernſthafter und wichtiger Miene durchgeführter Lebenslauf iſt daher ebenſo töricht wie mancher andere, der geradezu die Schellenkappe zum Symbol hat.

Alſo was einer an ſich ſelber hat, iſt zu ſeinem Lebensglücke das Weſentlichſte. Bloß weil dieſes in der Regel ſo gar wenig iſt, fühlen die meiſten von denen, welche über den Kampf mit der Not hinaus ſind, ſich im Grunde ebenſo unglücklich wie die, welche ſich noch darin herumſchlagen. Die Leere ihres Innern, das Fade ihres Bewußtſeins, die Armut ihres Geiſtes treibt ſie zur Geſellſchaft, die nun aber aus eben ſolchen beſteht, weil **similis simili gaudet.** Da wird dann gemeinſchaftliche Jagd gemacht auf Kurzweil und Unterhaltung, die ſie zunächſt in ſinnlichen Genüſſen, in Vergnügungen jeder Art und endlich in Ausſchweifungen ſuchen. Die Quelle der heilloſen Verſchwendung, mittels welcher ſo mancher reich ins Leben tretende Familienſohn ſein großes Erbteil, oft in unglaublich kurzer Zeit, durchbringt, iſt wirklich keine andere als nur die Langeweile, welche aus der eben geſchilderten Armut und Leere des Geiſtes entſpringt. So ein Jüngling war äußerlich reich, aber innerlich arm in die Welt geſchickt und ſtrebte nun vergeblich durch den äußern Reichtum den innern zu erſetzen, indem er alles von außen empfangen wollte. Dadurch führte denn am Ende die innere Armut auch noch die äußere herbei.

Die Wichtigkeit der beiden andern Rubriken der Güter des menſchlichen Lebens brauche ich nicht hervorzuheben. Denn der Wert des Beſitzes iſt heutzutage ſo allgemein anerkannt, daß er keiner Empfehlung bedarf. Sogar hat die dritte Rubrik gegen die zweite eine ſehr ätheriſche Beſchaffenheit, da ſie bloß in der Meinung anderer beſteht. Jedoch nach Ehre, d. h. gutem Namen, hat jeder zu ſtreben, nach Rang ſchon nur die, welche dem Staate dienen, und nach Ruhm gar nur äußerſt wenige. Indeſſen wird die Ehre als ein unſchätzbares Gut angeſehen und der Ruhm als das Köſtlichſte, was der Menſch erlangen kann, das goldene Vließ der Auserwählten; hingegen den Rang werden nur Toren dem Beſitz vorziehen. Die zweite und dritte Rubrik ſtehen übrigens in ſogenannter Wechſelwirkung, ſofern das **habes, habeberis** des Petronius ſeine Richtigkeit hat und umgekehrt die günſtige Meinung anderer, in allen ihren Formen, oft zum Beſitze verhilft.

Schattenriß von Luiſe Duttenhofer Goethe

Urworte / Orphiſch

Goethe

Was von älteren und neueren orphiſchen Lehren überliefert worden, hat man hier zuſammenzudrängen, poetiſch, kompendios, lakoniſch vorzutragen geſucht. Dieſe wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man ſie erſt kennt, dem Geiſte die wichtigſten Betrachtungen erleichtert.

ΔΑΙΜΩΝ, Dämon

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz, wonach du angetreten.
So mußt du ſein, dir kannſt du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form, die lebend ſich entwickelt.

Der Bezug der Überſchrift auf die Strophe ſelbſt bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgeſprochene, begrenzte Individualität der Perſon, das Charakteriſtiſche, wodurch ſich der einzelne von jedem andern, bei noch ſo großer Ähnlichkeit, unterſcheidet. Dieſe Beſtimmung ſchrieb man dem einwirkenden Geſtirn zu, und es ließen ſich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter ſich ſelbſt und zu der Erde, gar ſchicklich mit den mannigfaltigen Abwechſelungen der Geburten in Bezug ſtellen. Hiervon ſollte nun auch das künftige Schickſal des Menſchen ausgehen, und man möchte, jenes erſte zugebend, gar wohl geſtehen, daß angeborne Kraft und Eigenheit, mehr als alles übrige, des Menſchen Schickſal beſtimme.

Deshalb ſpricht dieſe Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Beteuerung aus. Das noch ſo entſchieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerſtört, aber, ſolange ſein Kern zuſammenhält, nicht zerſplittert noch zerſtückelt werden, ſogar durch Generationen hindurch.

Dieſes feſte, zähe, dieſes nur aus ſich ſelbſt zu entwickelnde Weſen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch ſein erſter und urſprünglicher Charakter in ſeinen Wirkungen gehemmt, in ſeinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unſere Philoſophie

ΤΥΧΗ, das Zufällige

Die ſtrenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einſam bleibſt du, bildeſt dich geſellig
Und handelſt wohl ſo, wie ein andrer handelt.

Im Leben iſt's bald hin-, bald wiederfällig,
Es iſt ein Tand und wird ſo durchgetandelt.
Schon hat ſich ſtill der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

Zufällig iſt es jedoch nicht, daß einer aus dieſer oder jener Nation, Stamm oder Familie ſein Herkommen ableite; denn die auf der Erde verbreiteten Nationen ſind, ſowie ihre mannigfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzuſehen, und die Tyche kann nur bei Vermiſchung und Durchkreuzung eingreifen. Wir ſehen das wichtige Beiſpiel von hartnäckiger Perſönlichkeit ſolcher Stämme an der Judenſchaft; europäiſche Nationen, in andere Weltteile verſetzt, legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzoſe, der Deutſche gar wohl zu erkennen ſein; zugleich aber auch werden ſich bei Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Meſtize an einer klärern Hautfarbe zu erkennen iſt. Bei der Erziehung, wenn ſie nicht öffentlich und nationell iſt, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufſeher, ſowie alle die erſten Umgebungen, an Geſpielen, ländlicher oder ſtädtiſcher Lokalität, alles bedingt die Eigentümlichkeit, durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beſchleunigen; der Dämon freilich hält ſich durch alles durch, und dieſes iſt denn die eigentliche Natur, der alte Adam, und wie man es nennen mag, der, ſo oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In dieſem Sinne einer notwendig aufgeſtellten Individualität hat man einem jeden Menſchen ſeinen Dämon zugeſchrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt, was denn eigentlich zu tun ſei, und ſo wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte, zu ſterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt beſonders auf die Jugend immerfort, die ſich mit ihren Neigungen, Spielen, Geſelligkeiten und flüchtigem Weſen bald da-, bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entſteht denn mit dem wachſenden Tage eine ernſtere Unruhe, eine gründlichere Sehnſucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

ΕΡΩΣ, Liebe

Die bleibt nicht aus! — Er ſtürzt vom Himmel nieder,
Wohin er ſich aus alter Öde ſchwang,
Er ſchwebt heran auf luftigem Gefieder,
Um Stirn und Bruſt den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, ſo ſüß und bang.
Gar manches Herz verſchwebt im allgemeinen,
Doch widmet ſich das edelſte dem Einen.

Hierunter iſt alles begriffen, was man, von der leiſeſten Neigung bis zur leidenſchaftlichſten Raſerei, nur denken möchte; hier verbinden ſich der individuelle Dämon und die verführende Tyche miteinander; der Menſch ſcheint nur ſich zu gehorchen, ſein eigenes Wollen walten zu laſſen, ſeinem Triebe zu frönen; und doch ſind es Zufälligkeiten, die ſich unterſchieben, Fremdartiges, was ihn von ſeinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaſchen und wird gefangen, er glaubt gewonnen zu haben und iſt ſchon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel, ſie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinthen, hier iſt keine Grenze des Irrens; denn der Weg iſt ein Irrtum. Nun kommen wir in Gefahr, uns in der Betrachtung zu verlieren, daß das, was auf das Beſonderſte angelegt ſchien, ins Allgemeine verſchwebt und zerfließt. Daher will das raſche Eintreten der zwei letzten Zeilen uns einen entſcheidenden Wink geben, wie man allein dieſem Irrſal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt ſich erſt, weſſen der Dämon fähig ſei; er, der ſelbſtändige, ſelbſtſüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand, wenn Tyche da oder dort in den Weg trat, er fühlt nun, daß er nicht allein durch Natur beſtimmt und geſtempelt ſei: jetzt wird er in ſeinem Innern gewahr, daß er ſich ſelbſt beſtimmen könne, daß er den durchs Geſchick ihm zugeführten Gegenſtand nicht nur gewaltſam ergreifen, ſondern auch ſich aneignen und, was noch mehr iſt, ein zweites Weſen eben wie ſich ſelbſt mit ewiger, unzerſtörbarer Neigung umfaſſen könne.

Kaum war dieſer Schritt getan, ſo iſt durch freien Entſchluß die Freiheit aufgegeben: zwei Seelen ſollen ſich in einen Leib, zwei Leiber in eine Seele ſchicken, und indem eine ſolche Übereinkunft ſich einleitet, ſo tritt, zu wechſelſeitiger liebevoller Nötigung, noch eine dritte hinzu: Eltern und Kinder müſſen ſich abermals zu einem Ganzen bilden; groß iſt die gemeinſame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfnis. Der aus ſo vielen Gliedern beſtehende Körper krankt, gemäß dem irdiſchen Geſchick, an irgendeinem Teile, und anſtatt daß er ſich im ganzen freuen ſollte, leidet er am einzelnen, und deſſenungeachtet wird ein ſolches Verhältnis ſo wünſchenswert als notwendig gefunden. Der Vorteil zieht einen jeden an, und man läßt ſich gefallen, die Nachteile zu übernehmen. Familie reiht ſich an Familie, Stamm an Stamm; eine Völkerſchaft hat ſich zuſammengefunden und wird gewahr, daß auch dem Ganzen fromme, was der Einzelne beſchloß; ſie macht den Beſchluß unwiderruflich durchs Geſetz: alles, was liebevolle Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeſchloſſen ſei, läßt weder Staat noch Kirche noch Herkommen es an Zeremonien fehlen. Alle Teile ſehen ſich durch die bündigſten Kontrakte, durch die möglichſten Öffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in keinem kleinſten Teil durch Wankelmut und Willkür gefährdet werde

ΑΝΑΓΚΗ, Nötigung

Da iſt's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Geſetz und aller Wille
Iſt nur ein Wollen, weil wir eben ſollten,
Und vor dem Willen ſchweigt die Willkür ſtille;
Das Liebſte wird vom Herzen weggeſcholten,
Dem harten Muß bequemt ſich Will' und Grille.
So ſind wir ſcheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Keiner Amerkungen bedarf wohl dieſe Strophe weiter; niemand iſt, dem nicht Erfahrung genugſame Noten zu einem ſolchen Texte darreichte, niemand, der ſich nicht peinlich gezwängt fühlte, wenn er nur erinnerungsweiſe ſich ſolche Zuſtände hervorruft, gar mancher, der verzweifeln möchte, wenn ihn die Gegenwart alſo gefangenhält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüt ſich gern den Kommentar ſittlich und religiös zu bilden übernehmen wird.

ΕΛΠΙΣ, Hoffnung

Doch ſolcher Grenze, ſolcher ehrnen Mauer
Höchſt widerwärt'ge Pforte wird entriegelt;
Sie ſtehe nur mit alter Felſendauer!
Ein Weſen regt ſich leicht und ungezügelt;
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenſchauer
Erhebt ſie uns, mit ihr, durch ſie beflügelt:
Ihr kennt ſie wohl, ſie ſchwärmt nach allen Zonen;
Ein Flügelſchlag! — und hinter uns Äonen!

Goethe / Pietät

(1827)

ietät, ein im Deutſchen bis jetzt jungfräulich keuſches Wort, da es unſere Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicherweiſe beiſeitegebracht haben. **Pietas gravissimum et sanctissimum nomen,** ſagt ein edler Vorfahr und geſteht ihr zu, ſie ſei **fundamentum omnium virtutum.** Hierüber uns diesmal herauszulaſſen, verbeut uns Tag und Platz; deshalb ſagen wir nur kürzlich ſo viel:

Wenn gewiſſe Erſcheinungen an der menſchlichen Natur, betrachtet von ſeiten der Sittlichkeit, uns nötigen, ihr eine Art von radikalem Böſen, eine Erbſünde zuzuſchreiben, ſo fordern andere Manifeſtationen derſelben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und beſonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugeſtehen. Dieſen Quellpunkt, wenn er, im Menſchen kultiviert, zur Tätigkeit, ins Leben, zur Öffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt ſie ſich von Eltern zu Kindern, ſchwächer von Kindern zu Eltern; ſie verbreitet ihre ſegensvolle Einwirkung von Geſchwiſtern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, erweiſt ſich wirkſam gegen Fürſten, Wohltäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Tiere und ſomit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; ſie umfaßt alles, und indem ihr die Welt gehört, wendet ſie ihr Letztes, Beſtes dem Himmel zu; ſie allein hält der Egoiſterei das Gegengewicht, ſie würde, wenn ſie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menſchen hervorträte, die Erde von allen den Übeln heilen, an denen ſie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon ſagten wir zuviel und würden bei der größten Ausführlichkeit immer nur zuwenig ſagen; deswegen zeuge der Verfaſſer mit kurzen Worten für ſich ſelbſt:

„Die Jugend muß durchaus etwas haben, wofür ſie begeiſtert iſt. Dieſes Gefühl iſt die Triebfeder aller edlen Handlungen; es iſt der Sitz einer heiligen Nacheiferung, die das Daſein erweitert und erhöht. Wer in das Leben eintritt, ohne dieſen ſchuldigen Zoll begeiſterter Verehrung zu entrichten, der wird durchs ganze Leben hingehen, ohne daß ihm ſeinerſeits je etwas der Art zuteil werden wird."

Und wäre nicht dieſe heilige Gnade Gottes und der Natur in unſerem Freunde durchdringend lebendig, wie ſollte er als Jüngling zu dem höchſten Reſultate der Lebensweisheit gelangt ſein, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erſtaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgeſprochen fanden? Möge ſie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüt mit ſeinem Zuſtande verſöhnen:

„Ich glaube, daß es wirklich die erſte Pflicht auf dieſer Erde iſt, die Laufbahn zu ermeſſen, die der Zufall uns angewieſen hat, unſere Wünſche auf dieſelbe zu beſchränken und den höchſten und ſüßeſten Genuß in dem Gefühl zu ſuchen, das aus überwundenen Schwierigkeiten und bezwungenem Seelenſchmerz entſpringt. Vielleicht wird ſogar die Würde, das Gelingen, das innigſte Glück des Lebens nur um dieſen Preis errungen. Aber um zu dieſer edeln Entſagung zu gelangen, iſt Kraft, eine unermeßliche Kraft erforderlich.“

Ehrfurcht

Wilhelm ſtand am Tor eines mit hohen Mauern umgebenen Talwaldes. Auf ein gegebenes Zeichen eröffnete ſich die kleine Pforte, und ein ernſter anſehnlicher Mann empfing unſern Freund. Dieſer fand ſich in einem großen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büſchen vielerlei Art beſchattet, kaum daß er ſtattliche Mauern und anſehnliche Gebäude durch dieſe dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von dreien, die ſich nach und nach herbeifanden, löſte ſich endlich in ein Geſpräch auf, wozu jeder das ſeinige beitrug, deſſen Inhalt wir jedoch in der Kürze zuſammenfaſſen.

„Da ihr uns euern Sohn vertraut,“ ſagten ſie, „ſind wir ſchuldig, euch tiefer in unſer Verfahren hineinblicken zu laſſen. Ihr habt manches Äußerliche geſehen, welches nicht ſogleich ſein Verſtändnis mit ſich führt; was davon wünſcht ihr vor allem aufgeſchloſſen?“

„Anſtändige, doch ſeltſame Gebärden und Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünſchte; bei euch bezieht ſich gewiß das Äußere auf das Innere, und umgekehrt; laßt mich dieſen Bezug erfahren.“

„Wohlgeborne, geſunde Kinder,“ verſetzten jene, „bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte; dieſes zu entwickeln, iſt unſere Pflicht; öfters entwickelt ſich's beſſer von ſelbſt. Aber eines bringt niemand auf der Welt, und doch iſt es das, worauf alles ankommt, damit der Menſch nach allen Seiten zu ein Menſch ſei. Könnt ihr es ſelbſt finden, ſo ſprecht es aus.“ Wilhelm bedachte ſich eine kurze Zeit und ſchüttelte ſodann den Kopf. Jene, nach einem anſtändigen Zaudern, riefen: „Ehrfurcht!“ Wilhelm ſtutzte. „Ehrfurcht!“ hieß es wiederholt. „Allen fehlt ſie, vielleicht euch ſelbſt.“

„Dreierlei Gebärde habt ihr geſehen, und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn ſie zuſammenfließt und ein Ganzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft und Wirkung erreicht. Das erſte iſt Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Bruſt, einen freudigen Blick gen Himmel, das iſt, was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugnis von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben ſei, der ſich in Eltern, Lehrern, Vorgeſetzten abbildet und offenbart. Das zweite: Ehrfurcht vor dem, was unter uns

iſt. Die auf den Rücken gefalteten, gleichſam gebundenen Hände, der geſenkte, lächelnde Blick ſagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; ſie gibt Gelegenheit zur Nahrung; ſie gewährt unſägliche Freuden; aber unverhältnismäßige Leiden bringt ſie. Wenn einer ſich körperlich beſchädigte, verſchuldend oder unſchuldig, wenn ihn andere vorſätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdiſche Willenloſe ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl; denn ſolche Gefahr begleitet ihn ſein Leben lang. Aber aus dieſer Stellung befreien wir unſern Zögling baldmöglichſt, ſogleich, wenn wir überzeugt ſind, daß die Lehre dieſes Grads genugſam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn ſich ermannen, gegen Kameraden gewendet, nach ihnen ſich richten. Nun ſteht er ſtrack und kühn, nicht etwa ſelbſtiſch vereinzelt; nur in Verbindung mit ſeinesgleichen macht er Front gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen."

„Es leuchtet mir ein!" verſetzte Wilhelm; „deswegen liegt die Menge wohl ſo im argen, weil ſie ſich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer ſich dieſem überliefert, verhält ſich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen ſeinesgleichen gehäſſig; das wahre, echte, unentbehrliche Selbſtgefühl aber zerſtört ſich in Dünkel und Anmaßung." „Erlauben Sie mir deſſenungeachtet", fuhr Wilhelm fort, „ein einziges einzuwenden. Hat man nicht von jeher die Furcht roher Völker vor mächtigen Naturerſcheinungen und ſonſt unerklärlichen, ahnungsvollen Ereigniſſen für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Geſinnung ſich ſtufenweiſe entwickeln ſollte?" Hierauf erwiderten jene: „Der Natur iſt Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht. Man fürchtet ein bekanntes oder unbekanntes mächtiges Weſen; der Starke ſucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden; beide wünſchen es loszuwerden und fühlen ſich glücklich, wenn ſie es auf kurze Zeit beſeitigt haben, wenn ihre Natur ſich zur Freiheit und Unabhängigkeit einigermaßen wiederherſtellte. Der natürliche Menſch wiederholt dieſe Operation millionenmal in ſeinem Leben; von der Furcht ſtrebt er zur Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten iſt leicht, aber beſchwerlich; Ehrfurcht zu hegen iſt ſchwer, aber bequem. Ungern entſchließt ſich der Menſch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entſchließt ſich nie dazu; es iſt ein höherer Sinn, der ſeiner Natur gegeben werden muß, und der ſich nur bei beſonders Begünſtigten aus ſich ſelbſt entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geſchäft aller echten Religionen, deren es auch nur drei gibt, nach den Objekten, gegen welche ſie ihre Andacht wenden."

Die Männer hielten inne, Wilhelm ſchwieg eine Weile nachdenkend; da er in ſich aber die Anmaßung nicht fühlte, den Sinn jener ſonderbaren Worte zu deuten, ſo bat er die Würdigen in ihrem Vortrage fortzufahren, worin ſie ihm denn auch ſogleich willfahrten. „Keine Religion," ſagten ſie, „die ſich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Menſch in ſich wal-

ten läßt, kann er, indem er Ehre gibt, ſeine Ehre behalten, er iſt nicht mit ſich ſelbſt veruneint wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, beruht, nennen wir die ethniſche; es iſt die Religion der Völker und die erſte glückliche Ablöſung von einer niedern Furcht; alle ſogenannten heidniſchen Religionen ſind von dieſer Art, ſie mögen übrigens Namen haben, wie ſie wollen. Die zweite Religion, die ſich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich iſt, nennen wir die philoſophiſche; denn der Philoſoph, der ſich in die Mitte ſtellt, muß alles Höhere zu ſich herab-, alles Niedere zu ſich heraufziehen, und nur in dieſem Mittelzuſtand verdient er den Namen des Weiſen. Indem er nun das Verhältnis zu ſeinesgleichen und alſo zur ganzen Menſchheit, das Verhältnis zu allen übrigen irdiſchen Umgebungen, notwendigen und zufälligen, durchſchaut, lebt er im kosmiſchen Sinne allein in der Wahrheit. Nun iſt aber von der dritten Religion zu ſprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt; wir nennen ſie die chriſtliche, weil ſich in ihr eine ſolche Sinnesart am meiſten offenbart; es iſt ein Letztes, wozu die Menſchheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter ſich liegen zu laſſen und ſich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, ſondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde ſelbſt und Verbrechen nicht als Hinderniſſe, ſondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen! Hiervon finden ſich freilich Spuren durch alle Zeiten; aber Spur iſt nicht Ziel, und da dieſes einmal erreicht iſt, ſo kann die Menſchheit nicht wieder zurück, und man darf ſagen, daß die chriſtliche Religion, da ſie einmal erſchienen iſt, nicht wieder verſchwinden kann, da ſie ſich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöſt werden mag."

„Zu welcher von dieſen Religionen bekennt ihr euch denn insbeſondere?" ſagte Wilhelm. „Zu allen dreien," erwiderten jene, „denn ſie zuſammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus dieſen drei Ehrfurchten entſpringt die oberſte Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, und jene entwickeln ſich abermals aus dieſer, ſo daß der Menſch zum Höchſten gelangt, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieſer Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbſtheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

„Ein ſolches Bekenntnis, auf dieſe Weiſe entwickelt, befremdet mich nicht", verſetzte Wilhelm; „es kommt mit allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß euch dasjenige vereinigt, was andere trennt." Hierauf verſetzten jene: „Schon wird dieſes Bekenntnis von einem großen Teil der Welt ausgeſprochen, doch unbewußt."

„Wie denn und wo?" fragte Wilhelm. „Im Kredo!" riefen jene laut: „denn der erſte Artikel iſt ethniſch und gehört allen Völkern, der zweite chriſtlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt

eine begeiſterte Gemeinſchaft der Heiligen, welches heißt: der im höchſten Grad Guten und Weiſen. Sollten daher die drei göttlichen Perſonen, unter deren Gleichnis und Namen ſolche Überzeugungen und Verheißungen ausgeſprochen ſind, nicht billigermaßen für die höchſte Einheit gelten?“

„Ich danke,“ verſetzte jener, „daß ihr mir dieſes, als einem Erwachſenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd ſind, ſo klar und zuſammenhängend habt ausſprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß ihr den Kindern dieſe hohe Lehre, erſt als ſinnliches Zeichen, dann mit einigem ſymboliſchen Anklang überliefert und zuletzt die oberſte Deutung ihnen entwickelt, ſo muß ich es höchlich billigen.“

Schillers Seelenadel

Charlotte von Schiller

Es iſt ebenſo unmöglich, Schillers Bild zu entwerfen, als einen Naturgegenſtand wie das Meer und den Rheinfall zu malen. Groß und ſchön wie ein höheres Weſen ſtand er da; ſein Herz, ſeine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam ſeinem Geiſte nicht nahe. Sie erſchien ihm nur in dem Spiegel ſeiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in ſeiner Erſcheinung, klug und bedeutend immer, kein fades Wort ſprach ſein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief; er erſchuf alles in ſeinem Gemüt mit größerem Reichtum, als es anderen erſcheinen kann. Jedes Geſpräch war faſt eine neue Schöpfung ſeines Geiſtes. Man wurde emporgetragen über die Welt und die Dinge und kam ſich ſelbſt auf einem höheren Standpunkte ſtehend vor. Er war duldſam gegen jede Geiſtesverirrung; nur Leerheit und nichtige Anmaßung war ihm zuwider; jeder falſche Anſpruch war ihm zur Laſt. Es war, als ſei er allmächtig, und man fühlte, ſobald er mit dem Kummer des Gemütes bekannt ſei, konnte ſein kräftiger Geiſt auch Hilfe ſchaffen. Man hätte ihm alles frei geſtehen können, ſelbſt ein Verbrechen. Jahrtauſende gehören dazu, einen Geiſt wie den ſeinigen zu wiederholen. Das Hohe, rein Geniale in Schillers Wirken und Weſen hat niemand ſo gefühlt, ich kann es frei ſagen, als ich es fühle; denn mir gab die Liebe Kraft, zu ahnen und zu verſtehen. Goethe verſtand ihn allein unter ſeinen Freunden in den hohen Momenten, davon war ich Zeuge. Wie glänzende Meteore gingen dieſe beiden Phänomene oft aneinander vorüber, und einer faßte die Flamme des anderen auf, ohne ſich zu zerſtören. Schillers Geiſt ſtieg aus der tiefſten Tiefe mit Kraft aufwärts zum reinen Element, und deswegen wird kein ſolcher wieder erſcheinen, den eine göttliche Kraft ſo belebte als ihn.

Schiller an Goethe und Goethe an Schiller

Schiller an Goethe

Jena, den 28. Auguſt 1794

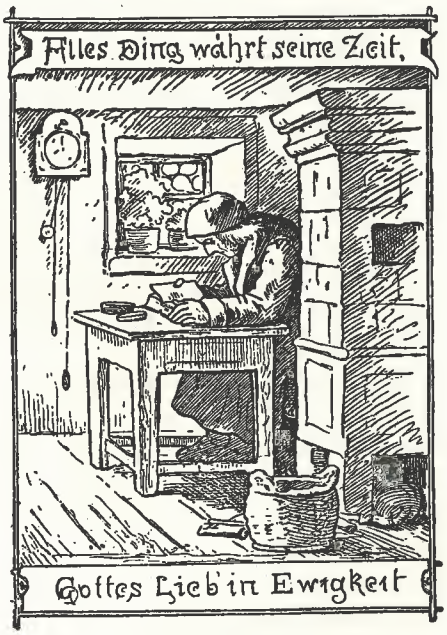
an brachte mir geſtern die angenehme Nachricht, daß Sie von Ihrer Reiſe wieder zurückgekommen ſeien. Wir haben alſo wieder Hoffnung, Sie vielleicht bald einmal bei uns zu ſehen, welches ich an meinem Teil herzlich wünſche. Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmaſſe in Bewegung gebracht, denn ſie betrafen einen Gegenſtand, der mich ſeit etlichen Jahren lebhaft beſchäftigt. Über ſo manches, worüber ich mit mir ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hat die Anſchauung Ihres Geiſtes (denn ſo muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angeſteckt. Mir fehlt das Objekt, der Körper, zu mehreren ſpekulativiſchen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den ſowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, iſt Ihnen Ihr eigner Reichtum verborgen; denn leider wiſſen wir nur das, was wir ſcheiden. Geiſter Ihrer Art wiſſen daher ſelten, wie weit ſie gedrungen ſind, und wie wenig Urſache ſie haben, von der Philoſophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Dieſe kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben ſelbſt iſt nicht die Sache des Analytikers, ſondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber ſichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Geſetzen verbindet.

Lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geiſtes zugeſehen und den Weg, den Sie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Notwendige der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungspunkt für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner

Das kleine Licht, welches uns mitgegeben iſt, damit wir die Welt ſchauen, wird doch wohl ein Funken ſein vom ewigen Lichte. — Aber wir ſind nur Glühwürmer in purpurdunkler Nacht, und unſer Lichtlein reicht nicht weit, und die Dinge, die wir erkennen, ragen aus der Finſternis, und wir fragen, was ſie an ſich ſind ... Wir wiſſen es nicht. Weiß dies der Glühwurm? braucht er es zu wiſſen? Er freut ſich am Rätſelglanz ſeines Lichtleins, und wenn er menſchliche Sprache hätte, ſo würde er dieſes Freudengefühl wohl „Selbſtbewußtſein“ nennen.

Wir Glühwürmer und Leuchtkäfer funkeln in der Nacht des Raumes und in der Zeit herum und können nie ſo recht wiſſen, was wir eigentlich ſind. Wir ſind zwiſchen Licht und Finſternis eingewobene Weſen. Wir wiſſen nicht, ſind wir das Etwas, das nach dem Nichts ſich ſehnt, oder ſind wir das Nichts, das ew'ges Daſein verlangt.

Die Seele flattert zwiſchen Zeit und Ewigkeit, von Traumbildern umſchwebt, die ſie bald ängſtigen, bald durch Lieblichkeit erfreuen; ſie führen ſie in Himmel und Hölle. — Die Seele muß ihre Träume nehmen, wie ſie ihr geſchickt werden ... ſie iſt nicht verantwortlich dafür, ſie ſind ihr Schickſal mit ſeinen Freuden und mit ſeinen Leiden. Die Träume gehen aus dem Gewebe von Urſache und Wirkung hervor, in das jede Seele bei ihrer Ankunft auf der Erde verflochten wird. Aber das tiefſte Wiſſen, das der Seele zuteil wird, dürfen wir — das iſt das Gewiſſen heißen, — das iſt unabhängig von den Träumen, die das Schickſal flicht und über uns verhängt. — Das Gewiſſen bewahrt den himmliſchen Heimatſchein und iſt dafür beſorgt, daß er der Seele nicht verlorengeht, und daß ſie den Anſpruch auf ihr Heimatrecht nicht verliert.



Ludwig Richter

Die blaue Blume

Novalis

ie Eltern lagen ſchon und ſchliefen, die Wanduhr ſchlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenſtern ſauſte der Wind; abwechſelnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf ſeinem Lager und gedachte des Fremden und ſeiner Erzählungen. „Nicht die Schätze ſind es, die ein ſo unausſprechliches Verlangen in mir geweckt haben“, ſagte er zu ſich ſelbſt; „fern ab liegt mir alle Habſucht! Aber die blaue Blume ſehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anderes dichten und denken. So iſt mir noch nie zumute geweſen: es iſt, als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeſchlummert; denn in der Welt, in der ich ſonſt lebte, wer hätte da ſich um Blumen bekümmert, und gar von einer ſo ſeltſamen Leidenſchaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menſchen geſehen; doch weiß ich nicht, warum nur ich von ſeinen Reden ſo ergriffen worden bin; die anderen haben ja das nämliche gehört, und keinem iſt ſo etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zuſtande reden kann! Es iſt mir oft ſo entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich ſo ein tiefes, inniges Treiben: das kann und wird keiner verſtehen. Ich glaubte, ich wäre wahnſinnig, wenn ich nicht ſo klar und hell ſähe und dächte, mir iſt ſeitdem alles viel bekannter. Ich hörte einſt von alten Zeiten reden, wie da die Tiere und Bäume und Felſen mit den Menſchen geſprochen hätten. Mir iſt geradeſo, als wollten ſie augenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen anſehen, was ſie mir ſagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, ſo könnte ich viel beſſer alles begreifen. Sonſt tanzte ich gern; jetzt denke ich lieber nach der Muſik.“ Der Jüngling verlor ſich allmählich in ſüßen Phantaſien und entſchlummerte. Da träumte ihm erſt von unabſehlichen Fernen und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Tiere ſah er; er lebte mit mannigfaltigen Menſchen, halb im Kriege, in wildem Getümmel, in ſtillen Hütten. Er geriet in Gefangenſchaft und die ſchmählichſte Not. Alle Empfindungen ſtiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben, ſtarb und kam wieder, liebte bis zur höchſten Leidenſchaft und war dann wieder auf ewig von ſeiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es ſtiller in ſeiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder.

Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur ſelten ſchimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felſenſchlucht, die bergan ſtieg. Er mußte über bemooſte Steine klettern, die ein ehemaliger Strom heruntergeriſſen hatte. Je höher er kam, deſto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wieſe, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wieſe erhob ſich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Öffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felſen gehauenen Ganges zu ſein ſchien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort bis zu einer großen Weitung, aus der ihm ſchon von fern ein helles Licht entgegenglänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes ſtieg und oben in unzählige Funken zerſtäubte, die ſich unten in einem großen Becken ſammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeſte Geräuſch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauſpiel. Er näherte ſich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieſer Flüſſigkeit überzogen, die nicht heiß, ſondern kühl war und an den Wänden nur ein mattes, bläuliches Licht von ſich warf. Er tauchte ſeine Hand in das Becken und benetzte ſeine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geiſtiger Hauch, und er fühlte ſich innigſt geſtärkt und erfriſcht. Ein unwiderſtehliches Verlangen ergriff ihn, ſich zu baden; er entkleidete ſich und ſtieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umfloſſe ihn eine Wolke des Abendrots; eine himmliſche Empfindung überſtrömte ſein Inneres; mit inniger Wolluſt ſtrebten unzählbare Gedanken in ihm, ſich zu vermiſchen; neue, nie geſehene Bilder entſtanden, die auch ineinanderfloſſen und zu ſichtbaren Weſen um ihn wurden.

Berauſcht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, ſchwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felſen hineinfloß. Eine Art von ſüßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeſchreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand ſich auf einem weichen Raſen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll und ſich darin zu verzehren ſchien. Dunkelblaue Felſen mit bunten Adern erhoben ſich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war ſchwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe, lichtblaue Blume, die zunächſt an der Quelle ſtand und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um ſie her ſtanden unzählige Blumen von allen Farben, und der köſtliche Geruch erfüllte die Luft. Er ſah nichts als die blaue Blume und betrachtete ſie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er ſich ihr nähern, als ſie auf einmal ſich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und ſchmiegten ſich an den wachſenden Stengel, die Blume neigte ſich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Geſicht ſchwebte. Sein ſüßes Staunen wuchs mit der ſonderbaren

Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über diese Störung zu sein; vielmehr bot er seiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiderte ihre herzliche Umarmung.

Über das Romantische

Ludwig Uhland

Das Unendliche umgibt den Menschen, das Geheimnis der Gottheit und der Welt. Was er selbst war, ist und sein wird, ist ihm verhüllt. Süß und furchtbar sind diese Geheimnisse.

Hier zieht sich um sein einsames Schiff das unermeßliche Weltmeer; er zittert vor dem dumpfen Brausen, das ihm Sturm dräut. Und wenn er auch das Land erreicht, ist er sicher, daß nicht der Ozean, der die Feste rings umgürtet, mächtig hereinwoge und sie mit ihm verschlinge? Dort hebt sich über ihm und dem Irdischen der heilige Äther. Der Gedanke will sich in diesen reichen Sternenhimmel mit seinen kalten, inhaltlosen Dreiecken heben. Die reellen Seelenkräfte langen mit unendlicher Sehnsucht in die unendliche Ferne. Der Geist des Menschen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in sich auffassen wird, und müde des unbestimmt schweifenden Verlangens, knüpft bald seine Sehnsucht an irdische Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Überirdischen aufzudämmern scheint; mit liebender Andacht wird er solche Bilder umfassen, ihren geheimsten Mahnungen lauschen, wie Maria den Gott in Kindesgestalt am Busen wiegte; sie erscheinen ihm wie Engel, freundlich grüßend, aber zugleich mit dem Fittich, auf dem sie sich immer in das Unendliche aufschwingen können.

Aber auch jene furchtbare Welt sendet uns ihre Gestalten, die schaurigen Nachtgeister; bedeutende Stimmen hören wir aus der Finsternis. Fast in jedem Bilde, das ein Geheimnis andeutet, glauben wir gerade eines jener großen Geheimnisse zu ahnen, nach denen unser Sinn, mit oder ohne Bewußtsein, immer sich hinneigt. Dies mystische Erscheinen unseres tiefsten Gemütes im Bilde, dies Hervortreten der Weltgeister, diese Menschwerdung des Göttlichen, mit einem Worte: dies Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen ist das Romantische.

Die Griechen, in einem schönen, genußreichen Erdstriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, tatenvollen Leben, mehr äußerlich als

innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen... Einzelne Erscheinungen in der griechischen Poesie sind vielleicht mehr für uns romantisch, als sie es für die Griechen selbst waren.

Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute als der Grieche, so sah er eben darum nicht so klar. Seine Natur lag halb in den Wolken. Daher waren seine Götter ungeheure Wolkengestalten, ossianische Nebelgebilde; er wußte von Meerfeien, die aus der blauen, unendlichen See auftauchten, von Elfen, Zwergen, Zauberern, die alle mit seltsamer Kunde aus der Tiefe der Natur hervortraten. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen; aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem der Himmlischen.

So finden wir uns mitten in dem Begriffe des Romantischen, wie er oben angegeben worden. Das Christentum trat auf mit erhabenen Lehrworten aus dem Reiche der Unendlichkeit. Seine Nachfolger ergriffen zu diesen Worten die Bilder, als da sind das Kreuz, das Abendmahl (daher in der Folge die Romane vom Gral) usf.; sie bestaunten die Wirkungen der Religion in den Heiligen, diesen Wundergestalten mit dem Scheine des Himmels um das Haupt. Die Wallfahrten, die Kreuzzüge waren eine Folge des Glaubens an die Heiligkeit gewisser Gegenstände und Gegenden: des Grabes Jesu, der Stadt Jerusalem, des ganzen Gelobten Landes. Das Christentum ist ein viel umfassender Gegenstand der Romantik, aber wohl nicht die Mutter derselben. Schon in den alten nordischen Götter- und Heldensagen herrscht der romantische Sinn.

Der Geist der romantischen Liebe (Minne) ist dieser: durch die Bande der Natur und des Charakters an das Weib gezogen, glaubt der Mann in der himmlischen Gestalt seinen Himmel zu finden; des Weibes kindliche Einfalt ist ihm die Kindheit einer höhern Welt. Er legt hinter die schöne Hülle das Ziel von all seinem Sehnen, seine ganze Unendlichkeit. Daher die Anbetung, mit der er vor der Geliebten kniet. Ihr Rosenantlitz erscheint ihm in Verklärung, aus ihren Augen leuchtet ihm der Himmel mächtig hervor. Jedes leise Zeichen der Huld ist ihm Segen aus der Höhe, jede zarte Rede ist ihm Offenbarung. Was daran Schein sei, was Wahrheit, wer will es ergründen? Religion und Minne sind es, für die der Helden Kraft rang und strebte. Religiosität, Minne und Tapferkeit machen den Geist der Ritterwelt aus.

Es gibt romantische Charaktere, d. h. solche, die der romantische Glaube ganz ergriffen hat und Motiv ihrer Gesinnungen und Handlungen wird: Mönche, Nonnen, Kreuzritter, Ritter des Grals usf., wie überhaupt alle die poetischen Ritter und Frauen des Mittelalters.

Auch die Natur hat ihre Romantik. Blumen, Regenbogen, Morgen- und Abendrot, Wolkenbilder, Mondnacht, Gebirge, Ströme, Klüfte usw. lassen uns

teils in lieblichen Bildern einen zarten, geheimen Sinn ahnen, teils erfüllen sie uns mit wunderbarem Schauer.

Manche Naturerscheinungen, Orkane, Gewitter, stürmen zu rauh herein, sprechen ihren Sinn zu laut aus, übertreiben zu sehr die Ahnung durch Schrecken, um noch romantisch zu sein. Doch können sie es werden, wenn sie, mehr untergeordnet, etwa in einer Handlung als Vorbedeutung eintreten.

Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln, mögen sie uns an vergangene Zeiten mahnen oder sonst in geheimer Geschäftigkeit sich um uns her bewegen. Wir stehen noch außer dem Reigen der luftigen Elfen, die nach der nordischen Sage nur der sieht, der innerhalb ihres Kreises steht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüsternden Stimmen.

Ludwig Richter — Wanderschaft

Die Romantik ist nicht nur ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen, sie ist das Buch seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen. Hat denn stets der absprechende Unglaube der neuen Zeit bessern Grund als der verrufene Aberglauben der Alten? Auch hat der beständige Umgang mit dem

Wunderbaren, das von allen Seiten über uns hereinhängt, ſo vielen den Sinn dafür benommen. Sie haben es verwechſelt mit ihrer Gemeinheit, und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen ſie Schwärmer.

Nun ſo laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantiſche Wunderreich, wo das Göttliche in tauſend verklärten Geſtalten umherwandelt!

Hunger

Wilhelm Raabe

Sieh, liebes Kind, in meinem ſchlechten Verſtande hab' ich mir immer gedacht, daß aus der Welt nicht viel werden würde, wenn es nicht den Hunger drin gäbe. Aber das muß nicht bloß der Hunger ſein, der nach Eſſen und Trinken und einem guten Leben verlangt, nein, ein ganz ander Ding. Da war dein Vater, der hatte ſolch einen Hunger, wie ich meine, und von dem haſt du ihn geerbt. Dein Vater war auch nicht immer zufrieden mit ſich und der Welt; aber nicht aus Mißgunſt, weil andere in ſchöneren Häuſern wohnten oder in Kutſchen fuhren oder ſonſten dergleichen; nein, er war nur deshalb bekümmert, weil es ſo viele Dinge gab, die er nicht verſtand, und die er gern hätte lernen mögen. Das iſt der Männer Hunger, und wenn ſie den haben und dazu nicht ganz derer vergeſſen, die ſie liebhaben, dann ſind ſie die rechten Männer, ob ſie nun weit kommen oder nicht — 's iſt einerlei. Der Frauen Hunger aber liegt nach der andern Seite. Da iſt die Liebe das erſte. Der Männer Herz muß bluten um das Licht, aber der Frauen Herz muß bluten um die Liebe.

Glück und Unglück

Otto Ludwig

Von Glück und Unglück reden die Menſchen, das der Himmel ihnen bringe. Was die Menſchen Glück und Unglück nennen, iſt nur der rohe Stoff dazu; am Menſchen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Menſch bereitet ſich ſein Glück und ſpannt ſeinen Himmel ſelber in der eigenen Bruſt. Der Menſch ſoll nicht ſorgen, daß er in den Himmel, ſondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in ſich ſelber trägt, der ſucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verſtande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls! Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie ſie iſt; ſuche ihr gerecht zu werden, dann wirſt du dir gerecht. Und in dieſem Sinne ſei dein Wandel:

Zwiſchen Himmel und Erde!

An Goethe

Bettina Brentano

Am 16. Juni.

Goethe,
Schattenriß, Weimar 1826

Hier ſind noch tauſend herrliche Wege, die alle nach berühmten Gegenden des Rheins führen; jenſeits liegt der Johannisberg, auf deſſen ſteilen Rücken wir täglich Prozeſſionen hinaufklettern ſehen, die den Weinbergen Segen erflehen: dort überſtrömt die ſcheidende Sonne das reiche Land mit ihrem Purpur, und der Abendwind trägt feierlich die Fahnen der Schutzheiligen in den Lüften und bläht die weitfaltigen weißen Chorhemden der Geiſtlichkeit auf, die ſich in der Dämmerung wie ein rätſelhaftes Wolkengebilde den Berg hinabſchlängeln. Im Näherrücken entwickelt ſich der Geſang; die Kinderſtimmen klingen am vernehmlichſten; der Baß ſtößt nur ruckweiſe die Melodie in die rechten Fugen, damit ſie das kleine Schulgewimmel nicht allzu hoch treibe, und dann pauſiert er am Fuß des Bergs, wo die Weinlagen aufhören. Nachdem der Herr Kaplan den letzten Rebſtock mit dem Wadel aus dem Weihwaſſerkeſſel beſpritzt hat, fliegt die ganze Prozeſſion wie Spreu auseinander, der Küſter nimmt Fahne, Weihkeſſel und Wadel, Stola und Chorhemd, alles unter dem Arm, und trägt's eilends davon; und als ob die Grenze der Weinberge auch die Grenze der Audienz Gottes wär', ſo fällt das weltliche Leben ein, Schelmenliedchen bemächtigen ſich der Kehlen, und ein heiteres Allegro der Ausgelaſſenheit verdrängt den Bußgeſang, alle Unarten gehen los, die Knaben balgen ſich und laſſen ihre Drachen am Ufer im Mondſchein fliegen, die Mädchen ſpannen ihre Leinwand aus, die auf der Bleiche liegt, und die Burſche bombardieren ſie mit wilden Kaſtanien; da jagt der Stadthirt die Kuhherde durch's Getümmel, den Ochs voran, damit er ſich Platz mache; die hübſchen Wirtstöchter ſtehen unter den Weinlauben vor der Tür und klappern mit dem Deckel der Weinkanne, da ſprechen die Chorherren ein und halten Gericht über Jahrgänge und Weinlagen, der Herr Frühmesner ſagte nach gehaltner Prozeſſion zum Herrn Kaplan: Nun haben wir's unſerm Herrgott vorgetragen, was unſerm Wein not tut: noch acht Tage trocken Wetter, dann morgens früh Regen und mittags tüchtigen Sonnenſchein, und das ſo fort Juli und Auguſt! wenn's dann kein gutes Weinjahr gibt, ſo iſt's nicht unſre Schuld.

Geſtern wanderte ich, der Prozeſſion vorüber, hinauf nach dem Kloſter, wo ſie herkam. Oft hatte ich im Aufſteigen haltgemacht, um den verhallenden Geſang noch zu hören. Da oben auf der Höhe war große Einſamkeit; nachdem auch

das Geheul der Hunde, die das Pſalmieren obligat begleitet hatten, verklungen war, ſpürte ich in die Ferne; da hörte ich dumpf das ſinkende Treiben des ſcheidenden Tags; ich blieb in Gedanken ſitzen — da kam aus dem fernen Waldgeheg' von Vollraths her etwas Weißes, es war ein Reiter auf einem Schimmel; das Tier leuchtete wie ein Geiſt, ſein weicher Galopp tönte mir weisſagend, die ſchlanke Figur des Reiters ſchmiegte ſich ſo nachgebend den Bewegungen des Pferdes, das den Hals ſanft und gelenk bog; bald in läſſigem Schritt kam er heran, ich hatte mich an den Weg geſtellt, er mochte mich im Dunkel für einen Knaben halten, im braunen Tuchmantel und ſchwarzer Mütze ſah ich nicht grade einem Mädchen ähnlich. Er fragte, ob der Weg hier nicht zu ſteil ſei zum Hinabreiten, und ob noch weit ſei bis Rüdesheim. Ich leitete ihn den Berg herab, der Schimmel hauchte mich an, ich klatſchte ſeinen ſanften Hals. Des Reiters ſchwarzes Haar, ſeine erhabene Stirn und Naſe waren bei dem hellen Nachthimmel deutlich zu erkennen. Der Feldwächter ging vorüber und grüßte, ich zog die Mütze ab; mir klopfte das Herz neben meinem zweifelhaften Begleiter, wir gaben einander wechſelweiſe Raum, uns näher zu betrachten, was er von mir zu denken beliebte, ſchien keinen großen Eindruck auf ihn zu machen; ich aber entdeckte in ſeinen Zügen, ſeiner Kleidung und Bewegungen eine reizende Eigenheit nach der andern. Nachläſſig, bewußtlos, naturlaunig ſaß er auf ſeinem Schimmel, der das Regiment mit ihm teilte. — Dorthin flog er im Nebel ſchwimmend, der ihn nur allzubald mir verbarg; ich aber blieb bei den letzten Reben, wo heute die Prozeſſion in ausgelaſſnem Übermut auseinander ſprengte, allein zurück. Ich fühlte mich ſehr gedemütigt, ich ahndete nicht nur, ich war überzeugt, dies raſche Leben, das eben gleichgültig an mir vorübergeſtreift war, begehre mit allen fünf Sinnen des Köſtlichſten und Erhabenſten im Daſein ſich zu bemächtigen.

Die Einſamkeit gibt dem Geiſt Selbſtgefühl; die duftenden Weinberge ſchmeichelten mich wieder zufrieden.

Und nun vertraue ich Dir ſchmucklos meinen Reiter, meine gekränkte Eitelkeit, meine Sehnſucht nach dem lebendigen Geheimnis in der Menſchenbruſt. Soll ich in Dir lebendig werden, genießen, atmen und ruhen, alles im Gefühl des Gedeihens, ſo muß ich, Deiner höheren Natur unbeſchadet, alles bekennen dürfen, was mir fehlt, was ich erlebe und ahnde; nimm mich auf, weiſe mich zurecht und gönne mir die heimliche Luſt des tiefſten Einverſtändniſſes.

Die Seele iſt zum Gottesdienſt geboren, daß ein Geiſt in dem andern entbrenne, ſich in ihm fühle und verſtehen lerne, das iſt mir Gottesdienſt — je inniger: je reiner und lebendiger.

Wo ich mich hinlagere am grünenden Boden, von Sonne und Mond beſchienen, da biſt Du meine Heiligung.

Bettine.

Freundſchaft

Ludwig Tieck

Die Freunde wanderten weiter, und nach geraumer Zeit fragte Theodor: „Wie haſt du nur ſolange krank ſein können?“

„Verwundre dich doch lieber,“ antwortete der Kranke, „wie ich ſo bald habe geneſen können; denn noch iſt es mir ſelber unbegreiflich, daß meine Kräfte ſich ſo ſchnell wieder hergeſtellt haben.“

„Wie wird ſich der gute Friedrich freuen,“ ſagte Theodor, „dich einmal wieder zu ſehn; denn immer warſt du ihm unter ſeinen Freunden der liebſte.“

„Sagt vielmehr,“ antwortete der Geneſene, „daß wir uns in manchen Punkten unſers Weſens am innigſten berührten und am beſten verſtanden; denn, meine Geliebten, man lebt, wenn man das Glück hat, mehrere Freunde zu beſitzen, mit jedem Freunde ein eignes, abgeſondertes Leben; es bilden ſich mannigfache Kreiſe von Zärtlichkeit und Freundſchaft, die wohl die Gefühle der Liebe zu andern in ſich aufnehmen und harmoniſch mit ihnen fortſchwingen, dann aber wieder in die alte eigentümliche Bahn zurückkehren, daher ebenſo wie mir der Vertrauteſte in vielen Geſinnungen fremd bleibt, ſo hebt eben derſelbe auch vieles Dunkle in meiner eignen Natur bloß durch ſeine Gegenwart hervor und macht es licht, ſein Geſpräch, wenn es dieſe Punkte trifft, erweckt es zum klarſten, innigſten Leben, und ebenſo wirkt meine Gegenwart auf ihn zurück. Vielleicht war manches in Friedrich und mir, was ihr übrigen mißverſtandet, was ſich in uns ergänzte und durch unſre Freundſchaft zum Bewußtſein gedieh, ſo daß wir uns mancher Dinge wohl ſogar erfreuten, die andre uns lieber hätten abgewöhnen mögen.“

„Was du da ſagſt, iſt ſehr wahr,“ fügte Ernſt hinzu, „der Menſch, der überhaupt das Leben und ſich verſteht, wird mit jedem ſeiner Freunde ein eignes Vertrauen, eine andre Zärtlichkeit fühlen und üben wollen. O das iſt ja eben das Himmliſche der Freundſchaft, ſich im geliebten Gegenſtande ganz zu verlieren, neben dem Verwandten ſoviel Fremdartiges, Geheimnisvolles ahnden, mit herzlichem Glauben und edler Zuverſicht auch das Nichtverſtandene achten, durch dieſe Liebe Seele zu gewinnen und Seele dem Geliebten zu ſchenken! Wie roh leben diejenigen und verletzen ewig ſich und den Freund, die ſo ganz und unbedingt ſich verſtehn, beurteilen, abmeſſen und dadurch nur ſcheinbar einander angehören wollen! Das heißt Bäume fällen, Hügel abtragen und Bäche ableiten, um allenthalben flache Durchſicht, Mitteilung und Verknüpfung zu gewinnen und einen ſchönen romantiſchen Park deshalb verderben. Nicht früh genug kann

der Jüngling, der ſo glücklich iſt, einen Freund zu gewinnen, ſich von dieſer ſelbſtiſchen Forderung unſrer roheren Natur, von dieſem Mißverſtändnis der jugendlichen Liebe entwöhnen.“

„Was du da berührſt,“ ſagte Anton, „berührt zugleich die Wahrheit, daß es nicht nur erlaubt, ſondern faſt notwendig ſei, daß Freunde voreinander Geheimniſſe haben, ja es erklärt gewiſſermaßen die ſeltſame Erſcheinung, daß man dem einen Freunde wohl etwas anvertrauen mag, was man gern dem verſchweigt, mit dem man vielleicht in noch vertrautern Verhältniſſen lebt. Es iſt eine Kunſt in der Freundſchaft wie in allen Dingen, und vielleicht daher, daß man ſie nicht als Kunſt erkennt und treibt, entſpringt der Mangel an Freundſchaft, über welchen alle Welt jetzt klagt.“

„Hier kommen wir ja recht“, rief Theodor lebhaft aus, „in das Gebiet, in welchem unſer Friedrich ſo gerne wandelt! Ihn muß man über dieſe Gegenſtände reden hören, denn er verlangt und ſieht allenthalben Geheimnis, das er nicht geſtört wiſſen will, denn es iſt ihm das Element der Freundſchaft und Liebe. Verarge doch dem Freunde nicht, ſprach er einmal, wenn du ahndeſt, daß er dir etwas verbirgt, denn dies iſt ja nur der Beweis einer zärteren Liebe, einer Scheu, die ſich ängſtlich um dich bewirbt und ſittſam an dich ſchmiegt; o ihr Liebenden, vergeßt doch niemals, wieviel ihr wagt, wenn ihr ein Gefühl dem Worte anvertrauen wollt! was läßt ſich denn überall in Worten ſagen? Iſt doch für vieles ſchon der Blick zu ungeiſtig und körperlich! — — O Brüder, Engelherzen, wieviel törichtes Zeug wollen wir miteinander ſchwatzen!“

„Töricht?“ ſagte Anton etwas empfindlich; „ja freilich, wie alles töricht iſt, was das Materielle zu verlaſſen ſtrebt, und wie die Liebe ſelbſt in dieſer Hinſicht Krankheit zu nennen iſt, wie Novalis ſo ſchön ſagt. Haſt du noch nie ein Wort bereut, das du ſelbſt in der vertrauteſten Stunde dem vertrauteſten Freunde ſagteſt? Nicht, weil du ihn für einen Verräter halten konnteſt, ſondern weil ein Gemütsgeheimnis nun in einem Elemente ſchwebte, das ſo leicht ſeine rohe Natur dagegen wenden kann: ja du trauerſt wohl ſelbſt über manches, das der Freund in dein Herz niederlegen will, und das Wort klingt ſpäterhin mißmütig und disharmoniſch in deiner innerſten Seele wider. Oder verſtehſt du dies ſo gar nicht und haſt es nie erlebt?“

„Nicht böſe, du lieber Kranker,“ ſagte Theodor, indem er ihn umarmte, „du kennſt ja meine Art. Schatz, warſt du denn nicht eben einverſtanden darüber, daß es unter Freunden Mißverſtändniſſe geben müſſe? Dieſe meine Dummheit iſt auch ein Geheimnis, glaubt es nur, das ihr auf eine etwas zartere Art ſolltet zu ahnden oder zu entwirren ſtreben.“

Vom Großen und vom Kleinen

Adalbert Stifter

Weil wir ſchon einmal von dem Großen und Kleinen reden, ſo will ich meine Anſichten darlegen, die wahrſcheinlich von denen vieler anderer Menſchen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieſeln des Waſſers, das Wachſen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Geſtirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuſer ſpaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerſpeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verſchüttet, halte ich nicht für größer als obige Erſcheinungen, ja ich halte ſie für kleiner, weil ſie nur Wirkungen viel höherer Geſetze ſind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und ſind die Ergebniſſe einſeitiger Urſachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporſchwellen und übergehen macht, iſt es auch, die die Lava in den feuerſpeienden Berg emportreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger ſind dieſe Erſcheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerkſamen mehr an ſich, während der Geiſteszug des Forſchers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende iſt. Die Einzelheiten gehen vorüber, und ihre Wirkungen ſind nach kurzem kaum noch erkennbar.

So wie es in der äußeren Natur iſt, ſo iſt es auch in der inneren, in der des menſchlichen Geſchlechts. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung ſeiner Selbſt, Verſtandesgemäßheit, Wirkſamkeit in ſeinem Kreiſe, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren gelaſſenen Streben, halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geiſt, der nach Tätigkeit ſtrebt, umreißt, ändert, zerſtört, und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, ſondern für kleiner, da dieſe Dinge ſo gut nur Hervorbringungen einzelner und einſeitiger Kräfte ſind wie Stürme, feuerſpeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das ſanfte Geſetz zu erblicken ſuchen, wodurch das menſchliche Geſchlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte, die nach dem Beſtehen des einzelnen zielen. Sie nehmen alles und verwenden es, was zum Be-

ſtehen und Entwickeln desſelben notwendig iſt. Sie ſichern den Beſtand des einen und dadurch den aller. Wenn aber jemand jedes Ding unbedingt an ſich reißt, was ſein Weſen braucht, wenn er die Bedingungen des Daſeins eines anderen zerſtört, ſo ergrimmt etwas Höheres in uns, wir helfen dem Schwachen und Unterdrückten, wir ſtellen den Stand wieder her, daß er ein Menſch neben dem andern beſtehe und ſeine menſchliche Bahn gehen könne, und wenn wir das getan haben, ſo fühlen wir uns befriedigt, wir fühlen uns noch viel höher und inniger, als wir uns als einzelne fühlen, wir fühlen uns als ganze Menſchheit. Es gibt daher Kräfte, die nach dem Beſtehen der geſamten Menſchheit hinwirken, die durch die Einzelkräfte nicht beſchränkt werden dürfen, ja im Gegenteil beſchränkend auf ſie ſelber einwirken. Es iſt das Geſetz der Gerechtigkeit, das Geſetz der Sitte, das Geſetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt und ungefährdet neben dem andern beſtehe, daß er ſeine höhere menſchliche Laufbahn gehen könne, ſich Liebe und Bewunderung ſeiner Mitmenſchen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Menſch ein Kleinod für alle andern Menſchen iſt. Dieſes Geſetz liegt überall, wo Menſchen neben Menſchen wohnen, und es zeigt ſich, wenn Menſchen gegen Menſchen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zueinander, in der Liebe der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, in der Liebe der Geſchwiſter, der Freunde zueinander, in der ſüßen Neigung beider Geſchlechter, in der Arbeitſamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Tätigkeit, wodurch man für ſeinen Kreis, für die Ferne, für die Menſchheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Geſtalt, womit ganze Geſellſchaften und Staaten ihr Daſein umgeben und zum Abſchluſſe bringen. Darum haben alte und neue Dichter vielfach dieſe Gegenſtände benutzt, um ihre Dichtungen dem Mitgefühl naher und ferner Geſchlechter anheimzugeben. Darum ſieht der Menſchenforſcher, wohin er ſeinen Fuß ſetzt, überall nur dieſes Geſetz allein, weil es das einzige Allgemeine, das einzige Erhaltende und nie Endende iſt. Er ſieht es ebenſogut in der niederſten Hütte wie in dem höchſten Palaſt, er ſieht es in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für das Vaterland und die Menſchheit. Es hat Bewegungen in dem menſchlichen Geſchlecht gegeben, wodurch den Gemütern eine Richtung nach einem Ziele hin eingeprägt worden iſt, wodurch ganze Zeiträume auf die Dauer eine andere Geſtalt gewonnen haben. Wenn in dieſen Bewegungen das Geſetz der Gerechtigkeit und Sitte erkennbar iſt, wenn ſie von demſelben eingeleitet und fortgeführt worden ſind, ſo fühlen wir uns in der ganzen Menſchheit erhoben. Wenn aber in dieſen Bewegungen das Geſetz des Rechtes und der Sitte nicht erſichtlich iſt, wenn ſie nach einſeitigen und ſelbſtſüchtigen Zwecken ringen, dann wendet ſich der Menſchenforſcher, wie gewaltig und furchtbar ſie auch ſein mögen, mit Ekel von ihnen ab und betrachtet ſie als ein Kleines, als ein des Menſchen Unwürdiges. So groß iſt die Gewalt dieſes Rechts- und Sittengeſetzes, daß es überall, wo es immer bekämpft worden iſt, doch endlich allezeit ſiegreich und herrlich aus dem

Kampfe hervorgegangen ist. Ja, wenn sogar der einzelne oder ganze Geschlechter für Recht und Sitte untergegangen sind, so fühlen wir sie nicht als besiegt, wir fühlen sie als triumphierend, in unser Mitleid mischt sich ein Jauchzen und Entzücken, weil das Ganze höher steht als der Teil, weil das Gute größer ist als der Tod, wir sagen da, wir empfinden das Tragische, und werden mit Schauern in den reineren Äther des Sittengesetzes emporgehoben. Wenn wir die Menschheit in der Geschichte wie einen ruhigen Silberstrom einem großen ewigen Ziele entgegengehen sehen, so empfinden wir das Erhabene, das vorzugsweise Epische. Aber wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragische und Epische wirken, wie ausgezeichnete Hebel sie auch in der Kunst sind, so sind es hauptsächlich doch immer die gewöhnlichen, alltäglichen, in Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menschen, in denen dieses Gesetz am sichersten als Schwerpunkt liegt, weil diese Handlungen die dauernden, die gründenden sind, gleichsam die Millionen Wurzelfasern des Baumes des Lebens. So wie in der Natur die allgemeinen Gesetze still und unaufhörlich wirken und das Auffällige nur eine einzelne Äußerung dieser Gesetze ist, so wirkt das Sittengesetz still und seelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menschen mit Menschen, und die Wunder des Augenblicks bei vorgefallenen Taten sind nur kleine Merkmale dieser allgemeinen Kraft. So ist dieses Gesetz, so wie das der Natur das welterhaltende ist, das menschenerhaltende.

Wie in der Geschichte der Natur die Ansichten über das Große sich stets geändert haben, so ist es auch in der sittlichen Geschichte der Menschen gewesen. Anfangs wurden sie von dem Nächstliegenden berührt, körperliche Stärke und ihre Siege im Ringkampfe wurden gepriesen, dann kamen Tapferkeit und Kriegsmut, dahin zielend, heftige Empfindungen und Leidenschaften gegen feindselige Haufen und Verbindungen auszudrücken und auszuführen, dann wurde Stammeshoheit und Familienherrschaft besungen, inzwischen auch Schönheit und Liebe, so wie Freundschaft und Aufopferung gefeiert, dann aber erschien ein Überblick über ein Größeres: ganze menschliche Abteilungen und Verhältnisse wurden geordnet, das Recht des Ganzen vereint mit dem des Teiles, und Großmut gegen den Feind und Unterdrückung seiner Empfindungen und Leidenschaften zum Besten der Gerechtigkeit hoch und herrlich gehalten, wie ja Mäßigung schon den Alten als die erste männliche Tugend galt, und endlich wurde ein völkerumschlingendes Band als ein Wünschenswertes gedacht, ein Band, das alle Gaben des einen Volkes mit denen des andern vertauscht, die Wissenschaft fördert, ihre Schätze für alle Menschen darlegt und in der Kunst und Religion zu dem einfach Hohen und Himmlischen leitet.

Natur

Ein Fragment von Goethe 1781/1782

Natur! Wir ſind von ihr umgeben und umſchlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in ſie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt ſie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt ſich mit uns fort, bis wir ermüdet ſind und ihrem Arme entfallen.

Sie ſchafft ewig neue Geſtalten; was da iſt, war noch nie; was war, kommt nicht wieder — alles iſt neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und ſind ihr fremd. Sie ſpricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beſtändig auf ſie und haben doch keine Gewalt über ſie.

Sie ſcheint alles auf Individualität anzulegen und macht ſich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerſtört immer, und ihre Werkſtätte iſt unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern; und die Mutter, wo iſt ſie? — Sie iſt die einzige Künſtlerin: aus dem ſimpelſten Stoffe zu den größten Kontraſten; ohne Schein der Anſtrengung zu der größten Vollendung — zur genaueſten Beſtimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Weſen, jede ihrer Erſcheinungen den iſolierteſten Begriff, und doch macht alles eins aus.

Sie ſpielt ein Schauſpiel; ob ſie es ſelbſt ſieht, wiſſen wir nicht, und doch ſpielt ſie's für uns, die wir in der Ecke ſtehen.

Es iſt ein wenig Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt ſie nicht weiter. Sie verwandelt ſich ewig, und iſt kein Moment Stilleſtehen in ihr. Fürs Bleiben hat ſie keinen Begriff, und ihren Fluch hat ſie ans Stilleſtehen gehängt. Sie iſt feſt. Ihr Tritt iſt gemeſſen, ihre Ausnahmen ſelten, ihre Geſetze unwandelbar.

Gedacht hat ſie und ſinnt beſtändig; aber nicht als ein Menſch, ſondern als Natur. Sie hat ſich einen eigenen allumfaſſenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menſchen ſind all in ihr und ſie in allen. Mit allen treibt ſie ein freundliches Spiel und freut ſich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen ſo im Verborgenen, daß ſie's zu Ende ſpielt, ehe ſie's merken.

Auch das Unnatürlichſte iſt Natur. Wer ſie nicht allenthalben ſieht, ſieht ſie nirgendwo recht.

Sie liebet ſich ſelber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an ſich ſelbſt. Sie hat ſich auseinander geſetzt, um ſich ſelbſt zu genießen. Immer läßt ſie neue Genießer erwachſen, unerſättlich, ſich mitzuteilen. Sie freut ſich an der

Hans Baldung Grien — Sieben Pferde im Walde

Illuſion. Wer dieſe in ſich und andern zerſtört, den ſtraft ſie als der ſtrengſte Tyrann.

Wer ihr zutraulich folgt, den drückt ſie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder ſind ohne Zahl. Keinem iſt ſie überall karg, aber ſie hat Lieblinge, an die ſie viel verſchwendet und denen ſie viel aufopfert. Ans Große hat ſie ihren Schutz geknüpft.

Sie ſpritzt ihre Geſchöpfe aus dem Nichts hervor und ſagt ihnen nicht, woher ſie kommen und wohin ſie gehen.

Sie ſollen nur laufen. Die Bahn kennt ſie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirkſam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauſpiel iſt immer neu, weil ſie immer neue Zuſchauer ſchafft. Leben iſt ihre ſchönſte Erfindung, und der Tod iſt ihr Kunſtbegriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menſchen in Dumpfheit ein und ſpornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und ſchwer und ſchüttelt ihn immer wieder auf. Sie gibt Bedürfniſſe, weil ſie Bewegung liebt. Wunder, daß ſie alle dieſe Bewegung mit ſo wenigem erreicht. Jedes Bedürfnis iſt Wohltat. Schnell befriedigt, ſchnell wieder erwachſend. Gibt ſie eins mehr, ſo iſt's ein neuer Quell der Luſt; aber ſie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie ſetzt alle Augenblicke zum längſten Lauf an und iſt alle Augenblicke am Ziele.

Sie iſt die Eitelkeit ſelbſt; aber nicht für uns, denen ſie ſich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an ſich künſteln, jeden Toren über ſich richten, tauſend ſtumpf über ſich hingehen und nichts ſehen und hat an allen ihre Freude und findet allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Geſetzen, auch wenn man ihnen widerſtrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen ſie wirken will.

Sie macht alles, was ſie gibt, zur Wohltat; denn ſie macht es erſt unentbehrlich. Sie ſäumet, daß man ſie verlange; ſie eilet, daß man ſie nicht ſatt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber ſie ſchafft Zungen und Herzen, durch die ſie fühlt und ſpricht.

Ihre Krone iſt die Liebe. Nur durch ſie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwiſchen allen Weſen, und alles will ſie verſchlingen. Sie hat alles iſoliert, um alles zuſammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält ſie für ein Leben voll Mühe ſchadlos.

Sie iſt alles. Sie belohnt ſich ſelbſt und beſtraft ſich ſelbſt, erfreut und quält ſich ſelbſt. Sie iſt rauh und gelinde, lieblich und ſchrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles iſt immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht. Gegenwart iſt ihr Ewigkeit. Sie iſt gütig. Ich preiſe ſie mit allen ihren Werken. Sie iſt weiſe und ſtill. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geſchenk ab, das ſie nicht freiwillig gibt. Sie iſt liſtig, aber zu gutem Ziele, und am beſten iſt's, ihre Liſt nicht zu merken.

Sie iſt ganz, und doch immer unvollendet. So wie ſie's treibt, kann ſie's immer treiben.

Jedem erſcheint ſie in einer eigenen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen und Termen und iſt immer dieſelbe.

Sie hat mich hereingeſtellt, ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten. Sie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr. Nein, was wahr iſt und was falſch iſt, alles hat ſie geſprochen. Alles iſt ihre Schuld, alles iſt ihr Verdienſt.

Naturliebe

Ernſt Moritz Arndt

Auch der Naturſinn zeichnet die Deutſchen aus, ich ſollte ſagen die Naturſeele; denn in mancher Hinſicht haben die ſinnlicheren Völker, als in welchen die irdiſchen Flammen mächtiger brennen, wohl mehr Naturſinn als die Germanen. Bei den Germanen zeigt ſich vorzugsweiſe die Naturliebe, ein ſtilles Verſtändnis, eine innige Freundſchaft und ein zarter Umgang mit der Natur. Der ſanfte, empfindende, ſinnende und denkende Menſch, welchem das Gemüt auf das Geiſtige und Überſinnliche gerichtet ward, ſcheint des Lebens mit der Natur gar nicht entbehren zu können, da eben die mit heißerer Sinnlichkeit begabten Völker ſich viel weniger daraus machen. Sehr begreiflich. Er ſucht hier täglich die milden Einflüſſe zarter ſinnlicher und irdiſcher Reize, er ſucht hier eine Ergänzung der Sinnlichkeit, deren vollſtes Maß ihm verſagt ward, er ſaugt gleichſam antäiſch die Lebenskraft ein, welche ihm mangelt. Aber auch in dem Chriſtentum ſelbſt liegt für diejenigen, welche das innigſte geiſtige Leben desſelben am tiefſten empfinden, wohl ein großer Reiz des zarten und freundlichen Zuſammenhanges und Zuſammenhalts mit der Natur. Das Heidentum, das immer auf die volle Rundung und Geſtaltung des ſinnlichen Lebens drang, hat von dieſer zart und ſinnig ſpielenden Natur wenig Bedürfnis gehabt, es hat nur ihre großen Erſcheinungen bewundert und ihre ungeheuren und ſeltſamen Maſſen und Gebilde angeſtaunt, mit Blumen und Bäumen und Quellen und Bächen und Mond und Geſtirnen hat es weniger geſpielt und geliebt als die Neueren. Dieſes anmutige und ſtille Spiel, dieſes liebende Verſtändnis und träumeriſche und ſchwärmeriſche Empfängnis aller Natur gehört recht eigentlich dem Chriſtentum an, welches ſeinem Weſen nach muſikaliſch und in unbeſtimmter Geiſtigkeit und Schwärmerei hinſpielend und hinſchwebend iſt.

Darum hinaus in Feld und Wald, in Tal und Gebirg', ihr deutſchen Jünglinge! Und erfriſchet und erquicket euch Leib und Seele an dem ewigen, geheimnisvollen und wunderſamen Gegenſpiel eures Gemütes und des Himmels! Darum hinaus, wann die Wiſſenſchaft euch austrocknen, wann das Leben mit ſeinen Mühen und Kämpfen und Arbeiten und Sorgen euch zerreißen will, hinaus ins Freie und in die liebe, weite Gotteswelt und blaſet dort den Unmut und die Dumpfheit von euch und ſaugt friſchen Aten- und Trieb des Lebens und der Liebe ein! Was dem bloß natürlich und in natürlichſten Verhältniſſen lebenden Menſchen ſchon wie von ſelbſt wird und erblüht, das muß der künſtlich und oft in zu künſtlichen Verhältniſſen lebende Menſch durch Erkenntnis ſuchen: er muß leben lernen. Denn halb iſt das Leben, dem die Natur fehlt, und muß zuletzt notwendig in Mattigkeit und Dürftigkeit oder in Starrheit und Sprödigkeit vergehen.

Menſch und Natur

Goethe

enn ich ſonſt vom Felſen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überſchaute und alles um mich her keimen und quellen ſah, wenn ich jene Berge vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Täler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte, wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenſchwärme im letzten roten Strahle der Sonne mutig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreite, und das Schwirren und Wehen um mich her mich auf den Boden aufmerkſam machte und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunter wächſt, mir das innere glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich; Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche ſtürzten herunter; die Flüſſe ſtrömten unter mir, und Wald und Gebirge erklang; und ich ſah ſie wirken und ſchaffen ineinander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der mannigfaltigen Geſchöpfe, alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten; und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern und ſich anniſten und herrſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Tor, der du alles ſo gering achteſt, weil du ſo klein biſt! — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geiſt des Ewigſchaffenden und freut ſich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick, in der eingeſchränkten Kraft meines Weſens, einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt.

Lukas Cranach

Hirschjagd

Klagschrift der Vögel

Luther

Unserm günstigen Herrn, Doctori Martino Luther, Prediger zu Wittenberg.

Wir Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitzen samt anderen frommen ehrbaren Vögeln, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen, fügen Eurer Liebe zu wissen, wie wir glaublich berichtet werden, daß einer, genannt Wolfgang Sieberger[1], Euer Diener, sich unterstanden habe einer großen, freventlichen Thurst[2] und etliche alte, verdorbene Netze aus großem Zorn und Haß über uns teuer gekauft, damit einen Finkenherd anzurichten, und nicht allein unsern lieben

[1] In der Tat Luthers alter Diener, dem hiermit das Vogelstellen verwiesen wird. [2] Altes Wort für Verwegenheit, Dreistigkeit.

Freunden und Finken, ſondern auch uns allen die Freiheit, zu fliegen in der Luft und auf Erden Körnlein zu leſen, von Gott uns gegeben, zu wehren vornimmt, dazu uns nach unſerm Leib und Leben ſtellet, ſo wir doch gegen ihn gar nichts verſchuldet noch ſolche ernſtliche und geſchwinde Thurſt um ihn verdienet. Weil denn alles, wie Ihr ſelbſt könnt bedenken, uns armen, freien Vögeln (ſo zuvor weder Scheune noch Häuſer noch etwas darinnen haben) eine gefährliche und große Beſchwerung, iſt an Euch unſere demütige und freundliche Bitte: Ihr wollet Euren Diener von ſolcher Thurſt weiſen, oder wo das nicht ſein kann, doch ihn dahin halten, daß er uns des Abends zuvor ſtreue Körner auf den Herd und morgens vor acht Uhr nicht aufſtehe und auf den Herd gehe; ſo wollen wir denn unſern Zug über Wittenberg nehmen. Wird er das nicht tun, ſondern uns alſo freventlich nach unſerm Leben ſtehen, ſo wollen wir Gott bitten, daß er ihm ſteure und er des Tages auf dem Herde Fröſche, Heuſchrecken und Schnecken an unſrer Statt fange und zu Nacht von Mäuſen, Flöhen, Läuſen, Wanzen überzogen werde, damit er unſer vergeſſe und den freien Flug uns nicht wehre. Warum braucht er ſolchen Zorn und Ernſt nicht wider die Sperlinge, Schwalben, Elſtern, Dohlen, Raben, Mäuſe und Ratten? Welche Euch doch viel Leids tun, ſtehlen und rauben und auch aus den Häuſern Korn, Hafer, Malz, Gerſte uſw. enttragen, welches wir nicht tun, ſondern allein das kleine Bröcklein und einzelne verfallne Körnlein ſuchen. Wir ſtellen ſolch unſre Sache auf rechtmäßige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht ſo hart wird nachgeſtellet. Wir hoffen aber zu Gott, weil unſrer Brüder und Freunde ſo viel in dieſem Herbſt vor ihm blieben und entflohen ſind, wir wollen auch ſeinen loſen, faulen Netzen, ſo wir geſtern geſehen, entfliehen. Gegeben in unſerm himmliſchen Sitz unter den Bäumen, unter unſerm gewöhnlichen Siegel und Federn.

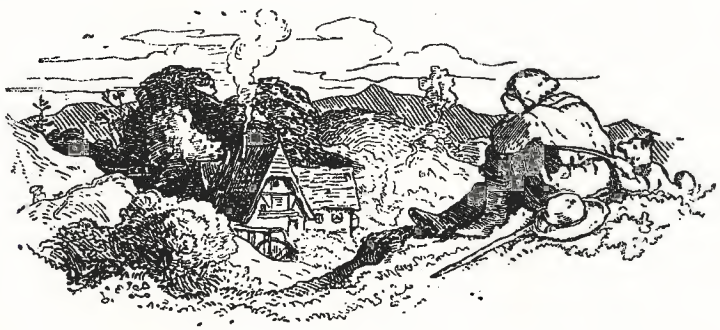
Goethe auf dem Brocken

Wie ich geſtern zum Torfhauſe kam, ſaß der Förſter bei ſeinem Morgenſchluck in Hemdsärmeln, und ſoviel ich vom Brocken redete, er verſicherte die Unmöglichkeit, hinaufzugehen, und wie oft er ſommers droben geweſen wäre und wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu verſuchen. — Die Berge waren im Nebel, man ſah nichts. „Und ſo“, ſagt er, „iſt's auch jetzt oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie ſehn ...“ Da ſaß ich mit ſchwerem Herzen, mit halben Gedanken, wie ich zurückkehren wollte ... Ich war ſtill und bat die Götter, das Herz dieſes Menſchen zu wenden und das Wetter, und war ſtill. „So,“ ſagt er zu mir, „nun können Sie den Brocken ſehn.“ Ich trat ans Fenſter, und er lag vor mir klar wie mein Geſicht im Spiegel. Da ging mir das Herz auf, und ich rief: „Und ich ſollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht, niemanden?“ — Und er ſagte: „Ich will mit Ihnen gehen.“ — Ich habe ein Zeichen ins Fenſter geſchnitten zum

Zeugnis meiner Freudentränen. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der oberſten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit, und heute nacht bis früh war er im Mondſchein ſichtbar und finſter auch in der Morgendämmerung, da ich aufbrach.

Goethe / Maimorgen

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine Seele eingenommen gleich dem ſüßen Frühlingsmorgen, den ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt wie die meine. Ich bin glücklich, ſo ganz in dem Gefühl von ruhigem Daſein verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler geweſen als in dieſen Augenblicken. Wenn das liebe Tal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligtum ſtehlen, ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege und näher an der Erde tauſend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, dann ſehne ich mich oft und denke: Ach könnteſt du das wieder ausdrücken, könnteſt du dem Papier das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes!



Waldesweisheit

Adalbert Stifter

er alte Gregor tupfte mit der Hand an den Sänftenrand und zeigte rechts hinüber auf einen machtvollen, ſchwarzblau hereingehenden Waldrücken, von grauen Felſenbändern ſchräg geſtreift, die aber kaum ſichtbar waren in dem Funkeln und Dämmern der Luft. „Seht," ſagte er, „das iſt das Ziel unſerer Reiſe, und wir müſſen heute noch faſt bis auf zwei Drittel gegen ſeine Schneidelinie hinauf. Der Platz hier hat etwas wunderlich Zutunliches, und ich wußte, daß er euch gefallen müſſe, aber die Sonne neigt ſich der Wand zu, und wir müſſen weiter."

„Ja, ja," fuhr er fort, als man die Sänfte wieder aufgenommen hatte und die andere Seite des Waldhügels hinabging, „ja, ja, ſchöne Jungfrauen, der Wald iſt auch ſchön, und mich dünkt manchesmal, als ſei er noch ſchöner als die ſchönen Gärten und Felder, welche die Menſchen machen, weil er auch ein Garten iſt, aber ein Garten eines Reichen und Großen, der ihn durch tauſend Diener beſtellen läßt; in ihm iſt gar kein Unkraut, weil der Herr jedes Kräutlein liebt und ſchätzt — er braucht auch ein jedes für ſeine vielen tauſend Gäſte, deren manche lecker ſind und ganz Beſonderes verlangen. — Sehet, da habe ich draußen — es ſind wohl einige Wegeſtunden von hier — da habe ich auch ein paar Kühe, viele Ziegen, auch Hafer- und Gerſtenfelder — jetzt gehört alles meinem Enkel — der pflegt und hegt es — —, aber wenn ich damals, vor zwanzig, dreißig Jahren, von meinem Hausweſen ſo des Sonntags in den Wald hinaufging in die Länge und Weite, immer tiefer, ſo allerlei ſinnend, auf das Wild gar nicht einmal achthabend, ſo war das ein lieblicherer, anmutigerer Tag als die ganze andere Woche, und öfter wollte es mich bedünken, als hätte ich da eine ſchönere Veſper gefeiert, als die hinaus in die Nachmittagskirche, aber auch ins Schenkhaus gegangen ſind; denn ſehet, ich habe mir immer mehr und mehr ein gutes Gewiſſen aus dem Walde heimgetragen. Es kann ja auch nicht anders ſein — denn wie ich nachgerade mutiger wurde und weiter und weiter hereinkam, auch mehr Zeit hatte, da mein Sohn das Hausweſen übernahm —, ſehet, da fing ich an, allgemach die Reden des Waldes zu hören, und ich horchte ihrer auch, und der Sinn ward mir aufgetan, ſeine Abzeichen zu verſtehen, und das war lauter Prachtvolles und Geheimnisreiches und Liebevolles von dem großen Gärtner, von dem es mir oft war, als müſſe ich ihn jetzt und jetzt irgendwo zwiſchen den Bäumen wandeln ſehen. — — Ihr ſchaut mich mit den ſchönen Augen ſeltſam an, Jungfrau — aber Ihr werdet, wenn Ihr länger hier bleibt, ſchon auch etwas lernen; denn Eure Augen ſind ſchön und klug. In allem hier iſt Sinn und Empfindung;

der Stein ſelber legt ſich um ſeinen Schweſterſtein und hält ihn feſt, alles ſchiebt und drängt ſich, alles ſpricht, alles erzählt, und nur der Menſch erſchaudert, wenn ihm einmal ein Wort vernehmlich wird. Aber er ſoll nur warten, und da wird er ſehen, wie es doch nur lauter liebe, gute Worte ſind."

Johanna ſah mit unverhohlenem Erſtaunen in das Antlitz des alten Waldſohnes, und es begann ihr ordentlich immer ſchöner zu werden. Man war mittlerweile wieder ins Tal zu einem rauſchenden, ſpringenden Bach gekommen, und Gregor mußte ſein Geſpräch abbrechen, weil er hier wieder Anordnungen behufs des Weitergehens zu machen hatte.

„Vater, Vater," ſagte Johanna leiſe, „welch einen ſeltſamen Menſchen habt Ihr uns hier beigegeben!"

„Kind, dies iſt ein Kleinod der Wüſte", erwiderte der Vater. „Niemand weiß dies weniger als er ſelber; du wirſt oft auf ſeine Worte hören wie auf Klänge ſilberner Glocken, du wirſt von ihnen vieles lernen, und er wird euch eine Stimme der Wüſte ſein, wenn ihr fern von der Heimat in der Einſamkeit leben müſſet. Wir haben vor Jahren manche Tage miteinander verlebt, damals war er kühner und feuriger; aber die wunderlichen Gedanken ſeines Herzens ſpannen ſich ſchon damals wie ein ſeltſamer, ausländiſcher Frühling aus ihm heraus, und wenn wir ſo oft einen langen Nachmittag miteinander allein zu einem fernen Jagdzuge gingen und er zutraulich wurde und das Band ſeiner Reden und Phantaſien löſte, ſo warf er Blüten und Bäume, Sonne und Wolken durcheinander und abenteuerlich Glauben und Grübeln, daß es mir oft nicht anders war, als würde aus einem alten, ſchönen Dichtungsbuche vorgeleſen. Manche höhnten ihn, und gegen dieſe verſchloß er wie mit Felſen den Quell ſeiner Rede; aber ich habe ihn jederzeit geliebt und er mich auch. Er war es, der mir einſt den ſchönen, einſamen Platz zeigte, zu dem wir eben auf der Wanderung ſind und den vielleicht kein Menſch weiß; und er iſt es auch, der nicht um Geld und Geldeswert, ſondern ebenfalls aus alter Liebe zu mir und meiner zu euch, wenn ihr ſie nicht verſcherzt, ſich entſchloſſen hat, die Zeit eures Waldaufenthaltes bei euch zu wohnen, um mit dem Reichtum ſeiner Erfahrungen zu eurem Schutze behilflich zu ſein."

Da ſie gelegentlich an einer Eſpe vorüberkamen, deren Blätter, obwohl ſich kein Hauch im ganzen Walde rührte, dennoch unaufhörlich zitterten, ſo ſagte Clariſſa zu dem Alten, wenn er die Zeichen und die Sprache der Wälder kenne und erforſche, ſo wiſſe er vielleicht auch, warum dann gerade dieſer Baum nie zu einer Ruhe gelangen könne und ſeine Blätter immer taumeln und baumeln müſſen.

„Es ſind da zwei Meinungen", entgegnete er; „ich will ſie Euch beide ſagen. Meine Großmutter, als ich noch ein kleiner Knabe war, erzählte mir, daß, als noch der Herr auf Erden wandelte, ſich alle Bäume vor ihm beugten, nur die Eſpe nicht: darum wurde ſie geſtraft mit ewiger Unruhe, daß ſie bei jedem Windhauche erſchrickt und zittert wie jener ewige Jude, der nie raſten kann, ſo daß die Enkel und Urenkel jenes übermütigen Baumes in alle Welt geſtreut ſind —

ein zaghaft Geſchlecht, ewig bebend und flüſternd in der übrigen Ruhe und Einſamkeit der Wälder. Darum ſchaute ich als Knabe jenen geſtraften Baum immer mit einer Art Scheu an, und ſeine ewige Unruhe war mir Pein. Aber einmal, es war Pfingſtſonntags nachmittags vor einem Gewitter, ſah ich (ich war ſchon ein erwachſener Mann) einen ungemein großen Baum dieſer Art auf einer ſonnigen Waldblöße ſtehen, und alle ſeine Blätter ſtanden ſtille; ſie waren ſo ruhig, ſo grauenhaft unbeweglich, als wären ſie in die Luft eingemauert und ſie ſelber zu feſtem Glaſe erſtarrt — es war auch im ganzen Walde kein Lüftchen zu ſpüren und keine Vogelſtimme zu hören, nur das Geſumme der Waldfliegen ging um die ſonnenheißen Baumſtämme herum. Da ſah ich mir denn verwundert den Baum an, und wie er mir ſeine glatten Blätter wie Herzen entgegenſtreckte auf den dünnen, langen, ſchwanken Stäben, ſo kam mir mit eins ein anderer Gedanke: wenn alle Bäume, dacht' ich, ſich vor dem Herrn geneigt haben, ſo tat es gewiß auch dieſer und ſeine Brüder; denn alle ſind ſeine Geſchöpfe, und in den Gewächſen der Erde iſt kein Trotz und Laſter wie in den Menſchen, ſondern ſie folgen einfältig den Geſetzen des Herrn und gedeihen nach ihnen zu Blüte und Frucht — darum iſt nicht Strafe und Lohn für ſie, ſondern ſie ſind von ihm alle geliebt, und das Zittern der Eſpe kommt gewiß nur von den gar langen und feinen Stielen, auf die ſie ihre Blätter wie Täfelchen ſtellt, daß ſie jeder Hauch lüftet und wendet, worauf ſie ausweichen und ſich drehen, um die alte Stellung wiederzugewinnen. Und ſo iſt es auch; denn oft habe ich nachher noch ganz ruhige Eſpen an windſtillen Tagen angetroffen und darum an andern, wo ſie zitterten, ihrem Geplauder mit Vorliebe zugehört, weil ich es gutzumachen hatte, daß ich einſtens ſo ſchlecht von ihnen gedacht. Darum iſt es auch ein ſehr feierlicher Augenblick, wenn ſelbſt ſie, die ſo leichtfertige, ſchweigt; es geſchieht meiſtens vor einem Gewitter, wenn der Wald ſchon harret auf die Stimme Gottes, welche kommen und ihnen Nahrung herabſchütten wird."

Hymnus auf die See

Friedrich Liſt

Die See iſt die Hochſtraße des Erdballs. Die See iſt der Paradeplatz der Nationen. Die See iſt der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeiſtes für alle Völker der Erde und die Wiege ihrer Freiheit. Die See iſt die fette Gemeindetrift, auf welche alle wirtſchaftlichen Nationen ihre Herden zur Maſtung treiben. Wer an der See keinen Teil hat, der iſt ausgeſchloſſen von den guten Dingen und Ehren der Welt — der iſt unſers lieben Herrgotts Stiefkind.

In der See nehmen die Nationen ſtärkende Bäder, erfriſchen ſie ihre Gliedmaßen, beleben ſie ihren Geiſt und machen ihn empfänglich für große Dinge, ge-

wöhnen ſie ihr körperliches und geiſtiges Auge, in weite Fernen zu ſehen, waſchen ſie ſich jenen Philiſterunrat vom Leibe, der allem Nationalleben, allem Nationalaufſchwung ſo hinderlich iſt. Das Salzwaſſer iſt für die Nationen eine längſt erprobte Panazee; es vertreibt ihnen die Titelſucht, die Blähungen aller den geſunden Menſchenverſtand verzehrenden Stubenphiloſophie, die Krätze der Sentimentalität, die Lähmungen der Papierwirtſchaft, die Verſtopfungen der gelehrten Pedanterei und heilt Stubenverſeſſenheiten und Grillenfängerei aus dem Grunde. Dabei gibt es dem Magen der Nation Ton; denn es bringt Reichtum und Genüſſe, Mut und Lebensfreudigkeit in die Maſſe des Volkes. Seefahrende Leute lachen über das Hunger- und Sparſyſtem am Boden kriechender Nationalökonomen, wohl wiſſend, daß die See an guten Dingen unerſchöpflich iſt, und daß man nur Mut und Kraft haben dürfe, ſie zu holen. Eine Nation ohne Schiffahrt iſt ein Vogel ohne Flügel, ein Fiſch ohne Floſſen, ein zahnloſer Löwe, ein Hirſch an der Krücke, ein Ritter mit hölzernem Schwert, ein Helote und Knecht der Menſchheit. Und ſo tief ſinkt zuletzt der öffentliche Geiſt inſektenartig auf dem Lande kriechender Nationen, daß ſie diejenigen verſpotten und verfolgen, die ihnen raten, ſich zur See zu verſuchen, wie im Lande der Hinkenden der Sonderling verlacht wird, der keck auf zwei Beinen daherſchreitet. Wir ſprechen nicht von Deutſchland — bewahre der Himmel! — wir ſprechen von den Äthiopiern, von den Chineſen und Japaneſen, von den Leuten am Himalaya, von allen jenen Schwächlingen, welchen die See weder Nahrung noch Stärkung bringt. Wir Deutſchen haben noch eine Schiffahrt, Gott ſei's gedankt und den braven rüſtigen Leuten an den Mündungen der Ems, der Weſer, der Elbe, der Trave, der Oder, vor allen aber unſern wackern Bremern, die unter dem Schutze Gottes und ſeiner Heiligen den ganzen Erdball ſo mutig beſchiffen, als ſegelten ſie unter der Flagge der mächtigſten Nation, als wären ſie nicht den Fußtritten und Rippenſtößen jedes Barbaren bloßgeſtellt, den die Luſt anwandelt, ſich an ihnen zu vergreifen.

Tiefſinnige Gelehrte, Politiker vom feinſten Waſſer haben bewieſen, Deutſchland beſitze weder Mittel noch Luſt, eine ſeefahrende Nation zu werden; die Deutſchen ſeien durchweg Landratten, liebten, wie Gewürm am feſten Boden zu kriechen, und fürchteten die Gefahren der See, die keine Balken habe. Oh! ihr Büchermacher, wie ihr euer Land und Volk kennt! Möchte doch einer von euch in die noch unentdeckten Gegenden an der Oſt- und Nordſee zu reiſen wagen und ſich die Länder und ihre Bewohner beſchauen und ihr Tun und Treiben, ihr Leben und Weben beobachten und euch ſchulgerechte Tabellen darüber anfertigen: wie viele junge Leute hinausziehen in den Seedienſt aller Länder und Weltteile, weil die einheimiſche Schiffahrt ihrem Drang und Sehnen nach dem Leben und den Gefahren der See keine Befriedigung gewähren kann; wie viele zu Hauſe bleiben, denen kein Beruf lieber wäre als der Seedienſt, könnten ſie in der vaterländiſchen Schiffahrt Unterkunft finden; welches Geſchick, welche Luſt und Kraft dieſe Leute zum Seedienſt beſitzen, und wie viele Schiffe zu bemannen wären, und

wie viele tüchtige Kapitäne nur allein die Uferſtaaten zu erziehen vermöchten, von dem Binnenland nicht zu reden, und welche Materialien und Werkleute ſich zum Behuf des Schiffsbaues bei ihnen vorfinden, und wieviel und welche Arten Schiffbauhölzer jetzt außer Landes gehen, die zum einheimiſchen Schiffbau verwendet werden könnten, und welche Fortſchritte die deutſchen Seeleute und Schiffbauer im Bauen und in der Führung der Schiffe und die deutſchen Matroſen im Seedienſt ohne alle Begünſtigung von ſeiten der deutſchen Staaten — ja noch im ſchweren und erniedrigenden Kampfe mit den Schiffahrtsbeſchränkungen aller fremden Nationen — gemacht haben, das wären einmal Tabellen, die zu vernünftigen Schlüſſen führen könnten!

Der Rhein

Friedrich Liſt

Das Wort Rhein iſt Leben; das Wort Rhein iſt Größe; das Wort Rhein iſt Macht und Kraft. Als Gott der Herr Deutſchland erſchuf, da war es ein unförmlicher Klumpen — eitel D..ck und Sand ohne allen Wert. Da ſteckte er ihm den Rhein in den Rücken, und Deutſchland ſtand aufrecht und kraftvoll da. — ein Rieſe unter den Ländern. Laßt ihm das Rückenbein wieder ausziehen, und es plumpſt wiederum zuſammen wie ein leerer Mehlſack. O daß ich ein Gleichnis finden könnte, erhaben genug, um Ihnen anſchaulich zu machen, was die Rheinlande den Deutſchen ſind. Doch halt — ich hab's —, das Land am Rhein, meine Heren, iſt des deutſchen Ochſen Lendenſtück und der Nordoſten die halb ungenießbare, halb magere und rauhe Zugabe des kargen Fleiſchers. Wer je eine Küche unter ſeiner Inſpektion gehabt, wird mich faſſen. Ein einziges Rheinland, meine Herren, wiegt zehn Alt- und Uckermarken auf, und wär' ich ein König unterhalb dem Bingerloch, ich kümmerte mich blutwenig um die äſthetiſchen Pfefferkuchen und die tiefen Philoſophien an der Spree, ich gründete meine Hauptſtadt irgendwo am Rhein oder in der Nähe des Rheins wie Karl der Große. Denn als oben und unten und in der Mitte den Deutſchen Stücke vom Rhein abhanden gekommen, da war es geſchehen um ihre Macht und ihren geſunden Menſchenverſtand, ſie wurden Perücken und Haarzöpfe, lächerliche Pedanten — zuletzt gar Philoſophen... Rheinwärts liegt der größte Teil der künftigen Größe und Macht der Deutſchen. Auf dem Rhein kommen dem Süden die Reichtümer fremder Weltteile. Auf dem Rhein gehen die Früchte ſeines Fleißes nach aller Welt. Am Rhein leben mehr Menſchen als in London und Paris zuſammen, und fröhlichere und kräftigere Menſchen als an der Seine und Themſe; Menſchen, die alles zuſammen beſitzen, was jene nur vereinzelt, Korn und Wein, Steinkohle und Eiſen.

Winterfreuden

Bogumil Goltz

er Sommer und Frühling waren uns himmliſche Jahreszeiten; der Herbſt und Winter genügte aber nicht minder unſrer Lebhaftigkeit und Einbildungskraft. Wie geſchäftig, wie vorſorglich tat man im Oktober mit den Eltern um die Wette, wenn Obſt und Gemüſe aus dem Garten eingekellert und alle möglichen guten und beſten Dinge eingeſchlachtet, eingemacht und eingeſorgt wurden! Mit welcher wollüſtigen Trauer ſah man die Störche ziehen, Flur und Wald ſich verwandeln und veröden! Und wenn der Wind nun über das braune Erbsſtoppel ging, wenn er welke Blätter vor ſich herfegte und in dem goldgelben, immer zitternden Eſpenlaub alle die glitzernden Herbſttinten durcheinanderfunkeln ließ, wenn die letzten wilden Gänſe abzogen, die Schwalben ſich in das Rohrdickicht einſamer Waldſeen oder in die Flußufer verbargen, wenn die armen Leute haſtiger Holz und Strauchwerk zuſammenſchleppten, die letzten ſteinharten Winterholzbirnen von den Bäumen herabgeſchlagen wurden, wenn ſich alles von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde bedenklicher, bedeutungsſchwerer geſtaltete und verwandelte, die Tage ſo trübe, ſo rauh und ſo karg, die Nächte ſo traumlang und todesfinſter wurden und alles, alles ſich zu einem ganz andern Daſein, zu einer ganz andern Weiſe, zu einer andern Welt anſchickte; wie ergriff das unſer Kindergemüt!

Endlich fanden wir eines Morgens im Spätherbſte die erſte dünne Eisrinde auf dem Wieſenbach oder dem Teich. Nun war die neue Welt, die neue Ordnung der Dinge in Wirklichkeit da! Glücklich, wer einen alten Schlittſchuh hervorfand, der im Notfall nur in einer alten Meſſerklinge beſtand, die in ein Holz eingekeilt war!

Nun fiel der erſte dicke Schnee! Wieder ein Jubel, wieder ein Feſttag! Man zimmerte an einem Schlittchen mühſeliger und betriebſamer als Robinſon Cruſoe an ſeinem Klotzkahn, den der Ärmſte doch zuletzt liegenlaſſen mußte. Man ſchnitt und hackte ſich binnen kurzem ſo ſehr in die Finger, als es mit den ziemlich ſtumpfen Schneidewerkzeugen nur immer möglich war. Nun wurden an den Hausknecht, den Kutſcher und an andre kunſtfertige Leute die ſtürmendſten Liebkoſungen ſpottwohlfeil verſchwendet; das verhalf endlich richtig zu einem Schlitten! Ging die Sache ſehr gut, ſo wurden auch unter den Kufen ein paar dünne Eiſenſtäbe beſchafft, und ſollten ſie in aller Unſchuld des verzweifelten Begehrs ſogar von einem altmodiſchen Kammerfenſter weggebrochen und geſtohlen worden ſein.

Jetzt war die halbe Welt unſer; wir konnten ja auf unſerm Schlitten in die ſchneeweiße und himmelblaue Möglichkeit hineinkutſchieren! Hineinkutſchieren wohl gar über den gefrorenen See in den jenſeitigen geheimnisvollen Wald. Huh! Wie der Schnee unter den Füßen knarrte, das war mal ſchön, und wie das dunkel durchſichtige Eis ſo grauſig luſtig unter einem krachte und platzte, das war noch ſchöner als ſchön! Heiliger Gott! Wir begegneten einſt einem Fuchs. Herr Reineke mit dem weltberühmten Fuchsſchwanz träumte wahrſcheinlich von einer fetten Gans und ließ ſich auch ohnedies ziemlich ruhig betrachten, denn er mochte eben keine gefährlichen Jäger in uns verſpüren; nun ward er aber mit furchtbarem Huſſa in die Flucht getrieben und bombardiert. Das waren Heldentaten! Das war ein Jagen! Wo hat man hinterher von ſolcher Nimrodsluſt gehört! Ein Tier der Wildnis, mit eignen Augen am Waldesſaum, an geheimnisvoller Stätte geſchaut und aufgejagt, wer ermißt das, ſelbſt wenn er ein engliſcher Fuchshetzer oder ein ſinghaleſiſcher Elefantenjäger iſt!

Man zerſchlug ſich die Naſe beim Herabfahren von ſteilen Bergen, wenn das ſchlechtgeſteuerte Rutſchgefährt, das in Ermangelung von etwas Schicklicherm oft nur in einer Handvoll Erbſenſtroh beſtand, gegen einen Stein anprellte, daß man kopfüber zu liegen kam. Man erfror ſich Naſe und Ohren und ſonſtige Glieder, man brach ins dünne und ins dicke Eis und kriegte zeitweilig Prügel; es war aber alles wunderſchön; denn es gehörte alles zum Leben und Daſein und mehrte beides, füllte die Seele und ſtärkte das Gedächtnis; wie konnte es da ein Unglück ſein!? Man war ja lebendig, man war in einer Welt voller Abenteuer und voller Wunder und zu ſeiner höchſten Verwunderung miterſchaffen und mit auf der Welt! Man hatte Augen und Ohren und eine Zunge, nicht zu vergeſſen, um Birnen, Äpfel und alle anderen guten Dinge damit zu ſchmecken; ein Paar Beine, um ſich aus freien Stücken damit allenthalben hinzuverſetzen, ferner an die zehn unnütze Finger, um damit allen möglichen Schabernack zu verführen! Man war abgefüttert, und wenn man nicht weiter in der Schule gepeinigt war, ſo wußte man ſich ſeiner Glückſeligkeit und Daſeinswonne gar keinen Rat! Man jauchzte, daß man drauflosleben durfte; was brauchte man mehr? Das bloße Wörtchen „lebendig“ ſchloß für mich wenigſtens von jeher alle ſieben Himmel des Hochgenuſſes und der Wunderbarkeit in ſich. Ich konnte raſend werden vor Verwunderung und Wonne darüber, wie doch das eigentlich ſein könne, daß ein Ding ſo mir nichts dir nichts lebendig ſei. Ein Tier, gleichviel welches, Katze oder Hund, Vogel oder Wurm, vor allem aber freilich ein Vogel, war mir bloß durch die Vorſtellung des Lebendigen ein Geheimnis. Nie, nimmer hab' ich hernach ſo die Schönheit des Lebendigen erfaßt wie in jener kindlichen Paradiesunſchuld und Glückſeligkeit, wo die Seele ganz und gar berauſcht iſt von dem Wunder und der Schönheit der Welt.

Die Sperlingsgaſſe

Wilhelm Raabe

Ich liebe in großen Städten die älteren Stadtteile mit ihren engen, krummen, dunklen Gaſſen, in welche der Sonnenſchein nur verſtohlen hineinzublicken wagt; ich liebe ſie mit ihren Giebelhäuſern und wunderſamen Dachtraufen, mit ihren alten Kartaunen und Feldſchlangen, welche man als Prellſteine an die Ecken geſetzt hat. Ich liebe dieſen Schauplatz der alten Zeit. Selbſt die Bewohner ſcheinen noch ein originelleres, ſonderbareres Völkchen zu ſein als die Leute der modernen Viertel. Hier in dieſen winkligen Gaſſen wohnt das Volk des Leichtſinns dicht neben dem der Arbeit und des Ernſtes, und der zuſammengedrängtere Verkehr treibt die Menſchen in tolleren, ergötzlicheren Szenen aneinander als in den vornehmeren, aber auch öderen Straßen. Hier gibt es noch die alten Patrizierhäuſer — die Geſchlechter ſelbſt ſind freilich meiſtens dahin —, welche nach einer Eigentümlichkeit ihrer Bauart oder ſonſt einem Wahrzeichen unter irgendeiner merkwürdigen Benennung im Munde des Volkes fortleben. Hier ſind die dunklen, verrauchten Kontore der alten, gewichtigen Handelsfirmen, hier iſt das wahre Reich der Keller- und Dachwohnungen. Die Dämmerung, die Nacht produzieren hier wunderſamere Beleuchtungen durch Lampenlicht und Mondſchein, ſeltſamere Töne als anderswo. Das Klirren und Ächzen der verroſteten Wetterfahnen, das Klappern des Windes mit den Dachziegeln, das Weinen der Kinder, das Miauen der Katzen, das Gekeif der Weiber — wo klingt es paſſender als hier in dieſen engen Gaſſen, zwiſchen dieſen hohen Häuſern, wo jeder Winkel, jede Ecke, jeder Vorſprung den Ton auffängt, bricht und verändert zurückwirft! In jenem gewölbten Torwege beginnt eine Drehorgel. Wie ſie ihre klagenden, an dieſem Ort wahrhaft melodiſchen Tonwogen über das dumpfe Murren und Rollen der Arbeit hinwirft!

Hoch oben aber, in einem kleinen, mehr drei- als viereckigen Dachſtübchen ſitzt ein Student vor einem gewaltigen ſchweinsledernen Folianten, über welchen er hinwegſtarrt. Die roten Dächer ſchimmern in der Abendſonne; da und dort laufen die Kornfelder an den Berghalden hinauf; aus einem Tal kommt rauſchend und plätſchernd ein klarer Bach. Und ſchau, dort oben in dem Garten, der ſich von jenem zerbröckelnden, noch ſtehenden Teil der Stadtmauer aus den Berg hinanzieht, gelagert unter einem blühenden Holunderbaum: drei Kinder.

Oh, dieſe Sperlingsgaſſe, eine Welt der Erinnerung!

Schiller

Die deutsche Persönlichkeit und Familie

Der Wert der Persönlichkeit

Arthur Schopenhauer

ristoteles hat die Güter des menschlichen Lebens in drei Klassen geteilt — die äußeren, die der Seele und die des Leibes. Hiervon nun nichts als die Dreizahl beibehaltend sage ich, daß, was den Unterschied im Lose der Sterblichen begründet, sich auf drei Grundbestimmungen zurückführen läßt. Sie sind:

1. Was einer *ist*: also die Persönlichkeit, im weitesten Sinne. Sonach ist hierunter Gesundheit, Kraft, Schönheit, Temperament, moralischer Charakter, Intelligenz und Ausbildung derselben begriffen.

2. Was einer *hat*: also Eigentum und Besitz in jeglichem Sinne.

3. Was einer *vorstellt*: unter diesem Ausdruck wird bekanntlich verstanden, was er in der Vorstellung anderer ist, also eigentlich, wie er von ihnen vorgestellt wird. Es besteht demnach in ihrer Meinung von ihm und zerfällt in Ehre, Rang und Ruhm.

Die unter der ersten Rubrik zu betrachtenden Unterschiede sind solche, welche die Natur selbst zwischen Menschen gesetzt hat; woraus sich schon abnehmen läßt, daß der Einfluß derselben auf ihr Glück oder Unglück viel wesentlicher und durchgreifender sein werde, als was die bloß aus menschlichen Bestimmungen hervorgehenden, unter den zwei folgenden Rubriken angegebenen Verschiedenheiten herbeiführen. Zu den echten persönlichen Vorzügen, dem großen Geiste oder großen Herzen, verhalten sich alle Vorzüge des Ranges, der Geburt, selbst der königlichen, des Reichtums und dergleichen wie die Theaterkönige zu den wirklichen. Schon Metrodorus, der erste Schüler Epikurs, hat ein Kapitel überschrieben περι τοῦ μείζονα εἶναι τὴν παρ ἡμᾶς αἰτίαν πρὸς εὐδαιμονίαν τῆς ἐκ τῶν πραγμάτων **(Majorem esse causam ad felicitatem eam, quae est ex nobis, ea, quae ex rebus oritur)**. Und allerdings ist für das Wohlsein des Menschen, ja für die ganze Weise seines Daseins, die Hauptsache offenbar das, was in ihm selbst besteht oder vorgeht. Hier nämlich liegt unmittelbar sein inneres Behagen oder Unbehagen, als welches zunächst das Resultat seines Empfindens, Wollens und Denkens ist; während alles außerhalb Gelegene doch nur mittelbar darauf Einfluß hat. Daher affizieren dieselben äußeren Vorgänge oder Verhältnisse jeden ganz anders, und bei gleicher Umgebung lebt doch jeder in einer andern Welt. Denn nur mit seinen eigenen Vorstellungen, Gefühlen und Willensbewegungen hat er es unmittelbar zu tun: die Außendinge haben nur, sofern sie diese veranlassen, Einfluß auf ihn. Die Welt, in der jeder lebt, hängt zunächst ab von seiner Auffassung derselben, richtet sich daher nach der Verschiedenheit der Köpfe: dieser gemäß wird sie arm, schal

und flach oder reich, intereſſant und bedeutungsvoll ausfallen. Während z. B. mancher den andern beneidet um die intereſſanten Begebenheiten, die ihm in ſeinem Leben aufgeſtoßen ſind, ſollte er ihn vielmehr um die Auffaſſungsgabe beneiden, welche jenen Begebenheiten die Bedeutſamkeit verlieh, die ſie in ſeiner Beſchreibung haben: denn dieſelbe Begebenheit, welche in einem geiſtreichen Kopfe ſich ſo intereſſant darſtellt, würde, von einem flachen Alltagskopfe aufgefaßt, auch nur eine ſchale Szene aus der Alltagswelt ſein. Im höchſten Grade zeigt ſich das bei manchen Gedichten Goethes und Byrons, denen offenbar reale Vorgänge zugrunde liegen: ein törichter Leſer iſt imſtande, dabei den Dichter um die allerliebſte Begebenheit zu beneiden, ſtatt um die mächtige Phantaſie, welche aus einem ziemlich alltäglichen Vorfall etwas ſo Großes und Schönes zu machen fähig war. Desgleichen ſieht der Melancholikus eine Trauerſpielſzene, wo der Sanguinikus nur einen intereſſanten Konflikt und der Phlegmatikus etwas Unbedeutendes vor ſich hat. Dies alles beruht darauf, daß jede Wirklichkeit, d. h. jede erfüllte Gegenwart, aus zwei Hälften beſteht, dem Subjekt und dem Objekt, wiewohl in ſo notwendiger und enger Verbindung wie Oxygen und Hydrogen im Waſſer. Bei völlig gleicher objektiver Hälfte, aber verſchiedener ſubjektiver iſt daher ſo gut wie im umgekehrten Fall die gegenwärtige Wirklichkeit eine ganz andere: die ſchönſte und beſte objektive Hälfte bei ſtumpfer, ſchlechter ſubjektiver gibt doch nur eine ſchlechte Wirklichkeit und Gegenwart, gleich einer ſchönen Gegend in ſchlechtem Wetter oder im Reflex einer ſchlechten Camera obſcura. Oder planer zu reden: jeder ſteckt in ſeinem Bewußtſein wie in ſeiner Haut und lebt unmittelbar nur in demſelben: daher iſt ihm von außen nicht ſehr zu helfen. Auf der Bühne ſpielt einer den Fürſten, ein anderer den Rat, ein dritter den Diener oder den Soldaten oder den General uſf. Aber dieſe Unterſchiede ſind bloß im Äußern vorhanden, im Innern als Kern einer ſolchen Erſcheinung ſteckt bei allen dasſelbe: ein armer Komödiant mit ſeiner Plage und Not. Im Leben iſt es auch ſo. Die Unterſchiede des Ranges und Reichtums geben jedem ſeine Rolle zu ſpielen; aber keineswegs entſpricht dieſer eine innere Verſchiedenheit des Glücks uno Behagens, ſondern auch hier ſteckt in jedem derſelbe arme Tropf mit ſeiner Not und Plage, die wohl dem Stoffe nach bei jedem eine andere iſt, aber der Form, d. h. dem eigentlichen Weſen, nach ſo ziemlich bei allen dieſelbe, wenn auch mit Unterſchieden des Grades, die ſich aber keineswegs nach Stand und Reichtum, d. h. nach der Rolle, richten. Weil nämlich alles, was für den Menſchen da iſt und vorgeht, unmittelbar immer nur in ſeinem Bewußtſein da iſt und für dieſes vorgeht, ſo iſt offenbar die Beſchaffenheit des Bewußtſeins ſelbſt das zunächſt Weſentliche, und auf dieſelbe kommt in den meiſten Fällen mehr an als auf die Geſtalten, die darin ſich darſtellen. Alle Pracht und Genüſſe, abgeſpiegelt im dumpfen Bewußtſein eines Tropfs, ſind ſehr arm gegen das Bewußtſein des Cervantes, als er in einem unbequemen Gefängnis den Don Quixote ſchrieb. — Die objektive Hälfte der Gegenwart und Wirklichkeit ſteht in der Hand des

Schickſals und iſt demnach unveränderlich: die ſubjektive ſind wir ſelbſt, daher ſie im weſentlichen unveränderlich iſt. Demgemäß trägt das Leben jedes Menſchen, trotz aller Abwechſlung von außen, durchgängig denſelben Charakter und iſt einer Reihe Variationen auf ein Thema zu vergleichen. Aus ſeiner Individualität kann keiner heraus. Und wie das Tier unter allen Verhältniſſen, in die man es ſetzt, auf den engen Kreis beſchränkt bleibt, den die Natur ſeinem Weſen unwiderruflich gezogen hat, weshalb z. B. unſere Beſtrebungen, ein geliebtes Tier zu beglücken, eben wegen jener Grenzen ſeines Weſens und Bewußtſeins, aber ſtets innerhalb ganz enger Schranken ſich halten müſſen — ſo iſt es auch mit dem Menſchen: durch ſeine Individualität iſt das Maß ſeines möglichen Glückes zum voraus beſtimmt. Beſonders haben die Schranken ſeiner Geiſteskräfte ſeine Fähigkeit für erhöhten Genuß ein für allemal feſtgeſtellt. Sind ſie eng, ſo werden alle Bemühungen von außen, alles, was Menſchen, alles, was das Glück für ihn tut, nicht vermögen, ihn über das Maß des gewöhnlichen Menſchenglücks und Behagens hinauszuführen; auf Sinnengenuß, trauliches und heiteres Familienleben, niedrige Geſelligkeit und vulgären Zeitvertreib bleibt er angewieſen; ſogar die Bildung vermag im ganzen, zur Erweiterung jenes Kreiſes, nicht gar viel, wenngleich etwas. Denn die höchſten, die mannigfaltigſten und anhaltendſten Genüſſe ſind die geiſtigen, wie ſehr auch wir, in der Jugend, uns darüber täuſchen mögen; dieſe aber hängen hauptſächlich von der geiſtigen Kraft ab. — Hieraus alſo iſt

Joſt Amman — Jacob Fugger

klar, wie ſehr unſer Glück abhängt von dem, was wir *ſind*, von unſrer Individualität; während man meiſtens nur unſer Schickſal, nur das, was wir *haben*, oder was wir *vorſtellen*, in Anſchlag bringt. Das Schickſal aber kann ſich beſſern: zudem wird man, bei innerm Reichtum, von ihm nicht viel verlangen: hingegen ein Tropf bleibt ein Tropf, ein ſtumpfer Klotz ein ſtumpfer Klotz bis an ſein Ende, und wäre er im Paradieſe und von Huris umgeben. Deshalb ſagt Goethe:

Volk und Knecht und Überwinder,
ſie geſtehn zu jeder Zeit,
höchſtes Glück der Erdenkinder
ſei nur die Perſönlichkeit.

(Weſtöſtlicher Diwan.)

Daß für unſer Glück und unſern Genuß das Subjektive ungleich weſentlicher als das Objektive ſei, beſtätigt ſich in allem: von dem an, daß Hunger der beſte Koch iſt und der Greis die Göttin des Jünglings gleichgültig anſieht, bis hinauf zum Leben des Genies und des Heiligen. Beſonders überwiegt die Geſundheit alle äußeren Güter ſo ſehr, daß wahrlich ein geſunder Bettler glücklicher iſt als ein kranker König. Ein aus vollkommener Geſundheit und glücklicher Organiſation hervorgehendes, ruhiges und heiteres Temperament, ein klarer, lebhafter, eindringender und richtig faſſender Verſtand, ein gemäßigter, ſanfter Wille und demnach ein gutes Gewiſſen, dies ſind Vorzüge, die kein Rang oder Reichtum erſetzen kann. Denn was einer für ſich ſelbſt iſt, was ihn in die Einſamkeit begleitet und was keiner ihm geben oder nehmen kann, iſt offenbar für ihn weſentlicher als alles, was er beſitzen oder auch, was er in den Augen anderer ſein mag. Ein geiſtreicher Menſch hat, in gänzlicher Einſamkeit, an ſeinen eigenen Gedanken und Phantaſien vortreffliche Unterhaltung, während von einem Stumpfen die fortwährende Abwechſelung von Geſellſchaften, Schauſpielen, Ausfahrten und Luſtbarkeiten die marternde Langeweile nicht abzuwehren vermag. Ein guter, gemäßigter, ſanfter Charakter kann unter dürftigen Umſtänden zufrieden ſein; während ein begehrlicher, neidiſcher und böſer es bei allem Reichtum nicht iſt. Nun aber gar dem, welcher beſtändig den Genuß einer außerordentlichen, geiſtig eminenten Individualität hat, ſind die meiſten der allgemein angeſtrebten Genüſſe ganz überflüſſig, ja nur ſtörend und läſtig. Daher ſagt Horaz von ſich:

Gemmas, marmor, ebur, Tyrrhena sigilla, tabellas,
argentum, vestes Gaetulo murice tinctas,
sunt qui non habeant, est qui non curat habere;

und Sokrates ſagte beim Anblick zum Verkauf ausgelegter Luxusartikel: „Wie vieles gibt es doch, was ich nicht nötig habe.“

Für unſer Lebensglück iſt deshalb das, was wir ſind, die Perſönlichkeit, durchaus das Erſte und Weſentlichſte — ſchon weil ſie beſtändig und unter allen

Umſtänden wirkſam iſt; zudem aber iſt ſie nicht, wie die Güter der zwei andern Rubriken, dem Schickſal unterworfen und kann uns nicht entriſſen werden. Ihr Wert kann inſofern ein abſoluter heißen, im Gegenſatz der bloß relativen der beiden andern. Hieraus nun folgt, daß dem Menſchen von außen viel weniger beizukommen iſt, als man wohl meint. Bloß die allgewaltige Zeit übt auch hier ihr Recht: ihr unterliegen allmählich die körperlichen und die geiſtigen Vorzüge; der moraliſche Charakter allein bleibt auch ihr unzugänglich. In dieſer Hinſicht hätten denn freilich die Güter der zwei letztern Rubriken, als welche die Zeit unmittelbar nicht raubt, vor denen der erſtern einen Vorzug. Einen zweiten könnte man darin finden, daß ſie, als im Objektiven gelegen, ihrer Natur nach erreichbar ſind und jedem wenigſtens die Möglichkeit vorliegt, in ihren Beſitz zu gelangen; während hingegen das Subjektive gar nicht in unſere Macht gegeben iſt, ſondern, iure divino eingetreten, für das ganze Leben unveränderlich feſtſteht; ſo daß hier unerbittlich der Ausſpruch gilt:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz, wonach du angetreten.
So mußt du ſein, dir kannſt du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form, die lebend ſich entwickelt.

Das einzige, was in dieſer Hinſicht in unſrer Macht ſteht, iſt, daß wir die gegebene Perſönlichkeit zum möglichſten Vorteile benutzen, demnach nur die ihr entſprechenden Beſtrebungen verfolgen und uns um die Art der Ausbildung bemühen, die ihr gerade angemeſſen iſt, jede andere aber meiden, folglich den Stand, die Beſchäftigung, die Lebensweiſe wählen, welche zu ihr paſſen.

Ein herkuliſcher, mit ungewöhnlicher Muskelkraft begabter Menſch, der durch äußere Verhältniſſe genötigt iſt, einer ſitzenden Beſchäftigung, einer kleinlichen peinlichen Handarbeit obzuliegen oder auch Studien und Kopfarbeiten zu treiben, die ganz anderartige, bei ihm zurückſtehende Kräfte erfordern, folglich gerade die bei ihm ausgezeichneten Kräfte unbenutzt zu laſſen, der wird ſich zeitlebens unglücklich fühlen; noch mehr aber der, bei dem die intellektuellen Kräfte ſehr überwiegend ſind und der ſie unentwickelt und ungenutzt laſſen muß, um ein gemeinſames Geſchäft zu treiben, das ihrer nicht bedarf, oder gar körperliche Arbeit, zu der ſeine Kraft nicht recht ausreicht. Jedoch iſt hier, zumal in der Jugend, die Klippe der Präſumtion zu vermeiden, daß man ſich nicht ein Übermaß von Kräften zuſchreibt, welches man nicht hat.

Aus dem entſchiedenen Übergewicht unſrer erſten Rubrik über die beiden andern geht aber auch hervor, daß es weiſer iſt, auf Erhaltung ſeiner Geſundheit und auf

Ausbildung ſeiner Fähigkeiten als auf Erwerbung von Reichtum hinzuarbeiten; was jedoch nicht dahin mißdeutet werden darf, daß man den Erwerb des Nötigen und Angemeſſenen vernachläſſigen ſollte. Aber eigentlicher Reichtum, d. h. großer Überfluß, vermag wenig zu unſerm Glück; daher viele Reiche ſich unglücklich fühlen, weil ſie ohne eigentliche Geiſtesbildung, ohne Kenntniſſe und deshalb ohne irgendein objektives Intereſſe, welches ſie zu geiſtiger Beſchäftigung befähigen könnte, ſind. Denn was der Reichtum über die Befriedigung der wirklichen und natürlichen Bedürfniſſe hinaus noch leiſten kann, iſt ohne Einfluß auf unſer eigentliches Wohlbehagen; vielmehr wird dieſes geſtört durch die vielen und unvermeidlichen Sorgen, welche die Erhaltung eines großen Beſitzes herbeiführt. Dennoch aber ſind die Menſchen tauſendmal mehr bemüht, ſich Reichtum als Geiſtesbildung zu erwerben; während doch ganz gewiß, was man *iſt*, vielmehr zu unſerm Glücke beiträgt, als was man *hat*. Gar manchen daher ſehen wir in raſtloſer Geſchäftigkeit, emſig wie die Ameiſe vom Morgen bis zum Abend bemüht, den ſchon vorhandenen Reichtum zu vermehren. Über den engen Geſichtskreis des Bereichs der Mittel hierzu hinaus kennt er nichts: ſein Geiſt iſt leer, daher für alles andere unempfänglich. Die höchſten Genüſſe, die geiſtigen, ſind ihm unzugänglich: durch die flüchtigen, ſinnlichen, wenig Zeit, aber viel Geld koſtenden, die er zwiſchendurch ſich erlaubt, ſucht er vergeblich jene andern zu erſetzen. Am Ende ſeines Lebens hat er dann, als Reſultat desſelben, wenn das Glück gut war, wirklich einen recht großen Haufen Geld vor ſich, welchen noch zu vermehren oder aber durchzubringen, er jetzt ſeinen Erben überläßt. Ein ſolcher, wiewohl mit gar ernſthafter und wichtiger Miene durchgeführter Lebenslauf iſt daher ebenſo töricht wie mancher andere, der geradezu die Schellenkappe zum Symbol hat.

Alſo was einer an ſich ſelber hat, iſt zu ſeinem Lebensglücke das Weſentlichſte. Bloß weil dieſes in der Regel ſo gar wenig iſt, fühlen die meiſten von denen, welche über den Kampf mit der Not hinaus ſind, ſich im Grunde ebenſo unglücklich wie die, welche ſich noch darin herumſchlagen. Die Leere ihres Innern, das Fade ihres Bewußtſeins, die Armut ihres Geiſtes treibt ſie zur Geſellſchaft, die nun aber aus eben ſolchen beſteht, weil **similis simili gaudet**. Da wird dann gemeinſchaftliche Jagd gemacht auf Kurzweil und Unterhaltung, die ſie zunächſt in ſinnlichen Genüſſen, in Vergnügungen jeder Art und endlich in Ausſchweifungen ſuchen. Die Quelle der heilloſen Verſchwendung, mittels welcher ſo mancher reich ins Leben tretende Familienſohn ſein großes Erbteil, oft in unglaublich kurzer Zeit, durchbringt, iſt wirklich keine andere als nur die Langeweile, welche aus der eben geſchilderten Armut und Leere des Geiſtes entſpringt. So ein Jüngling war äußerlich reich, aber innerlich arm in die Welt geſchickt und ſtrebte nun vergeblich durch den äußern Reichtum den innern zu erſetzen, indem er alles von außen empfangen wollte. Dadurch führte denn am Ende die innere Armut auch noch die äußere herbei.

Die Wichtigkeit der beiden andern Rubriken der Güter des menſchlichen Lebens brauche ich nicht hervorzuheben. Denn der Wert des Beſitzes iſt heutzutage ſo allgemein anerkannt, daß er keiner Empfehlung bedarf. Sogar hat die dritte Rubrik gegen die zweite eine ſehr ätheriſche Beſchaffenheit, da ſie bloß in der Meinung anderer beſteht. Jedoch nach Ehre, d. h. gutem Namen, hat jeder zu ſtreben, nach Rang ſchon nur die, welche dem Staate dienen, und nach Ruhm gar nur äußerſt wenige. Indeſſen wird die Ehre als ein unſchätzbares Gut angeſehen und der Ruhm als das Köſtlichſte, was der Menſch erlangen kann, das goldene Vließ der Auserwählten; hingegen den Rang werden nur Toren dem Beſitz vorziehen. Die zweite und dritte Rubrik ſtehen übrigens in ſogenannter Wechſelwirkung, ſofern das **habes, habeberis** des Petronius ſeine Richtigkeit hat und umgekehrt die günſtige Meinung anderer, in allen ihren Formen, oft zum Beſitze verhilft.

Schattenriß von Luiſe Duttenhofer Goethe

Urworte / Orphiſch

Goethe

Was von älteren und neueren orphiſchen Lehren überliefert worden, hat man hier zuſammenzudrängen, poetiſch, kompendios, lakoniſch vorzutragen geſucht.

Dieſe wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man ſie erſt kennt, dem Geiſte die wichtigſten Betrachtungen erleichtert.

ΔΑΙΜΩΝ, Dämon

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz, wonach du angetreten.
So mußt du ſein, dir kannſt du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form, die lebend ſich entwickelt.

Der Bezug der Überſchrift auf die Strophe ſelbſt bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgeſprochene, begrenzte Individualität der Perſon, das Charakteriſtiſche, wodurch ſich der einzelne von jedem andern, bei noch ſo großer Ähnlichkeit, unterſcheidet. Dieſe Beſtimmung ſchrieb man dem einwirkenden Geſtirn zu, und es ließen ſich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter ſich ſelbſt und zu der Erde, gar ſchicklich mit den mannigfaltigen Abwechſelungen der Geburten in Bezug ſtellen. Hiervon ſollte nun auch das künftige Schickſal des Menſchen ausgehen, und man möchte, jenes erſte zugebend, gar wohl geſtehen, daß angeborne Kraft und Eigenheit, mehr als alles übrige, des Menſchen Schickſal beſtimme.

Deshalb ſpricht dieſe Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Beteuerung aus. Das noch ſo entſchieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerſtört, aber, ſolange ſein Kern zuſammenhält, nicht zerſplittert noch zerſtückelt werden, ſogar durch Generationen hindurch.

Dieſes feſte, zähe, dieſes nur aus ſich ſelbſt zu entwickelnde Weſen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch ſein erſter und urſprünglicher Charakter in ſeinen Wirkungen gehemmt, in ſeinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unſere Philoſophie

TYXH, das Zufällige

Die ſtrenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einſam bleibſt du, bildeſt dich geſellig
Und handelſt wohl ſo, wie ein andrer handelt.

Im Leben ist's bald hin-, bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

Zufällig ist es jedoch nicht, daß einer aus dieser oder jener Nation, Stamm oder Familie sein Herkommen ableite; denn die auf der Erde verbreiteten Nationen sind, sowie ihre mannigfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzusehen, und die Tyche kann nur bei Vermischung und Durchkreuzung eingreifen. Wir sehen das wichtige Beispiel von hartnäckiger Persönlichkeit solcher Stämme an der Judenschaft; europäische Nationen, in andere Weltteile versetzt, legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzose, der Deutsche gar wohl zu erkennen sein; zugleich aber auch werden sich bei Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Mestize an einer klärern Hautfarbe zu erkennen ist. Bei der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und nationell ist, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher, sowie alle die ersten Umgebungen, an Gespielen, ländlicher oder städtischer Lokalität, alles bedingt die Eigentümlichkeit, durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen; der Dämon freilich hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam, und wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In diesem Sinne einer notwendig aufgestellten Individualität hat man einem jeden Menschen seinen Dämon zugeschrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt, was denn eigentlich zu tun sei, und so wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte, zu sterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt besonders auf die Jugend immerfort, die sich mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen bald da-, bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

ΕΡΩΣ, Liebe

Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Öde schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder,
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Hierunter iſt alles begriffen, was man, von der leiſeſten Neigung bis zur leidenſchaftlichſten Raſerei, nur denken möchte; hier verbinden ſich der individuelle Dämon und die verführende Tyche miteinander; der Menſch ſcheint nur ſich zu gehorchen, ſein eigenes Wollen walten zu laſſen, ſeinem Triebe zu frönen; und doch ſind es Zufälligkeiten, die ſich unterſchieben, Fremdartiges, was ihn von ſeinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaſchen und wird gefangen, er glaubt gewonnen zu haben und iſt ſchon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel, ſie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinthen, hier iſt keine Grenze des Irrens; denn der Weg iſt ein Irrtum. Nun kommen wir in Gefahr, uns in der Betrachtung zu verlieren, daß das, was auf das Beſonderſte angelegt ſchien, ins Allgemeine verſchwebt und zerfließt. Daher will das raſche Eintreten der zwei letzten Zeilen uns einen entſcheidenden Wink geben, wie man allein dieſem Irrſal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt ſich erſt, weſſen der Dämon fähig ſei; er, der ſelbſtändige, ſelbſtſüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand, wenn Tyche da oder dort in den Weg trat, er fühlt nun, daß er nicht allein durch Natur beſtimmt und geſtempelt ſei: jetzt wird er in ſeinem Innern gewahr, daß er ſich ſelbſt beſtimmen könne, daß er den durchs Geſchick ihm zugeführten Gegenſtand nicht nur gewaltſam ergreifen, ſondern auch ſich aneignen und, was noch mehr iſt, ein zweites Weſen eben wie ſich ſelbſt mit ewiger, unzerſtörbarer Neigung umfaſſen könne.

Kaum war dieſer Schritt getan, ſo iſt durch freien Entſchluß die Freiheit aufgegeben: zwei Seelen ſollen ſich in einen Leib, zwei Leiber in eine Seele ſchicken, und indem eine ſolche Übereinkunft ſich einleitet, ſo tritt, zu wechſelſeitiger liebevoller Nötigung, noch eine dritte hinzu: Eltern und Kinder müſſen ſich abermals zu einem Ganzen bilden; groß iſt die gemeinſame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfnis. Der aus ſo vielen Gliedern beſtehende Körper krankt, gemäß dem irdiſchen Geſchick, an irgendeinem Teile, und anſtatt daß er ſich im ganzen freuen ſollte, leidet er am einzelnen, und deſſenungeachtet wird ein ſolches Verhältnis ſo wünſchenswert als notwendig gefunden. Der Vorteil zieht einen jeden an, und man läßt ſich gefallen, die Nachteile zu übernehmen. Familie reiht ſich an Familie, Stamm an Stamm; eine Völkerſchaft hat ſich zuſammengefunden und wird gewahr, daß auch dem Ganzen fromme, was der Einzelne beſchloß; ſie macht den Beſchluß unwiderruflich durchs Geſetz: alles, was liebevolle Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeſchloſſen ſei, läßt weder Staat noch Kirche noch Herkommen es an Zeremonien fehlen. Alle Teile ſehen ſich durch die bündigſten Kontrakte, durch die möglichſten Öffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in keinem kleinſten Teil durch Wankelmut und Willkür gefährdet werde

ΑΝΑΓΚΗ, Nötigung

Da iſt's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Geſetz und aller Wille
Iſt nur ein Wollen, weil wir eben ſollten,
Und vor dem Willen ſchweigt die Willkür ſtille;
Das Liebſte wird vom Herzen weggeſcholten,
Dem harten Muß bequemt ſich Will' und Grille.
So ſind wir ſcheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Keiner Anmerkungen bedarf wohl dieſe Strophe weiter; niemand iſt, dem nicht Erfahrung genugſame Noten zu einem ſolchen Texte darreichte, niemand, der ſich nicht peinlich gezwängt fühlte, wenn er nur erinnerungsweiſe ſich ſolche Zuſtände hervorruft, gar mancher, der verzweifeln möchte, wenn ihn die Gegenwart alſo gefangenhält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüt ſich gern den Kommentar ſittlich und religiös zu bilden übernehmen wird.

ΕΛΠΙΣ, Hoffnung

Doch ſolcher Grenze, ſolcher ehrnen Mauer
Höchſt widerwärt'ge Pforte wird entriegelt;
Sie ſtehe nur mit alter Felſendauer!
Ein Weſen regt ſich leicht und ungezügelt;
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenſchauer
Erhebt ſie uns, mit ihr, durch ſie beflügelt:
Ihr kennt ſie wohl, ſie ſchwärmt nach allen Zonen;
Ein Flügelſchlag! — und hinter uns Äonen!

Goethe / Pietät

(1827)

ietät, ein im Deutſchen bis jetzt jungfräulich keuſches Wort, da es unſere Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicherweiſe beiſeitegebracht haben. **Pietas gravissimum et sanctissimum nomen,** ſagt ein edler Vorfahr und geſteht ihr zu, ſie ſei **fundamentum omnium virtutum.** Hierüber uns diesmal herauszulaſſen, verbeut uns Tag und Platz; deshalb ſagen wir nur kürzlich ſo viel:

Wenn gewiſſe Erſcheinungen an der menſchlichen Natur, betrachtet von ſeiten der Sittlichkeit, uns nötigen, ihr eine Art von radikalem Böſen, eine Erbſünde zuzuſchreiben, ſo fordern andere Manifeſtationen derſelben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und beſonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugeſtehen. Dieſen Quellpunkt, wenn er, im Menſchen kultiviert, zur Tätigkeit, ins Leben, zur Öffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt ſie ſich von Eltern zu Kindern, ſchwächer von Kindern zu Eltern; ſie verbreitet ihre ſegensvolle Einwirkung von Geſchwiſtern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, erweiſt ſich wirkſam gegen Fürſten, Wohltäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Tiere und ſomit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; ſie umfaßt alles, und indem ihr die Welt gehört, wendet ſie ihr Letztes, Beſtes dem Himmel zu; ſie allein hält der Egoiſterei das Gegengewicht, ſie würde, wenn ſie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menſchen hervorträte, die Erde von allen den Übeln heilen, an denen ſie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon ſagten wir zuviel und würden bei der größten Ausführlichkeit immer nur zuwenig ſagen; deswegen zeuge der Verfaſſer mit kurzen Worten für ſich ſelbſt:

„Die Jugend muß durchaus etwas haben, wofür ſie begeiſtert iſt. Dieſes Gefühl iſt die Triebfeder aller edlen Handlungen; es iſt der Sitz einer heiligen Nacheiferung, die das Daſein erweitert und erhöht. Wer in das Leben eintritt, ohne dieſen ſchuldigen Zoll begeiſterter Verehrung zu entrichten, der wird durchs ganze Leben hingehen, ohne daß ihm ſeinerſeits je etwas der Art zuteil werden wird."

Und wäre nicht dieſe heilige Gnade Gottes und der Natur in unſerem Freunde durchdringend lebendig, wie ſollte er als Jüngling zu dem höchſten Reſultate der Lebensweisheit gelangt ſein, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erſtaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgeſprochen fanden? Möge ſie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüt mit ſeinem Zuſtande verſöhnen:

„Ich glaube, daß es wirklich die erſte Pflicht auf dieſer Erde iſt, die Laufbahn zu ermeſſen, die der Zufall uns angewieſen hat, unſere Wünſche auf dieſelbe zu beſchränken und den höchſten und ſüßeſten Genuß in dem Gefühl zu ſuchen, das aus überwundenen Schwierigkeiten und bezwungenem Seelenſchmerz entſpringt. Vielleicht wird ſogar die Würde, das Gelingen, das innigſte Glück des Lebens nur um dieſen Preis errungen. Aber um zu dieſer edeln Entſagung zu gelangen, iſt Kraft, eine unermeßliche Kraft erforderlich.“

Ehrfurcht

Wilhelm ſtand am Tor eines mit hohen Mauern umgebenen Talwaldes. Auf ein gegebenes Zeichen eröffnete ſich die kleine Pforte, und ein ernſter anſehnlicher Mann empfing unſern Freund. Dieſer fand ſich in einem großen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büſchen vielerlei Art beſchattet, kaum daß er ſtattliche Mauern und anſehnliche Gebäude durch dieſe dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von dreien, die ſich nach und nach herbeifanden, löſte ſich endlich in ein Geſpräch auf, wozu jeder das ſeinige beitrug, deſſen Inhalt wir jedoch in der Kürze zuſammenfaſſen.

„Da ihr uns euern Sohn vertraut,“ ſagten ſie, „ſind wir ſchuldig, euch tiefer in unſer Verfahren hineinblicken zu laſſen. Ihr habt manches Äußerliche geſehen, welches nicht ſogleich ſein Verſtändnis mit ſich führt; was davon wünſcht ihr vor allem aufgeſchloſſen?“

„Anſtändige, doch ſeltſame Gebärden und Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünſchte; bei euch bezieht ſich gewiß das Äußere auf das Innere, und umgekehrt; laßt mich dieſen Bezug erfahren.“

„Wohlgeborne, geſunde Kinder,“ verſetzten jene, „bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte; dieſes zu entwickeln, iſt unſere Pflicht; öfters entwickelt ſich's beſſer von ſelbſt. Aber eines bringt niemand auf der Welt, und doch iſt es das, worauf alles ankommt, damit der Menſch nach allen Seiten zu ein Menſch ſei. Könnt ihr es ſelbſt finden, ſo ſprecht es aus.“ Wilhelm bedachte ſich eine kurze Zeit und ſchüttelte ſodann den Kopf. Jene, nach einem anſtändigen Zaudern, riefen: „Ehrfurcht!“ Wilhelm ſtutzte. „Ehrfurcht!“ hieß es wiederholt. „Allen fehlt ſie, vielleicht euch ſelbſt.“

„Dreierlei Gebärde habt ihr geſehen, und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn ſie zuſammenfließt und ein Ganzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft und Wirkung erreicht. Das erſte iſt Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Bruſt, einen freudigen Blick gen Himmel, das iſt, was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugnis von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben ſei, der ſich in Eltern, Lehrern, Vorgeſetzten abbildet und offenbart. Das zweite: Ehrfurcht vor dem, was unter uns

iſt. Die auf den Rücken gefalteten, gleichſam gebundenen Hände, der geſenkte, lächelnde Blick ſagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; ſie gibt Gelegenheit zur Nahrung; ſie gewährt unſägliche Freuden; aber unverhältnismäßige Leiden bringt ſie. Wenn einer ſich körperlich beſchädigte, verſchuldend oder unſchuldig, wenn ihn andere vorſätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdiſche Willenloſe ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl; denn ſolche Gefahr begleitet ihn ſein Leben lang. Aber aus dieſer Stellung befreien wir unſern Zögling baldmöglichſt, ſogleich, wenn wir überzeugt ſind, daß die Lehre dieſes Grads genugſam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn ſich ermannen, gegen Kameraden gewendet, nach ihnen ſich richten. Nun ſteht er ſtrack und kühn, nicht etwa ſelbſtiſch vereinzelt; nur in Verbindung mit ſeinesgleichen macht er Front gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen."

„Es leuchtet mir ein!" verſetzte Wilhelm; „deswegen liegt die Menge wohl ſo im argen, weil ſie ſich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer ſich dieſem überliefert, verhält ſich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen ſeinesgleichen gehäſſig; das wahre, echte, unentbehrliche Selbſtgefühl aber zerſtört ſich in Dünkel und Anmaßung." „Erlauben Sie mir deſſenungeachtet", fuhr Wilhelm fort, „ein einziges einzuwenden. Hat man nicht von jeher die Furcht roher Völker vor mächtigen Naturerſcheinungen und ſonſt unerklärlichen, ahnungsvollen Ereigniſſen für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Geſinnung ſich ſtufenweiſe entwickeln ſollte?" Hierauf erwiderten jene: „Der Natur iſt Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht. Man fürchtet ein bekanntes oder unbekanntes mächtiges Weſen; der Starke ſucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden; beide wünſchen es loszuwerden und fühlen ſich glücklich, wenn ſie es auf kurze Zeit beſeitigt haben, wenn ihre Natur ſich zur Freiheit und Unabhängigkeit einigermaßen wiederherſtellte. Der natürliche Menſch wiederholt dieſe Operation millionenmal in ſeinem Leben: von der Furcht ſtrebt er zur Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten iſt leicht, aber beſchwerlich; Ehrfurcht zu hegen iſt ſchwer, aber bequem. Ungern entſchließt ſich der Menſch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entſchließt ſich nie dazu; es iſt ein höherer Sinn, der ſeiner Natur gegeben werden muß, und der ſich nur bei beſonders Begünſtigten aus ſich ſelbſt entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geſchäft aller echten Religionen, deren es auch nur drei gibt, nach den Objekten, gegen welche ſie ihre Andacht wenden."

Die Männer hielten inne, Wilhelm ſchwieg eine Weile nachdenkend; da er in ſich aber die Anmaßung nicht fühlte, den Sinn jener ſonderbaren Worte zu deuten, ſo bat er die Würdigen in ihrem Vortrage fortzufahren, worin ſie ihm denn auch ſogleich willfahrten. „Keine Religion," ſagten ſie, „die ſich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Menſch in ſich wal-

ten läßt, kann er, indem er Ehre gibt, ſeine Ehre behalten, er iſt nicht mit ſich ſelbſt veruneint wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, beruht, nennen wir die ethniſche; es iſt die Religion der Völker und die erſte glückliche Ablöſung von einer niedern Furcht; alle ſogenannten heidniſchen Religionen ſind von dieſer Art, ſie mögen übrigens Namen haben, wie ſie wollen. Die zweite Religion, die ſich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich iſt, nennen wir die philoſophiſche; denn der Philoſoph, der ſich in die Mitte ſtellt, muß alles Höhere zu ſich herab-, alles Niedere zu ſich heraufziehen, und nur in dieſem Mittelzuſtand verdient er den Namen des Weiſen. Indem er nun das Verhältnis zu ſeinesgleichen und alſo zur ganzen Menſchheit, das Verhältnis zu allen übrigen irdiſchen Umgebungen, notwendigen und zufälligen, durchſchaut, lebt er im kosmiſchen Sinne allein in der Wahrheit. Nun iſt aber von der dritten Religion zu ſprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt; wir nennen ſie die chriſtliche, weil ſich in ihr eine ſolche Sinnesart am meiſten offenbart; es iſt ein Letztes, wozu die Menſchheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter ſich liegen zu laſſen und ſich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, ſondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde ſelbſt und Verbrechen nicht als Hinderniſſe, ſondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen! Hiervon finden ſich freilich Spuren durch alle Zeiten; aber Spur iſt nicht Ziel, und da dieſes einmal erreicht iſt, ſo kann die Menſchheit nicht wieder zurück, und man darf ſagen, daß die chriſtliche Religion, da ſie einmal erſchienen iſt, nicht wieder verſchwinden kann, da ſie ſich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöſt werden mag."

„Zu welcher von dieſen Religionen bekennt ihr euch denn insbeſondere?" ſagte Wilhelm. „Zu allen dreien," erwiderten jene, „denn ſie zuſammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus dieſen drei Ehrfurchten entſpringt die oberſte Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, und jene entwickeln ſich abermals aus dieſer, ſo daß der Menſch zum Höchſten gelangt, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieſer Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbſtheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

„Ein ſolches Bekenntnis, auf dieſe Weiſe entwickelt, befremdet mich nicht", verſetzte Wilhelm; „es kommt mit allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß euch dasjenige vereinigt, was andere trennt." Hierauf verſetzten jene: „Schon wird dieſes Bekenntnis von einem großen Teil der Welt ausgeſprochen, doch unbewußt."

„Wie denn und wo?" fragte Wilhelm. „Im Kredo!" riefen jene laut: „denn der erſte Artikel iſt ethniſch und gehört allen Völkern, der zweite chriſtlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt

eine begeiſterte Gemeinſchaft der Heiligen, welches heißt: der im höchſten Grad Guten und Weiſen. Sollten daher die drei göttlichen Perſonen, unter deren Gleichnis und Namen ſolche Überzeugungen und Verheißungen ausgeſprochen ſind, nicht billigermaßen für die höchſte Einheit gelten?“

„Ich danke,“ verſetzte jener, „daß ihr mir dieſes, als einem Erwachſenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd ſind, ſo klar und zuſammenhängend habt ausſprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß ihr den Kindern dieſe hohe Lehre, erſt als ſinnliches Zeichen, dann mit einigem ſymboliſchen Anklang überliefert und zuletzt die oberſte Deutung ihnen entwickelt, ſo muß ich es höchlich billigen.“

Schillers Seelenadel

Charlotte von Schiller

Es iſt ebenſo unmöglich, Schillers Bild zu entwerfen, als einen Naturgegenſtand wie das Meer und den Rheinfall zu malen. Groß und ſchön wie ein höheres Weſen ſtand er da; ſein Herz, ſeine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam ſeinem Geiſte nicht nahe. Sie erſchien ihm nur in dem Spiegel ſeiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in ſeiner Erſcheinung, klug und bedeutend immer, kein fades Wort ſprach ſein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief; er erſchuf alles in ſeinem Gemüt mit größerem Reichtum, als es anderen erſcheinen kann. Jedes Geſpräch war faſt eine neue Schöpfung ſeines Geiſtes. Man wurde emporgetragen über die Welt und die Dinge und kam ſich ſelbſt auf einem höheren Standpunkte ſtehend vor. Er war duldſam gegen jede Geiſtesverirrung; nur Leerheit und nichtige Anmaßung war ihm zuwider; jeder falſche Anſpruch war ihm zur Laſt. Es war, als ſei er allmächtig, und man fühlte, ſobald er mit dem Kummer des Gemütes bekannt ſei, konnte ſein kräftiger Geiſt auch Hilfe ſchaffen. Man hätte ihm alles frei geſtehen können, ſelbſt ein Verbrechen. Jahrtauſende gehören dazu, einen Geiſt wie den ſeinigen zu wiederholen. Das Hohe, rein Geniale in Schillers Wirken und Weſen hat niemand ſo gefühlt, ich kann es frei ſagen, als ich es fühle; denn mir gab die Liebe Kraft, zu ahnen und zu verſtehen. Goethe verſtand ihn allein unter ſeinen Freunden in den hohen Momenten, davon war ich Zeuge. Wie glänzende Meteore gingen dieſe beiden Phänomene oft aneinander vorüber, und einer faßte die Flamme des anderen auf, ohne ſich zu zerſtören. Schillers Geiſt ſtieg aus der tiefſten Tiefe mit Kraft aufwärts zum reinen Element, und deswegen wird kein ſolcher wieder erſcheinen, den eine göttliche Kraft ſo belebte als ihn.

Schiller an Goethe und Goethe an Schiller

Schiller an Goethe

Jena, den 23. Auguſt 1794

an brachte mir geſtern die angenehme Nachricht, daß Sie von Ihrer Reiſe wieder zurückgekommen ſeien. Wir haben alſo wieder Hoffnung, Sie vielleicht bald einmal bei uns zu ſehen, welches ich an meinem Teil herzlich wünſche. Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmaſſe in Bewegung gebracht, denn ſie betrafen einen Gegenſtand, der mich ſeit etlichen Jahren lebhaft beſchäftigt. Über ſo manches, worüber ich mit mir ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hat die Anſchauung Ihres Geiſtes (denn ſo muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angeſteckt. Mir fehlt das Objekt, der Körper, zu mehreren ſpekulativiſchen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den ſowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, iſt Ihnen Ihr eigner Reichtum verborgen; denn leider wiſſen wir nur das, was wir ſcheiden. Geiſter Ihrer Art wiſſen daher ſelten, wie weit ſie gedrungen ſind, und wie wenig Urſache ſie haben, von der Philoſophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Dieſe kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben ſelbſt iſt nicht die Sache des Analytikers, ſondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber ſichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Geſetzen verbindet.

Lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geiſtes zugeſehen und den Weg, den Sie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Notwendige der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungspunkt für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner

Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde, aber einen ſolchen Weg auch nur einſchlagen, iſt mehr wert, als jeden andern zu endigen — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwiſchen Phthia und der Unſterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätten ſchon von der Wiege an eine auserleſene Natur und eine idealiſierende Kunſt Sie umgeben, ſo wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden. Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren erſten Erfahrungen hätte ſich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutſcher geboren ſind, da Ihr griechiſcher Geiſt in dieſe nordiſche Schöpfung geworfen wurde, ſo blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder ſelbſt zum nordiſchen Künſtler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu erſetzen und ſo gleichſam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele ſich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt, hatten Sie ſchon eine wilde und nordiſche Natur in ſich aufgenommen, als Ihr ſiegendes, ſeinem Material überlegenes Genie dieſen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Natur davon vergewiſſert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft ſchon aufgedrungene ſchlechtere Natur nach dem beſſeren Muſter, das Ihr bildender Geiſt ſich erſchuf, korrigieren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen vonſtatten gehen. Aber dieſe logiſche Richtung, welche der Geiſt bei der Reflexion zu nehmen genötigt iſt, verträgt ſich nicht wohl mit der äſthetiſchen, durch welche allein er bildet. Sie hatten alſo eine Arbeit mehr, denn ſowie Sie von der Anſchauung zur Abſtraktion übergingen, ſo mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umſetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch dieſe das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geiſtes, und ob ich recht habe, werden Sie ſelbſt am beſten wiſſen. Was Sie aber ſchwerlich wiſſen können (weil das Genie ſich immer ſelbſt das größte Geheimnis iſt), iſt die ſchöne Übereinſtimmung Ihres philoſophiſchen Inſtinktes mit den reinſten Reſultaten der ſpekulierenden Vernunft. Beim erſten Anblicke zwar ſcheint es, als könnte es keine größeren Oppoſita geben als den ſpekulativen Geiſt, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erſte mit keuſchem und treuem Sinn die Erfahrung, und ſucht der letzte mit ſelbſttätiger freier Denkkraft das Geſetz, ſo kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geiſt nur mit Individuen und der ſpekulative nur mit Gattungen zu tun. Iſt aber der intuitive genialiſch und ſucht er in dem empiriſchen den Charakter der Notwendigkeit auf,

ſo wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und iſt der ſpekulative Geiſt genialiſch, und verliert er, indem er ſich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, ſo wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anſtatt eines Briefes eine Abhandlung zu ſchreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Intereſſe, womit dieſer Gegenſtand mich erfüllt hat, und — ſollten Sie Ihr Bild in dieſem Spiegel nicht erkennen, ſo bitte ich ſehr, fliehen Sie ihn darum nicht.

Meine Freunde ſowie meine Frau empfehlen ſich Ihrem gütigen Andenken, und ich verharre hochachtungsvoll

Ihr gehorſamer Diener

F. Schiller.

Goethe an Schiller

Ettersburg, den 27. Auguſt 1794

Zu meinem Geburtstag, der mir dieſe Woche erſcheint, hätte mir kein angenehmer Geſchenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundſchaftlicher Hand die Summe meiner Exiſtenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emſigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechſelſeitig ſein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne ſonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu ſein, da es nun ſcheint, als wenn wir, nach einem ſo unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und ſo ſeltenen Ernſt, der in allem erſcheint, was Sie geſchrieben und getan haben, immer zu ſchätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anſpruch machen, durch Sie ſelbſt mit dem Gange Ihres Geiſtes, beſonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechſelſeitig die Punkte klargemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt ſind, ſo werden wir deſto ununterbrochener gemeinſchaftlich arbeiten können.

Alles, was an mir und in mir iſt, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich ſehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menſchlichen Kräfte und ihrer irdiſchen Dauer weit überſteigt, ſo möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, ſondern auch beleben.

Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich ſein wird, werden Sie bald ſelbſt ſehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntſchaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich ſehr deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene fin-

den ſich mehr in unſerer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren laſſen, wenn ſie nur nicht gar zu tyranniſch iſt.

Ich hoffe bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchſprechen.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein in Ihrem Kreiſe.

Goethe.

Aus meiner Jugend

Goethe

enn man ſich erinnern will, was uns in der früheſten Zeit der Jugend begegnet iſt, ſo kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechſeln, was wir wirklich aus eigner anſchauender Erfahrung beſitzen. Ohne alſo hierüber eine genaue Unterſuchung anzuſtellen, welche ohnehin zu nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hauſe wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochenen Häuſern beſtand. Eine turmartige Treppe führte zu unzuſammenhangenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schweſter und mich, war die untere, weitläufige Hausflur der liebſte Raum, welche neben der Türe ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen ſolchen Vogelbauer, mit dem viele Häuſer verſehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen ſaßen darin, um zu nähen und zu ſtricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen beſprachen ſich von daher miteinander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein ſüdliches Anſehen. Man fühlte ſich frei, indem man mit dem Öffentlichen vertraut war. So kamen auch durch dieſe Gerämſe die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung, und mich gewannen drei gegenüberwohnende Brüder von Ochſenſtein, hinterlaſſene Söhne des verſtorbenen Schultheißen, gar lieb und beſchäftigten und neckten ſich mit mir auf mancherlei Weiſe.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Eulenſpiegeleien, zu denen mich jene ſonſt ernſten und einſamen Männer angereizt. Ich führe nur einen von dieſen Streichen an. Es war eben Topfmarkt geweſen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächſte Zeit mit ſolchen Waren verſorgt, ſondern auch uns Kindern dergleichen Geſchirr im kleinen zu ſpielender Beſchäftigung eingekauft. An einem ſchönen Nachmittag, da alles ruhig im Hauſe war, trieb ich im Geräms

mit meinen Schüſſeln und Töpfen mein Weſen, und da weiter nichts dabei herauskommen wolite, warf ich ein Geſchirr auf die Straße und freute mich, daß es ſo luſtig zerbrach. Die von Ochſenſtein, welche ſahen, wie ich mich daran ergetzte, daß ich ſo gar fröhlich in die Händchen patſchte, riefen: „Noch mehr!“ Ich ſäumte nicht, ſogleich einen Topf und auf immer fortwährendes Rufen: „Noch mehr!“ nach und nach ſämtliche Schüſſelchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaſter zu ſchleudern. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh, ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrat aber war aufgezehrt, und ſie riefen immer: „Noch mehr!“ Ich eilte daher ſtracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein luſtigeres Schauſpiel gaben; und ſo lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich ſie auf dem Topfbrett der Reihe nach erreichen konnte, und weil ſich jene gar nicht zufrieden gaben, ſo ſtürzte ich alles, was ich von Geſchirr erſchleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur ſpäter erſchien jemand, zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geſchehen, und man hatte für ſo viel zerbrochne Töpferware wenigſtens eine luſtige Geſchichte, an der ſich beſonders die ſchalkiſchen Urheber bis an ihr Lebensende ergetzten.

Frau Rat an ihre Enkel

Den 7. Jenner 89

Liebe Enkeleins!

Ihr Lieben guten Jungfreulein! Es freut mich außerordentlich daß Euch mein überſchicktes Chriſtkindlein ſo wohl gefallen hat — ich hätte nur gewünſcht Euch in der Roſenfarbenen Herrlichkeit zu ſehen und zu beſchauen. Doch Eure lieben guten Briefger haben mich ſchadloß gehalten und ich ſehe Euch im Geiſte bey denen Prinzeſſinen Beſuch abſtatten. — So brave liebe Enckel verdienen allerdings daß die Großmutter ihnen Freude macht — — und wenn mir Gott das Leben erhält; ſo ſoll dieſes nicht die letzte geweßen ſeyn. Gott erhalt Euch und den Ritter Eduart auch in dieſem Jahr friſch — geſund — und vergnügt — fahret fort Euren lieben Eltern Freude zu machen — gedenkt manchmal an die Großmutter und behaltet ſie lieb. — Ich bin ſo lange ich athme

Eure Euch zärtlich liebende
Großmuter Goethe.

Den 23. Februar 1789

Liebe, liebe, gute, brave Enkeleins!

O! was habt Ihr mir vor Freude gemacht! und das alles kam so gantz unerwartet. Liebe Louiſe! Es war ja als wenn Du es gewußt hätteſt, daß ich in großer Strickbeutelsnoth mich befände — mein allerbeſter iſt 9 Jahre alt, und ſo unmuſterhaft als nur möglich — und da es doch ſehr oft der Fall iſt, daß ich in Geſellſchaften gehe, wo gearbeitet wird: ſo war es höchſt nöthig einen neuen anzuſchaffen — und da kommt mir ſo gantz von ungefähr ein ſchöner, prächtiger, von meinem lieben Enkel ſelbſt verfertigter — ſo lieb wäre mir doch kein andrer geweßt — Aber den will ich auch in Ehren halten — allen meinen Bekannten ſagen, von wem er iſt — und ſtolz auf mein geſchicktes und fleißiges Enkel ſein. — Habe alſo meinen beſten Dank davor. Meine liebe Julia! auch Dir danke ich vor Dein ſchön gearbeitetes Angebinde — auch zu Deinem Andenken ſoll es Parade machen — damit jedermann ſieht, daß auch Du liebe Juliette an die Großmutter denkſt. Und mein liebes liebes Jettchen! mit ſeinem ſchönen Körbgen — ſo zierlich als man's nur machen kann — potzfickerment! Jetzt muß die Großmutter fleißig ſein und N. B. auch ſchöne Arbeiten machen wie es ſich zu ſo einem eleganten Körbgen ſchickt — ich will wenigſtens mein möglichſtes thun, um ihm keine Schande zu machen — danke Dir hiermit herzlich vor Deine Liebe zur Großmutter.

Treuer biederer Ritter Eduard! auch Du denkſt an mich — Ha aus dem Glas da ſchmeckts — habe ſogleich meines lieben Ritters Geſundheit getrunken und werde das oft thun, danke danke lieber Eduard. Die dicke Kathrine fragt alle Tage ob Eduard und Jettgen recht bald wiederkämen — ſie möchte gar zu gern mit ihnen die Wachparade aufziehen ſehen — und die Eliſabeth möchte gern wieder gebrannte Mehlſuppen machen. — Kommt doch ja bald wieder — hörſt Du!

Nun liebe Enkeleins! Nochmals meinen Dank. — Fahrt ferner fort Euren lieben Eltern und mir Freude zu machen — und glaubt, daß ich allezeit von gantzem Herzen bin

Eure
Euch zärtlich liebende Großmutter
Eliſabeth Goethe.

Katharina Eliſabeth Goethe

Die Mutter

Wilhelm von Kügelgen

eine liebe Mutter ſtrebte nach keiner andern Ehre als der einer guten Frau und Mutter. Mit ihren Kindern beſchäftigte ſie ſich treu und unabläſſig und war gewiſſenhaft bemüht, nichts zu verſäumen, was zu unſrer Menſchenbildung dienlich ſchien.

Was ſie konnte, tat ſie mit Treue. Sie lehrte uns die Hände falten und beten, leitete uns zu gewiſſenhafteſter Wahrheitsliebe an, belog uns nie, auch nicht im Scherz und Spiele, und ließ uns ganz beſonders niemals müßig gehen. Den Reiz des Spieles zu ſchärfen, mußten wir von früheſter Kindheit an ſogar ſchon arbeiten, d. h. täglich einige Stunden mit ſogenannten nützlichen Beſchäftigungen, nämlich mit Garnwickeln, Schnurenmachen, Läppchenzupfen und dergleichen üblen Dingen hinbringen.

Dieſe nützlichen Beſchäftigungen nahmen natürlich, je nach dem Grade unſrer geiſtigen Entwicklung, auch einen geiſtigern Zuſchnitt an. Die Mutter lehrte mich nach dem Lautierverfahren leſen, und ehe ich das fünfte Jahr erreicht hatte, konnte ich meinen Vater an ſeinem Geburtstage ſchon mit Vorleſung einer Gellertſchen Ode überraſchen. Desgleichen wurden Schreibübungen beliebt, es wurde gezählt, gerechnet und ein kleiner Anfang in der Geographie gemacht.

Hatte ich dann das meinige getan und war die Mutter zufrieden, ſo ging ſie etwa mit mir an jenen Schrank, der ſo viel Köſtliches enthielt, und langte dies und jenes daraus hervor; am beſten ihren ſchönen engliſchen Farbenkaſten, der das Ausſehen eines Buches hatte und die ſauberſten Geräte enthielt, elfenbeinerne Palette, ſilberne Zirkel, Parallellineal, Maßſtab und eine Auswahl der ſauberſten Farben. Von letzteren rieb die Mutter mir das Nötige auf die Palette, während ich mich an ſie drängte und mit Luſt den Rundlauf der Farbenſtückchen auf dem weißen Elfenbein verfolgte. Dann zeichnete ſie mit leichter Hand ein Tier, einen Soldaten, eine Landſchaft und überließ die Farbengebung mir.

In ihrem Weſen blieb meine Mutter ſich immer gleich. Es lag nicht in ihrer Natur, die Zärtlichkeit zu zeigen, die ſie im Herzen trug; ſie tändelte nie mit mir und ließ mir keine Unart durch; aber ſie erſchreckte mich auch nie durch Launen und Heftigkeit und gab mir das Bewußtſein, daß niemand in der Welt mich lieber habe als ſie. Zum höchſten Lohn für außerordentliche Tugend durfte ich einen Kuß auf die Stirn von ihr erwarten, und dieſer war denn auch von ſo durchgreifender Wirkung, daß mein Vater es mir gleich anzuſehen pflegte, wenn er ins Zimmer trat.

Nur ſelten ſtrafte meine Mutter, ſuchte mich aber immer zur Einſicht meines Unrechts zu bringen und war ein ſo geſchickter Bußprediger, daß ich mich ſtets beſchämt und ganz geneigt fand, Abbitte zu tun ... Mußte ein Vergehen ernſtlicher geſühnt werden, ſo wurde ich auf ein Stündchen oder darüber an ein Tiſch- oder Stuhlbein angekettet, zwar nur mit einem Zwirnsfaden, den ich aber nimmer zu zerreißen wagte, ſo groß war die Ehrfurcht vor meiner Mutter; und ſelbſt dann löſte dieſe ſolche Feſſeln nicht, wenn mittlerweile Beſuch eintrat. Oder auch ſie band mir nach Maßgabe des Vergehens ein Paar lange, aus ſteifem Notenpapier gefertigte Eſelsohren um den Kopf, die ich auch während des Mittags- und Abendtiſches umbehalten mußte. Einmal, als dann mein guter Vater bei Tiſch, von Zahnſchmerzen geplagt, obendrein an ſeinem Sohne ſolche Schmach erleben mußte, konnte ich keinen Biſſen eſſen, obgleich es Dampfnudeln nach echter bayriſcher Art gab; aber meine Mutter ließ die Ohren ſitzen

Meine Ahnenreihe

Jung-Stilling

An einem Abend, wie Großvater Stilling und ſein Enkel vom Kohlenbrennen im Walde des andern Tages wieder nach Hauſe wollten, ſaßen ſie vor der Hütte, da eben die Sonne untergegangen war. „Großvater!“ ſagte Henrich, „wenn ich in den Büchern leſe, daß die Helden ſo weit zurück haben rechnen können, wer ihre Voreltern geweſen, ſo wünſch' ich, daß ich auch wüßte, wer meine Voreltern geweſen ſind. Wer weiß, ob wir nicht auch von einem Fürſten oder großen Herrn herkommen. Meiner Mutter Vorfahren ſind alle Prediger geweſen, aber die Eurigen weiß ich noch nicht; ich will ſie mir alle aufſchreiben, wenn Ihr ſie mir ſagt.“ Vater Stilling lächelte und antwortete: „Wir kommen wohl ſchwerlich von einem Fürſten her; das iſt mir aber auch ganz einerlei; du mußt das auch nicht wünſchen. Deine Vorfahren ſind alle ehrbare, fromme Leute geweſen; es gibt wenig Fürſten, die das ſagen können. Laß dir das die größte Ehre in der Welt ſein, daß dein Großvater, Urgroßvater und ihre Väter alle Männer waren, die zwar außer ihrem Hauſe nichts zu befehlen hatten, doch aber von allen Menſchen geliebt und geehrt wurden.“ — „Erzählet mir aber,“ ſagte Henrich, „was Ihr von unſeren Voreltern wiſſet!“ Vater Stilling erzählte: „Meines Urgroßvaters Vater hieß Ulli Stilling. Er war ohngefähr Anno 1500 geboren. Ich weiß aus alten Briefen, daß er nach

Tiefenbach gekommen, wo er im Jahre 1530 Hans Stählers Tochter geheiratet. Er iſt aus der Schweiz hergekommen und mit Zwinglius bekannt geweſen. Er war ein ſehr frommer Mann, auch ſo ſtark, daß er einſtmals fünf Räubern ſeine vier Kühe wieder abgenommen, die ſie ihm geſtohlen hatten. Anno 1536 bekam er einen Sohn, der hieß Reinhard Stilling; dieſer war mein Urgroßvater. Er war ein ſtiller, eingezogener Mann, der jedermann Gutes tat; er heiratete im fünfzigſten Jahre eine ganz junge Frau, mit der er viele Kinder hatte; in ſeinem ſechzigſten Jahre gebar ihm ſeine Frau einen Sohn, den Henrich Stilling, der mein Großvater geweſen. Er war 1596 geboren, er wurde hundertundein Jahr alt, daher hab' ich ihn noch eben gekannt. Dieſer Henrich war ein ſehr lebhafter Mann, kaufte ſich in ſeiner Jugend ein Pferd, wurde ein Fuhrmann und fuhr nach Braunſchweig, Brabant und Sachſen. Er war ein Schirrmeiſter, hatte gemeiniglich zwanzig bis dreißig Fuhrleute bei ſich. Zu der Zeit waren die Räubereien noch ſehr im Gange und noch wenig Wirtshäuſer an den Straßen; daher nahmen die Fuhrleute Proviant mit ſich. Des Abends ſtellten ſie die Karren in einen Kreis herum, ſo daß einer an den andern ſtieß; die Pferde ſtellten ſie mitten ein, und mein Großvater war mit den Fuhrleuten bei ihnen. Wenn ſie dann gefüttert hatten, ſo rief er: ‚Zum Gebet, ihr Nachbarn!' Dann kamen ſie alle, und Henrich Stilling betete ſehr ernſtlich zu Gott. Einer von ihnen hielt Wache, und die anderen krochen unter ihre Karren ins Trockene und ſchliefen. Sie führten aber immer ſcharf geladene Gewehre und gute Säbel bei ſich. Nun trug es ſich einmal zu, daß mein Großvater ſelbſt die Wache hatte; ſie lagen im Heſſenland auf einer Wieſe, ihrer waren ſechsundzwanzig ſtarke Männer. Gegen elf Uhr des Abends hörte er einige Pferde auf der Wieſe traben; er weckte in der Stille alle Fuhrleute und ſtand hinter ſeinem Karren. Henrich Stilling aber lag auf ſeinen Knien und betete bei ſich ſelbſt ernſtlich. Endlich ſtieg er auf ſeinen Karren und ſah umher. Es war genug Licht, ſo, daß der Mond eben untergehen wollte. Da ſah er ungefähr zwanzig Männer zu Pferd, wie ſie abſtiegen und leiſe auf die Karren losgingen. Er kroch wieder herab, ging unter die Karre, damit ſie ihn nicht ſähen, gab aber wohl acht, was ſie anfingen. Die Räuber gingen rund um die Wagenburg herum, und als ſie keinen Eingang fanden, fingen ſie an, an einem Karren zu ziehen. Stilling, ſobald er das ſah, rief: ‚Im Namen Gottes, ſchießt!' Ein jeder von den Fuhrleuten hatte den Hahn aufgezogen, und ſie ſchoſſen unter den Karren heraus, ſo daß der Räuber ſofort ſechſe niederſanken; die anderen Räuber erſchraken, zogen ſich ein wenig zurück und redeten zuſammen. Die Fuhrleute luden wieder ihre Flinten. Nun ſagte Stilling: ‚Gebt acht, wenn ſie wieder näher kommen, dann ſchießt!' Sie kamen aber nicht, ſondern ritten fort. Die Fuhrleute ſpannten mit Tagesanbruch wieder an und fuhren weiter; ein jeder trug ſeine geladene Flinte und ſeinen Degen, denn ſie waren nicht ſicher. Des Vormittags ſahen ſie aus einem Wald wieder einige Reiter auf ſie zureiten. Stilling fuhr zuvörderſt und die anderen alle hinter ihm her. Da rief er: ‚Ein

jeder hinter ſeinen Karren und den Hahn geſpannt!' Die Reiter hielten ſtille; der vornehmſte unter ihnen ritt allein auf ſie zu, ohne Gewehr, und rief: ‚Schirrmeiſter, hervor!' Mein Großvater trat hervor, die Flinte in der Hand und den Degen unterm Arm. ‚Wir kommen als Freunde!' rief der Reiter. Henrich traute nicht und ſtand da. Der Reiter ſtieg ab, bot ihm die Hand und fragte: ‚Seid ihr verwichene Nacht von Räubern angegriffen worden?' — ‚Ja,' antwortete mein Großvater, ‚nicht weit von Hirſchfeld auf einer Wieſe.' — ‚Recht ſo,' antwortete der Reiter, ‚wir haben ſie verfolgt und kamen eben bei der Wieſe an, wie ſie fortjagten und ihr einigen das Licht ausgeblaſen hattet; ihr ſeid wackere Leute.' Stilling fragte, wer er wäre. Der Reiter antwortete: ‚Ich bin der Graf von Wittgenſtein; ich will euch zehn Reiter zum Geleit mitgeben, denn ich habe noch Mannſchaft genug dort hinten im Walde bei mir.' Stilling nahm's an und vereinbarte mit dem Grafen, wieviel er ihm jährlich geben ſollte, wenn er ihn immer durchs Heſſiſche geleitete. Der Graf gelobt's ihm, und die Fuhrleute fuhren nach Hauſe. Dieſer mein Großvater hatte im zweiundzwanzigſten Jahre geheiratet, und im vierundzwanzigſten, nämlich 1620, bekam er einen Sohn, Hans Stilling; dieſer war mein Vater. Er lebte ruhig, wartete ſeines Ackerbaues und diente Gott. Er hatte den ganzen Dreißigjährigen Krieg erlebt und war öfters in die äußerſte Armut geraten. Er hatte zehn Kinder, unter welchen ich der jüngſte bin. Ich wurde 1680 geboren, eben da mein Vater ſechzig Jahre alt war. Ich habe, Gott ſei Dank! Ruhe genoſſen und mein Gut wiederum von allen Schulden befreit. Mein Vater ſtarb 1724, im hundertundvierten Jahre ſeines Alters; ich hab' ihn wie ein Kind verpflegen müſſen, und er liegt zu Florenburg bei ſeinen Voreltern begraben."

Henrich Stilling hatte mit größter Aufmerkſamkeit zugehört. Nun ſprach er: „Gott ſei Dank, daß ich ſolche Eltern gehabt habe! Ich will ſie alle nett aufſchreiben, damit ich's nicht vergeſſe. Die Ritter nennen ihre Voreltern Ahnen, ich will ſie auch meine Ahnen heißen." Der Großvater lächelte und ſchwieg.

Ludwig Richter — Erſtes Ofenfeuer

Bei den Großeltern

Ludwig Richter

Die Müller-Großeltern wurden oft beſucht. Das kleine Kaufmannsläd̈chen, durch welches man den Eingang in das noch kleinere und einzige Stübchen nehmen mußte, war ein höchſt anziehendes Heiligtum. Das Fenſter außen beſetzt mit hölzernen, gelb und orange bemalten Kugeln, welche Zitronen und Apfelſinen vorſtellten, die aber in natura niemals vorhanden waren und bei der armen Kundſchaft auch keine Käufer gefunden haben würden; dann der große, blanke Meſſingmond, vor welchem abends die Lampe angezündet wurde, und der dann mit ſeinem wunderbar blendenden Glanze das Läd̈chen in einen Feenpalaſt verwandelte; die vielen verſchloſſenen Käſten, der anziehende Sirupſtänder, deſſen Inhalt ſo oft in den ſchönſten Spirallinien auf das untergehaltene Dreierbrot ſich ergoß, die Büchſen mit bunten Zucker- und Ingwerplätzchen, Kalmus, Johannisbrot und ſchließlich der Duft dieſer Atmoſphäre: welch ahnungsvolle Stätte voll Herrlichkeit! Endlich der Kaufherr ſelbſt, mit baumwollener Zipfelmütze und kaffeebrauner Ladenſchürze geſchmückt, wie haſtig und eifrig fuhr er in die Käſten, langte dem Barfüßler für einen Pfennig Pfeffer, einen Pfennig Ingwer, einen Pfennig neue Würze und drei Pfennig Baumöl freundlichſt zu, und die Klingel an der Tür bimmelte unaufhörlich der ab- und zugehenden Kundſchaft vor und nach.

Die Großmama, eine ſchwerfällige, etwas ſtolze Frau, ging ab und zu und bewegte ſich gemächlich aus dem Stübchen zur Küche und aus der Küche in das Stübchen, und ſelten war ſie anderswo zu erblicken; ich kann mich aber nicht erinnern, daß ſie mit mir oder überhaupt viel geſprochen oder das Geſicht einmal in andere Falten gezogen hätte; deshalb zog ſie mich auch nicht an. Mehr aber der alte Stahl, ein Holländer und Landsmann der Großmama, die eine geborene van der Berg war. Dieſer erhielt einige Tage in der Woche den Tiſch bei Müllers, ſaß dann tagsüber am Fenſter, ließ die Daumen umeinander kreiſen, und ich ſtellte mich gern vor ihn hin und bewunderte ſeine Perücke mit dem ehrwürdigen Haarbeutel und beſonders die blitzenden Stahlknöpfe auf dem hechtgrauen Frack. Er war Zeuge der Pariſer Revolution geweſen, hatte bei der Schweizergarde gedient, und als dieſe am 10. Auguſt 1792 in Verſailles bei Verteidigung des Königs größtenteils niedergemetzelt wurde, war Stahl einer der wenigen, welche glücklich entkamen. Er hatte ſich mehrere Tage in eine Schleuſe verkrochen und in Geſellſchaft der Ratten zugebracht, bis er ſich nachts zu einem Freunde retten konnte. Das Entſetzlichſte indes, was er erzählte, war für mich die Mitteilung, daß man in ſeinem Vaterlande Käſe ſogar in die Suppe ſchütte, wobei ich freilich an unſere landläufigen ſpitzen Quarkkäſe dachte, was mir Schauder einflößte.

Ein Hauptvergnügen verſchaffte mir der dicke Stoß Bilderbogen, die im Laden zum Verkauf lagen, und die ich alle mit Muße betrachten konnte. Außer der ganzen ſächſiſchen Kavallerie und Infanterie waren da auch „die verkehrte Welt“ mit herrlichen Reimen darunter, „das Gänſeſpiel, die Kaffeegeſellſchaft, Jahreszeiten“ u. dgl., alle in derbem Holzſchnitt, grellbunt bemalt. Der ehrbare Meiſter und Verleger dieſer Kunſtwerke war ein Friedrichſtädter Mitbürger, Rüdiger, den ich auch mehrmals mit ehrfurchtsvoller Bewunderung die Schäferſtraße hinabwandelnd geſehen habe. Großer Dreimaſter, zwei Haarwülſte und Haarbeutel, apfelgrüner Frackrock, Schnallenſchuhe und langes ſpaniſches Rohr, ſo ſchritt er ehrenfeſt daher. Ruhe in Frieden, Freudenſpender der Jugend, du Adam und Stammvater der Dresdener Holzſchneider, ehrwürdiges Vorbild und Vorläufer! — Endlich der von den Nebengebäuden eingeſchloſſene Hof mit dem daranſtoßenden, ſehr großen Garten, welch ein Schauplatz ſüßeſter Freuden! Da wurde mit der Jugend der Nachbarſchaft ein Vogelſchießen veranſtaltet, am Johannistag um eine hohe Blumenpyramide von Roſen und weißen Lilien getanzt, oben die herrlich duftende Vorratskammer beſucht, wo die ſüßen Zapfenbirnen und anderes friſches und trockenes Obſt in Haufen lagen, unten der Schweineſtall mit ſeinen Inſaſſen beſichtigt, und welch ein Feſttag, wenn das Tier geſchlachtet wurde! Zwar durfte ich bei dieſer Hinrichtung nicht zugegen ſein und hörte die durchdringenden Seufzer nur von ferne; aber dann ſah ich das ſchöne Fleiſch gar appetitlich zerlegen, das Wellfleiſch kochen, und das kleine, einfenſtrige Wohnſtübchen war für den Metzgermeiſter zum Wurſtmachen herge-

Ludwig Richter — Johannisfest

richtet. Ein Geruch von ſüßem Fleiſch, kräftigem Pfeffer und Majoran durchwürzte die Luft, und welche Wonne, zu ſehen, wie die hellen, langen Leberwürſtlein ſamt den teils ſchlanken, teils unterſetzten oder gar völlig dickleibigen Blut- und Magenwürſten in dem Brodeln des großen Keſſels auf- und untertauchten und endlich herausgefiſcht und verſucht wurden!

Wie lebendig wurde es dann im Lädchen; die Klingel bimmelte ohne Aufhören; denn „Müllers hatten ein Schwein geſchlachtet", und ſo kamen die Kinder in Scharen mit Töpfchen und Krügen, und immer wiederholte ſich die Bitte: „Schenken Sie mir ein bißchen Wurſtbrühe, Herr Müller!" Der erregbare, ſonſt gute Herr Müller konnte ſich der Scharen gar nicht mehr erwehren, die Klingel bimmelte völlig Sturm, mit immer größeren Schritten lief er hinter der Ladentafel ſcheltend und polternd einher und glich ſo wegen der Kürze des Raums einem im Käfig herumtrabenden gereizten Tiger. Endlich ſtand die Zipfelmütze bolzengerade in die Höhe, und das Wetter brach los: „Ihr Racker, jetzt packt euch alle, ſonſt kommt die Hetzpeitſche!" und im Nu ſtürzte und purzelte die ganze kleine Bande zur Ladentür hinaus, und der gute alte Müller ſtand mit der drohenden Hetzpeitſche, wie der Donnergott Zeus, unter der offengebliebenen Tür und ſchloß dieſe dann eigenhändig, wenn die Schar ſich verlaufen hatte.

Dies kleine Müllerlädchen mit ſeiner Kundſchaft, die in einem armen Stadtviertel recht merkwürdig bunt iſt, hat gewiß auf mein künſtleriſches Geſtalten in ſpäteren Jahren viel Einfluß gehabt; unbewußt tauchten dieſe Geiſter alle auf und ſtanden mir Modell.

Theodor Storm an ſeinen Sohn Hans

Huſum, 5. Mai 1868

s iſt heute, mein geliebtes Kind, ein Geburtstag, der nicht mehr gefeiert wird, von dem im Hauſe nicht mehr die Rede iſt — Mutters Geburtstag. Du wirſt es nicht vergeſſen haben; wir beide haben ſie doch wohl am beſten gekannt und deshalb vielleicht auch am innigſten geliebt.

Heute vor vier Jahren, an dem erſten und innigſten Geburtstag, den Mutter geſund und froh hier verlebte, langte ſchon der Tod mit einer handgreiflichen Verkündigung in unſern Feſttag; ich mußte fort aus der Geſellſchaft, zu einer der furchtbaren Leichen, die das Meer aufgeworfen. Das Jahr darauf lag ſie auf ihrem Bette, das ſie lebend nicht verließ. Vor elf Jahren, 1857, war der erſte Geburtstag in Heiligenſtadt; wir wohnten draußen vor dem Tor; Roſe Stein war bei uns, der kleine Maler Stunde unten bei Onkel Otto. Am Abend vorher war der ſchönſte Frühlingsabend; wir ſaßen draußen auf der hohen Gartenmauer und ſahen in die Gegend hinaus; namentlich war ich noch lange draußen und ſann mir das Gedicht zuſammen:

Gedenkſt du noch, wenn in der Frühlingsnacht
aus unſerm Kammerfenſter wir hernieder
zum Garten ſchauten, wo geheimnisvoll
im Dunkel dufteten Jasmin und Flieder?

Als ich's aufgeſchrieben, ſteckte ich die Granatbroſche darunter als Geburtagsgeſchenk. Und am Geburtstage — ich ſehe noch, wo in der erſten Stube links der kleine Tiſch mit Geſchenken ſtand — war der hellſte Frühlingsſonnenſchein, und Onkel Otto und Stunde kamen, und wie ausgelaſſen war Roſe — frag' ſie nur noch mal darum —, und wie ſchön und ruhig heiter war deine Mutter. Am Nachmittag, glaub' ich, wurde ein kleiner Ausflug gemacht.

Ich denke auch an die Geburtstage, da ſie meine Braut war, und Tante Rike war Onkel Johannes' Braut. Einmal war's hier in Huſum, Mutter war bei Deinen Großeltern; auch damals war ſchönſter Sonnenſchein; meine Schweſter Helene lebte noch, und wir machten vormittags einen Spaziergang, ich weiß noch, hinter der Neuſtadt; es war alles ſo jung, ſo friſch, und die Welt ſo hell und weit. — Einmal als Braut, da ſie in Segeberg war — das iſt, glaub' ich, am längſten her, der erſte ihrer Geburtstage, der auch mir gehörte, — da hat ſie — ſo erzählte ſie mir ſpäter oft — morgens auf dem Bett beim

Aufwachen meinen Brief und die kleinen Herrlichkeiten, die ich ihr geſandt, glaube ich auch, auf und an ihrem Bett gefunden.

Nun iſt der Kreis geſchloſſen. Hier in der alten Heimatſtadt fanden wir uns, und hierher mußten wir zurück, damit das Ende komme.

Ich hätte Dir noch allerlei zu ſagen, aber — ein andermal.

Dein Vater Th. Storm.

Tod der Mutter

Albrecht Dürer

un ſollt ihr wiſſen, daß im Jahr 1513 an einem Erchtag vor der Kreuzwochen (26. April) mein arme elende Mutter, die ich zwei Johr noch meines Vaters Tod zu mir nahm, die do ganz arm was, in mein Pfleg, nochdem ſie neun Johr was bei mir geweſt, an eim Morgen fruh jählich alſo tötdlich krank ward, daß wir die Kammer aufbrachen, dann wir ſunſt, ſo ſie nit auf kumnt than, nit zu ihr kunnten. Alſo trug wir ſie herab in ein Stuben, und man gab ihr beede Sakrament. Dann alle Welt meinte, ſie ſollt ſterben. Dann ſie hätt kein geſunde Zeit nie noch meines Vaters Tod, und ihr meinſter Gebrauch was viel in der Kirchen, und ſtrofet mich allweg fleißig, wo ich nit wol handlet. Und ſie hätt allweg meing und meiner Brüder groß Sorg vor Sünden, und ich ging aus oder ein, ſo was allweg ihr Sprichwort: geh in dem Nomen Chriſto. Und ſie thäthe uns mit hohem Fleiß ſtetiglich heilige Vermahnung, hätt allweg große Sorg für unſer Seel. Und ihre gute Werk und Barmherzigkeit, die ſie gegen Jedermann erzeigt hat, kann ich nit gnugſam anzeigen und ihr gut Lob. Dieſe meine frumme Mutter hat 18 Kind tragen und erzogen, hat oft die Peſtilenz gehabt, viel andrer ſchwerer merklicher Krankheit, hat große Armut gelitten, Verſpottung, Verachtung, höhniſche Wort, Schrecken und große Widerwärtigkeit, noch iſt ſie nie rochſelig geweſt. Van dem an an dem vorbeſtimmten Tag, als ſie krank iſt worden, über ein Johr, do man zahlt 1514 Johr, an einem Erchtag, was der 17. Tag im Maien, zwu Stund vor Nacht, iſt mein frumme Mutter Barbara Dürerin verſchieden chriſtlich mit allen Sakramenten, aus päpſtlichem Gewalt van Pein und Schuld geabſolvirt. Sie hat mir och vor ihren Segen geben und den gottlichen Fried gewünſt mit viel ſchöner Lehr, auf daß ich mich vor Sünden ſollt hüten. Sie begehrt auch vor zu trinken Sant Johanns Segen, als ſie dann thät. Und ſie forcht den Tod hart, abr ſie ſaget, für Gott zu kummen fürchtet ſie ſich nit. Sie iſt auch härt geſtorben, und ich merkt, daß ſie etwas Grauſames ſach. Dann

ſie fordret das Weichwoſſr und hätt doch vor lang nit geredt. Alſo brachen ihr die Augen. Ich ſach auch, wie ihr der Tod zween groß Stoß ans Herz gab, und wie ſie Mund und Augen zuthät und verſchied mit Schmerzen. Ich betet ihr vor. Dovan hab ich ſolchen Schmerzen gehabt, daß icks nit ausſprechen kann. Gott ſei ihr genädig. Item ihr meinſt Freud iſt allweg geweſt, von Gott zu reden, und ſach gern die Ehr Gottes. Und ſie was im 65. Johr, do ſie ſtarb. Und ich hab ſie ehrlich noch meinem Vermügen begehn laſſen. Gott der Herr verleich mir, daß ich auch ein ſeligs End nehm, und daß Gott mit ſeinem himmliſchen Heer, mein Vater, Mutter und Freund zu meinem End wöllen kummen, und daß uns der allmächtig Gott das ewig Leben geb. Amen. Und in ihrem Tod ſach ſie viel lieblicher, dann do ſie noch das Leben hätt.

Ein Sermon an die Mädchen

Claudius

igentlich ſollte Schönheit unſchuldig und Unſchuld ſollte ſchön ſein, aber in der Welt ſind es verſchiedene Dinge; und weil ich dieſen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen.

Schönheit alſo iſt Schönheit des Leibes, 'n Paar Taubenaugen, 'n Geſichtlein wie Milch und Blut und ein gewiſſer Zaubervogel Kolibri, der, wie die närriſchen Poeten ſchreiben, an den Taubenaugen und an dem Geſichtlein ſitzt und niſtet wie die Schwalben an der Mauer. Unſchuld hingegen wohnt im Gemüt und iſt eine himmliſche Geſtalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebet, daß ſie keuſch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von ſich und der Welt nichts weiß und ſich auf nichts einläßt.

Der Kolibri findet gewaltig vielen Beifall, und die Mädchen wollen ihn alle gerne haben und laufen ihm nach. Aber, ihr lieben Mädchen, aber — wir wollen's einmal überlegen. Was iſt Schönheit des Leibes? — 's iſt doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel, darin kein edles Gemüt großen Wert ſetzen kann. Du haſt ſie dir nicht gegeben, und du magſt ſie dir nicht erhalten, 'n paar Jahre weiter, und ſie iſt dahin. Zweitens ſchafft und nützt ſie im Haus nicht viel. Du kannſt mit einem Geſichtlein wie Milch und Blut keinen beſſern Braten machen, kannſt mit Taubenaugen dein Kind nicht beſſer waſchen und kämmen; und die Ehen werden doch nicht im Monde, ſondern im Hauſe geführt. Auch iſt Schönheit nicht 'nmal das, was eigentlich Liebe macht. Den

Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre, herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh deine Mutter an; sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen.

Also 'n Ding, das in sich keinen Wert hat, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so'n Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und ihr müßt mir nicht böse sein, ihr schönen Mädchen, daß sie nicht mehr ist. — —

Ich möchte euch darüber so gerne recht kapitelfest machen. Denn sie werden's euch anders sagen, werden um euch stehen und liebkosen und bewundern. Und das möchte euch betören, hoch von der Schönheit zu halten und auf eine Scheinlampe hinter ihr und andre Maschinerien bedacht zu werden; und das wäre schade um euch! Schönheit und Unschuld sind wie die beiden Schalen einer Wage; so wie die eine in eurem Gemüt steigt, fällt die andre. Und das wissen die Liebkoser und erheben eben deswegen vor euch die Schale mit der Schönheit so hoch, daß die andre mit der Unschuld allgemach sinke. Einige helfen wohl gar noch nach und suchen euch Keuschheit und Zucht als Alfanz und Aberglauben vorzuspiegeln. Aber fliehet den Mann, der das tut! Und wenn er mit Gold und Perlen behangen wäre, er ist 'n Bösewicht. Ist eine giftige Klapperschlange! Die Natur zwar hat ihn mit der Klapper verschont, weil sie sich auf seine Gaben und auf seine Diskretion verließ; aber er war der Großmut nicht wert und sollte eine tragen, und ich täte sie ihm gern in seinen Haarbeutel oder hing ihm eine ans Ohr, daß er vor sich warne, wo er hinkömmt.

Unschuld des Herzens ist das Erbteil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eignen Engel, der hinter euch hergehet und über euch wacht, solange ihr unschuldig seid. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiß, daß, wenn er von euch weichet, euer Glück von euch gewichen ist.

Mädchens, ich weiß, was ihr wert seid! Und was ihr dem Manne sein könnet, wenn ihr's vorzieht und euch entschließt, eines Mannes zu werden. Ihr seid ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt des noch eins solange; er sei reich oder arm, so seid ihr ihm ein Trost und machet ihn allezeit fröhlich. Ihr seid Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir, wenn ich euch ansehe und an euch denke...

Nun, ihr seid in der Welt und müsset durch, was auch euer Beruf sei. Gehet in Friede und seht nicht viel umher.

Und der Engel der Unschuld begleite euch!

Albrecht Dürer / Hieronymus im Gehäuse.

Albrecht Dürer / Ritter, Tod und Teufel

Lotte im Kreiſe ihrer Geſchwiſter

Goethe

Die Sonne war noch eine Viertelſtunde vom Gebirge, als wir vor dem Hoftore anfuhren. Ich war ausgeſtiegen, und eine Magd, die ans Tor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen. Mamſell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hauſe, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgeſtiegen war und in die Tür trat, fiel mir das reizendſte Schauſpiel in die Augen, das ich je geſehen habe. In dem Vorſale wimmelten ſechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von ſchöner Geſtalt, mittlerer Größe, die ein ſimples weißes Kleid mit blaßroten Schleifen an Arm und Bruſt anhatte. —

Sie hielt ein ſchwarzes Brot und ſchnitt ihren Kleinen ringsherum jedem ſein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit ſolcher Freundlichkeit, und jedes rief ſo ungekünſtelt ſein: „Danke!“, indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeſchnitten war, und nun mit ſeinem Abendbrote vergnügt entweder wegſprang oder nach ſeinem ſtillern Charakter gelaſſen davonging, nach dem Hoftore zu, um die Fremden und die Kutſche zu ſehen, darinnen ihre Lotte wegfahren ſollte. — „Ich bitte um Vergebung,“ ſagte ſie, „daß ich Sie hereinbemühe und die Frauenzimmer warten laſſe. Über dem Anziehen und allerlei Beſtellungen fürs Haus in meiner Abweſenheit habe ich vergeſſen, meinen Kindern ihr Veſperſtück zu geben, und ſie wollen von niemand Brot geſchnitten haben als von mir.“ — Ich machte ihr ein unbedeutendes Kompliment; meine ganze Seele ruhte auf der Geſtalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit, mich von der Überraſchung zu erholen, als ſie in die Stube lief, ihre Handſchuhe und den Fächer zu holen. Die Kleinen ſahen mich in einiger Entfernung ſo von der Seite an, und ich ging auf das jüngſte los, das ein Kind von der glücklichſten Geſichtsbildung war. Es zog ſich zurück, als eben Lotte zur Türe herauskam und ſagte: „Louis, gib dem Herrn Vetter eine Hand!“ Das tat der Knabe ſehr freimütig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet ſeines kleinen Rotznäschens, herzlich zu küſſen. — „Vetter?“ ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte; „glauben Sie, daß ich des Glücks wert ſei, mit Ihnen verwandt zu ſein?“ — „Oh,“ ſagte ſie mit einem leichtfertigen Lächeln, „unſere Vetterſchaft iſt ſehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn Sie der Schlimmſte drunter ſein ſollten.“ — Im Gehen gab ſie Sophien, der älteſten Schweſter nach ihr, einem Mädchen von ungefähr elf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder acht zu haben und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hauſe käme. Den Kleinen ſagte ſie, ſie ſollten ihrer Schweſter Sophie folgen, als wenn ſie's ſelber wäre, das denn auch

einige ausdrücklich verſprachen. Eine kleine naſeweiſe Blondine aber, von ungefähr ſechs Jahren, ſagte: „Du biſt's doch nicht, Lottchen; wir haben dich doch lieber.“ — Die zwei älteſten Knaben waren hinten auf die Kutſche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte ſie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn ſie verſprächen, ſich nicht zu necken und ſich recht feſtzuhalten.

Brief an die Geliebte

Mörike

Jetzt gute Nacht, Luiſe! meine Luiſe! Dieſer Name läuft wie ein ſanftes Echo den Tag über und die Nacht durch mein Innerſtes. Es iſt eine heilige Stille um mich. Draußen liegt alles klar wie am Tag. Der Mond zeichnet die drei vorderen Fenſter hell auf den Boden der lieben Stube, worein dieſen Augenblick vielleicht ein lebendiger Traum Dich mit mir einführt; vielleicht iſt jetzt ein heller Sommermorgen unter Deinem geſchloſſenen Augenlide — ach, wie einſt, wenn ich früh herüberkam und Dich allein bei der Arbeit ſchon unterm Fenſter ſitzend fand, ſelber blühend Du wie der Morgen. Wir ſind einander noch fremde, höfliche Geſtalten, Du grüßeſt mich halblaut von fern. — Erwach! erwache, mein Kind, und gedenke, daß ich Dein geworden bin ſeit jener kurzen Zeit!

Welch eine unbeſchreiblich ſchöne Nacht! Ich öffne ein Fenſter, höre die Melodie des Brunnens, blicke aufs Gärtchen hinunter. Alles ſo leicht, ſo geiſtig in Schatten und Licht! Wie ſchwimmend ſind alle Gegenſtände.

Könnt' ich Dich eine Minute lang haben! Nicht einen Kuß gäben wir uns, ſondern ſtille, ſtaunend, andachtvoll ſäh' ich Dich mir an die Seite gezaubert wie eine leichte Verkörperung meines heiligſten Gedankens, die ich nicht zu berühren wage, die leiſen Trittes wieder entweicht, aber in mir eine unnennbare Seligkeit zurückläßt, die mich in den Schlaf hinüber begleitet.

Iſt mir aber nicht jetzt ſchon ſo zumute? Tritt, o Kind, dieſen Augenblick herein! und ich will nicht erſchrecken, will nicht fragen: Biſt du Luftbild oder Leben? Ich wäre auf jedes Wunder gefaßt! — — Zwölf Uhr! Schlaf wohl!

Brief an Herrn von Puttkamer

Bismarck

Ende Dezember 1846

Verehrteſter Herr von Puttkamer!

ch beginne dieſes Schreiben damit, daß ich Ihnen von vornherein ſeinen Inhalt bezeichne: es iſt eine Bitte um das Höchſte, was Sie auf dieſer Welt zu vergeben haben, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter. Ich verhehle mir nicht, daß ich dreiſt erſcheine, wenn ich, der ich erſt neuerlich und durch ſparſame Begegnungen Ihnen bekannt geworden bin, den ſtärkſten Beweis von Vertrauen beanſpruche, den Sie einem Manne geben können. Ich weiß aber, daß ich, auch abgeſehn von allen Hinderniſſen in Raum und Zeit, welche Ihnen die Bildung eines Urteils über mich erſchweren können, durch mich ſelbſt niemals imſtande ſein kann, Ihnen ſolche Bürgſchaften für die Zukunft zu geben, daß ſie den Einſatz eines ſo teuren Pfandes von Ihrer Seite rechtfertigen würden, wenn Sie nicht durch Vertrauen auf Gott das ergänzen, was das Vertrauen auf Menſchen nicht leiſten kann. Was ich ſelbſt dazu tun kann, beſchränkt ſich darauf, daß ich Ihnen mit rückhaltloſer Offenheit über mich ſelbſt Auskunft gebe, ſoweit ich mir ſelber klar geworden bin. Über mein äußerliches Auftreten wird es Ihnen leicht ſein, Nachrichten durch andre zu erhalten; ich begnüge mich daher mit einer Darſtellung meines innern Lebens, welches jenem zugrunde lag, und beſonders meines Standpunktes zum Chriſtentum. Ich muß dazu weit ausholen. Ich bin meinem elterlichen Hauſe in frühſter Kindheit fremd und nie wieder völlig darin heimiſch geworden, und meine Erziehung wurde von Hauſe her aus dem Geſichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verſtandes und dem frühzeitigen Erwerb poſitiver Kenntniſſe untergeordnet blieb. Nach einem unregelmäßig beſuchten und unverſtandenen Religionsunterricht hatte ich bei meiner Einſegnung durch Schleiermacher, an meinem ſechzehnten Geburtstage, keinen andern Glauben als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheiſtiſche Beimiſchungen blieb. Es war ungefähr um dieſe Zeit, daß ich, nicht aus Gleichgültigkeit, ſondern infolge reiflicher Überlegung aufhörte, jeden Abend, wie ich von Kindheit her gewohnt geweſen war, zu beten, weil mir das Gebet mit meiner Anſicht von dem Weſen Gottes in Widerſpruch zu ſtehn ſchien, indem ich mir ſagte, daß entweder Gott ſelbſt, nach ſeiner Allgegenwart, alles, alſo auch jeden meiner Gedanken und Willen, hervorbringe und ſo gewiſſermaßen durch mich zu Sich Selbſt bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unab-

hängiger ſei, es eine Vermeſſenheit enthalte und einen Zweifel an der Unwandelbarkeit, alſo auch an der Vollkommenheit des göttlichen Ratſchluſſes, wenn man glaube, durch menſchliche Bitten darauf Einfluß zu üben. Noch nicht voll ſiebzehn Jahr alt ging ich zur Univerſität nach Göttingen. In den nächſten acht Jahren ſah ich mein elterliches Haus ſelten; mein Vater ließ mich nachſichtig gewähren, meine Mutter tadelte mich aus der Ferne, wenn ich meine Studien und Berufsarbeiten vernachläſſigte, wohl in der Meinung, daß ſie das übrige höherer Führung überlaſſen müſſe. Sonſt blieben mir Rat und Lehre andrer buchſtäblich fern. Wenn mich in dieſer Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zuzeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Überdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernſt des Lebens und der Ewigkeit näherten, ſo waren es Philoſophien des Altertums, unverſtandene Hegelſche Schriften, und vor allem Spinozas anſcheinend mathematiſche Klarheit, in denen ich Beruhigung über das ſuchte, was menſchlichem Verſtande nicht faßlich iſt. Zu anhaltendem Nachdenken hierüber wurde ich aber erſt durch die Einſamkeit gebracht, als ich nach dem Tode meiner Mutter, vor ſechs bis ſieben Jahren, nach Kniephof zog. Wenn hier anfangs meine Anſichten ſich nicht erheblich änderten, ſo fing doch bald die innere Stimme an, in der Einſamkeit hörbarer zu werden und mir manches als Unrecht darzuſtellen, was ich früher für erlaubt gehalten hatte. Immer indes blieb mein Streben nach Erkenntnis in den Zirkel des Verſtandes gebannt und führte mich unter Leſung von Schriften wie die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, nur tiefer in die Sackgaſſe des Zweifels. Es ſtellte ſich bei mir feſt, daß Gott dem Menſchen die Möglichkeit der Erkenntnis verſagt habe, daß es Anmaßung ſei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu kennen behaupte, daß der Menſch in Ergebenheit erwarten müſſe, wie ſein Schöpfer im Tode über ihn beſtimmen werde, und daß uns auf Erden der Wille Gottes nicht anders kund werde als durch das Gewiſſen, welches er uns als Fühlhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe. Daß ich bei dieſem Glauben nicht Frieden fand, brauche ich nicht zu ſagen; ich habe manche Stunde troſtloſer Niedergeſchlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und andrer Menſchen Daſein zwecklos und unerſprießlich ſei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entſteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder.

Etwa vor vier Jahren kam ich, ſeit meiner Schulzeit zuerſt wieder, in nähere Berührung mit Moritz Blanckenburg und fand an ihm, was ich bis dahin im Leben nicht gehabt hatte, einen Freund; aber der warme Eifer ſeiner Liebe ſuchte vergeblich mir durch Überredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indes mit dem Triglafer Hauſe und deſſen weiterem Kreiſe bekannt und fand darin Leute, vor denen ich mich ſchämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verſtandes Dinge hatte unterſuchen wollen, welche ſo überlegne Geiſter mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig an-

nahmen. Ich ſah, daß die Angehörigen dieſes Kreiſes in ihren äußern Werken faſt durchgehends Vorbilder deſſen waren, was ich zu ſein wünſchte. Daß Zuverſicht und Friede bei ihnen wohnte, war mir nicht überraſchend; denn daß dieſe Begleiter des Glaubens ſeien, hatte ich nie bezweifelt, aber der Glaube läßt ſich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müſſen, ob er mir werden würde. Ich fühlte mich bald heimiſch in jenem Kreiſe und empfand ein Wohlſein, wie es mir bisher fremd geweſen war, ein Familienleben, das mich einſchloß, faſt eine Heimat. —

Ich wurde inzwiſchen von Ereigniſſen berührt, bei denen ich nicht handelnd beteiligt war, und die ich als Geheimniſſe andrer nicht mitteilen darf, die aber erſchütternd auf mich wirkten. Ihr faktiſches Reſultat war, daß das Bewußtſein der Flachheit und des Unwertes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je. Durch Rat andrer wie durch eignen Trieb wurde ich darauf hingeführt, konſequenter und mit entſchiedner Gefangenhaltung einſtweilen des eignen Urteils in der Schrift zu leſen. Was in mir ſich regte, gewann Leben, als ſich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unſrer verſtorbenen Freundin in Cardemin das erſte inbrünſtige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desſelben, von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen, denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich ſie ſonſt nicht mehr kannte.

Welchen Wert Sie dieſer erſt zwei Monat alten Regung meines Herzens beilegen werden, weiß ich nicht; nur hoffe ich, ſoll ſie, was auch über mich beſchloſſen ſein mag, unverloren bleiben; eine Hoffnung, die ich Ihnen nicht anders habe bekräftigen können als durch unumwundene Offenheit und Treue in dem, was ich Ihnen und ſonſt noch niemand hier vorgetragen habe mit der Überzeugung, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen laſſe.

Ich enthalte mich jeder Beteurung über meine Gefühle und Vorſätze in bezug auf Ihre Fräulein Tochter, denn der Schritt, den ich tue, ſpricht lauter und beredter davon, als Worte vermögen. Auch mit Verſprechungen für die Zukunft kann Ihnen nicht gedient ſein, da Sie die Unzuverläſſigkeit des menſchlichen Herzens beſſer kennen als ich, und meine einzige Bürgſchaft für das Wohl Ihrer Fräulein Tochter liegt nur in meinem Gebet um den Segen des Herrn. Hiſtoriſch nur bemerke ich, daß, nachdem ich Fräulein Johanna wiederholt in Cardemin geſehn hatte, nach unſerer gemeinſchaftlichen Reiſe in dieſem Sommer, ich nur darüber im Zweifel geweſen bin, ob die Erreichung meiner Wünſche mit dem Glück und Frieden Ihrer Fräulein Tochter verträglich ſein werde, und ob mein Selbſtvertrauen nicht größer ſei als meine Kräfte, wenn ich glaubte, daß ſie in mir finden könne, was ſie in ihrem Mann zu ſuchen berechtigt ſein würde. In der jüngſten Zeit iſt aber mit dem Vertrauen auf Gottes Gnade auch der Entſchluß in mir feſt geworden, den ich jetzt ausführe, und ich habe in Zimmerhauſen nur

deshalb gegen Sie geſchwiegen, weil ich mehr zu ſagen hatte, als ich mündlich zuſammenfaſſen kann. Bei der ernſten Wichtigkeit der Sache und der Größe des Opfers, welches Sie und Ihre Frau Gemahlin durch die Trennung von Ihrer Fräulein Tochter dereinſt zu bringen haben würden, kann ich kaum hoffen, daß Ihre Entſcheidung ohne weitres günſtig für meinen Antrag ausfallen werde, und bitte nur, daß Sie mir die Gelegenheit nicht verſagen wollen, mich über ſolche Gründe, die Sie zu einer abſchlägigen Antwort beſtimmen könnten, meinerſeits zu erklären, ehe Sie eine definitive Ablehnung ausſprechen.

Es iſt gewiß noch vieles, was ich in dieſem Schreiben nicht, oder nicht vollſtändig genug, geſagt habe, und ich bin natürlich bereit, Ihnen über alles, was Sie zu wiſſen verlangen werden, genaue und ehrliche Auskunft zu geben: das Wichtigſte glaube ich geſagt zu haben.

Ich bitte Sie, Ihrer Frau Gemahlin meine ehrerbietige Empfehlung darzubringen und die Verſicherung meiner Liebe und Hochachtung mit Wohlwollen aufzunehmen.

Bismarck.

Schreiben einer alten Ehefrau an eine junge Empfindſame

Juſtus Möſer

ie tun Ihrem Manne Unrecht, liebes Kind, wenn Sie von ihm glauben, daß er Sie jetzt weniger liebe als vorher. Er iſt ein feuriger, tätiger Mann, der Arbeit und Mühe liebt, und darin ſein Vergnügen findet; und ſo lange, wie ſeine Liebe gegen Sie ihm Arbeit und Mühe machte, war er ganz damit beſchäftigt. Wie aber dieſes natürlicherweiſe aufgehöret hat, ſo hat ſich Ihr beiderſeitiger Zuſtand, aber keineswegs ſeine Liebe, wie Sie es nehmen, verändert.

Eine Liebe, die erobern will, und eine, die erobert hat, ſind zwei ganz unterſchiedene Leidenſchaften. Jene ſpannt alle Kräfte des Helden; ſie läßt ihn fürchten, hoffen und wünſchen; ſie führt ihn endlich von Triumph zu Triumph, und jeder Fuß breit, den ſie ihn gewinnen läßt, wird ein Königreich. Damit unterhält und ernährt ſie die ganze Tätigkeit des Mannes, der ſich ihr überläßt; aber das kann dieſe nicht. Der glücklich gewordene Ehemann kann ſich nicht wie der Liebhaber zeigen, er hat nicht wie dieſer zu fürchten, zu hoffen und zu wünſchen; er hat nicht mehr die ſüße Mühe mit ſeinen Triumphen, die er vorhin hatte, und was er einmal gewonnen hat, wird für ihn keine neue Eroberung.

Dieſen ganz natürlichen Unterſchied, liebes Kind! müſſen Sie ſich nur merken, ſo wird Ihnen die ganze Aufführung Ihres Mannes, der jetzt mehr Vergnügen

in Geſchäften als an Ihrer grünen Seite findet, gar nicht widrig vorkommen. Nicht wahr, Sie wünſchten noch wohl, daß er wie vormals mit Ihnen einſam auf der Raſenbank vor der Grotte ſitzen, Ihnen in das blaue Augelchen ſehen und um einen Kuß auf Ihre ſchöne Hand knien ſollte? Sie wünſchten noch wohl, daß er Ihnen das Glück der Liebe, was der Geliebte ſo ſchlau und zärtlich ſchildern kann, immer mit kräftigern Farben malen und Sie von einer Entzückung zur andern führen möchte? — Meine Wünſche gingen wenigſtens in dem erſten Jahre, da ich meinen Mann geheiratet hatte, auf nichts weniger als dieſes. Allein es geht nicht; der beſte Mann iſt auch der tätigſte Mann; und wo die Liebe aufhört, Arbeit und Mühe zu erfordern, wo jeder Triumph nur eine Wiederholung des vorigen iſt, wo der Gewinſt ſowohl an ſeinem Werte als an ſeiner Neuheit verloren hat, da verliert auch jener Trieb der Tätigkeit ſeine gehörige Nahrung und wendet ſich von ſelbſt dahin, wo er dieſe beſſer findet. Der weiſeſte Mann geht auf neue Entdeckungen aus und ſieht das Entdeckte nur mit Dankbarkeit an. Es gehört zum Weſen unſrer Seele, daß ſie immer beſchäftiget ſein und immer weiter will; und wenn unſre Männer von der Vernunft auf dieſem Wege in den Geſchäften ihres Berufs wohl geführet werden, ſo dürfen wir nicht darüber ſchmollen, daß ſie ſich nicht ſo oft als ehmals mit uns am Silberbache oder unter Luiſens Buche unterhalten. Anfangs kam es mir auch hart vor, eine ſolche Veränderung zu ertragen. Aber mein Mann erklärte ſich darüber ganz aufrichtig gegen mich. Die Freude, womit du mich empfängſt, ſagte er, verbirget deinen Gram nicht, und dein trübes Auge zwingt ſich vergeblich, heiter zu ſein; ich ſehe, was du willſt: ich ſoll mit dir wie zuvor auf der Raſenbank ſitzen, immer an deiner Seite hängen und von deinem Othem leben; aber dies iſt mir unmöglich. Mit Lebensgefahr wollte ich dich noch auf einer Strickleiter vom Glockenturm heruntertragen, wenn ich dich nicht anders zu bekommen wüßte; aber nun, da ich dich einmal in meinen Armen feſt habe, da alle Gefahren überwunden und alle Hinderniſſe beſiegt ſind, nun findet meine Leidenſchaft von dieſer Seite ihre vorige Befriedigung nicht. Was meiner Eigenliebe einmal geopfert iſt, hört auf ein Opfer zu ſein; die Erfindungs-, Entdeckungs- und Eroberungsſucht, die jedem Menſchen angeboren iſt, fordert eine neue Laufbahn. Ehe ich dich hatte, brauchte ich alle Tugenden zu Stufen, um an dich zu reichen; nun aber, da ich dich habe, ſetze ich dich oben darauf, und du biſt nun bis dahin die oberſte Stufe, von welcher ich weiterſchaue.

Sowenig mir auch der Glockenturm, und daß ich die Ehre haben ſollte, der höchſte Fußſchemel meines Mannes zu ſein, gefiel, ſo begriff ich doch endlich mit der Zeit, und nachdem ich dem Laufe der menſchlichen Handlungen weiter nachgedacht hatte, daß es nicht anders ſein könnte. Ich wandte auch meine Tätigkeit, die vielleicht mit der Zeit auf der Raſenbank Langeweile gefunden haben würde, auf die zu meinem Berufe gehörigen häuslichen Geſchäfte; und wann wir dann beide uns tapfer getummelt hatten und uns am Abend einander er-

zählen konnten, was er auf dem Felde und ich im Hauſe oder im Garten gemacht hatte, ſo waren wir oft froher und vergnügter als alle liebevollen Seelen in der Welt. Und was das Glücklichſte dabei iſt, ſo hat dieſes Vergnügen uns auch nach unſerm dreißigjährigen Eheſtande nicht verlaſſen. Wir ſprechen noch ebenſo lebhaft von unſerm Hausweſen, als wir immer getan haben; ich habe meines Mannes Geſchmack kennengelernt und erzähle ihm ſowohl aus politiſchen als gelehrten Zeitungen, was ihm behagt; ich verſchreibe ihm das Buch und lege es ihm gebunden hin, was er leſen ſoll; ich führe die Korreſpondenz mit unſern verheirateten Kindern und erfreue ihn oft mit guten Nachrichten von ihnen und unſern kleinen Enkeln. Was zu ſeinem Rechnungsweſen gehört, verſtehe ich ſo gut als er und erleichtere ihm dasſelbe damit, daß ich ihm alle Belege vom ganzen Jahre, die durch meine Hände gehen, zur Hand und Ordnung halte; zur Not mache ich auch einen Bericht an die Hochpreisliche Kammer, und meine Hand paradiert ſo gut in unſerm Kaſſenbuche als die ſeinige; wir ſind an einerlei Ordnung gewöhnt, kennen den Geiſt unſerer Geſchäfte und Pflichten und haben in unſern Unternehmungen einerlei Vorſicht und einerlei Regeln.

Dieſes würde aber wahrlich der Erfolg nie geweſen ſein, wenn wir im Eheſtande, ſo wie vorhin, die Rolle der zärtlich Liebenden geſpielt und unſre Tätigkeit mit Verſicherung unſrer gegenſeitigen Liebe erſchöpft hätten. Wir würden dann vielleicht jetzt einander mit Langeweile anſchauen, die Grotte zu feucht, die Abendluft zu kühl, den Mittag zu heiß und den Morgen unluſtig finden. Wir würder uns nach Geſellſchaften ſehnen, die, wenn ſie kämen, ſich bei uns nicht gefielen und mit Schmerzen die Stunde zum Aufbruche erwarteten, oder, wenn wir ſie ſuchten, uns wieder fortwünſchten. Wir würden, zu Tändeleien verwöhnt, noch immer mittändeln und Freuden beiwohnen wollen, die wir nicht genießen könnten, oder unſre Zuflucht zum Spieltiſche als dem letzten Orte, wo die Alten mit den Jungen figurieren können, nehmen müſſen.

Wollen Sie ſich nicht einſt in dieſen Fall verſetzen, liebes Kind! ſo folgen Sie meinem Beiſpiele und quälen ſich und Ihren rechtſchaffenen Mann nicht mit übertriebenen Forderungen. Glauben Sie aber auch indeſſen nicht, daß ich mich ſo ganz dem Vergnügen, den meinigen zu meinen Füßen zu ſehen, entzogen hätte. Oh! hiezu findet ſich weit eher Gelegenheit, wenn man ſie nicht ſucht und ſich zu entfernen ſcheinet, als wenn man ſich allemal, und ſo oft es dem Herrn beliebt, auf der Raſenbank finden läßt. Noch jetzt ſinge ich unterweilen meinen kleinen Enkeln, wenn ſie bei mir ſind, ein Liedchen vor, was ihn zur Zeit, als ſeine Liebe noch mit allen Hinderniſſen zu kämpfen hatte, in Entzückung ſetzte; und wenn dann die Kleinen rufen: Ancora! ancora! Großmama, er aber die Augen voll Freudentränen hat: ſo frage ich ihn wohl noch einmal, ob es ihm jetzt nicht zu gefährlich ſchiene, mich auf der Strickleiter vom Kirchturme zu holen? Aber dann ruft er eben ſo heftig wie die Kleinen: Oh! ancora, Großmama, ancora!

Brief der Königin Luiſe an ihren Vater

Beſter Vater! Frühling 1809

it uns iſt es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieſer Ergebung, in dieſer Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig, und in ſolcher Ruhe, wenn auch nicht irdiſch glücklich, doch, was mehr ſagen will, geiſtig glückſelig.

Es wird mir immer klarer, daß alles ſo kommen mußte, wie es gekommen iſt. Die göttliche Vorſehung leitet unverkennbar neue Weltzuſtände ein, und es ſoll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte ſich überlebt hat und in ſich ſelbſt als abgeſtorben zuſammenſtürzt. Wir ſind eingeſchlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr ſeines Jahrhunderts, eine neue Zeit ſchuf. Wir ſind mit derſelben nicht fortgeſchritten, deshalb überflügelt ſie uns. — Das ſiehet niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er ſagte, in ſich gekehrt, wiederholentlich: „Das muß auch bei uns anders werden.“ Auch das Beſte und Überlegteſte mißlingt, und der franzöſiſche Kaiſer iſt wenigſtens ſchlauer und liſtiger. Wenn die Ruſſen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht beſiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren ſein, was er getan und ausgerichtet hat. Es wäre Läſterung, zu ſagen, Gott ſei mit ihm; aber offenbar iſt er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen feſt verwachſen iſt, zu begraben.

Gewiß wird es beſſer werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenſte Weſen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiſer Napoleon Bonaparte feſt und ſicher auf ſeinem, jetzt freilich glänzenden Throne iſt. Feſt und ruhig iſt nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er iſt nur politiſch, das heißt klug, und er richtet ſich nicht nach ewigen Geſetzen, ſondern nach Umſtänden, wie ſie nun eben ſind. Dabei befleckt er ſeine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menſchen. Er und ſein ungemeſſener Ehrgeiz meint nur ſich ſelbſt und ſein perſönliches Intereſſe. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er iſt von ſeinem Glück geblendet, und er meint, alles zu vermögen. Dabei iſt er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt.

Ich glaube feſt an Gott, alſo auch an eine ſittliche Weltordnung. Dieſe ſehe

ich in der Herrſchaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böſe Zeit eine beſſere folgen wird. Dieſe hoffen, wünſchen und erwarten alle beſſeren Menſchen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man ſich nicht irremachen laſſen. Ganz unverkennbar iſt alles, was geſchehen iſt und geſchieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben ſoll, ſondern nur die Bahnung des Weges zu einem beſſeren Ziele hin. Dieſes Ziel ſcheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrſcheinlich nicht erreicht ſehen und darüber hinſterben. Wie Gott will; alles, wie er will. Aber ich finde Troſt, Kraft und Mut und Heiterkeit in dieſer Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Iſt doch alles in der Welt nur Übergang! Wir müſſen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und beſſer werden.

Hier, lieber Vater, haben Sie mein politiſches Glaubensbekenntnis, ſo gut ich als eine Frau es formen und zuſammenſetzen kann. Mag es ſeine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entſchuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie ſehen wenigſtens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundſätze chriſtlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beiſpiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, ſo lange Odem in mir iſt.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unſer eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen iſt, vielmehr dasſelbe befeſtigt und uns noch werter gemacht hat. Der König, der beſte Menſch, iſt gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu ſehen. Mehr in Handlungen, wie er iſt, als in Worten, erſehe ich die Aufmerkſamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch geſtern ſagte er ſchlicht und einfach, mit ſeinen treuen Augen mich anſehend, zu mir: „Du, liebe Luiſe, biſt mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Mag es draußen ſtürmen — wenn es in unſerer Ehe nur gut Wetter iſt und bleibt. Weil ich dich ſo lieb habe, habe ich unſer jüngſt geborenes Töchterchen ‚Luiſe‘ genannt. Möge es eine Luiſe werden!“

Bis zu Tränen rührte mich dieſe Güte. Es iſt mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des beſten Mannes zu beſitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir ſo miteinander eins ſind, daß der Wille des einen auch der Wille des andern iſt, wird es mir leicht, dies glückliche Einverſtändnis, welches mit den Jahren noch inniger geworden iſt, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns iſt am wohlſten, wenn wir zuſammen ſind.

Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewiſſen Ruhmredigkeit ſage; es liegt darin der kunſtloſe Ausdruck meines Glückes, welches keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt als Ihnen, beſter, zärtlichſter Vater! Gegen

andere Menſchen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht ſprechen; es iſt genug, daß wir es wiſſen.

Unſere Kinder ſind unſere Schätze, und unſere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz iſt voller Leben und Geiſt. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er iſt wahr in allen ſeinen Empfindungen und Worten, und ſeine Lebhaftigkeit macht Verſtellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geſchichte, und das Große und Gute zieht ſeinen idealiſchen Sinn an ſich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und ſeine komiſchen, überraſchenden Einfälle unterhalten uns ſehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner ſein, als er iſt. Ich habe ihn ſehr lieb und ſpreche oft mit ihm davon, wie es ſein wird, wenn er einmal König iſt.

Unſer Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel der Reihe nach Ihnen vorſtelle) wird, wenn mich nicht alles trügt, wie ſein Vater, einfach, bieder und verſtändig. Auch in ſeinem Äußeren hat er die meiſte Ähnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht ſo ſchön. Sie ſehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unſere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; ſie iſt zwar verſchloſſen und in ſich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer ſcheinbar kalten Hülle ein warmes, teilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht ſie einher; hat aber viel Liebe und Teilnahme. Daher kommt es, daß ſie etwas Vornehmes in ihrem Weſen hat. Erhält ſie Gott am Leben, ſo ahne ich für ſie eine glänzende Zukunft. Karl iſt gutmütig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er ſich ebenſogut als geiſtig. Er hat naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er iſt heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen ſetzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf, doch zeigt es Wißbegierde — zuweilen, wenn er ſchlau lächelt, auch Neugierde. Er wird, ohne die Teilnahme an dem Wohl und Wehe anderer zu verlieren, leicht fröhlich durch das Leben gehen. — Unſere Tochter Alexandrine iſt, wie Mädchen ihres Alters und Naturells ſind, anſchmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffaſſungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komiſche hat ſie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satiriſchen und ſieht dabei ernſthaft aus, doch ſchadet das ihrer Gemütlichkeit nicht. Von der kleinen Luiſe läßt ſich noch nichts ſagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luiſe; möge ſie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luiſe von Oranien, der würdigen Gemahlin des Großen Kurfürſten ähnlich werden.

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Sie werden ſagen: das iſt ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes ſiehet und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böſe Anlagen, die für die Zukunft beſorgt machen, finde ich an allen nicht.

Sie haben, wie andere Menſchenkinder, auch ihre Unarten; aber dieſe verlieren ſich mit der Zeit, ſowie ſie verſtändiger werden. Umſtände und Verhältniſſe erziehen den Menſchen, und für unſere Kinder mag es gut ſein, daß ſie die ernſte Seite des Lebens ſchon in ihrer Jugend kennenlernen. Wären ſie im Schoße des Überfluſſes und der Bequemlichkeit groß geworden, ſo würden ſie meinen, das müſſe ſo ſein. Daß es aber anders kommen kann, ſehen ſie an dem ernſten Angeſicht ihres Vaters und an der Wehmut und den öfteren Tränen der Mutter. Beſonders wohltätig iſt es dem Kronprinzen, daß er das Unglück ſchon als Kronprinz kennenlernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine beſſere Zeit kommen wird, um ſo höher ſchätzen und um ſo ſorgfältiger bewahren. Meine Sorgfalt iſt meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem ſie einſchließenden Gebete, daß er ſie ſegne und ſeinen guten Geiſt nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufeland ſympathiſiere ich auch in dieſen Stücken. Er ſorgt nicht bloß für das phyſiſche Wohl meiner Kinder, auch für das geiſtige derſelben iſt er bedacht; und der biedere freimütige Borowsky, den der König gern ſieht und lieb hat, ſtärkt mich darin. Erhält Gott ſie uns, ſo erhält er meine beſten Schätze, die niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unſeren guten Kindern werden wir glückſelig ſein.

Ich ſchreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unſere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küſſen; und ich bin, und ich bleibe, beſter Vater, Ihre dankbare Tochter Luiſe.

Ein wackerer Bürgersmann

Gottfried Keller

In den Gaſſen eines ſchweizeriſchen Dorfes ging mit edlem Anſtand ein Mann umher und trat freundlich und leutſelig in die niederen Türen, verſchiedene alte Mütterchen und Gevattern aufſuchend. Er war niemand anderes als der weitgereiſte Steinmetzgeſelle Lee, der ſeine lange Wanderſchaft ruhmvoll beendigt hatte. Man kann wohl ſagen ruhmvoll, wenn man bedenkt, daß er vor zwölf Jahren als ein vierzehnjähriger Knabe arm und bloß aus dem Dorf gewandert war, hierauf bei ſeinem Meiſter die Lehrzeit durch lange Arbeit abverdienen mußte, mit einem dürftigen Felleiſen und wenig Geld in die Fremde zog und nun ſolchergeſtalt als ein förmlicher Herr, wie ihn die Landsleute nannten, zurückkehrte. Denn unter dem niederen Dach ſeiner Verwandten ſtanden zwei mächtige Kiſten, von denen die eine ganz mit Kleidern und feiner Wäſche, die andere mit Modellen, Zeichnungen und Büchern angefüllt war. Es war etwas Schwung-

volles in dem ganzen Weſen des etwa ſechsundzwanzig Jahre alten Mannes; ſeine Augen glühten wie von einem anhaltenden Glanz innerer Wärme und Begeiſterung. Er hatte ganz Deutſchland vom Süden bis zum Norden durchreiſt und in allen großen Städten gearbeitet; die Zeit der Befreiungskriege in ihrem ganzen Umfang fiel mit ſeinen Wanderjahren zuſammen, und er hatte die Bildung und den Ton jener Tage in ſich aufgenommen, inſofern ſie ihm verſtändlich und zugänglich waren; vorzüglich teilte er das offene und treuherzige Hoffen der guten Mittelklaſſen auf eine beſſere, ſchönere Zeit der Wirklichkeit, ohne von den Überfeinerungen etwas zu wiſſen, die dazumal durch die höhere Geſellſchaft wucherten.

Es waren nur wenig gleichgeſinnte Arbeitsgenoſſen, welche die erſten, ſeltenen und verborgenen Keime bildeten zu der Selbſtveredlung und Aufklärung, ſo den wandernden Handwerkerſtand zwanzig Jahre ſpäter durchdrangen, und welche einen Stolz darauf ſetzten, die beſten und geſuchteſten Arbeiter zu ſein, und dadurch, verbunden mit Fleiß und Mäßigkeit, die Mittel erlangten, auch ihren Geiſt zu bilden und äußerlich wie innerlich ſchon in ihren Wanderjahren als achtungswerte, tüchtige Männer dazuſtehen. Überdies war dem Steinhauer Lee in den großen Werken altdeutſcher Baukunſt ein Licht aufgegangen, das ſeinen Pfad noch mehr erleuchtete, indem es ihn mit heiteren Künſtlerahnungen erfüllte und den dunkeln Trieb jetzt erſt voll zu rechtfertigen ſchien, der ihn von der grünen Weide hinweg dem geſtaltenden Leben der Städte zugeführt hatte. Er lernte zeichnen mit eiſernem Fleiß, brachte ganze Nächte und Feiertage damit zu, Werke und Muſter aller Art durchzupauſen, und nachdem er den Meißel zu den kunſtreichſten Gebilden und Verzierungen führen gelernt und ein vollkommener Handarbeiter geworden war, ruhte er nicht, ſondern ſtudierte den Steinſchnitt und ſogar ſolche Wiſſenſchaften, welche anderen Zweigen des Bauweſens angehören. Er ſuchte überall an großen öffentlichen Bauten unterzukommen, wo es viel zu ſehen und zu lernen gab, und brachte es durch ſeine Aufmerkſamkeit bald dahin, daß ihn die Baumeiſter ebenſoviel auf ihren Arbeitszimmern am Zeichen- oder Schreibtiſch verwendeten wie auf dem Bauplatz. Daß er dort nicht feierte, ſondern manche Mittagsſtunde damit zubrachte, alles mögliche durchzuzeichnen und alle Berechnungen abzuſchreiben, die er erhaſchen konnte, verſteht ſich von ſelbſt. So wurde er zwar kein akademiſcher Künſtler mit einer allſeitigen Durchbildung, aber doch ein Mann, der wohl den kühnen Vorſatz faſſen durfte, in der Hauptſtadt ſeiner Heimat ein wackerer Bau- oder Maurermeiſter zu werden.

Mit dieſer ausgeſprochenen Abſicht trat er nun auch im Dorf zur großen Verwunderung ſeiner Sippſchaft auf, und das Erſtaunen wurde noch größer, als er um die Pfarrerstochter warb. Die Jungfrau ſchenkte dem blühenden Freier bald ihr Herz.

Sie hielten eine ſtille Hochzeit und zogen in die Stadt.

In der Stadt fing der junge Baumeiſter damit an, daß er einige Arbeiter anſtellte und, ſelbſt arbeitend vom Morgen bis zum Abend, kleinere Aufträge aller Art annahm und darin ſo viel Geſchick und Zuverläſſigkeit zeigte, daß noch vor Ablauf eines Jahres ſein Geſchäft ſich erweiterte und ſein Kredit ſich begründete. Er war ſehr erfinderiſch und einſichtsvoll, gewandt und ſchnell beraten, daß bald viele Bürger ſeinen Rat und ſeine Arbeit ſuchten, wenn ſie im Zweifel waren, wie ſie etwas verändern oder neu bauen laſſen ſollten. Dabei war er immer beſtrebt, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden, und war froh, wenn ihn ſeine Kunden nur gewähren ließen, ſo daß ſie manche Zierde, manches Fenſter und Geſims von reineren Verhältniſſen erhielten, ohne daß ſie deswegen den Geſchmack ihres Baumeiſters teuer bezahlen mußten.

Seine Frau aber führte mit wahrer Begeiſterung das Hausweſen, das durch verſchiedene Arbeiter und Dienſtboten ſchnell erweitert wurde. Sie beherrſchte mit Kraft und Meiſterſchaft das Füllen und Leeren einer Anzahl großer Speiſekörbe und war der Schrecken der Marktweiber und die Verzweiflung der Schlächter, die alle Gewalt ihrer alten Rechte aufbieten mußten, einen Knochenſplitter mit auf die Wage zu bringen, wenn das Fleiſch für die Frau Lee gewogen wurde. Obgleich Meiſter Lee faſt keine perſönlichen Bedürfniſſe hatte und unter ſeinen zahlreichen Grundſätzen derjenige der Sparſamkeit in der erſten Reihe ſtand, ſo war er doch ſo gemeinnützig und großherzig, daß das Geld für ihn nur Wert hatte, wenn etwas damit ausgerichtet oder geholfen wurde, ſei es durch ihn oder durch andere. Daher verdankte er es nur ſeiner Frau, die keinen Pfennig unnütz ausgab und den größten Ruhm darein ſetzte, jedermann weder um ein Haar zuwenig noch zuviel zukommen zu laſſen, daß er nach Verlauf von zwei oder drei Jahren ſchon Erſparniſſe vorfand, die ſeinem unternehmenden Geiſt nebſt dem Kredit, den er bereits genoß, eine reichlichere Nahrung darboten. Er kaufte alte Häuſer an für eigene Rechnung, riß ſie nieder und baute an der Stelle ſtattliche Bürgerhäuſer, in denen er eine Menge Einrichtungen fremder oder eigener Erfindung anbrachte. Dieſe verkaufte er mehr oder weniger vorteilhaft, ſogleich zu neuen Unternehmungen ſchreitend, und alle ſeine Gebäude trugen das Gepräge eines beſtändigen Strebens nach Formen- und Gedankenreichtum. Wenn ein gelehrter Baukünſtler auch oft nicht wußte, wohin er alle angebrachten Einfälle zählen ſollte, und vieles der Unklarheit oder Uneinheitlichkeit zeihen mußte, ſo geſtand er doch immer, daß es Gedanken ſeien, und belobte, wenn er unbefangen war, den ſchönen Eifer dieſes Mannes mitten in der geiſtesarmen und nüchternen Zeit des Bauweſens.

Seine vielfältigen Berufsgeſchäfte nahmen ſeine volle Tätigkeit in Anſpruch, die er nicht plötzlich ſchwächen zu dürfen glaubte. Er rechnete, ſpekulierte, ſchloß Verträge, ging weit über Land, um Einkäufe zu beſorgen, war im gleichen Augenblick zu oberſt auf den Gerüſten und zu unterſt in den Gewölben, riß einem Arbeiter die Schaufel aus der Hand und tat einige gewichtige Würfe damit, er-

griff ungeduldig den Hebebaum, um eine mächtige Steinlast herumwälzen zu helfen, hob, wenn es ihm zu lange ging, bis Leute herbeikamen, selbst einen Balken auf die Schulter und trug ihn an Ort und Stelle.

Dieses tätige Leben versetzte den jungen Mann in den Mittelpunkt eines weiten Kreises von Bürgern, die alle zu ihm in Wechselwirkung traten, und unter ihnen bildete sich ein engerer Ausschuß gleichgesinnter und empfänglicher Männer, denen er sein rastloses Suchen nach dem Guten und Schönen mitteilte.

Eine Menge Vereine, öfter die ersten in ihrer Art, wurden gestiftet, die meistens irgendeine Versicherung zum Wohl der Mitglieder und ihrer Angehörigen zum Zweck hatten. Schulen wurden gesellschaftsweise gegründet, um den Kindern des gemeinen Mannes eine bessere Erziehung zu sichern; kurz, eine Menge Unternehmungen dieser Art, zu jener Zeit noch neu und verdienstlich, gab den braven Leuten zu schaffen und Gelegenheit, sich daran emporzubilden. Denn in zahlreichen Zusammenkünften mußten Satzungen aller Art entworfen, beraten, durchgesehen und angenommen, Vorsteher gewählt und nach außen wie nach innen Rechte und Formen erklärt und gewahrt werden. Lee war überall mit voran, ein zuverlässiger, hingebender Freund für alle, seines reinen Charakters und seiner gehobenen Gesinnung wegen allgemein geachtet, ja geehrt. Er war um so glücklicher zu nennen, als er dabei nicht von Eitelkeit befangen war; und erst jetzt fing er von neuem an zu lernen und nachzuholen, was ihm erreichbar war. Er trieb auch seine Freunde dazu an, und es gab bald keinen unter diesen mehr, der nicht eine kleine Sammlung geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Werke aufzuweisen hatte. Da fast allen in ihrer Jugend die gleiche dürftige Erziehung zuteil geworden, so ging ihnen nun besonders bei ihrem Eindringen in die Geschichte ein reiches und ergiebiges Feld auf, das sie mit immer größerer Freude durchwandelten. Ganze Stuben voll waren sie am Sonntagmorgen beisammen, stritten und teilten sich die immer neuen Entdeckungen mit, wie allzeit die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen hervorgebracht hätten und dergleichen. Wenn sie auch Schiller auf die Höhen seiner philosophischen Arbeiten nicht zu folgen vermochten, so erbauten sie sich um so mehr an seinen geschichtlichen Werken, und von diesem Standpunkt aus ergriffen sie auch seine Dichtungen, die sie auf diese Weise ganz praktisch nachfühlten und genossen, ohne auf die künstlerische Rechenschaft, die jener Große sich selber gab, weiter eingehen zu können. Sie hatten die größte Freude an seinen Gestalten und wußten nichts Ähnliches aufzufinden, das sie so befriedigt hätte. Seine gleichmäßige Glut und Reinheit des Gedankens und der Sprache war mehr der Ausdruck für ihr schlichtes, bescheidenes Treiben als für das Wesen mancher Schillerverehrer der gelehrten heutigen Welt. Aber einfach und durchaus praktisch, wie sie waren, fanden sie nicht volles Genügen an dem Dramen-Lesen im Schlafrock; sie wünschten, diese bedeutsamen Begebenheiten leibhaftig und farbig vor sich zu sehen, und weil von einem stehenden Theater in den damaligen Schweizerstädten nicht die Rede war, so ent-

ſchloſſen ſie ſich, wiederum angefeuert von Lee, kurz und ſpielten ſelbſt Komödie, ſo gut ſie konnten. Es iſt nicht zu leugnen, daß ein großer Teil der Gewandtheit im Ausdruck und des äußern Anſtandes, die faſt allen jenen Freunden eigen geblieben iſt, auf Rechnung ſolcher Übungen geſetzt werden darf. Wie ſie älter wurden, ließen ſie dergleichen Dinge wieder bleiben; aber ſie behielten den Sinn für das Erbauliche in jeder Beziehung getreulich bei.

Würde man heutzutage fragen, wo ſie denn die Zeit zu alledem hergenommen haben, ohne ihre Arbeit und ihr Haus zu vernachläſſigen, ſo wäre zu antworten, daß es erſtens noch geſunde und urwüchſige Männer und keine Grübler waren, die zu jeder Tat und jeder außerordentlichen Arbeit einen Schatz von Zeit verſchwenden müſſen, indem ſie alles zerfaſern und breitquetſchen, ehe es genießbar iſt, und daß zweitens die täglichen Stunden von ſieben bis zehn Uhr abends, gleichmäßig benutzt, eine viel anſehnlichere Maſſe von Zeit ausmachen, als der Bürger heute glaubt, der dieſe Stunden hinter dem Weinglas im Tabaksqualm verbrütet.

Die Idee der Familie

Wilhelm Heinrich Riehl

Die Familie iſt uns nicht bloß religiös, ſondern auch ſozial und politiſch ein Heiligtum. Denn die Möglichkeit aller organiſchen Gliederungen der bürgerlichen Geſellſchaft iſt in der Familie im Keim gegeben, wie der Eichbaum in der Eichel ſteckt. In der Familie iſt gegründet die ſozialpolitiſche Potenz der Sitte, aus welcher das Geſetz hervorgewachſen iſt. Die Familie iſt überhaupt die notwendige Vorausſetzung aller öffentlichen Entwicklung der Völker. Die Familie antaſten, heißt aller menſchlichen Geſittung den Boden wegziehen. Wie der Staat auf den Schwerpunkt des Rechtes geſtellt iſt, ſo die Familie auf den Schwerpunkt der ſich ergänzenden Liebe und der auf dieſe gegründeten bewegenden Mächte der Autorität und Pietät.

Autorität und Pietät ſind die bewegenden ſittlichen Motive in der Familie. Im Staate ſind ſie das nicht; ſie treten hier in die zweite Linie zurück, und das Rechtsbewußtſein tritt an ihrer Statt in die erſte Linie vor. Aus dem Grundverhältnis der natürlichen Autorität und Pietät zwiſchen den Familiengliedern wächſt die Familienſitte auf, welche das Familienleben formt und ordnet, wie das Geſetz die Formierung des Rechtsbewußtſeins im Staatsleben iſt. Es iſt hier am Ort, den höchſt wichtigen Begriff der Sitte gründlicher zu beſtimmen. Denn von der Familie geht das Regiment der Sitte aus, um ſich über die bürgerliche

Albrecht Dürer / Melancholie

Albrecht Dürer / Das große Glück

Bürgertanz, 16. Jahrhundert

Geſellſchaft und, beim organiſchen Aufwachſen der Geſetze und Rechtsgewohnheiten, auch über den Staat zu verbreiten.

Die Entſtehung der Sitte vergleiche ich mit der Entſtehung des Volksliedes. Kein Volkslied hat einen beſtimmten nennbaren Verfaſſer. Solange man einen ſolchen noch nennen kann, iſt das Lied auch kein wirkliches Volkslied geworden. Nur das Volk ſelber macht Volkslieder. Allein ein einzelner muß doch der erſte Urheber geweſen ſein? Ganz gewiß. Andere bildeten aber ſein Lied weiter; ganze Generationen modelten es aufs neue um, ſo daß immer wohl Elemente des urſprünglichen Liedes blieben, aber auch ſo viele neue, an denen Hunderte mitgearbeitet, hinzukamen, daß zuletzt niemand mehr ſagen kann, wer eigentlich das Lied gemacht hat. Wüßte man auch den Namen des Autors, ſo täte das gar nichts zur Sache. Das Lied iſt ſein Lied nicht mehr. Es ſind hundert neue Lieder daraus hervorgewachſen, an welche hundert weitere Sänger Anſprüche haben, und als die Quinteſſenz dieſer hundert Lieder erſcheint zuletzt die eben geltende neueſte Faſſung als Volkslied. In fünfzig Jahren wird aber auch dieſe wieder in eine andere umgebildet worden ſein. So entſteht und wächſt das Volkslied, und ganze Generationen ſind ſein Dichter und Komponiſt geweſen.

Ähnlich geſchieht es mit der Sitte. Eine Sitte kann niemals von einem einzelnen willkürlich gemacht werden: ſie wird und wächſt wie das Volkslied. Eine von einem einzelnen geſchaffene Einrichtung wird erſt zur Sitte, indem ſie ſich durch eine Reihe von Geſchlechtern feſtſetzt, erweitert und fortbildet.

Jacob Köbel Schulſtube, 16. Jahrhundert

Etymologiſch iſt dies angedeutet in den mit Sitte häufig gleichbedeutend genommenen Wörtern „Brauch“ und „Herkommen“. Die Sitte wird ſolchergeſtalt zu dem natürlichen, organiſchen Produkt einer ganzen Kette menſchlicher Entwicklungen, und das Vorurteil, daß eine Sitte ſchon darum gut ſei, weil ſie ſehr alt, iſt in der Regel nicht unbegründet. Ein Volkslied muß auch alt ſein, ſehr alt, um recht echt und gut zu ſein. Ein „ganz neues Volkslied“ iſt eigentlich ein Unſinn. Denn ein ſolches Lied könnte wohl im Volk geſungen werden, aber es kann nicht vom Volke gemacht ſein; dazu braucht es Zeit.

Es fragt ſich nun aber weiter, was denn eigentlich der ſubſtantielle Wert der Sitten ſei, die echt ſind, weil ſie alt ſind. Sind ſie auch gut, weil ſie alt ſind? ſind etwa die älteſten die beſten? Sollen wir unſern Trieb zur freieſten, bunteſten, individuellſten Entwicklung jener Sitten in Feſſeln dahingeben, deren einziges Recht ihr langer Stammbaum iſt? Sollten wir nicht nach eigenen Heften neue Normen der Lebenspraxis aufſtellen, begründet auf die in der modernen Zeit wirklich geläuterten Ideen der Freiheit, des Rechts, des Wohlſtandes, der Bildung?

Hier ſtelle ich nun geradezu den paradoxen Satz auf, daß allerdings die meiſten gut ſind, weil ſie alt ſind, und daß wirklich in der Regel die älteſten die beſten.

Wir erkannten oben die Sitte als das geſchichtliche Produkt einer ganzen Kette menſchlicher Entwicklungen. Sie iſt ein Gefäß nicht des Witzes eines einzelnen, ſondern der Weisheit der Jahrhunderte. Sie läuterte ſich und wuchs mit denſelben Generationen unſeres Volkes, mit denen uns das ganze große Erbe unſerer geiſtigen Fundamental-Anſchauungen zugewachſen iſt. Es wiederholt ſich alſo auch hier ein Verhältnis, welches der väterlichen Autorität verwandt iſt. Weil die nationale Sitte geſchaffen iſt von der ganzen Volksperſönlichkeit, darum legen wir ihr höheren Wert bei als dem Brauch, welchen ein einzelner aufbringt. Man will ja auch nicht, daß ein einzelner die Geſetze mache; die Vertreter der ganzen Nation, nämlich der Fürſt mit ſeinen Miniſtern zuſamt den Volksabgeordneten beſchließen die Geſetze. Glaubet man nun hier, daß es würdiger und beſſer ſei, wenn ein ſolches Werk im Namen und Auftrag der ganzen Volksperſönlich-

keit geſchaffen werde: um wieviel höher muß man dann das Gewicht jener großen Volkskammer anſchlagen, die ſeit Jahrhunderten tagt, um ſtetig und langſam die nationalen Sitten herauszubilden!

Tiſchzucht

Aus den Sitten ſproſſen die allgemeinſten und dauerhafteſten Geſetze auf, die eigentlichen Grundgeſetze der Staaten. Sie bauen eine Brücke von der Geſellſchaft zum Staate hinüber. Wie die Kunſtmuſik ſich verjüngt und erkräftigt, indem ſie von Zeit zu Zeit immer wieder zum Born des Volksliedes zurückkehrt, ſo verjüngt ſich auch der Staatsorganismus durch jede neue Berückſichtigung der volkstümlichen Sitte. Die Rückſichtnahme auf die Volksperſönlichkeit anzubahnen und zu regeln, iſt eben die Aufgabe der Sozialpolitik. Das Volk bleibt durch Jahrhunderte jung, während der einzelne in Jahrzehnten altert: darum iſt die Volksſitte und das Volkslied ein wahrer Jungbrunnen für alternde Staatsmänner und Muſikanten. Denn die ſchwer zu verwüſtende Jugendfriſche des Volkes ſprüht und glüht in ſeinen Sitten und Liedern, und je älter Sitten und Lieder ſind, um ſo jugendfriſcher müſſen ſie natürlich ſein, weil ihre Keime alsdann ja in dem früheſten Jugendalter des Volkes geſät wurden.

Wenn aber die Sitte keimt, wächſt und blüht, dann muß ſie auch vergehen. Tauſende von Sitten erſtarren, ſterben ab und werden vergeſſen. Die urſprünglichſten aber dauern faſt immer am längſten aus, und auch darum ſind ſie gut, weil ſie alt ſind, denn ſie haben die Feuerprobe der Jahrhunderte beſtanden.

Ein jugendlich naives Zeitalter beſitzt vorwiegend noch die rechte Unbefangenheit und den natürlichen Inſtinkt, um jene allgemeinſten und ſittlichſten Sitten ſchaffen zu können, die für die häusliche und geſellſchaftliche Lebenspraxis auf Jahrhunderte den Grund legen. An eine Sitte muß man glauben. Wenn wir aber auch ganz vortreffliche neue Grundlagen des Hauſes und der Familie erſönnen, würden doch ſchwerlich noch einmal Sitten daraus aufwachſen, denn alle Welt würde unſere neuen Regeln kritiſieren und nur die wenigſten würden ſie gläubig hinnehmen und bewahren. Eine Epoche, welche ſo theoretiſch ſchöpferiſch iſt auf dem Gebiete des Rechts wie die unſrige, wird es niemals praktiſch auf dem Ge-

biete der Sitte sein. Wir werden die ererbten Sitten läutern, weiterbilden oder zerstören, in minder wichtigen Dingen werden wir auch allenfalls Keime zu neuen Sitten pflanzen; aber Kardinalsitten der Nation, die bestimmend würden für den ganzen Charakter derselben, schafft unsere Zeit keine mehr. Wären darum die alten Kardinalsitten unseres Volkes auch minder gut als sie wirklich sind, so müßten wir sie doch festhalten, weil in ihnen eine Autorität gegeben ist, die, einmal gebrochen, für uns nie mehr wiedergewonnen werden kann. Die Nationen selber fallen in Trümmer, wenn einmal ihre Kardinalsitten fallen; denn in dem Aufgeben dieser Sitten ist zugleich der ganze Charakter der Nation, die innerste Kulturmacht derselben, verleugnet und abgeschworen.

Das ganze Haus

Mit der „ganzen Familie" hängt das „ganze Haus" zusammen. Die moderne Zeit kennt leider fast nur noch die „Familie", nicht mehr das „Haus", den freundlichen gemütlichen Begriff des ganzen Hauses, welches nicht bloß die natürlichen Familienglieder, sondern auch alle jene freiwilligen Genossen und Mitarbeiter der Familie in sich schließt, die man vor alters mit dem Worte „Ingesinde" umfaßte. In dem „ganzen Hause" wird der Segen der Familie auch auf ganze Gruppen sonst familienloser Leute erstreckt, sie werden hineingezogen, wie durch Adoption, in das sittliche Verhältnis der Autorität und Pietät. Das ist für die soziale Festigung eines ganzen Volkes von der tiefsten Bedeutung.

Wir haben noch Familienfeste, aber kaum mehr Hausfeste, Familiensitten, aber kaum Sitten des Hauses, keine Tradition des Hauses. Es gibt gar viele Leute, die, wie wir mit charakteristisch einfältigem Ausdruck sagen, „ein Haus machen", aber nur noch gar wenige, die ein Haus haben. Das Haus als Inbegriff einer sozialen Gesamtpersönlichkeit, das „ganze Haus", hat der Vereinzelung der Familie weichen müssen. Hierin liegt eigentlich eine weit bedenklichere sozial-politische Tatsache als in der zunehmenden Lockerung der Familienbande. Das Familienbewußtsein stellt sich schon von selber wieder her; das Bewußtsein des Hauses aber wird, einmal erloschen, kaum wieder zu entzünden sein. Durch das Absterben des Hauses, als der halb naturnotwendigen, halb freiwilligen Genossenschaft, ist ein Mittelglied zwischen der Familie und der Gesellschaftsgruppe verlorengegangen und die günstigste Gelegenheit zur sozialen Wirksamkeit und Machtentfaltung des Hausregiments vernichtet.

Es gehört heutzutage viel Mut, viel Selbständigkeit dazu, wenn ein Familienvater aus den gebildeteren Schichten des Bürgertums die Idee des „ganzen Hauses" noch praktisch aufrechthalten will.

Wenn der Beamte, der Gelehrte es je wagt, in den der häuslichen Muße gewidmeten Abendstunden mit Frau und Kindern und Gesinde sich um einen gro-

Die Ehebruchbrücke

ßen Tiſch zu ſetzen, ſo möchte er wenigſtens gewiß nicht gern in dieſer Situation von einem Dritten überraſcht werden, denn man würde ihn einen Sonderling nennen. Und doch iſt gerade ein regelmäßiges Zuſammenſein des ganzen Hauſes ſo fein und löblich und unbezahlbar für die Feſtigung des Familienbewußtſeins, für die Kräftigung des Hausregiments.

Bei vielen deutſchen Bauerſchaften iſt der einzige Umſtand, ob das ganze Haus einſchließlich des Geſindes an einem Tiſch ſitzt, gerade maßgebend für die Beantwortung der Frage, ob das Geſindeverhältnis dort ſchon ein rein rechtliches geworden oder ob es noch ein teilweiſe patriarchaliſches ſei, ob die alten Sitten überhaupt verſchwunden ſind, oder ob ſie feſtgehalten und fortgebildet werden.

Wenn der reichere Handwerker oder Kaufmann die Lehrjungen, Geſellen oder Gehilfen mit ſeiner Familie am ſelben Tiſch eſſen ließe, dann glaubt er gegenwärtig ſchon der Würde ſeines Hauſes etwas zu vergeben. Und doch iſt es gerade durch dieſes Ausſchließen von Geſinde und Geſchäftsperſonal aus dem Kreiſe des „ganzen Hauſes“ gekommen, daß jene Leute keinen rechten Reſpekt mehr haben vor dem Hausvater und Meiſter, oder daß der Reſpekt jedenfalls nicht über ihre Lehr- und Dienſtzeit hinausreicht. Früher hielt das Band, welches den Lehrling an den Meiſter feſſelte, oft für das ganze Leben feſt. Der Meiſter ſtand auch dann noch als Patriarch dem Lehrling gegenüber, wenn dieſer längſt ſelber Meiſter geworden war. Er redete den ehemaligen Lehrling, und mochte es derſelbe zu noch ſo hohen Würden und Ehren gebracht haben, ſeine Lebtage mit „Er“ an, während dieſer ihm mit dem reſpektvollen „Ihr“ erwiderte. Weil der Lehrling dem Hauſe des Meiſters wirklich angehört hatte, darum nur konnte ſein Verhältnis zu jenem immer ein kindliches bleiben. Nicht aus Kriecherei und Bedientenſinn entſprang dieſes Herkommen, ſondern aus der Pietät des deutſchen Familiengeiſtes. Je mehr die freiwillige Anerkennung einer natürlichen Autorität in allen Bezügen unſeres bürgerlichen Lebens altfränkiſch ward, um ſo ſicherer mußten die ſpäteren Geſchlechter politiſch haltlos und ſozial meiſterlos werden. Wie will man jetzt neue künſtliche Autoritäten im Geſellſchaftsleben ſchaffen, bevor man den alten natürlichen einen neuen Widerhalt gegeben hat!

Gegenwärtig hört man in den Städten häufig, daß ſich ſogar die Knechte und Mägde einer und derſelben Herrſchaft gegenſeitig mit „Sie“ anreden! Alſo haben dieſe Leute gar keine Ahnung mehr von ihrer natürlichen Verbrüderung als Glieder desſelben Hauſes. Es macht ſich zwar luſtig, iſt aber doch ſehr probat, wenn der Hausherr neu eintretenden Dienſtboten die Verpflichtung auflegt, ſich binnen vierundzwanzig Stunden mit ihren bereits zum Hauſe gehörigen Genoſſen zu duzen, andernfalls wieder hinzugehen, wo ſie hergekommen ſind. Das wäre ſchon ein kleiner Verſuch zur „Reform der Geſellſchaft“.

Im alten deutſchen Bauernhaus redete der Herr den Knecht mit „Du“ an, der Knecht den Herrn mit „Ihr“. Alſo ganz dieſelbe Anrede wie zwiſchen Vater und Kind. Ja es kam ſogar häufig vor und iſt bei geſchloſſenen Bauerſchaften noch immer nicht ganz verſchwunden, daß das Geſinde ſeine Herrſchaft „Vater“ und „Mutter“ anredet. Noch charakteriſtiſcher für die ehemalige Familienhaftigkeit des Geſindes iſt ein alter Brauch, der ſich auf ſchleswigſchen Bauernhöfen vereinzelt erhalten hat. Das Geſinde gibt nämlich nur denjenigen Familiengliedern

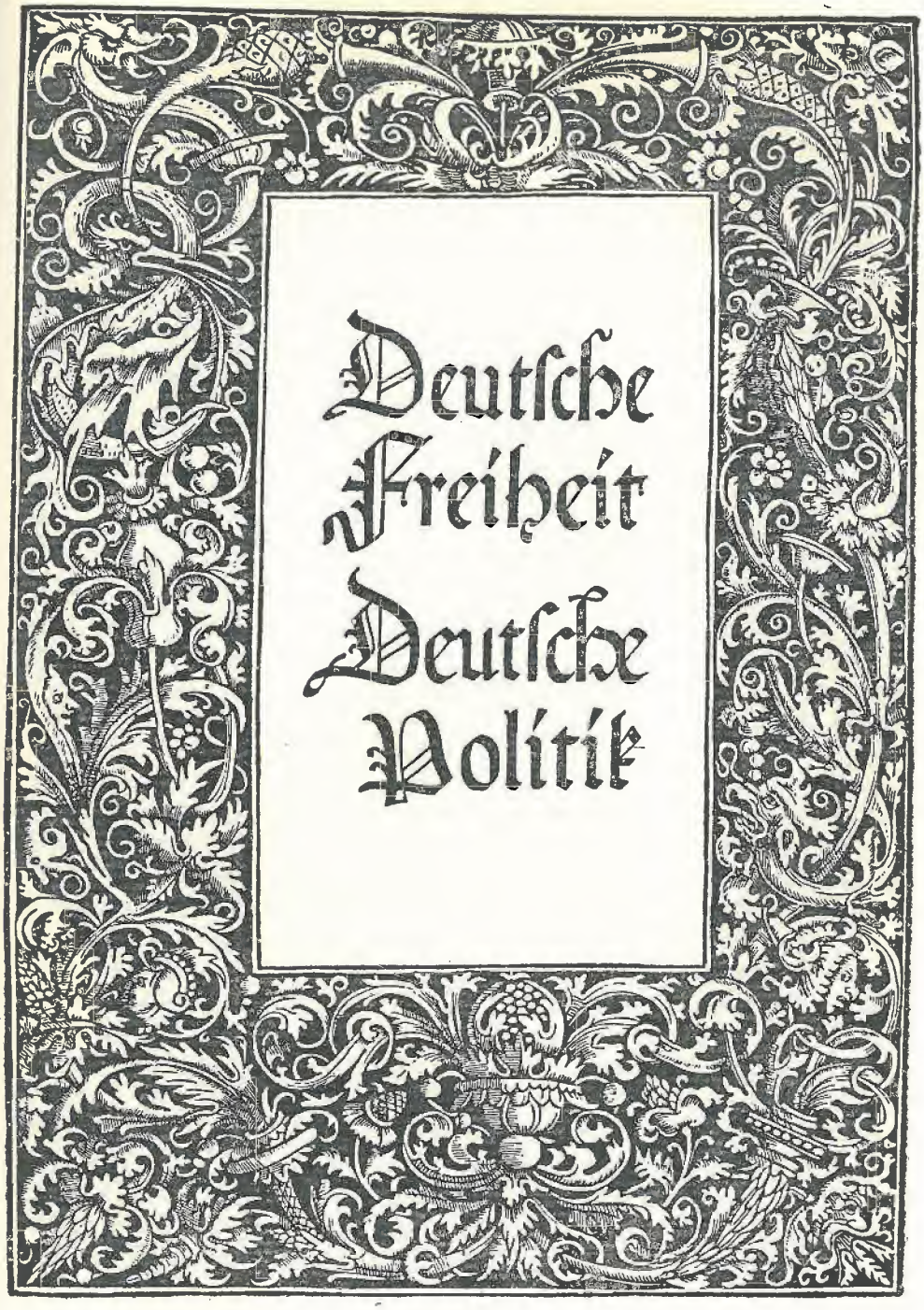
die respektvollere Anrede mit „Ihr“, welche im Alter ihm vorangehen: wer jünger ist und wäre es der Dienstherr selber, den nennt die Magd „Du“. Das Gesinde betrachtet sich also geradezu als ein Glied der Familie. Dabei ist freilich vorausgesetzt, daß an ein willkürliches Wechseln des Dienstes gar nicht gedacht wird; das Gesinde weiß, daß es auf Lebenszeit Versorgung im Hause findet.

Bei manchen norddeutschen Bauerschaften zeigt sich der Begriff des Gesindes noch immer so innig mit dem der Familie verwachsen, daß reiche Bauersleute ihre Kinder auf ein paar Jahre zum Dienst auf andere Höfe, wie auf eine hohe Schule der Häuslichkeit schicken. Die Kinder sollen einmal sehen, wie es draußen zugeht, und wer später recht befehlen will, der muß auch vorher einmal recht gedient haben. Es sind aber gerade keine in der Feudalzeit geknechteten und verdorbenen, sondern uralt freie Bauerschaften, bei denen sich eine so freie und edle Auffassung des Gesindes praktisch erhalten hat.

Die Familienhaftigkeit des deutschen Gesindes, das Zusammenleben zu einem „ganzen Haus“, wird besonders gerühmt in der Zeit unseres unverdorbenen ältesten Volkstumes. Als dagegen die Deutschen durch die grausamen Kriege mit den Römern und die trüben Gärungen der Völkerwanderung roher wurden, grausamer, üppig, beutegierig, da verblaßte auch die Idee des ganzen Hauses. Das menschlich so viel unwürdigere römische Verhältnis des Herrn zum Knechte dringt nun auch in das deutsche Haus, und die ganze Roheit und Barbarei in den Strafgesetzen und dem Untersuchungsverfahren der späteren Jahrhunderte entwickelt sich zuerst gegen das Gesinde. Und dennoch ist nachgehends der Kern des deutschen Hauses wieder gerettet worden und ging aus dem Schutt und der Verwilderung der Völkerwanderung wieder rein hervor. So unzerstörbar war die deutsche Idee der Familie, die als eine neue, zündende in die Welt getreten ist und uns stark gemacht hat, die antike Welt zu überwinden, das Christentum in uns aufzunehmen und so die große neue Kulturepoche des deutsch-christlichen Mittelalters aufzubauen.

Am Grabe des Herrn werden nach altheidnischem deutschen Brauch Knechte desselben geopfert. Dahinter steckt eine schauerliche Barbarei, es steckt aber auch eine tiefsinnige Auffassung des „ganzen Hauses“ dahinter, wie die indische Witwenverbrennung ein Symbol der Unteilbarkeit der Familie ist und in ihrer Grundidee abgedämpft fortklang in der altdeutschen Anschauung, welche die Wiederverheiratung einer Witwe mit tiefem Schimpf belegte. „Wenn es auf den Herrn regnet, traufst es auf den Knecht.“ Das Gesinde soll im „ganzen Hause“ sein Schicksal als eins erkennen mit dem des Herrn. Auf mehreren Kirchhöfen Südbayerns und Tirols fand ich Familiengräber angesehener, ja vornehmer Leute, in welchen — laut Inschrift — auch die Särge alter treuer Dienstboten des Hauses beigesetzt waren. Das ganze Haus behauptete sich bis ins Grab. In einem bloßen Vertrags- und Mietsverhältnis hatten jene Dienstboten zu ihrer Herrschaft gewiß nicht gestanden, sondern auch zugleich in einem gemütlichen.

Die alten Dienſtbotenordnungen räumten dem Herrn weit größere Rechte ein als den Dienern, verfügten ſogar mancherlei Dienſtzwang in offenbarer Erinnerung an die alte Hörigkeit. Kein vernünftiger Menſch wird daran denken, jene harten alten Polizeiſtatuten wiederherſtellen zu wollen. Wir gehen aber auf der entgegengeſetzten Seite zu weit, wenn wir das Dingen des Geſindes zu einem bloßen Arbeitsvertrag machen mit gleichen Rechten auf beiden Seiten. Denn wir dingen eine Magd nicht bloß zur Arbeit, wir fügen ſie auch ein in unſer Haus, und Friede und Unfriede des Hauſes, Sitte und Unſitte der Kinder können vielfach mitbedingt ſein durch das Geſinde. Die Autorität des Hausvaters muß auch gegenüber der modernen Dienerſchaft beſtehen, und der Dienſt im Hauſe hat nicht bloß ſeine rechtliche und wirtſchaftliche, ſondern auch ſeine ſittliche und gemütliche Seite.


Deutsche
Freiheit
Deutsche
Politik

Philoſophie der Geſchichte

Georg Wilhelm Friedrich Hegel

Die Weltgeſchichte iſt ein Fortſchritt im Bewußtſein der Freiheit.

Dieſe Frage nach den Mitteln, wodurch ſie die Freiheit zu einer Welt hervorbringt, führt uns in die Erſcheinung der Geſchichte ſelbſt. Wenn die Freiheit als ſolche zunächſt der innere Begriff iſt, ſo ſind die Mittel dagegen ein Äußerliches, das Erſcheinende, das in der Geſchichte unmittelbar vor die Augen tritt und ſich darſtellt. Die nächſte Anſicht der Geſchichte überzeugt uns, daß die Handlungen der Menſchen von ihren Bedürfniſſen, ihren Leidenſchaften, ihren Intereſſen, ihren Charakteren und Talenten ausgeben, und zwar ſo, daß es in dieſem Schauſpiel der Tätigkeit nur die Bedürfniſſe, Leidenſchaften, Intereſſen ſind, welche als die Triebfedern erſcheinen und als das Hauptwirkſame vorkommen. Wohl liegen darin auch allgemeine Zwecke, ein Guteswollen, edle Vaterlandsliebe, aber dieſe Tugenden und dieſes Allgemeine ſtehen in einem unbedeutenden Verhältniſſe zur Welt und zu dem, was ſie erſchafft. Wir können wohl die Vernunftbeſtimmung in dieſen Subjekten ſelbſt und in den Kreiſen ihrer Wirkſamkeit realiſiert ſehen, aber ſie ſind in einem geringen Verhältnis zu der Maſſe des Menſchengeſchlechts; ebenſo iſt der Umfang des Daſeins, den ihre Tugenden haben, relativ von geringer Ausdehnung. Die Leidenſchaften dagegen, die Zwecke des partikularen Intereſſes, die Befriedigung der Selbſtſucht, ſind das Gewaltigſte, ſie haben ihre Macht darin, daß ſie keine der Schranken achten, welche das Recht und die Moralität ihnen ſetzen wollen, und daß dieſe Naturgewalten dem Menſchen unmittelbar näher liegen als die künſtliche und langwierige Zucht der Ordnung und Mäßigung zum Rechte und zur Moralität. Wenn wir dieſes Schauſpiel der Leidenſchaften betrachten und die Folgen ihrer Gewalttätigkeit, des Unverſtandes erblicken, der ſich nicht nur zu ihnen, ſondern ſelbſt auch und ſogar vornehmlich zu dem, was gute Abſichten, rechtliche Zwecke ſind, geſellt, wenn wir daraus das Übel, das Böſe, den Untergang der blühendſten Reiche, die der Menſchengeiſt hervorgebracht hat, ſehen, ſo können wir nur mit Trauer über dieſe Vergänglichkeit überhaupt erfüllt werden, und indem dieſes Untergehen nicht nur ein Werk der Natur, ſondern des Willens der Menſchen iſt, mit einer moraliſchen Betrübnis, mit einer Empörung des guten Geiſtes, wenn ein ſolcher in uns iſt, über ſolches Schauſpiel enden. Man kann jene Erfolge ohne redneriſche Übertreibung, bloß mit richtiger Zuſammenſtellung des Unglücks, das das Herrlichſte an Völkern und Staatengeſtaltungen wie an Privattugenden erlitten hat,

zu dem furchtbarsten Gemälde erheben und ebenso damit die Empfindung zur tiefsten, ratlosesten Trauer steigern, welcher kein versöhnendes Resultat das Gegengewicht hält, und gegen die wir uns etwa nur dadurch befestigen, oder dadurch aus ihr heraustreten, indem wir denken: es ist nun einmal so gewesen; es ist ein Schicksal, es ist nichts daran zu ändern, und dann, daß wir aus der Langeweile, welche uns jene Reflexion der Trauer machen könnte, zurück in unser Lebensgefühl, in die Gegenwart unsrer Zwecke und Interessen, kurz in die Selbstsucht zurücktreten, welche am ruhigen Ufer steht und von da aus sicher des fernen Anblicks der verworrenen Trümmermasse genießt. Aber auch indem wir die Geschichte als diese Schlachtbank betrachten, auf welcher das Glück der Völker, die Weisheit der Staaten und die Tugend der Individuen zum Opfer gebracht worden, so entsteht dem Gedanken notwendig auch die Frage, wem, welchem Endzwecke diese ungeheuersten Opfer gebracht worden sind. Von hier aus geht gewöhnlich die Frage nach dem, was wir zum allgemeinen Anfange unserer Betrachtung gemacht; von demselben aus haben wir die Begebenheiten, die uns jenes Gemälde für die trübe Empfindung und für die darüber sinnende Reflexion darbieten, sogleich als das Feld bestimmt, in welchem wir nur die Mittel sehen wollen für das, was wir behaupten, daß es die substantielle Bestimmung, der absolute Endzweck, oder was dasselbe ist, daß es das wahrhafte Resultat der Weltgeschichte sei. Wir haben es von Anfang an überhaupt verschmäht, den Weg der Reflexionen einzuschlagen, von jenem Bilde des Besonderen zum allgemeinen aufzusteigen; ohnehin ist es auch nicht das Interesse jener gefühlvollen Reflexionen selbst, sich wahrhaft über diese Empfindungen zu erheben und die Rätsel der Vorsehung, welche in jenen Betrachtungen aufgegeben worden sind, zu lösen. Es ist vielmehr das Wesen derselben, sich in den leeren, unfruchtbaren Erhabenheiten jenes negativen Resultats trübselig zu gefallen. Wir kehren also zum Standpunkte, den wir genommen, zurück, und die Momente, die wir darüber anführen wollen, werden auch die wesentlichen Bestimmungen für die Beantwortung der Fragen, die aus jenem Gemälde hervorgehen können, enthalten.

Das erste, was wir bemerken, ist das, was wir schon oft gesagt haben, was aber, sobald es auf die Sache ankommt, nicht oft genug wiederholt werden kann, daß das, was wir Prinzip, Endzweck, Bestimmung, oder die Natur und den Begriff des Geistes genannt haben, nur ein Allgemeines, Abstraktes ist. Prinzip, so auch Grundsatz, Gesetz ist ein Inneres, das als solches, so wahr es auch in ihm ist, nicht vollständig wirklich ist. Zwecke, Grundsätze usf. sind in unsern Gedanken, erst in unsrer inneren Absicht, aber noch nicht in der Wirklichkeit. Was an sich ist, ist eine Möglichkeit, ein Vermögen, aber noch nicht aus seinem Innern zur Existenz gekommen. Es muß ein zweites Moment für die Wirklichkeit hinzukommen, und dies ist die Betätigung, Verwirklichung, und deren Prinzip ist der Wille, die Tätigkeit des Menschen überhaupt. Es ist nur durch diese Tätigkeit, daß jener Begriff, sowie die an sich seienden Bestimmungen realisiert,

verwirklicht werden, denn sie gelten nicht unmittelbar durch sich selbst. Die Tätigkeit, welche sie ins Werk und Dasein setzt, ist des Menschen Bedürfnis, Trieb, Neigung und Leidenschaft. Daran, daß ich etwas zur Tat und zum Dasein bringe, ist mir viel gelegen, ich muß dabei sein, ich will durch die Vollführung befriedigt werden, wenn der Zweck, für welchen ich tätig bin, auch noch viele andere Seiten hat, nach denen er mich nichts angeht. Dies ist das unendliche Recht des Subjekts, daß es sich selbst in seiner Tätigkeit und Arbeit befriedigt findet.

— Die Handelnden haben in ihrer Tätigkeit endliche Zwecke, besondere Interessen, aber sie sind Wissende, Denkende. Der Inhalt ihrer Zwecke ist durchzogen mit allgemeinen, wesenhaften Bestimmungen des Rechts, des Guten, der Pflicht usf. Denn die bloße Begierde, die Wildheit und Roheit des Wollens fällt außerhalb des Theaters und der Sphäre der Weltgeschichte. Diese allgemeinen Bestimmungen, welche zugleich Richtlinien für die Zwecke und Handlungen sind, sind von bestimmtem Inhalte. Denn so etwas Leeres, wie das Gute um des Guten willen, hat überhaupt in der lebendigen Wirklichkeit nicht Platz. Wenn man handeln will, muß man nicht nur das Gute wollen, sondern man muß wissen, ob dieses oder jenes das Gute ist. Welcher Inhalt aber gut oder nicht gut, recht oder unrecht sei, dies ist für die gewöhnlichen Fälle des Privatlebens in den Gesetzen und Sitten eines Staates gegeben. Das hat keine große Schwierigkeit, es zu wissen. — Ein anderes ist es in den großen geschichtlichen Verhältnissen. Hier ist es gerade, wo die großen Kollisionen zwischen den bestehenden, anerkannten Pflichten, Gesetzen und Rechten und zwischen Möglichkeiten entstehen, welche diesem System entgegengesetzt sind, es verletzen, ja seine Grundlage und Wirklichkeit zerstören und zugleich einen Inhalt haben, der auch gut, im großen vorteilhaft, wesentlich und notwendig scheinen kann. Diese Möglichkeiten nun werden geschichtlich; sie schließen ein Allgemeines andrer Art in sich als das Allgemeine, das in dem Bestehen eines Volkes oder Staates die Basis ausmacht. Dies Allgemeine ist ein Moment der produzierenden Idee, ein Moment der nach sich selbst strebenden und treibenden Wahrheit. Die geschichtlichen Menschen, die welthistorischen Individuen, sind diejenigen, in deren Zwecken ein solches Allgemeine liegt. — Dies sind die großen Menschen in der Geschichte, deren eigne partikulare Zwecke das Substantielle enthalten, welches Wille des Weltgeistes ist.

Solche Individuen hatten in diesen ihren Zwecken nicht das Bewußtsein der Idee überhaupt, sondern sie waren praktische und politische Menschen. Aber zugleich waren sie denkende, die die Einsicht hatten von dem, was not und was an der Zeit ist. Das ist eben die Wahrheit ihrer Zeit und ihrer Welt, sozusagen die nächste Gattung, die im Innern bereits vorhanden war. Ihre Sache war es, dies Allgemeine, die notwendige, nächste Stufe ihrer Welt zu wissen, diese sich zum Zwecke zu machen und ihre Energie in dieselbe zu legen. Die welthistorischen Menschen, die Heroen einer Zeit, sind darum als die Einsichtigen anzuerkennen;

ihre Handlungen, ihre Reden ſind das Beſte der Zeit. Große Menſchen haben gewollt, um ſich zu befriedigen, nicht um andere. Was ſie von andern erfahren hätten an wohlgemeinten Abſichten und Ratſchlägen, das wäre vielmehr das Borniertere und Schiefere geweſen, denn ſie ſind die, die es am beſten verſtanden haben, und von denen es dann vielmehr alle gelernt und gut gefunden oder ſich wenigſtens darin gefügt haben. Denn der weitergeſchrittene Geiſt iſt die innerliche Seele aller Individuen, aber die bewußtloſe Innerlichkeit, welche ihnen die großen Männer zum Bewußtſein bringen. Deshalb folgen die anderen dieſen Seelenführern, denn ſie fühlen die unwiderſtehliche Gewalt ihres eignen inneren Geiſtes, der ihnen entgegentritt. Werfen wir weiter einen Blick auf das Schickſal dieſer welthiſtoriſchen Individuen, welche den Beruf hatten, die Geſchäftsführer des Weltgeiſtes zu ſein, ſo iſt es kein glückliches geweſen. Zum ruhigen Genuſſe kamen ſie nicht, ihr ganzes Leben war Arbeit und Mühe, ihre ganze Natur war nur ihre Leidenſchaft. Iſt der Zweck erreicht, ſo fallen ſie, die leeren Hülſen des Kernes, ab. Sie ſterben früh wie Alexander, ſie werden wie Cäſar ermordet, wie Napoleon nach St. Helena transportiert. Dieſen ſchauderhaften Troſt, daß die geſchichtlichen Menſchen nicht das geweſen ſind, was man glücklich nennt, und deſſen das Privatleben, das unter ſehr verſchiedenen, äußerlichen Umſtänden ſtattfinden kann, nur fähig iſt — dieſen Troſt können die ſich aus der Geſchichte nehmen, die deſſen bedürftig ſind. Bedürftig aber desſelben iſt der Neid, den das Große, Emporragende verdrießt, der ſich beſtrebt, es klein zu machen und einen Schaden an ihm zu finden. So iſt es auch in neueren Zeiten zur Genüge demonſtriert worden, daß die Fürſten überhaupt auf ihrem Throne nicht glücklich ſeien, daher man denſelben ihnen dann gönnt und es erträglich findet, daß man nicht ſelbſt, ſondern ſie auf dem Throne ſitzen. — Der freie Menſch iſt übrigens nicht neidiſch, ſondern anerkennt das gern, was groß und erhaben iſt, und freut ſich, daß es iſt.

Nach dieſen allgemeinen Momenten alſo, welche das Intereſſe und damit die Leidenſchaften der Individuen ausmachen, ſind dieſe geſchichtlichen Menſchen zu betrachten. Es ſind große Menſchen, eben weil ſie ein großes, und zwar nicht ein Eingebildetes, Vermeintes, ſondern ein Richtiges und Notwendiges gewollt und vollbracht haben.

Ein welthiſtoriſches Individuum hat nicht die Nüchternheit, dies und jenes zu wollen, viel Rückſichten zu nehmen, ſondern es gehört ganz rückſichtslos dem einen Zwecke an. So iſt es auch der Fall, daß ſie andre große, ja heilige Intereſſen leichtſinnig behandeln, welches Benehmen ſie freilich dem moraliſchen Tadel unterwirft. Aber ſolche große Geſtalt muß manche unſchuldige Blume zertreten, manches zertrümmern auf ihrem Wege...

Bei der Betrachtung des Schickſals, welches die Tugend, Sittlichkeit, auch Religioſität in der Geſchichte haben, müſſen wir nicht in die Litanei der Klagen verfallen, daß es den Guten und Frommen in der Welt oft oder gar meiſt ſchlecht,

den Böſen und Schlechten dagegen gut gehe. Unter dem Gutgehen pflegt man ſehr mancherlei zu verſtehen, auch Reichtum, äußerliche Ehre und dergleichen. Aber wenn von ſolchem die Rede iſt, was an und für ſich ſeiender Zweck wäre, kann ſolches ſogenanntes Gut- und Schlechtgehen von dieſen oder jenen einzelnen Individuen nicht zu einem Momente der vernünftigen Weltordnung gemacht werden ſollen. Mit mehr Recht als nur Glück, Glücksumſtände von Individuen, wird an den Weltzweck gefordert, daß gute, ſittliche, rechtliche Zwecke unter ihm und in ihm ihre Ausführung und Sicherung ſuchen. —

Die Religion und Sittlichkeit haben eben als die in ſich allgemeinen Weſenheiten, die Eigenſchaft, ihrem Begriffe gemäß, ſomit wahrhaftig, in der individuellen Seele vorhanden zu ſein, wenn ſie in derſelben auch nicht die Ausdehnung der Bildung, nicht die Anwendung auf entwickelte Verhältniſſe haben. Die Religioſität, die Sittlichkeit eines beſchränkten Lebens — eines Hirten, eines Bauern, in ihrer konzentrierten Innigkeit und Beſchränktheit auf wenige und ganz einfache Verhältniſſe des Lebens, hat unendlichen Wert und denſelben Wert als die Religioſität und Sittlichkeit einer ausgebildeten Erkenntnis und eines an Umfang der Beziehungen und Handlungen reichen Daſeins. Dieſer innere Mittelpunkt, die einfache Region des Rechts der ſubjektiven Freiheit, der Herd des Wollens, Entſchließens und Tuns, der abſtrakte Inhalt des Gewiſſens, das, worin Schuld und Wert des Individuums eingeſchloſſen iſt, bleibt unangetaſtet und iſt dem lauten Lärm der Weltgeſchichte und den nicht nur äußerlichen und zeitlichen Veränderungen, ſondern auch denjenigen, welche die abſolute Notwendigkeit des Freiheitsbegriffes ſelbſt mit ſich bringt, ganz entnommen. Im allgemeinen iſt aber dies feſtzuhalten, daß, was in der Welt als Edles und Herrliches berechtigt iſt, auch ein höheres über ſich hat. Das Recht des Weltgeiſtes geht über alle beſonderen Berechtigungen.

Ulrich von Hutten / Die Freiheit an die Deutſchen

Rettet die bedrängte Freiheit! Wagt es keiner, mir beizuſpringen? Iſt kein wahrhaft Freier da? Keiner, der nach Tugend ſtrebt? das Gute liebt? den Trug haßt? das Recht in Ehren hält? den Frevel verabſcheut? Mit einem Wort: iſt kein echter Deutſcher da?

Der Große Kurfürſt / An den ehrlichen Deutſchen

Gedenke ein jeder, was er für die Ehre des deutſchen Namens zu tun habe, um ſich gegen ſein eigenes Blut und ſein Vaterland nicht zu verſündigen. Gedenke, daß du ein Deutſcher biſt.

Deutſches Kriegertum

Ernſt Moritz Arndt

Wir ſind ein unſterbliches Volk in der Geſchichte, und wenn wir untergehen — was Gott verhüte und das Eiſen unſerer Kinder! —, ſo wird ein glänzender Lichtſtreif des Ruhms wie ein Blitzſtrahl unſerer herabſinkenden Leiche nachleuchten.

Germanen, welch ein Name und welch ein Volk! Es leben noch viele davon; wir dürfen allein nicht ſtolz darauf ſein. Die Skandinavier auf den Inſeln und Halbinſeln, die meiſten Briten, die Franzoſen, die Spanier, die Italiener — alle die erſten, gebildetſten und ſchönſten Nationen Europens ſtammen davon oder ſind doch damit gemiſcht. Aber wir Männer der deutſchen Zunge zwiſchen den Alpen, dem Rhein, der Weichſel und der Nordſee, wir bewohnen das alte Land der Germanen, wir ſprechen ihre Sprache. Hier war Germanien; ich ſollte ſagen, hier war auch Germanien: denn das große Volk ſaß vom Don und dem Mäotiſchen Pfuhl bis zur Schelde und Donau. Wäre hier am Rhein und an der Elbe und Donau nicht glorreich gefochten zuerſt, ſo hätten wohl die Späteren des fünften, ſechſten Jahrhunderts ſchimpflich gedient zuletzt. An der Schlacht des Teutoburger Waldes hing das Schickſal der Welt, darum iſt Hermann Weltname geworden; er iſt nicht bloß etwas Poetiſches für uns, etwas bloß durch das graue Altertum und den Wahn der wachſenden Zeitenlänge Geheiligtes, nein, er iſt etwas Ewiges und Wirkliches, weil wir noch durch ihn ſind, weil ohne ihn vielleicht ſeit ſechzehnhundert Jahren hier kein Deutſch mehr geſprochen ſein würde. Welch ein Kampf eines kleinen Haufens, der Völkchen zwiſchen der Elbe, dem Rhein, dem Harz und den thüringiſchen und fränkiſchen Bergen gegen den römiſchen Koloß. Der Koloß drückte von gewaltigen und herrlichen Männern, von Druſus und Germanikus bewegt, aber mehr als einmal ward er zerſchmettert über den Rhein zurückgeworfen. Die Römer arbeiteten mit Liſt, wo Tapferkeit nichts vermochte, mit Schmeicheleien, Verführungen, Titeln und Beſtechungen, wo ſie in Schlachten unglücklich waren; ſie ſuchten durch Anzettelung und Ränke zu verderben, die zwiſchen Sieg und Tod keine Wahl kannten. Aber ſie ſchwächten nur, zerſtören konnten ſie nicht; Tugend war gewaltiger als Liſt.

Der ſchlaue und weitblickende Tiberius brauchte alle Künſte, die er verſtand — die Italiener ſind darin immer ſchon groß geweſen und ſind es noch heute — das Volk mußte ſich untereinander morden, Hermann führte gegen Marbod, die Fürſten fanden beide ihr Verderben, aber das Volk beſtand. Deutſche, vergeſſet Hermann nicht; flehet die Vorſehung an um einen ſolchen Mann und

Alfred Rethel

Totentanz

Befreier, weist eure Mitwelt und Nachwelt darauf hin, und er wird kommen, und ihr werdet ein Volk sein und ein freies, starkes Volk.

Freunde, ihr wisset, wie die Germanen der folgenden Jahrhunderte schlugen, wie sie endlich den römischen Staat zertrümmerten und viele neue Staaten erschufen. Goten, Alemannen, Burgunder, Franken, Lombarden fochten wie Cherusker, Katten, Sueven und Markomannen weiland und stifteten Reiche. Ihr wisset, wie wir unter den ersten Karolingern ein eignes Volk wurden und den Namen Alemannen und Deutsche erhielten. Vom zehnten bis fünfzehnten Jahrhundert waren wir das mächtigste Volk Europas, blieben es durch Wahn noch ein Jahrhundert, dann stärken die andern sich durch Einheit der Regierung und Verfassung, wir schwächten uns durch Zerstückelung und Zwietracht, haben uns selbst zuerst verdorben und dürfen nicht klagen, daß Fremde die Arbeit vollendeten. Uns gehörte der Vogler, unsere waren die Salier und Hohenstaufen, unser war die zusammenbindende Tugend des ersten Habsburgers, unser Ludwig des Bayern Standhaftigkeit und Edelmut; Moritz von Sachsen war unser und Bernhard von Weimar, unser der größere Wallenstein. Tell und Winkelried, Wilhelm und Moritz von Nassau, Ruyter und Oldenbarenveld, eure Tode, eure Tugenden, die Tage bei Sempach und Murten, der Siegesmarsch nach Innsbruck, die Wellenfreiheit zwischen der Maas und Ems — sie waren deutsch; und der Marschall von Sachsen und Schwerin und sein Tod und der einzige Friedrich und

ſein unſterbliches Leben — wer will ſie uns nehmen? Und neben dieſen Höchſten und Glänzendſten wie viele Tugenden und Größen, wie viele Taten und Worte, der Unſterblichkeit würdig, von Männern und Bürgern! Denkt an Heinrichs IV. dreißigjährigen Kampf und die durch kein Unglück ermattete Herrſcherſeele, denkt an Leopolds von Öſterreich edlen Tod und an Friedrichs von Öſterreich Bruderlager; denkt an Friedrich den Weiſen, an Johann Friedrichs von Sachſen und Philipps von Heſſen Stolz und Ungebrochenheit — und denkt, wenn ihr Altes mit Neuem vergleichen wollt, an Ferdinand II. und Max von Bayern, die immer wieder aufrecht ſtanden, weil ſie ſich nicht niedergeworfen glaubten; denkt endlich noch einmal an den großen König, den ich oben nannte, durch Majeſtät über alles Unglück erhaben, entſchloſſen, ſich durch freien Tod zu retten, wenn es ihn überwältigt hätte: und ſollen die beiden Friedrich Wilhelme, ſoll Ernſt der Weiſe nicht genannt werden? Keine Tugend und Hoheit hat uns je gefehlt, jetzt ſehnen wir uns danach. Aber ſollen wir verzweifeln, daß es keine Denkmäler von Roßbach und Hochſtädt, keine Tage von Murten und vom Lechſtrom mehr geben wird? Was nenne ich nur dieſe Namen und Dinge? Haben wir nicht anderes, weſſen wir uns rühmen können? Wir haben es; aber dieſe ſind die erſten. Das Leben iſt kein ewiger Krieg und ſoll es nicht ſein, aber es iſt Kampf und Ringen und wird und muß es bleiben, wenn wir nicht einſchlafen wollen. Wodurch das Haus beherrſcht wird, wodurch das Weib züchtig, der Sohn gehorſam, die Tochter ſittlich iſt; die männliche Würde, das ſtolze Herz, das den Tod lieber hat als ſchlechten Dienſt; der Trotz, der ſich in die Schwerter ſtürzt, im Vertrauen, daß die Enkel ſein Erkühnen ehren und nachahmen werden; der Grimm über Schändung der Weiber und Beſchimpfung der Männer, der zu blutiger Rache auflodert: kurz, die höchſte Männerkraft, welche verteidigen und rächen kann, ſie allein iſt es, welche Völker herrlich und Menſchen groß macht. Dies iſt nicht das Herrlichſte ſelbſt, aber der Grund alles Herrlichſten, mit welchem es rettungslos zuſammenſtürzt, um nie wieder aufzuſtehen. Nur hierdurch können ſtillere Tugenden blühen und wirken, darum nenne ich ſie nach dieſen erſten Männern und Dingen.

Wilhelm Tell

Brüder Grimm

Es fügte ſich, daß des Kaiſers Landvogt, genannt Geßler, gen Uri fuhr; als er da eine Zeit wohnte, ließ er einen Stecken unter der Linde, da jedermann vorbeigehen mußte, richten, legte einen Hut darauf und hatte einen Knecht zur Wacht dabei ſitzen. Darauf gebot er durch öffentlichen Aufruf: Wer da vorüberginge, ſollte ſich dem Hut neigen, als ob der Herr ſelber zugegen ſei; und überſähe es einer und täte es nicht, den wolle er mit ſchweren Bußen ſtrafen. Nun war

ein frommer Mann im Lande, hieß Wilhelm Tell, der ging an dem Hut vorüber und verneigte sich keinmal; da verklagte ihn der Knecht, der des Hutes wartete, bei dem Landvogt. Der Landvogt ließ den Tell vor sich bringen und fragte, warum er sich dem Stecken und Hut nicht neige, wie doch geboten sei. Wilhelm Tell antwortete: „Lieber Herr, es ist von ungefähr geschehen; dachte nicht, daß es Euer Gnad' so hochachten und fassen würde; wär' ich witzig, so hieß' ich anders denn der Tell." Nun war der Tell gar ein guter Schütz, wie man sonst keinen im Lande fand, hatte auch hübsche Kinder, die ihm lieb waren. Da sandte der Landvogt, ließ die Kinder holen, und als sie gekommen waren, fragte er Tell, welches Kind ihm das allerliebste wäre. „Sie sind mir alle gleich lieb." Da sprach der Herr: „Wilhelm, du bist ein guter Schütz, und man findet nicht deinesgleichen; das wirst du mir jetzt bewähren; denn du sollst deiner Kinder einem den Apfel vom Haupte schießen. Tust du das, so will ich dich für einen guten Schützen achten." Der gute Tell erschrak, flehte um Gnade und bat, daß man ihm solches erließe; denn es wäre unnatürlich; was er ihn sonst hieße, wolle er gern tun. Der Vogt aber zwang ihn mit seinen Knechten und legte dem Kinde den Apfel selbst aufs Haupt. Nun sah Tell, daß er nicht ausweichen konnte, nahm einen Pfeil und steckte ihn hinten in sein Göller*; einen andern Pfeil nahm er in die Hand, spannte die Armbrust und bat Gott, daß er sein Kind behüten wolle; zielte und schoß glücklich ohne Schaden den Apfel von des Kindes Haupt. Da sprach der Herr, das wäre ein Meisterschuß: „Aber eins wirst du mir sagen; was bedeutet, daß du den ersten Pfeil hinten ins Göller stießest?" Tell sprach: „Das ist so Schützengewohnheit." Der Landvogt ließ aber nicht ab und wollte die Wahrheit hören. Zuletzt sagte Tell, der sich fürchtete, wenn er die Wahrheit offenbarte, wenn er ihm das Leben sicherte, wolle er's sagen. Als das der Landvogt getan, sprach Tell: „Nun wohl! Sintemal Ihr mich des Lebens gesichert habt, will ich die Wahrheit sagen." Dann fuhr er fort: „Ich hab' es darum getan: hätte ich des Apfels gefehlt und mein Kindlein getroffen, so wollte ich Euer mit dem andern Pfeil nicht gefehlt haben." Da das der Landvogt vernahm, sprach er: „Dein Leben ist dir zwar zugesagt; aber an einen Ort will ich dich legen, da dich Sonne und Mond nimmer bescheinen"; ließ ihn fangen und binden und in denselben Nachen legen, auf dem er wieder nach Schwyz schiffen wollte. Wie sie nun auf dem See fuhren und bis gen Axen hinausgekommen waren, überfiel sie ein grausam starker Wind, daß das Schiff schwankte und sie elend zu verderben meinten; denn keiner wußte mehr, das Fahrzeug vor den Wellen zu steuern. Da sprach einer der Knechte zum Landvogt: „Herr, hießet Ihr den Tell losbinden, der ist ein starker, mächtiger Mann und versteht sich wohl auf das Wetter: so möchten wir wohl aus der Not entrinnen." Sprach der Herr und rief dem Tell: „Willst du uns helfen und dein Bestes tun, daß wir von hinnen kommen, so will ich dich heißen aufbinden." Da sprach der Tell: „Ja,

* Altschweizerisch für Koller.

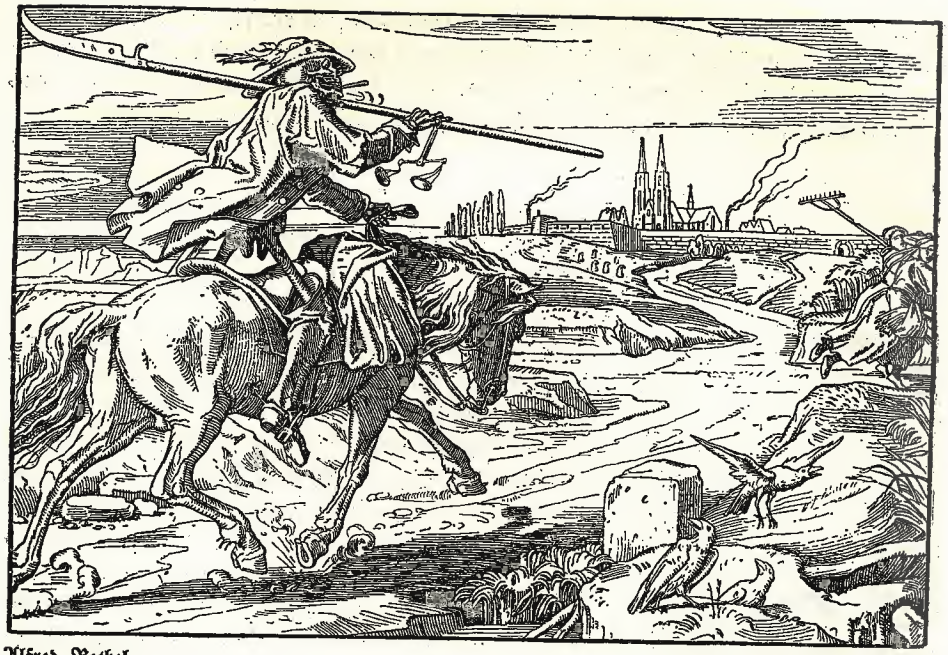
gnädiger Herr, ich will's gerne tun und getraue mir's." Da ward Tell aufgebunden und ſtand an dem Steuer und fuhr redlich dahin; doch lugte er allenthalben auf ſeinen Vorteil und auf ſeine Armbruſt, die nahe bei ihm am Boden lag. Da er nun kam gegen eine große Platte — die man ſeither ſtets genannt hat „des Tellen Platte" und noch heutzutag alſo nennt —, deucht es ihm, Zeit zu ſein, daß er entrinnen konnte; er rief allen munter zu, feſt anzuziehen, bis ſie an die Platte kämen; denn wann ſie davor kämen, hätten ſie das Böſeſte überwunden. Alſo zogen ſie der Platte nahe; da ſchwang er mit Gewalt, als er denn ein mächtig ſtark Mann war, den Nachen, griff ſeine Armbruſt und tat einen Sprung auf die Platte, ſtieß das Schiff von ihm und ließ es ſchweben und ſchwanken auf dem See. Er lief durch Schwyz ſchattenhalb*, bis daß er kam gen Küßnacht in die hohle Gaſſen; da war er vor dem Herrn hingekommen und wartete ſein daſelbſt. Und als der Landvogt mit ſeinen Dienern geritten kam, ſtand Tell hinter einem Staudenbuſch und hörte allerlei Anſchläge, die über ihn gingen, ſpannte die Armbruſt auf und ſchoß einen Pfeil in den Herrn, daß er tot umfiel. Da lief Tell über die Gebirge gen Uri, fand ſeine Geſellen und ſagte ihnen, wie es ergangen war.

Anſprache an die Offiziere vor der Schlacht bei Leuthen

Friedrich der Große

hnen, meine Herren, iſt es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen iſt, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu ſchlagen und ſich zum Meiſter von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortſchritten der Franzoſen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schleſien, meine Hauptſtadt und alle meine darin befindlich geweſenen Kriegsbedürfniſſe ſind dadurch verlorengegangen; und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchſte geſtiegen ſein, ſetzte ich nicht ein unbedingtes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei ſo vielen Gelegenheiten mir bewieſen haben. Ich erkenne dieſe mir geleiſteten Dienſte mit der innigſten Rührung meines Herzens. Es iſt faſt keiner unter Ihnen, der ſich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich ſchmeichle mir daher, Sie werden, wenn es gilt, nichts an dem mangeln laſſen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt iſt. Dieſer Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts getan zu haben, ließe ich die Öſterreicher im Beſitze von

* Im dunkeln Gebirge.



Alfred Rethel — Der Tod reitet auf der Landstraße

Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Ich darf nicht fragen nach der Anzahl der Feinde noch nach der Schwierigkeit ihrer Stellung; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen bei richtiger Befolgung meiner Anordnungen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns vor seinen Batterien begraben lassen.

So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann auf die Ereignisse vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß dieses Vorzugs Sich nicht unwürdig machen. Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden. —

Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland tun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie von mir gehört haben! Das Regiment Kavallerie, welches nicht sofort, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam auf den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem

Garniſonregimente; das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu ſtutzen anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich laſſe ihm die Borten von der Montierung abſchneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren! In kurzem haben wir den Feind geſchlagen, oder wir ſehen uns nie wieder."

Von Freiheit und Vaterland

Ernſt Moritz Arndt

Mensch, du haſt ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnſucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerſt ſchien, wo dir die Sterne des Himmels zuerſt leuchteten, wo ſeine Blitze dir zuerſt ſeine Allmacht offenbarten und ſeine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauſten, da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland. Wo das erſte Menſchenaug' ſich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerſt mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland. Und ſeien es kahle Felſen und öde Inſeln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig liebhaben; denn du biſt ein Menſch und ſollſt nicht vergeſſen, ſondern behalten in deinem Herzen.

Auch iſt die Freiheit kein leerer Traum und kein wüſter Wahn, ſondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel ſtammeſt.

Da iſt Freiheit, wo du leben darfſt, wie es dem tapferen Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weiſungen und Geſetzen deiner Väter leben darfſt; wo dich beglücket, was ſchon deinen Ureltervater beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieſes Vaterland und dieſe Freiheit ſind das Allerheiligſte auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in ſich verſchließt, das edelſte Gut, was ein guter Menſch auf Erden beſitzt und zu beſitzen begehrt.

Auf denn, redlicher Deutſcher! Bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuverſicht und Mut.

Daß keine Liebe dir heiliger ſei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir ſüßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wiedergewinneſt, worum dich Verräter betrogen, und mit Blut erwerbeſt, was Toren verſäumten. Denn der Sklave iſt ein liſtiges und geiziges Tier, und der Menſch ohne Vaterland der unſeligſte von allen.

Deutſche Rede

Ludwig Uhland

ch erkläre mich für die periodiſche Wahl des Reichsoberhauptes durch die Volksvertretung. — — Eine mächtige Volkserhebung muß ſich aus ihrem eigenen Geiſte die ihr angemeſſene Form ſchaffen. Wenn neulich behauptet worden iſt, es ſei ein Widerſpruch, die Monarchie in den Zweigen zu erhalten und im Gipfel zu entbehren, ſo glaube ich, dieſem Widerſpruch einen anderen entgegenhalten zu können. Iſt denn unſre politiſche Neugeſtaltung von der monarchiſchen, dynaſtiſchen, ariſtokratiſchen Seite des bisherigen deutſchen Staatslebens ausgegangen? Nein! unbeſtritten von der demokratiſchen. Die Wurzel iſt alſo eine demokratiſche, der Gipfel ſchießt aber nicht von den Zweigen, ſondern aus der Wurzel empor. Das wäre dem natürlichen Wachstum der neu erſtehenden deutſchen Eiche nicht gemäß, wenn wir ihrem Gipfel ein Brutneſt erheblicher Reichsadler aufpflanzen wollten. Wollte man der Syſtematik wegen verlangen, daß der einzelne Teil mit dem Ganzen durchaus übereinſtimmen müſſe, was ich für nicht nötig halte, ſo würde daraus nicht folgen, daß das Neue ſich dem Alten fügen müſſe, vielmehr umgekehrt. Ich bin aber auch der Meinung, daß die Staatsformen oft in der Wirklichkeit nicht ſo weit auseinander liegen als in der Theorie und im Feldgeſchrei des Tages. So werden durch die Aufhebung der politiſchen Standesvorrechte und durch Einführung freiſinniger Wahlgeſetze die Verfaſſungen der einzelnen deutſchen Staaten den demokratiſchen Anforderungen der Neuzeit näher rücken. Ich ſpreche, wie geſagt, nicht gegen den Fortbeſtand der konſtitutionell-monarchiſchen Verfaſſungen, aber davon bin ich nicht überzeugt, daß dieſe Staatsform mit ihren herkömmlichen Regeln für eine gänzlich neue, umfaſſende Schöpfung, für die Verfaſſung des deutſchen Geſamtvaterlandes, triebkräftig und maßgebend ſein könne. Ich geſtehe, einmal geträumt zu haben, daß der großartige Aufſchwung der deutſchen Nation auch bedeutende politiſche Charaktere hervorrufen werde, und daß hinfort nur die Hervorragendſten an der Spitze des deutſchen Geſamtſtaates ſtehen werden. Dies iſt nur möglich durch Wahl, nicht durch Erbgang. Hier war freies Feld, hier war offene Bahn für wahre und kühne Gedanken, und ich glaube, daß das deutſche Volk für ſolche Gedanken empfänglich iſt.

Man wendet wohl ein: was vermag ein einzelner Mann ohne Hausmacht, ohne dynaſtiſchen Glanz? Aber, meine Herren, in jener Zeit, als wir noch im deutſchen Volk einen volleren Rückhalt hatten, als die Staatsmänner noch nicht darauf verzichten mußten, Volksmänner zu ſein, wenn wir damals einen Mann

gewählt hätten, einen ſolchen, der in der ganzen Größe bürgerlicher Einfachheit durch den Adel freierer Geſinnung auch die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenſchaft in die rechte Strömung zu lenken verſtanden hätte, gewiß, einem ſolchen wäre das geſamte deutſche Volk eine Hausmacht geweſen. Ein Hauch jenes urſprünglichen Geiſtes gab ſich noch kund in dem Beſchluſſe der Volksvertretung, lediglich aus der vom Volke verliehenen Macht, einen Reichsverweſer zu wählen. Ein Fürſt wurde gewählt, nicht weil, ſondern obgleich er ein Fürſt war. Beigefügt aber war die Unverantwortlichkeit und ſomit bereits in die konſtitutionelle Richtung eingelenkt. Beſonders infolge dieſer Verbindung habe ich nicht für einen Fürſten geſtimmt: ich ſah ſchon den doktrinären Erbkaiſer auftauchen, deſſen Widerſacher ich war, als er noch bei den Siebzehnern in den Windeln lag, und der mir auch nicht lieber geworden iſt, nun er ernſtliche Verſuche macht, auf den deutſchen Thronſeſſel zu klettern. Seit jener Wahl iſt die Stimmung weiter zurückgegangen, und der neueſte Beſchluß beſchränkt die Wahl auf die regierenden Fürſten. Dieſe Beſchränkung kann allerdings auch ſo gefaßt werden, daß die regierenden Fürſten eben vermöge ihres Regentenberufes, nicht in ihrer dynaſtiſchen Eigenſchaft, zum Oberhaupt würden gelangen können; denn andere Mitglieder der dynaſtiſchen Geſchlechter ſind ausgeſchloſſen. Das Wahlrecht in ſich iſt noch vorhanden, aber allerdings der Kreis der zu Wählenden um vieles verengt. Es iſt auch die periodiſche Wahl dasjenige, wodurch der äußerſte Partikularismus noch beſeitigt werden kann, der Partikularismus, durch welchen Ein Fürſtenhaus und Ein Einzelſtaat als Volk Gottes für immer über die andern geſtellt wird, welche eben damit, wie der Herr Berichterſtatter ſich glücklich ausgedrückt hat, in das Verhältnis des Dieners treten würden. Die einmalige Wahl, vermöge welcher das zum erſtenmal gewählte Oberhaupt die Würde vererben würde, dieſe erſte Wahl iſt ein letzter Wille, ein beſonders feierlicher Verzicht auf das Wahlrecht. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden dieſen Verzicht nicht ausſprechen; er ſteht im Widerſpruch mit dem Geiſte, durch den Sie hierhergerufen ſind. Die Revolution und ein Erbkaiſer — das iſt ein Jüngling mit grauen Haaren.

Ich lege noch meine Hand auf die alte offene Wunde, den Ausſchluß Öſterreichs. Ausſchluß, das iſt doch das aufrichtige Wort; denn wenn ein deutſches Erbkaiſertum ohne Öſterreich beſchloſſen wird, ſo iſt nicht abzuſehen, wie irgend einmal noch Öſterreich zu Deutſchland treten werde. Auch hier glaube ich an die erſte Zeit erinnern zu müſſen. Als man Schleswig erobern wollte, wer hätte da gedacht, daß man Öſterreich preisgeben würde? Als die öſterreichiſchen Abgeſandten mit den deutſchen Fahnen und mit den Waffen des Freiheitskampfes in die Verſammlung des Fünfzigerausſchuſſes einzogen und mit lautem Jubel begrüßt wurden, wem hätte da geträumt, daß vor Jahresablauf die öſterreichiſchen Abgeordneten ohne Sang und Klang aus den Toren der Paulskirche abziehen ſollten? Die deutſche Einheit ſoll geſchaffen werden; dieſe Einheit iſt aber nicht

eine Ziffer, sonst könnte man fort und fort den Reichsapfel abschälen, bis zuletzt Deutschland in Lichtenstein aufginge. Eine wahre Einigung muß alle deutschen Ländergebiete zusammenfassen. Das ist eine stümperhafte Einheit, die ein Dritteil der deutschen Länder außerhalb der Einigung läßt.

Daß es schwierig ist, Österreich mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen, wissen wir alle; aber es scheint, manche nehmen es auch zu leicht, auf Österreich zu verzichten. Manchmal, wenn in diesem Saale österreichische Abgeordnete sprachen, und wenn sie gar nicht in meinem Sinne redeten, war mir doch, als ob ich eine Stimme von den Tiroler Bergen vernehme oder das Adriatische Meer rauschen höre. Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Österreich von uns ausgeschieden ist! Die westlichen Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer. Es genügt nicht, staatsmännische Pläne auszusinnen und abzumessen, man muß sich in die Anschauung, in das Land selbst versetzen, man muß sich vergegenwärtigen die reiche Lebensfülle Deutsch-Österreichs. Welche Einbuße wir an Macht, an Gebiet, an Volkszahl erleiden würden, das ist hinreichend erörtert, ich füge nur eines bei: Deutschland würde ärmer um alle die Kraft des Geistes und Gemütes, die in einer deutschen Bevölkerung von acht Millionen lebendig ist. Ich glaube, meine Herren, daß, wenn wir mit einem Bundesstaat ohne Österreich nach Hause kommen, unser Werk nicht überall wird gelobt werden; ich glaube dieses namentlich von dem südlichen Deutschland sagen zu können, wo zwischen der dortigen Bevölkerung und der österreichischen eine nahe Verwandtschaft der Naturanlagen und der geschichtlichen Erinnerungen obwaltet. Schonen Sie das Volksgefühl!

Ich werde gegen meinen Landsmann, der vor mir gesprochen hat, keinen Bürgerkrieg führen, aber ich glaube doch sagen zu können, daß auch meine Gesinnung in dieser Beziehung nicht in der Luft hängt. Wir wollen, meine Herren, — gestatten Sie zum letztenmal! — einen Dombau; wenn unsere alten Meister ihre riesenhaften Münster aufführten, der Vollendung des kühnen Werkes ungewiß, so bauten sie den einen Turm, und für den anderen legten sie den Sockel — der Turm Preußen ragt hoch auf, wahren wir die Stelle für den Turm Österreich! Der Turmspitzen haben wir freilich eine große Zahl, ich will mich anders fassen. Mitten in der Zerrissenheit dieser Versammlung war mir das ein erhebendes Gefühl, daß, so sehr wir uns oft gegeneinander aufbäumen, wir dennoch durch das nicht mehr zu brechende, im Volksbewußtsein gefestigte Gebot der deutschen Einheit wie mit eisernen Banden zusammengeschmiedet sind; trennen Sie Österreich ab, so ist das Band zerschlagen. Zum Schlusse, meine Herren, verwerfen Sie die Erblichkeit, schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat, stoßen Sie Österreich nicht ab, retten Sie das Wahlrecht, dieses kosthare Volksrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist

Über Freiheit und Vaterland

Gottfried Keller

Liebe Eidgenossen!

Wir sind da unser acht Mannli mit einem Fahnli gekommen, sieben Grauköpfe mit einem jungen Fähndrich! Wie ihr seht, trägt jeder seine Büchse, ohne daß wir den Anspruch erheben, absonderliche Schützen zu sein; zwar fehlt keiner die Scheibe, manchmal trifft auch einer das Schwarze; wenn aber einer von uns einen Zentrumsschuß tun sollte, so könnt ihr darauf schwören, daß es nicht mit Fleiß geschehen ist. Wegen des Silbers, das wir aus eurem Gabensaal forttragen werden, hätten wir also ruhig können zu Hause bleiben!

Und dennoch, wenn wir auch keine ausbündigen Schützen sind, hat es uns nicht hinter dem Ofen gelitten; wir sind gekommen, nicht Gaben zu holen, sondern zu bringen: ein bescheidenes Becherlein, ein fast unbescheiden fröhliches Herz und ein neues Fahnli, das mir in der Hand zittert vor Begierde, auf eurer Fahnenburg zu wehen. Das Fahnli nehmen wir aber wieder mit, es soll nur seine Weihe bei euch holen! Seht, was mit goldener Schrift darauf geschrieben steht: Freundschaft in der Freiheit! Ja, es ist sozusagen die Freundschaft in Person, welche wir zum Feste führen, die Freundschaft von Vaterlands wegen, die Freundschaft aus Freiheitsliebe! Sie ist es, welche diese sieben Kahlköpfe, die hier in der Sonne schimmern, zusammengeführt hat vor dreißig, vor vierzig Jahren und zusammengehalten durch alle Stürme, in guten und schlimmen Zeiten! Es ist ein Verein, der keinen Namen hat, keinen Vorsitzenden und keine Satzungen; seine Mitglieder haben weder Titel noch Ämter, es ist ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation, das jetzt für einen Augenblick vor den Wald heraustritt an die Sonne des Vaterlandstages, um gleich wieder zurückzutreten und mit zu rauschen und zu brausen mit den tausend anderen Kronen in der heimeligen Waldnacht des Volkes, wo nur wenige sich kennen und nennen können und doch alle vertraut und bekannt sind.

Schaut sie an, diese alten Sünder! Sämtlich stehen sie nicht im Geruche besonderer Heiligkeit! Spärlich sieht man einen von ihnen in der Kirche! Auf geistliche Dinge sind sie nicht wohl zu sprechen; aber ich kann euch, liebe Eidgenossen, hier unter freiem Himmel etwas Seltsames anvertrauen: so oft das Vaterland in Gefahr ist, fangen sie ganz sachte an, an Gott zu glauben; erst jeder leis für sich, dann immer lauter, bis sich einer dem andern verrät und sie dann zusammen eine wunderliche Theologie treiben, deren erster und einziger Hauptsatz lautet: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Auch an Freudentagen, wie dem heutigen, wo viel Volk beisammen ist und ein recht blauer Himmel darüber lacht, verfallen sie wiederum in diese theologischen Gedanken, und sie bilden sich dann ein, der liebe Gott habe das Schweizerpanier herausgehängt am hohen Himmel und das

ſchöne Wetter eigens für uns gemacht! In beiden Fällen, in der Stunde der Gefahr und in der Stunde der Freude, ſind ſie dann plötzlich zufrieden mit den Anfangsworten unſerer Bundesverfaſſung: „Im Namen Gottes, des Allmächtigen!“, und eine ſo ſanftmütige Duldſamkeit beſeelt ſie dann, ſo widerhaarig ſie ſonſt ſind, daß ſie nicht einmal fragen, ob der katholiſche oder der reformierte Herr der Heerſcharen gemeint ſei!

Kurz, ein Kind, dem man eine kleine Arche Noä geſchenkt hat, angefüllt mit bunten Tierchen, Männlein und Weiblein, kann nicht vergnügter darüber ſein, als ſie über das liebe Vaterländchen ſind mit den tauſend guten Dingen darin vom bemooſten alten Hecht auf dem Grunde ſeiner Seen bis zum wilden Vogel, der um ſeine Eisfirnen flattert. Ei! was wimmelt da für verſchiedenes Volk im engen Raume, mannigfaltig in ſeiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Ausſprache! Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch Unkraut blüht da luſtig durcheinander, und alles iſt gut und herrlich und ans Herz gewachſen; denn es iſt im Vaterland!

So werden ſie nun zu Philoſophen, den Wert der irdiſchen Dinge betrachtend und erwägend; aber ſie können über die wunderbare Tatſache des Vaterlandes nicht hinauskommen. Zwar ſind ſie in ihrer Jugend auch gereiſt und haben vieler Herren Länder geſehen, nicht voll Hochmut, ſondern jedes Land ehrend, in dem ſie rechte Leute fanden; doch ihr Wahlſpruch blieb immer: Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe! Wie zierlich und reich iſt es aber auch gebaut! Je näher man es anſieht, deſto reicher iſt es gewoben und geflochten, ſchön und dauerhaft, eine preiswürdige Handarbeit!

Wie kurzweilig iſt es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, ſondern daß es Züricher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Baſler gibt, und ſogar zweierlei Baſler! Daß es eine Appenzeller Geſchichte gibt und eine Genfer Geſchichte; dieſe Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, iſt die rechte Schule der Freundſchaft, und erſt da, wo die politiſche Zuſammengehörigkeit zur perſönlichen Freundſchaft eines ganzen Volkes wird, da iſt das Höchſte gewonnen; denn was der Bürgerſinn nicht ausrichten ſollte, das wird die Freundesliebe vermögen, und beide werden zu einer Tugend werden! Dieſe Alten haben ihre Jahre in Arbeit und Mühe hingebracht; ſie fangen an, die Hinfälligkeit des Fleiſches zu empfinden, den einen zwickt es hier, den andern dort. Aber ſie reiſen, wenn der Sommer gekommen iſt, nicht ins Bad, ſie reiſen zum Feſte. Der eidgenöſſiſche Feſtwein iſt der Geſundbrunnen, der ihr Herz erfriſcht; das ſommerliche Bundesleben iſt die Luft, die ihre alten Nerven ſtärkt, der Wellenſchlag eines frohen Volkes iſt das Seebad, welches ihre ſteifen Glieder wieder lebendig macht. Ihr werdet ihre weißen Köpfe alſobald untertauchen ſehen in das Bad! So gebt uns nun, liebe Eidgenoſſen, den Ehrentrunk! Es lebe die Freundſchaft im Vaterlande! Es lebe die Freundſchaft in der Freiheit!

Deutſche Politik

Johann Gottlieb Fichte

ſt ein deutſches Reich möglich, ein Bürgertum, im Gegenſatze mit der Konföderation? Beweis, daß es ein deutſches Bürgertum nie gegeben habe noch gebe, noch auch ohne eine gänzliche Umſchaffung aller öffentlichen Verhältniſſe geben könne. Wenn Stärkere es wollen, oder wenn die, ſo es wollen, wie ich es denn aufrichtig will, die Stärkeren ſind, dann geht es. Aber dieſe Vereinigung bezweifle ich durchaus.

Dennoch wäre es Gott zu erbarmen, wenn es nicht ein deutſches Volk geben ſollte! Denn es gibt, außer dem Bewußtſein der einzelnen Völker, für den Beobachter allerdings einen gemeinſamen Charakter. (Und das iſt eben die Merkwürdigkeit: der Charakter anderer Völker iſt gemacht durch ihre Geſchichte. Die Deutſchen haben als ſolche in den letzten Jahrhunderten keine Geſchichte; was ihren Charakter erhalten hat, iſt darum etwas ſchlechthin Urſprüngliches; ſie ſind gewachſen ohne Geſchichte. Die Literatur als das Vereinigende iſt noch jung.)

Der Unterſchied zwiſchen Konföderation und Reichseinheit iſt ſcharf zu faſſen. Haben die einzelnen deutſchen Völker: Sachſen, Bayern, Nationaleinheit in ſich, oder iſt hier Intereſſe bloß das Hausintereſſe ihrer Fürſten? Dies iſt bedeutend. — Ein Volk begreift ſich nur als ſolches durch ſeine Geſchichte, ſo die Sachſen durch gemeinſchaftliche Reformation und Kämpfe dafür: nicht ſo die neu ziviliſierten und äußerlich verbundenen Bayern. Den Neuweſtfalen wird geſagt: ſie hätten früher ſogar Kriege gegeneinander geführt. Im Siebenjährigen Kriege waren Hannover, Braunſchweig, Caſſel bei der preußiſchen Partei; Münſter, Osnabrück, das eigentliche Weſtfalen, größtenteils bei dem Reiche. Dies ſpricht ſich im Volksbewußtſein nun ſo aus: „Gegen die verdammten Kerls, die Weſtfalen, haben wir Krieg geführt, ſagt der Heſſe, nicht: „gegen uns ſelbſt. Nun aber ſollen wir Krieg führen gegen unſere alten Landsleute, die Preußen? Dieſe ſind nicht mehr wir?“ Alſo in dem Umfaſſen und im Ausſchließen in und von einem geſchichtlichen Selbſt beſteht die Volkseinheit. Alſo: die Neuweſtfalen ſollten auf das Gebot ſich als Eins, als Wir begreifen und alle die vorher darin Eingeſchloſſenen aufgeben? Das läßt ſich befehlen? Ein Charakterzug des franzöſiſchen Deſpotismus: durch Lüge, durch angeregte Einbildungskraft die Natur und Bildung zu überſpringen. Bei dem Franzoſen geht es; warum? davon ſogleich. Der Deutſche denkt ſodann: ſie lügen, da doch in ihnen der Unterſchied der Wahrheit und Lüge in ſolchen Dingen gar nicht iſt. Bei dem Deutſchen geht es nicht: redet und prediget, was ihr wollt; das Höchſte, das ihr gewinnt, iſt: ſie predigen

nach, um zu zeigen, daß sie es begriffen haben. Zum Tun bringt ihr sie nicht, außer durch Angewöhnung, durch Erziehung, allenthalben gründlich verfahrend. — Wie ist es dagegen bei den Franken möglich? Sie denken, die anderen glauben es; sie haben gar kein eigen gebildetes Selbst, sondern nur, durch die allgemeine Übereinstimmung, ein rein geschichtliches; dagegen hat der Deutsche ein metaphysisches. — Es liegt im deutschen Nationalcharakter, daß man dies uns nicht recht glaubt, noch es für möglich hält. — Jene lügen darum nicht, denn das Wort wird ihnen, durch die allmähliche Übereinstimmung, nach und nach zur Sache. Es fehlt ihnen die eigentlich praktische, von der Rede unabhängige Wurzel. — Daher die gute Schreiberei der Franzosen; es ist die Fortsetzung des Gespräches, der gesellschaftlichen Bildung. Den in ihr abgebrochenen Prozeß setzt der Franzose fort. Der Deutsche schöpft für sich aus der ursprünglichen Quelle. Daher seine Unbeholfenheit. Jene Methode der Phrasenbildung daher, auf die Deutschen angewandt, ist ihnen durchaus abscheulich.

Gemeinschaftliche Geschichte oder trennende entscheidet also für die Bildung zum Volke. Aber sie können beide auch nebeneinander einwirken, wie zwischen Preußen und Sachsen die gleiche Konfession, der bayrische Erbfolgekrieg, die Unterstützung Friedrichs in der Teuerung mag jene Wirkung gehabt haben: trennend war der Siebenjährige Krieg, auch der vom Jahre 1806. Schlechte Aufführung der Truppen: man erträgt sie eher vom Landsmanne als vom Fremden. Da wird sie dem fremden Volke aufgebürdet.

Gemeinschaftliche Geschichte besteht in gemeinschaftlichen Taten und Leiden (der Sachse, als solcher, tat es und litt es; dies gibt die Einheit des Begriffes); auch im gemeinsamen Regentenhause, welches sinnlich die Einheit repräsentiert: Vaterlandsliebe und Liebe des Regenten vereinigen sich sehr oft.

So begreift ein Volk sich als Eins durch gemeinschaftliche Geschichte, wozu das Regentenhaus, unter anderem auch als der sichtbare Ausdruck des letzten Gesetzes und seiner Einheit gehört. (Zur Beurteilung der inneren Einheit des Gesetzes erhebt sich das Volk nicht leicht.) So konnten die Kottbuser nicht füglich Sachsen werden. Eine reichere und glänzendere Geschichte gibt einen haltsameren Nationalcharakter (dies erhebt den Preußen über den Sachsen): ebenso, wenn man dem Volke mehr Anteil an der Regierung gibt, es zum freien Miturteilen läßt; es nicht als stumme Maschine, sondern als bewußten und gerühmten Mitwirker gebraucht (das hebt Preußen über Österreich).

Nationalstolz, Ehre, Eitelkeit haftet sich daher, wie bei dem Individuum, an alles und dient, das Band zu befestigen. Der einzelne will es brauchen, um sich als einzelnen vor sich selber, und unter den Ausländern, zu erheben. „Ich bin ein Sachse, Preuße"; das soll ihm Teil geben an den bekannten Vorzügen des Volkes. Man wirft den Deutschen vor, sie hätten keinen Nationalstolz! Wie können sie doch ihn haben, da sie Deutsche nicht sind? Aber die Preußen, die Sachsen haben ihn. Ein Leipziger Student, ein Berliner Gelehrter aus den Zeiten

der Aufklärung, ein preußiſcher Werbeoffizier! Oder habt ihr einen öſterreichiſchen Wachtmeiſter ſein: „Unſer Kaiſer“ ausſprechen hören? Freilich war es verſeſſener Bauernſtolz, und dieſer, mehr als jeder andere Umſtand, hat die Herzen der Deutſchen unter ſich entvölkert. Jetzt, da ihr ſie untereinander laßt, werden angefeuerte, von Volksgefühl erhobene Jünglinge bei den ſich darbietenden Gelegenheiten zur Vergleichung dieſe Unart laſſen? Ich fürchte, ihr ſäet neuen Haß! — Ihr Fürſt, ſein glänzender Hof, ſein Anſehen und äußere Würden — und kurz, was es ſei — alles dient ihnen zur Erregung der Eitelkeit. Die glänzenden Sklavenketten ſogar. Wer hochmütig ſein will, findet immer Grund; der gemeine Bauernkerl in ſeinen ledernen Hoſen. Aber ein Volk will es immer und kann es gar nicht laſſen; außerdem bleibt die Einheit des Begriffes in ihm gar nicht rege. Deutſcher Nationalſtolz jedoch, worauf hätte dieſer ſich gründen ſollen? Welches Band haben wir denn gehabt und welche gemeinſchaftliche Geſchichte? Seit der Reformation gewiß keine. Im Türkenkriege waren die Brandenburger, Sachſen u. a. Hilfstruppen. In franzöſiſchen Kriegen, in den Sukzeſſionskriegen, getrennt. Der Revolutionskrieg endlich wurde durchaus als Krieg für die Fürſten, nicht als Volkskrieg betrachtet; auch hier teilte ſich das deutſche Reich alsbald. Die weiteren zerſtörenden Folgen desſelben für Deutſchland liegen vor Augen. So löſten ſich die Bande.

Literatur als Nationalverband? Wer kennt denn die Literatur als der Gelehrte ſelbſt! Wir verachten uns untereinander. Der Vornehme zieht unbedingt die franzöſiſche oder engliſche Literatur vor. Und dann — welcher Proteſtant erſtreckt ſo leicht ſeinen Begriff von deutſcher Literatur auch über das Katholiſche? — Der Gelehrte hat ſeinen Begriff vom Deutſchen aus der Geſchichte oder aus neueren Erregungen durch die Klopſtockſche Epoche. Da exiſtiert er eigentlich nur. Was geht dies das Volk an? Wie kann der ſo ganz veränderten Nachwelt ein vereinendes Band aus der Hermannsſchlacht ſtammen? Jener Geiſt iſt ausgeſtorben, und wer weiß, wo die Nachkommen jener Kämpfer ſind!...

Was nun bildet ein Volk zum Volke — eben im Gegenſatze der Föderation? Die letztere iſt nie Volksſache geweſen, ſondern nur eine der Regierungen wie jedes andere Bündnis; weil das Volk mit dem Bunde nie unmittelbar, nur durch den Willen ſeines Fürſten zuſammenhing (ausgenommen davon ſind etwa Reichsritter, Reichsſtädte u. a.). Wäre nun aber auch die Föderation nur dauernd und feſt genug, um die abſolute Unmöglichkeit herbeizuführen, eine verſchiedene Geſchichte zu haben, das Schickſal des einen deutſchen Staates von dem aller anderen zu trennen: — ſo gäbe dies fürs erſte ein politiſches Band; einerlei Krieg und Frieden, Sieg und Verluſt. Träten nun noch weitere Vereinigungen hinzu, Handelsverbindungen, Gleichheit des Rechts und der Geſetze, übereinſtimmende Grundſätze der Verwaltung uſw.: ſo entſtände aus der Unmöglichkeit, daß mein Wohl ſein Weh ſei, und umgekehrt, allmählich das innere Band: dies nun wäre ein Deutſches Reich, und ſo wären ſie eins.

— Wenn nun z. B. Öſterreich oder Preußen Deutſchland eroberte, warum gäbe dies nur Öſterreicher, Preußen, keine Deutſche? — Wie iſt eine öſterreichiſche, preußiſche, und wie eine deutſche Geſchichte verſchieden? Dies iſt gründlich zu behandeln; darauf kommt alles an, denn eben hier ſtehen die Deutſchen. (Auch ſtehen ſie, wie bekannt, in der Teilung zwiſchen Öſterreich und Preußen. Hierbei würde Öſterreich weit mehr Mühe haben, Bayern z. B. unter ſich zu bringen, als Preußen ſeinen Anteil. Auch paßt die Teilung der Konfeſſionen nicht recht zu einer völligen Verſchmelzung. Dadurch wäre der Krieg zwiſchen beiden auf ewige Dauer geſetzt, und es wäre keine Ruhe, bis ſie eins wären.) —

Ich müßte überhaupt da tiefer. Welches iſt der Nationalcharakter der Deutſchen, den ich oben verſprach? Welches dagegen der der einzelnen Staaten, Öſterreich, Preußen uſw.?

1. Ihre Regentenhäuſer haben auswärtige Familienverbindungen, wahres oder vermeintes Intereſſe zu fremden Bündniſſen, die Völker Nationalhaß oder -liebe. Deutſchland hat dies alles nicht, noch ſoll es dies haben, es muß für ſich und ſelbſtändig daſtehen. Dies fremde Intereſſe würde nun müſſen den neu Akquirierten aufgedrängt werden. Kurz, ſie werden aus dem regelmäßigen Fortgange ihrer Bildung herausgeriſſen — in den Bildungsgang eines fremden Volkes (Beiſpiel kann die preußiſche Verwaltung von Südpreußen ſein).

2. Die Geſetzgebung und der Ton der Verwaltung ſtimmt nicht überein: der öſterreichiſche iſt zu roh, der preußiſche zu liberal. Wenn nun die Sachſen mit ihrer Prätention auf den gnädigen Herrn kommen? (Dies trifft freilich auch mich.)

3. Dazu noch die beſonderen Züge im Bilde eines deutſchen Fürſten — welche einen anderen Monarchen nie ſo treffen können. — Fechten für ein fremdes Intereſſe, lediglich um der Erhaltung ſeines Hauſes willen: — Soldaten verkaufen; — Anhängſel ſein eines fremden Staates. Seine Politik hat gar kein Intereſſe als den Flor und die Erhaltung des lieben Hauſes; alles übrige läßt man ſich ſelber machen. Was wäre das nun für ein Unglück, wenn das liebe Haus nicht erhalten würde, wenn ein anderes an ſeine Stelle käme? Dies iſt ja ſchon paſſiert! — Was tragen denn nun die Untertanen die Koſten zur Erhaltung ihres Hofes? So werden ſie doch lieber geradezu Provinzen des herrſchenden Staates. Bonaparte, der es liebt, auszuſprechen, was iſt, hat es getan und würde fortgefahren haben, es zu tun.

Dies alles hat die Deutſchen bisher gehindert, Deutſche zu werden: ihr Charakter liegt in der Zukunft: — jetzt beſteht er in der Hoffnung einer neuen und glorreichen Geſchichte. Der Anfang derſelben: — daß ſie ſich ſelbſt mit Bewußtſein machen. Es wäre die glorreichſte Beſtimmung!

Grundcharakter der Deutſchen daher: 1. Anfangen einer neuen Geſchichte; 2. Zuſtandebringen ihrer ſelbſt mit Freiheit. — Kein beſtehender Landesherr kann Deutſche machen; es werden Öſterreicher, Preußen uſw. Ein neuer müſſe entſtehen? Etwas wie Bonaparte? — Dieſer träte, durch Erblichkeit gewiß, ſogleich

in das Fürſtenſyſtem, und es würde wieder nur ein europäiſches Volk anderen Schlages. Das ſollte es gar nicht ſein, Familienintereſſen gar nicht kennen, in die inneren Angelegenheiten fremder Länder ſich gar nicht miſchen. (Fremder Bündniſſe und Hilfstruppen bedarf es nicht, weil es, einmal eins geworden, für ſich ſelbſt ſtark genug iſt.) Aber durch ſeine geographiſche Lage kann es die anderen Nationen zum Frieden zwingen; darum auch die erſte dauernde Stätte der Freiheit ſein.

3. Deshalb ſollen die Deutſchen auch nicht etwa Fortſetzung der alten Geſchichte ſein: dieſe hat eigentlich für ſie gar kein Reſultat gegeben, und ſie ſelbſt exiſtiert eigentlich nur für die Gelehrten. Und bisher haben eigentlich nur dieſe, die Gelehrten, die künftigen Deutſchen vorgebildet: durch ihre Schriftſtellerei; ſodann durch ihr Wandern. Sie ſind, wenigſtens die durchgreifenden, nicht Glieder einer beſonderen Völkerſchaft, ſondern, ſind ſie überhaupt etwas, ſo ſind ſie eben Deutſche. Alſo gab es wohl Deutſche, nur nicht als Bürger, ſondern über das Bürgertum hinaus, und dies iſt ein großer Vorzug. Alle großen Literatoren ſind gewandert, keiner iſt in ſeinem Geburtslande zu etwas gekommen. Dies lag teils in der Anlage: der erſte Zug des beſſeren Deutſchen iſt ein Sträuben gegen die Enge des Geburtslandes. — Sodann — konnte auch nur im Auslande das Talent ſich entwickeln, von ſeiner Volksunmittelbarkeit ſich losſchälen und zu ſeiner höheren Allgemeinheit kommen. So Leibniz, Klopſtock, Goethe, Schiller, die Schlegel. Nur Kant macht hier eine Ausnahme. — Man gehe ferner die Lehrer der berühmten deutſchen Univerſitäten durch. Dazu kommt, daß die großen Schriftſteller meiſt Sachſen ſind. Auch von ihnen eben, und von den in ihnen niedergelegten Anſichten ſoll die neue Geſchichte ausgehen.

Alſo der merkwürdige Zug im Nationalcharakter der Deutſchen wäre eben ihre Exiſtenz ohne Staat und über den Staat hinaus, ihre rein geiſtige Ausbildung. (Daher haben die Deutſchen auch eine ſo gewaltige Aſſimilationskraft für den Ausländer, der nur Gelehrter, Denker, Dichter wird: Fouqué, Villers. Der Fremde bedarf gar nicht ſich umzuwandeln, er bedarf nur ſich zu erheben.)

Da wird nun tiefer zu unterſcheiden ſein das Nationale, was nur durch den Staat gebildet wird (und ſeine Bürger darin verſchlingt), und dasjenige, welches über den Staat hinausliegt. Es iſt dabei nicht zu vergeſſen, daß alles Gemeinſame der europäiſchen Völkerrepublik und alles, was dieſen Bürger allenthalben auszeichnet, Großmut, Humanität, Ritterſinn, Galanterie — urſprünglich deutſche Nationalzüge ſind. Erſt in ſpäterer Zeit trennten die Deutſchen ſich in einzelne Völker und verſumpften in ſich: die inneren Kriege, die Eiferſucht ihrer kleinen Fürſten gegeneinander, das Verbot der Auswanderungen uſw. vollendete ihre Trennung und Entartung: aus dem Adel wurden Krämer. Lebt wohl, Freiſinn und Edelmut!

Und ſo wird es auch, vom Bisherigen aus betrachtet, bleiben: der Einheitsbegriff des deutſchen Volkes iſt noch gar nicht wirklich, er iſt ein allgemeines

Postulat der Zukunft. Aber er wird nicht irgendeine gesonderte Volkseigentümlichkeit zur Geltung bringen, sondern den Bürger der Freiheit verwirklichen. —

Dieses Postulat von einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates, darzustellen, sind die Deutschen berufen und dazu da im ewigen Weltplane. In ihnen soll das Reich ausgehen von der ausgebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt: — von der Persönlichkeit, gebildet fürs erste vor allem Staate vorher, gebildet sodann in den einzelnen Staaten, in die sie dermalen zerfallen sind, und welche, als bloßes Mittel zum höheren Zwecke, sodann wegfallen müssen.

Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreifen; — ein anderes Element für diese Entwickelung ist in der Menschheit nicht da.

Der Staat

Dahlmann

Der Staat ist nicht bloß etwas Gemeinsames unter den Menschen, nicht bloß etwas Unabhängiges, er ist zugleich etwas Zusammengewachsenes, eine leiblich und geistig geeinigte Persönlichkeit. Die Familie, unabhängig gedacht, ist Volk und Staat in völliger Durchdringung beider. Durch mehrere Familien im Staate entsteht die Möglichkeit mehrerer Staaten; von nun an weichen Volk und Staat freier auseinander. Es braucht weder ein ganzes Volk sich in demselben Staate abzuschließen; trennen doch oft Weltteile die Mitglieder desselben Hauses; noch duldet es die schon mächtiger schaltende Geschichte, daß überall der Staat aus einer blutsverwandten Volksnatur erwachse, noch, wenn erwachsen, unvermischt fortbestehe. Volk und Bevölkerung unterscheiden sich fortan häufig, und der Staat ist etwas anderes geworden als bloß die Form des Volkes.

Gleiche Volksart von Haus aus, das will sagen, ein körperlich und geistig gleichartiger Menschenschlag, gleiche Sprache als Zeugnis seit Jahrhunderten gleichverstandener Lebenserfahrungen, geben eine glückliche Naturausstattung auf dem Wege zur Staatsausbildung. Aber die Geschichte hat von jeher häufig die

ſtille Urbildung der Natur unterbrochen, verſchiedenartige Stämme und Volkstümlichkeiten übereinandergeſchichtet und aus der Vermiſchung manchmal eine zweite gelungenere Natur und gediegene Staatsbildungen gewonnen. Aus Pelasgern, Thrakern, Achäern, Joniern erwuchs das lebensvolle Volk von Attika, und ſeit das Chriſtentum unſerm Weltteile Einheit der Religion gab, konnte ſelbſt Briten, Römern, Sachſen, Normannen, nachdem die furchtbaren Kriſen des erſten Zuſammentreffens überwunden waren, der Staat von England gelingen. Tritt ſo das Band der urſprünglichſten Blutsverwandtſchaft allmählich zurück, ſo verſtärkt ſich dagegen das Band des örtlichen Zuſammenſeins mit dem Wachstum der Bildung. Das unbeſtimmte Heimatsgefühl der Naturvölker, welches hauptſächlich Liebe zu den Genoſſen und zu gewiſſen Lebensarten iſt, ſteigert ſich mit dem Fortrücken der Bildung und namentlich durch Werke der bildenden Kunſt zur örtlichſten Vaterlandsliebe. Völkerwanderungen hören auf.

Die übermächtige weltliche Ordnung, welche den Menſchen in ein Volk ſetzt, indem ſie ihn in einer Familie geboren werden läßt, nimmt aber ihre Macht nicht aus ſich ſelber und hat ihren letzten Zweck nicht in ſich. Sie dient vielmehr einer höher ſtehenden Ordnung, welche jedem einzelnen Staate und allen Staaten miteinander überlegen iſt. Wir glauben an ein großes gemeinſames Werk der Menſchheit, zu welchem das einzelne Staatenleben nur die Vorarbeiten liefert, an eine auch äußerliche Vollendung der menſchlichen Dinge am Ende der Geſchichte.

Was ein Volk ſei in der höheren Bedeutung des Worts und was Vaterlandsliebe

Johann Gottlieb Fichte

Die vier letzten Reden haben die Frage beantwortet: Was iſt der Deutſche im Gegenſatze mit andern Völkern germaniſcher Abkunft? Der Beweis, der durch dieſes alles für das Ganze unſerer Unterſuchung geführt werden ſoll, wird vollendet, wenn wir noch die Unterſuchung der Frage hinzufügen: Was iſt ein Volk? Welche letztere Frage gleich iſt einer andern und zugleich mitbeantwortet dieſe andere oft aufgeworfene und auf ſehr verſchiedene Weiſe beantwortete Frage, dieſe: Was iſt Vaterlandsliebe, oder, wie man ſich richtiger ausdrücken würde, was iſt Liebe des einzelnen zu ſeiner Nation?

Sind wir bisher im Gange unſerer Unterſuchung richtig verfahren, ſo muß hierbei zugleich erhellen, daß nur der Deutſche, der urſprüngliche und nicht in

einer willkürlichen Satzung erſtorbene Menſch, wahrhaft ein Volk hat und auf eines zu rechnen befugt iſt, und daß nur er der eigentlichen und vernunftmäßigen Liebe zu ſeiner Nation fähig iſt.

Wir bahnen uns den Weg zur Löſung der geſtellten Aufgabe durch folgende, fürs erſte außer dem Zuſammenhange des Bisherigen zu liegen ſcheinende Bemerkung.

Die Religion, wie wir dies ſchon in unſrer dritten Rede angemerkt haben, vermag durchaus hinweg zu verſetzen über alle Zeit und über das ganze gegenwärtige und ſinnliche Leben, ohne darum der Rechtlichkeit, Sittlichkeit und Heiligkeit des von dieſem Glauben ergriffenen Lebens den mindeſten Abbruch zu tun. Man kann auch bei der ſicheren Überzeugung, daß alles unſer Wirken auf dieſer Erde nicht die mindeſte Spur hinter ſich laſſen und nicht die mindeſte Frucht bringen werde, ja, daß das Göttliche ſogar verkehrt und zu einem Werkzeuge des Böſen und noch tieferer ſittlicher Verderbnis werde gebraucht werden, dennoch fortfahren in dieſem Wirken, lediglich, um das in uns ausgebrochene göttliche Leben aufrecht zu erhalten und in Beziehung auf eine höhere Ordnung der Dinge in einer künftigen Welt, in welcher nichts in Gott Geſchehenes zugrunde geht. So waren z. B. die Apoſtel und überhaupt die erſten Chriſten durch ihren Glauben an den Himmel ſchon im Leben gänzlich über die Erde hinweggeſetzt, und die Angelegenheiten derſelben, der Staat, irdiſches Vaterland und Nation, waren von ihnen ſo gänzlich aufgegeben, daß ſie dieſelben auch ſogar ihrer Beachtung nicht mehr würdigten. So möglich dieſes nun auch iſt und ſo leicht auch dem Glauben und ſo freudig auch man ſich darein ergeben muß, wenn es einmal unabänderlich der Wille Gottes iſt, daß wir kein irdiſches Vaterland mehr haben und hienieden Ausgeſtoßene und Knechte ſeien, ſo iſt dies dennoch nicht der natürliche Zuſtand und die Regel des Weltganges, ſondern es iſt eine ſeltene Ausnahme; auch iſt es ein ſehr verkehrter Gebrauch der Religion, der unter anderm auch ſehr häufig vom Chriſtentume gemacht worden, wenn dieſelbe gleich von vornherein und ohne Rückſicht auf die vorhandenen Umſtände darauf ausgeht, dieſe Zurückziehung von den Angelegenheiten des Staats und der Nation als wahre religiöſe Geſinnung zu empfehlen. In einer ſolchen Lage, wenn ſie wahr und wirklich iſt und nicht etwa bloß durch religiöſe Schwärmerei herbeigeführt, verliert das zeitliche Leben alle Selbſtändigkeit, und es wird lediglich zu einem Vorhofe des wahren Lebens und zu einer ſchweren Prüfung, die man bloß aus Gehorſam und Ergebung in den Willen Gottes erträgt, und dann iſt es wahr, daß, wie es von vielen vorgeſtellt worden, unſterbliche Geiſter nur zu ihrer Strafe in irdiſche Leiber als in Gefängniſſe eingetaucht ſind. In der regelmäßigen Ordnung der Dinge hingegen ſoll das irdiſche Leben ſelber wahrhaftig Leben ſein, deſſen man ſich erfreuen und das man freilich in Erwartung eines höhern dankbar genießen könne; und obwohl es wahr iſt, daß die Religion auch der Troſt iſt des widerrechtlich gedrückten Sklaven, ſo iſt dennoch vor allen Dingen

dies religiöſer Sinn, daß man ſich gegen Sklaverei ſtemme und, ſo man es verhindern kann, die Religion nicht bis zum bloßen Troſte der Gefangenen herabſinken laſſe. Dem Tyrannen ſteht es wohl an, religiöſe Ergebung zu predigen, und die, denen er auf Erden kein Plätzchen verſtatten will, an den Himmel zu verweiſen; wir andern müſſen weniger eilen, dieſe von ihm empfohlene Anſicht der Religion uns anzueignen und, falls wir können, verhindern, daß man die Erde zur Hölle mache, um eine deſto größere Sehnſucht nach dem Himmel zu erregen.

Der natürliche, nur im wahren Falle der Not aufzugebende Trieb des Menſchen iſt der, den Himmel ſchon auf dieſer Erde zu finden und ewig Dauerndes zu verflößen in ſein irdiſches Tagewerk; das Unvergängliche im Zeitlichen ſelbſt zu pflanzen und zu erziehen — nicht bloß auf eine unbegreifliche Weiſe und allein durch die ſterblichen Augen undurchdringbare Kluft mit dem Ewigen zuſammenhängend, ſondern auf eine dem ſterblichen Auge ſelbſt ſichtbare Weiſe.

Daß ich bei dieſem gemeinfaßlichen Beiſpiele anhebe: Welcher Edeldenkende will nicht und wünſcht nicht, in ſeinen Kindern und wiederum in den Kindern dieſer ſein eigenes Leben von neuem auf eine verbeſſerte Weiſe zu wiederholen und in dem Leben derſelben veredelt und vervollkommnet auch auf dieſer Erde noch fortzuleben, nachdem er längſt geſtorben iſt; den Geiſt, den Sinn und die Sitte, mit denen er vielleicht in ſeinen Tagen abſchreckend war für die Verkehrtheit und das Verderben, befeſtigend die Rechtſchaffenheit, aufmunternd die Trägheit, erhebend die Niedergeſchlagenheit, der Sterblichkeit zu entreißen und ſie als ſein beſtes Vermächtnis an die Nachwelt niederzulegen in den Gemütern ſeiner Hinterlaſſenen, damit auch dieſe ſie einſt eben alſo verſchönert und vermehrt wieder niederlegen? Welcher Edeldenkende will nicht durch Tun oder Denken ein Samenkorn ſtreuen zu unendlicher immerfortgehender Vervollkommnung ſeines Geſchlechts, etwas Neues und vorher nie Dageweſenes hineinwerfen in die Zeit, das in ihr bleibe und nie verſiegende Quelle werde neuer Schöpfungen; ſeinen Platz auf dieſer Erde und die ihm verliehene kurze Spanne Zeit bezahlen mit einem auch hienieden ewig Dauernden, ſo daß er, als dieſer einzelne, wenn auch nicht genannt durch die Geſchichte (denn Durſt nach Nachruhm iſt eine verächtliche Eitelkeit), dennoch in ſeinem eigenen Bewußtſein und ſeinem Glauben offenbare Denkmale hinterlaſſe, daß auch er dageweſen ſei? Welcher Edeldenkende will das nicht? ſagte ich; aber nur nach den Bedürfniſſen der alſo Denkenden, als der Regel, wie alle ſein ſollten, iſt die Welt zu betrachten und einzurichten, und um ihrer willen allein iſt eine Welt da. Sie ſind der Kern derſelben, und die Andersdenkenden ſind, als ſelbſt nur ein Teil der vergänglichen Welt, ſolange ſie alſo denken, auch nur um ihrer willen da und müſſen ſich nach ihnen bequemen, ſolange bis ſie geworden ſind wie ſie.

Was könnte es nun ſein, das dieſer Aufforderung und dieſem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit ſeines Werkes die Gewähr zu

leiſten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er für ſelbſt ewig und für fähig, Ewiges in ſich aufzunehmen, anzuerkennen vermöchte. Eine ſolche Ordnung aber iſt die freilich in keinem Begriffe zu erfaſſende, aber dennoch wahrhaft vorhandene beſondere geiſtige Natur der menſchlichen Umgebung, aus welcher er ſelbſt mit allem ſeinem Denken und Tun und mit ſeinem Glauben an die Ewigkeit desſelben hervorgegangen iſt, das Volk, von welchem er abſtammt und unter welchem er gebildet wurde und zu dem, was er jetzt iſt, heraufwuchs. Denn ſo unbezweifelt es auch wahr iſt, daß ſein Werk, wenn er mit Recht Anſpruch macht auf deſſen Ewigkeit, keineswegs der bloße Erfolg des geiſtigen Naturgeſetzes ſeiner Nation iſt und mit dieſem Erfolge rein aufgeht, ſondern daß es ein Mehreres iſt denn das und inſofern unmittelbar ausſtrömt aus dem urſprünglichen und göttlichen Leben, ſo iſt es dennoch ebenſo wahr, daß jenes Mehrere ſogleich bei ſeiner erſten Geſtaltung zu einer ſichtbaren Erſcheinung unter jenes beſondere geiſtige Naturgeſetz ſich gefügt und nur nach demſelben ſich einen ſinnlichen Ausdruck gebildet hat. Unter dasſelbe Naturgeſetz nun werden, ſolange dieſes Volk beſteht, auch alle ferneren Offenbarungen des Göttlichen in demſelben eintreten und in ihm ſich geſtalten. Dadurch aber, daß auch er da war und ſo wirkte, iſt ſelbſt dieſes Geſetz weiter beſtimmt, und ſeine Wirkſamkeit iſt ein ſtehender Beſtandteil desſelben geworden. Auch hiernach wird alles Folgende ſich fügen und an dasſelbe ſich anſchließen müſſen. Und ſo iſt er denn ſicher, daß die durch ihn errungene Ausbildung bleibt in ſeinem Volke, ſolange dieſes ſelbſt bleibt und fortdauernder Beſtimmungsgrad wird aller fernern Entwicklung desſelben.

Dies iſt nun in höherer, vom Standpunkte der Anſicht einer geiſtigen Welt überhaupt genommener Bedeutung des Wortes ein Volk: das Ganze der in Geſellſchaft miteinander fortlebenden und ſich aus ſich ſelbſt immerfort natürlich und geiſtig erzeugenden Menſchen, das insgeſamt unter einem gewiſſen beſondern Geſetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm ſteht. Die Gemeinſamkeit dieſes beſondern Geſetzes iſt es, was in der ewigen Welt und eben darum auch in der zeitlichen dieſe Menge zu einem natürlichen und von ſich ſelbſt durchdrungenen Ganzen verbindet. Dieſes Geſetz ſelbſt ſeinem Inhalte nach kann wohl im Ganzen erfaßt werden, ſo wie wir es an den Deutſchen als einem Urvolke erfaßt haben; es kann ſogar durch Erwägung der Erſcheinungen eines ſolchen Volkes noch näher in manchen ſeiner weiten Beſtimmungen begriffen werden; aber es kann niemals von irgendeinem, der ja ſelbſt immerfort unter desſelben ihm unbewußten Einfluſſe bleibt, ganz mit dem Begriffe durchdrungen werden; obwohl im allgemeinen klar eingeſehen werden kann, daß es ein ſolches Geſetz gebe. Es iſt dieſes Geſetz ein Mehr der Bildlichkeit, das mit dem Mehr der unbildlichen Urſprünglichkeit in der Erſcheinung unmittelbar verſchmilzt; und ſo ſind denn in der Erſcheinung eben beide nicht wieder zu trennen. Jenes Geſetz beſtimmt durchaus und vollendet das, was man den Nationalcharakter eines Volkes genannt

hat, jenes Geſetz der Entwicklung des Urſprünglichen und Göttlichen. Es iſt aus dem letztern klar, daß Menſchen, welche ſo wie wir bisher die Ausländerei betrieben haben, an ein Urſprüngliches und an eine Fortentwicklung desſelben gar nicht glauben, ſondern bloß an einen ewigen Kreislauf des ſcheinbaren Lebens, und welche durch ihren Glauben werden, wie ſie glauben, im höhern Sinne gar kein Volk ſind und, da ſie in der Tat eigentlich auch nicht da ſind, ebenſowenig einen Nationalcharakter zu haben vermögen.

Der Glaube des edlen Menſchen an die ewige Fortdauer ſeiner Wirkſamkeit auch auf dieſer Erde gründet ſich demnach auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er ſelber ſich entwickelt hat, und der Eigentümlichkeit desſelben, nach jenem verborgenen Geſetze; ohne Einmiſchung und Verderbung durch irgendein Fremdes und in das Ganze dieſer Geſetzgebung nicht Gehöriges. Dieſe Eigentümlichkeit iſt das Ewige, dem er die Ewigkeit ſeiner ſelbſt und ſeines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er ſein Ewiges legt; ihre Fortdauer muß er wollen, denn ſie allein iſt ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne ſeines Lebens hienieden zu fortlaufendem Leben ausgedehnt wird. Sein Glaube und ſein Streben, Unvergängliches zu pflanzen, ſein Begriff, in welchem er ſein eigenes Leben als ein ewiges Leben erfaßt, iſt das Band, welches zunächſt ſeine Nation und vermittels ihrer das ganze Menſchengeſchlecht innigſt mit ihm ſelber verknüpft und ihrer aller Bedürfniſſe bis ans Ende der Tage einführt in ſein erweitertes Herz. Dies iſt ſeine Liebe zu ſeinem Volke, zuvörderſt achtend, vertrauend, desſelben ſich freuend, mit der Abſtammung daraus ſich ehrend. Es iſt Göttliches in ihm erſchienen, und das Urſprüngliche hat dasſelbe gewürdigt, es zu ſeiner Hülle und zu ſeinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner Göttliches aus ihm hervorbrechen. Sodann tätig, wirkſam, ſich aufopfernd für dasſelbe. Das Leben, bloß als Leben, als Fortſetzung des wechſelnden Daſeins, hat für ihn ja ohnedies nie Wert gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des dauernden; aber dieſe Dauer verſpricht ihm allein die ſelbſtändige Fortdauer ſeiner Nation; um dieſe zu retten, muß er ſogar ſterben wollen, damit dieſe lebe und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat.

So iſt es. Die Liebe, die wahrhaftig Liebe ſei und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie an Vergänglichem, ſondern ſie erwacht und entzündet ſich und ruht allein in dem Ewigen. Nicht einmal ſich ſelbſt vermag der Menſch zu lieben, es ſei denn, daß er ſich als Ewiges erfaſſe; außerdem vermag er ſich ſogar nicht zu achten noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer ſich zu lieben, außer alſo, daß er es aufnehme in die Ewigkeit ſeines Glaubens und ſeines Gemüts und es anknüpfe an dieſe. Wer nicht zuvörderſt ſich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht gibt. Wer zwar vielleicht ſein unſichtbares Leben, nicht aber eben alſo ſein ſichtbares Leben als ewig erblickt, der mag wohl

einen Himmel haben und in dieſem ſein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieſes wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit, und zwar der ſichtbaren und verſinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht ſein Vaterland zu lieben. Iſt einem ſolchen keines überliefert worden, ſo iſt er zu beklagen; wem eins überliefert worden iſt und in weſſen Gemüte Himmel und Erde, Unſichtbares und Sichtbares ſich durchdringen und ſo erſt einen wahren und gediegenen Himmel erſchaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den teuern Beſitz ungeſchmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit.

So iſt es auch von jeher geweſen, unerachtet es nicht von jeher mit dieſer Allgemeinheit und mit dieſer Klarheit ausgeſprochen worden. Was begeiſterte die Edlen unter den Römern, deren Geſinnungen und Denkweiſe noch in ihren Denkmalen unter uns leben und atmen, zu Mühen und Aufopferungen, zum Dulden und Tragen fürs Vaterland? Sie ſprechen es ſelbſt oft und deutlich aus. Ihr feſter Glaube war es an die ewige Fortdauer ihrer Roma und ihre zuverſichtliche Ausſicht, in dieſer Ewigkeit ſelber ewig mit fortzuleben im Strome der Zeit. Inwiefern dieſer Glaube Grund hatte und ſie ſelbſt, wenn ſie in ſich ſelber vollkommen klar geweſen wären, denſelben gefaßt haben würden, hat er ſie auch nicht getäuſcht. Bis auf dieſen Tag lebt das, was wirklich ewig war in ihrer ewigen Roma, und ſie mit demſelben in unſrer Mitte fort und wird in ſeinen Folgen fortleben bis ans Ende der Tage.

Volk und Vaterland in dieſer Bedeutung, als Träger und Unterpfand der irdiſchen Ewigkeit und als dasjenige, was hienieden ewig ſein kann, liegt weit hinaus über den Staat, im gewöhnlichen Sinne des Worts — über die geſellſchaftliche Ordnung, wie dieſelbe im bloßen, klaren Begriffe erfaßt und nach Anleitung dieſes Begriffes errichtet und erhalten wird. Dieſer will gewiſſes Recht, innerlichen Frieden, und daß jeder durch Fleiß ſeinen Unterhalt und die Friſtung ſeines ſinnlichen Daſeins finde, ſolange Gott ſie ihm gewähren will. Dieſes alles iſt nur Mittel, Bedingung und Gerüſt deſſen, was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Aufblühens des Ewigen und Göttlichen in der Welt, immer reiner, vollkommener und getroffener im unendlichen Fortgange. Eben darum muß die Vaterlandsliebe den Staat ſelbſt regieren als durchaus oberſte, letzte und unabhängige Behörde, zuvörderſt, indem ſie ihn beſchränkt in der Wahl der Mittel für ſeinen nächſten Zweck, den innerlichen Frieden. Für dieſen Zweck muß freilich die natürliche Freiheit des einzelnen auf mancherlei Weiſe beſchränkt werden, und wenn man gar keine andere Rückſicht und Abſicht mit ihnen hätte denn dieſe, ſo würde man wohl tun, dieſelbe ſo eng als immer möglich zu beſchränken, alle ihre Regungen unter eine einförmige Regel zu bringen und ſie unter immerwährender Aufſicht zu erhalten. Geſetzt dieſe Strenge wäre nicht nötig, ſo könnte ſie wenigſtens für dieſen alleinigen Zweck nicht ſchaden. Nur die höhere Anſicht des Menſchengeſchlechts und der Völker erweitert dieſe be-

ſchränkte Berechnung. Freiheit auch in den Regungen des äußerlichen Lebens iſt der Boden, in welchem die höhere Bildung keimt; eine Geſetzgebung, welche dieſe letztere im Auge behält, wird der erſteren einen möglichſt ausgebreiteten Kreis laſſen, ſelber auf die Gefahr hin, daß ein geringerer Grad der einförmigen Ruhe und Stille erfolge und daß das Regieren ein wenig ſchwerer und mühſamer werde.

Um dies an einem Beiſpiele zu erläutern: Man hat erlebt, daß Nationen ins Angeſicht geſagt worden, ſie bedürften nicht ſo vieler Freiheit als etwa manche andere Nation. Dieſe Rede kann ſogar eine Schonung und Milderung enthalten, indem man eigentlich ſagen wollte, ſie könnte ſo viele Freiheit gar nicht ertragen, und nur eine hohe Strenge könne verhindern, daß ſie ſich nicht untereinander ſelber aufrieben. Wenn aber die Worte alſo genommen werden, wie ſie geſagt ſind, ſo ſind ſie wahr unter der Vorausſetzung, daß eine ſolche Nation des urſprünglichen Lebens und des Triebes nach ſolchem durchaus unfähig ſei. Eine ſolche Nation, falls eine ſolche, in der auch nicht wenige Edlere eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten, möglich ſein ſollte, bedürfte in der Tat gar keiner Freiheit, denn dieſe iſt nur für die höhern, über den Staat hinausliegenden Zwecke; ſie bedarf bloß der Bezähmung und Abrichtung, damit die einzelnen friedlich nebeneinander beſtehen und damit das Ganze zu einem tüchtigen Mittel für willkürlich zu ſetzende, außer ihr liegende Zwecke zubereitet werde. Wir können unentſchieden laſſen, ob man von irgendeiner Nation dies mit Wahrheit ſagen könne; ſo viel iſt klar, daß ein urſprüngliches Volk der Freiheit bedarf, daß dieſes das Unterpfand iſt ſeines Beharrens als urſprünglich und daß es in ſeiner Fortdauer einen immer höher ſteigenden Grad derſelben ohne alle Gefahr erträgt. Und dies iſt das erſte Stück, in Rückſicht deſſen die Vaterlandsliebe den Staat ſelbſt regieren muß.

Sodann muß ſie es ſein, die den Staat darin regiert, daß ſie ihm ſelbſt einen höhern Zweck ſetzt denn den gewöhnlichen der Erhaltung des inneren Friedens, des Eigentums, der perſönlichen Freiheit, des Lebens und des Wohlſeins aller. Für dieſen höhern Zweck allein und in keiner andern Abſicht bringt der Staat eine bewaffnete Macht zuſammen. Wenn von der Anwendung dieſer die Rede entſteht, wenn es gilt, alle Zwecke des Staats im bloßen Begriffe, Eigentum, perſönliche Freiheit, Leben und Wohlſein, ja die Fortdauer des Staates ſelbſt auf das Spiel zu ſetzen, ohne einen klaren Verſtandesbegriff von der ſichern Erreichung des Beabſichtigten, dergleichen in Dingen dieſer Art nie möglich iſt, urſprünglich und Gott allein verantwortlich zu entſcheiden, dann lebt am Ruder des Staates erſt ein wahrhaft urſprüngliches und erſtes Leben, und an dieſer Stelle erſt treten ein die wahren Majeſtätsrechte der Regierung, gleich Gott um höhern Lebens willen das niedere Leben daran zu wagen. In der Erhaltung der hergebrachten Verfaſſung, der Geſetze, des bürgerlichen Wohlſtandes iſt gar kein rechtes, eigentliches Leben und kein urſprünglicher Entſchluß. Umſtände und

Lage, längſt vielleicht verſtorbene Geſetzgeber haben dieſe erſchaffen; die folgenden Zeitalter gehen gläubig fort auf der angetretenen Bahn und leben ſo in der Tat nicht ein eigenes öffentliches Leben, ſondern ſie wiederholen nur ein ehemaliges Leben. Es bedarf in ſolchen Zeiten keiner eigentlichen Regierung. Wenn aber dieſer gleichmäßige Fortgang in Gefahr gerät und es nun gilt, über neue, nie alſo dageweſene Fälle zu entſcheiden, dann bedarf es eines Lebens, das aus ſich ſelber lebe. Welcher Geiſt nun iſt es, der in ſolchen Fällen ſich an das Ruder ſtellen dürfe, der mit eigener Sicherheit und Gewißheit und ohne unruhiges Hin- und Herſchwanken zu entſcheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, jedem, den es treffen mag, ob er nun ſelbſt es wolle oder nicht, gebietend anzumuten und den Widerſtrebenden zu zwingen, daß er alles bis auf ſein Leben in Gefahr ſetze? Nicht der Geiſt der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfaſſung und der Geſetze, ſondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden ſich opfert und der Unedle, der nur um des erſten willen da iſt, ſich eben opfern ſoll. Nicht jene bürgerliche Liebe der Verfaſſung iſt es; dieſe vermag dies gar nicht, wenn ſie bei Verſtande bleibt. Wie es auch ergehen möge, da nicht umſonſt regiert wird, ſo wird ſich immer ein Regent für ſie finden. Laſſet den neuen Regenten ſogar die Sklaverei wollen (und wo iſt Sklaverei, außer in der Nichtachtung und Unterdrückung der Eigentümlichkeit eines urſprünglichen Volkes, dergleichen für jenen Sinn nicht vorhanden iſt?). — Laſſet ihn auch die Sklaverei wollen — da aus dem Leben der Sklaven, ihrer Menge, ſogar ihrem Wohlſtande ſich Nutzung ziehen läßt, ſo wird, wenn er nur einigermaßen ein Rechner iſt, die Sklaverei unter ihm erträglich ausfallen. Leben und Unterhalt wenigſtens werden ſie immer finden. Wofür ſollen ſie denn alſo kämpfen? Nach jenen beiden iſt es die Ruhe, die ihnen über alles geht. Dieſe wird durch die Fortdauer des Kampfes nur geſtört. Sie werden darum alles anwenden, daß dieſer nur recht bald ein Ende nehme, ſie werden ſich fügen, ſie werden nachgeben, und warum ſollten ſie nicht? Es iſt ihnen ja nie um mehr zu tun geweſen, und ſie haben vom Leben nie etwas Weiteres gehofft denn die Fortſetzung der Gewohnheit, dazuſein unter leidlichen Bedingungen. Die Verheißung eines Lebens auch hienieden, über die Dauer des Lebens hienieden hinaus, allein dieſe iſt es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeiſtern kann.

So iſt es auch bisher geweſen. Wo da wirklich regiert worden iſt, wo beſtanden worden ſind ernſthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden iſt gegen gewaltigen Widerſtand, da iſt es jene Verheißung ewigen Lebens geweſen, die da regierte und kämpfte und ſiegte. Im Glauben an dieſe Verheißung kämpften die in dieſen Reden früher erwähnten deutſchen Proteſtanten. Wußten ſie etwa nicht, daß auch mit dem alten Glauben Völker regiert und in rechtlicher Ordnung zuſammengehalten werden könnten und daß man auch bei dieſem Glauben ſeinen guten Lebensunterhalt finden könne? Warum beſchloſſen denn alſo ihre

Fürſten bewaffneten Widerſtand, und warum leiſteten ihn mit Begeiſterung die Völker? — Der Himmel war es und die ewige Seligkeit, für welche ſie willig ihr Blut vergoſſen. — Aber welche irdiſche Gewalt hätte denn auch in das innere Heiligtum ihres Gemüts eindringen und den Glauben, der ihnen ja nun einmal aufgegangen war und auf welchen allein ſie ihrer Seligkeit Hoffnung gründeten, darin austilgen können? Alſo auch ihre eigene Seligkeit war es nicht, für die ſie kämpften; dieſer waren ſie ſchon verſichert; die Seligkeit ihrer Kinder, ihrer noch ungeborenen Enkel und aller noch ungeborenen Nachkommenſchaft war es; auch dieſe ſollten auferzogen werden in derſelben Lehre, die ihnen als allein heilbringend erſchienen war, auch dieſe ſollten teilhaftig werden des Heils, das für ſie angebrochen war; dieſe Hoffnung allein war es, die durch den Feind bedroht war; für ſie, für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen ſollte, verſpritzten ſie mit dieſer Freudigkeit ihr Blut. Geben wir zu, daß ſie ſich ſelbſt nicht ganz klar waren, daß ſie in der Bezeichnung des Edelſten, was in ihnen war, mit Worten ſich vergriffen und mit dem Munde ihrem Gemüte unrecht taten; bekennen wir gern, daß ihr Glaubensbekenntnis nicht das einzige und ausſchließende Mittel war, des Himmels jenſeits des Grabes teilhaftig zu werden, ſo iſt doch dies ewig wahr, daß mehr Himmel diesſeits des Grabes, ein mutigeres und fröhlicheres Emporblicken von der Erde und eine freiere Regung des Geiſtes durch ihre Aufopferung in alles Leben der Folgezeit gekommen iſt und die Nachkommen ihrer Gegner ebenſowohl als wir ſelbſt, ihre Nachkommen, die Früchte ihrer Mühen bis auf dieſen Tag genießen.

In dieſem Glauben ſetzten unſere älteſten gemeinſamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutſchen, ſich der herandrängenden Weltherrſchaft der Römer mutig entgegen. Sahen ſie denn nicht vor Augen den höhern Flor der römiſchen Provinzen neben ſich, die feinern Genüſſe in denſelben, dabei Geſetze, Richterſtühle, Rutenbündel und Beile im Überfluß? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, ſie an allen dieſen Segnungen teilnehmen zu laſſen? Erlebten ſie nicht an mehreren ihrer eigenen Fürſten, die ſich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen ſolche Wohltäter der Menſchheit Rebellion ſei, Beweiſe der geprieſenen römiſchen Klemenz, indem ſie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerſtellen in ihren Heeren, mit römiſchen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn ſie etwa von ihren Landsleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzſtädten gaben. Hatten ſie keinen Sinn für die Vorzüge römiſcher Bildung, z. B. für die beſſere Einrichtung ihrer Heere, in denen ſogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verſchmähte? Keine von allen dieſen Unwiſſenheiten oder Nichtbeachtungen iſt ihnen aufzurücken. Ihre Nachkommen haben ſogar, ſobald ſie es ohne Verluſt für ihre Freiheit konnten, die Bildung derſelben ſich angeeignet, inwieweit es ohne Verluſt ihrer Eigentümlichkeit möglich war. Wofür haben ſie denn alſo mehrere Menſchenalter hindurch gekämpft im blu-

tigen, immer mit derſelben Kraft ſich wieder erneuernden Kriege? Ein römiſcher Schriftſteller läßt es ihre Anführer alſo ausſprechen: „Ob ihnen denn etwas anderes übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten oder zu ſterben, bevor ſie Sklaven würden?“ Freiheit war ihnen, daß ſie eben Deutſche blieben, daß ſie fortfuhren, ihre Angelegenheiten ſelbſtändig und urſprünglich ihrem eigenen Geiſte gemäß zu entſcheiden und dieſem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken und daß ſie dieſe Selbſtändigkeit auch auf ihre Nachkommenſchaft fortpflanzten; Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil ſie dabei etwas anderes denn Deutſche, weil ſie halbe Römer werden müßten. Es verſteht ſich von ſelbſt, ſetzten ſie voraus, daß jeder, ehe er dies werde, lieber ſterbe, und daß ein wahrhafter Deutſcher nur könne leben wollen, um eben Deutſcher zu ſein und zu bleiben und die Seinigen zu eben ſolchen zu bilden.

Sie ſind nicht alle geſtorben, ſie haben die Sklaverei nicht geſehen, ſie haben die Freiheit hinterlaſſen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerſtande verdankt es die ganze neue Welt, daß ſie da iſt, ſo wie ſie da iſt. Wäre es den Römern gelungen, auch ſie zu unterjochen und, wie dies der Römer allenthalben tat, ſie als Nation auszurotten, ſo hätte die ganze Fortentwicklung der Menſchheit eine andere und, man kann nicht glauben, erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächſten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Geſinnung, daß wir noch Deutſche ſind, daß der Strom urſprünglichen und ſelbſtändigen Lebens uns noch trägt; ihnen verdanken wir alles, was wir ſeitdem als Nation geweſen ſind, ihnen, falls es nicht etwa jetzt mit uns zu Ende iſt und der letzte von ihnen abgeſtammte Blutstropfen in unſern Adern verſiegt iſt. Ihnen werden wir verdanken alles, was wir noch ferner ſein werden. Ihnen verdanken ſelbſt die übrigen uns jetzt zum Ausland gewordenen Stämme, in ihnen unſere Brüder, ihr Daſein; als jene die ewige Roma beſiegten, war noch keins aller dieſer Völker vorhanden; damals wurde zugleich auch ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Entſtehung mit erkämpft.

Dieſe und alle anderen in der Weltgeſchichte, die ihres Sinnes waren, haben geſiegt, weil das Ewige ſie begeiſterte, und ſo ſiegt immer und notwendig dieſe Begeiſterung über den, der nicht begeiſtert iſt. Nicht die Gewalt der Arme noch die Tüchtigkeit der Waffen, ſondern die Kraft des Gemüts iſt es, welche Siege erkämpft. Wer ein begrenztes Ziel ſich ſetzt ſeiner Aufopferungen und ſich nicht weiter wagen mag als bis zu einem gewiſſen Punkte, der gibt den Widerſtand auf, ſobald die Gefahr ihm an dieſen durchaus nicht aufzugebenden noch zu entbehrenden Punkt kommt. Wer gar kein Ziel ſich geſetzt hat, ſondern alles und das Höchſte, was man hienieden verlieren kann, das Leben, daran ſetzt, gibt den Widerſtand nie auf und ſiegt, ſo der Gegner ein begrenzteres Ziel hat, ohne Zweifel. Ein Volk, das da fähig iſt, ſei es auch nur in ſeinen höchſten Stellvertretern und Anführern, das Geſicht aus der Geiſterwelt, Selbſtändigkeit, feſt

ins Auge zu faſſen und von der Liebe dafür ergriffen zu werden wie unſere älteſten Vorfahren, ſiegt gewiß über ein ſolches, das nur zum Werkzeuge fremder Herrſchaft und zu Unterjochung ſelbſtändiger Völker gebraucht wird wie die römiſchen Heere; denn die erſtern haben alles zu verlieren, die letztern bloß einiges zu gewinnen...

Verfaſſung

Laſſalle

enn alſo die Verfaſſung das Grundgeſetz eines Landes bildet, ſo wäre ſie — und hier dämmert uns das erſte Licht, meine Herren — ein bald noch näher zu beſtimmendes Etwas oder, wie wir vorläufig gefunden haben, eine tätige Kraft, welche alle anderen Geſetze und rechtlichen Einrichtungen, die in dieſem Lande erlaſſen werden, mit Notwendigkeit zu dem macht, was ſie eben ſind, ſo daß von nun ab gar keine andern Geſetze als eben dieſe in dieſem Lande erlaſſen werden können. Gibt es denn nun aber etwas in einem Lande, meine Herren — und bei dieſer Frage beginnt nun allmählich das volle Licht hereinzubrechen —, gibt es denn etwas in einem Lande, eine beſtimmende tätige Kraft, welche auf alle Geſetze, die in dieſem Lande erlaſſen werden, derart einwirkt, daß ſie in einem gewiſſen Umfange notwendig ſo und nicht anders werden, wie ſie eben ſind?

Ei freilich, meine Herren, gibt es ſo etwas, und dies Etwas iſt nichts anderes als — die tatſächlichen Machtverhältniſſe, die in einer gegebenen Geſellſchaft beſtehen.

Die tatſächlichen Machtverhältniſſe, die in einer jeden Geſellſchaft beſtehen, ſind jene tätig wirkende Kraft, welche alle Geſetze und rechtlichen Einrichtungen dieſer Geſellſchaft ſo beſtimmt, daß ſie im weſentlichen gar nicht anders ſein können, als ſie eben ſind.

Ich eile, mich durch ein ſinnliches Beiſpiel ganz verſtändlich zu machen. Dies Beiſpiel wird zwar in der Form, in der ich es ſetze, durchaus nicht möglich ſein. Aber abgeſehen davon, daß ſich ſpäter vielleicht zeigen wird, wie dasſelbe Beiſpiel in einer andern Form allerdings ganz möglich iſt, ſo kommt überhaupt gar nichts darauf an, ob das Beiſpiel eintreten kann, ſondern bloß darauf, was wir an ihm lernen wollen, auf die Natur der Dinge, die ſich enthüllen würde, wenn es einträte.

Sie wiſſen, meine Herren, daß in Preußen nur *das* Geſetzeskraft hat, was durch die Geſetzſammlung publiziert wird. Die Geſetzſammlung wird gedruckt

in der Deckerſchen Oberhofbuchdruckerei. Die Originale der Geſetze ſelbſt werden in gewiſſen Staatsarchiven verwahrt, in andern Archiven, Bibliotheken und Magazinen die gedruckten Geſetzſammlungen. Setzen Sie nun den Fall, daß eine große Feuersbrunſt entſtände, etwa wie der Hamburger Brand, und daß nun alle dieſe Staatsarchive, Bibliotheken, Magazine und die Deckerſche Hofbuchdruckerei abbrennen und das dies durch ein merkwürdiges Zuſammentreffen der Umſtände auch in den andern Städten der Monarchie ſtattfände und auch in bezug auf die Bibliotheken der Privatleute, in denen ſich Geſetzſammlungen vorfinden, ſo daß nun in ganz Preußen kein einziges Geſetz in beglaubigter Form mehr exiſtierte.

Das Land wäre dann durch dieſes Unglück um alle ſeine Geſetze gekommen, und es bliebe ihm gar nichts übrig, als ſich neue Geſetze zu machen. Glauben Sie denn nun, meine Herren, daß man in dieſem Fall ganz beliebig zu Werke gehen, ganz beliebig neue Geſetze machen könnte, wie einem das eben konveniert? — Wir wollen ſehen.

Ich ſetze alſo den Fall, Sie ſagten: die Geſetze ſind untergegangen, wir machen jetzt neue Geſetze, und wir wollen hierbei dem Königtum nicht mehr diejenige Stellung gönnen, die es bisher einnahm, oder ſogar: wir wollen ihm gar keine Stellung mehr gönnen. Da würde der König einfach ſagen: die Geſetze mögen untergegangen ſein; aber tatſächlich gehorcht mir die Armee, marſchiert auf meinen Befehl, tatſächlich geben auf meine Order die Kommandanten der Zeughäuſer und Kaſernen die Kanonen heraus, und die Artillerie rückt damit auf die Straßen, und auf dieſe tatſächliche Macht geſtützt, leide ich nicht, daß ihr mir eine andere Stellung macht, als ich will.

Sie ſehen, meine Herren, ein König, dem das Heer gehorcht und die Kanonen — das iſt ein Stück Verfaſſung!

Oder ich ſetze den Fall, Sie ſagten: Wir ſind achtzehn Millionen Preußen. Unter dieſen achtzehn Millionen gibt es nur eine verſchwindend kleine Anzahl großer adeliger Grundbeſitzer. Wir ſehen nicht ein, warum dieſe verſchwindend kleine Anzahl großer Grundbeſitzer einen ſolchen Einfluß üben ſoll wie die ganzen achtzehn Millionen zuſammen, indem ſie aus ſich ein Herrenhaus bilden, welches die Beſchlüſſe des von der ganzen Nation gewählten Abgeordnetenhauſes aufwiegt und verwirft, wenn ſie etwas taugen. Ich ſetze den Fall, Sie ſprächen ſo und ſagten: wir ſind alle „Herren“ und wollen gar kein beſonderes Herrenhaus mehr. Nun, meine Herren, die großen adeligen Grundbeſitzer könnten dann freilich ihre Bauern nicht gegen Sie marſchieren laſſen! Ganz im Gegenteil, ſie würden wahrſcheinlich alle Hände voll zu tun haben, ſich vor ihren Bauern zuerſt zu retten. Aber die großen adeligen Grundbeſitzer haben immer einen großen Einfluß bei Hof und König gehabt, und durch dieſen Einfluß können ſie nun das Heer und die Kanonen ebenſogut für ſich in Bewegung ſetzen, als wenn dieſe Machtmittel zu ihrer direkten Verfügung ſtänden.

Sie ſehen alſo, meine Herren, ein Adel, der Einfluß bei Hof und König hat — das iſt ein Stück Verfaſſung.

Oder ich ſetze den umgekehrten Fall, König und Adel einigten ſich unter ſich, die mittelalterliche Zunftverfaſſung wieder einführen zu wollen, und zwar nicht bloß für das kleine Handwerk, wie man dies vor einigen Jahren wirklich zum Teil verſucht hat, ſondern ſie in der Weiſe einzuführen, wie ſie im Mittelalter beſtand, nämlich für die geſamte Produktion in der Geſellſchaft, alſo auch für den Groß- und Fabrikationsbetrieb und für die Produktion mit Maſchinen. Es wird Ihnen bekannt ſein, meine Herren, daß das große Kapital unmöglich unter dem alten Zunftſyſtem produzieren könnte, daß der eigentliche Groß- und Fabrikationsbetrieb, die Produktion mit Maſchinen, unter dem mittelalterlichen Zunftſyſtem durchaus nicht vor ſich gehen könnte. Denn nach dieſem Zunftſyſtem beſtanden z. B. überall geſetzliche Abgrenzungen der verſchiedenen, auch der am nächſten miteinander verwandten Arbeitszweige, und kein Gewerbetreibender durfte zwei derſelben miteinander verbinden. Der Tüncher durfte kein Loch verſtreichen, zwiſchen den Nagelſchmieden und Schloſſern wurden damals endloſe Prozeſſe über die Grenzen ihrer beiderſeitigen Gewerbe geführt, der Kattundrucker würde keinen Färber beſchäftigen können. Ebenſo war unter dem Zunftſyſtem das Quantum geſetzlich genau geregelt, das ein Gewerbetreibender produzieren konnte, indem nämlich an jedem Ort in jedem Gewerbszweige jeder Meiſter nur eine gleiche, geſetzlich beſtimmte Anzahl von Arbeitskräften beſchäftigen durfte.

Sie ſehen, daß ſchon aus dieſen beiden Gründen die große Produktion, die Produktion mit Maſchinen und einem Syſtem von Maſchinen, unter der Zunftverfaſſung nicht einen Tag vorwärtsgehen könnte. Denn dieſe große Produktion erfordert erſtens als ihre Lebensluft die Verbindung der verſchiedenartigſten Arbeitszweige unter den Händen desſelben großen Kapitals; zweitens die maſſenhafte Produktion und die freie Konkurrenz, das heißt alſo, die unbeſchränkte beliebige Anwendung von Arbeitskräften.

Wenn man alſo nun dennoch die Zunftverfaſſung heute einführen wollte — was würde entſtehen?

Die Herren Borſig, Egells uſw., die großen Kattunfabrikanten, Seidenfabrikanten uſw. würden ihre Fabriken ſchließen und ihre Arbeiter entlaſſen, ſogar die Eiſenbahndirektionen würden dasſelbe tun müſſen, Handel und Gewerbe würden ſtocken, eine große Anzahl Handwerksmeiſter würde hierdurch wiederum, teils gezwungen, teils freiwillig, ihre Geſellen entlaſſen, dieſe ganze unendliche Volksmaſſe würde, nach Brot und Arbeit rufend, durch die Straßen wogen, hinter ihr ſtände, anfeuernd durch ihren Einfluß, ermutigend durch ihr Anſehen, Vorſchub leiſtend durch ihre Geldmittel, die große Bourgeoiſie, und es würde ſo ein Kampf ausbrechen, in welchem keineswegs der Sieg dem Heere verbleiben könnte.

Sie ſehen alſo, meine Herren, die Herren Borſig und Egells, die großen Induſtriellen überhaupt — die ſind ein Stück Verfaſſung.

Oder ich ſetze den Fall, die Regierung wollte eine jener Maßregeln ergreifen, welche das Intereſſe der großen Bankiers entſchieden kränken. Die Regierung wollte z. B. ſagen, die „Königliche Bank“ ſoll nicht dazu da ſein, wie ſie es gegenwärtig iſt, den großen Bankiers und Kapitaliſten, die ohnehin ſchon über alles Geld und allen Kredit verfügen, und die heutzutage allein auf ihre Unterſchriften bei der Bank diskontieren können, d. h. Kredit erhalten, den Kredit noch billiger zu machen, ſondern ſie ſoll gerade dazu da ſein, dem kleinen und Mittelmann den Kredit zugänglich zu machen — und man gäbe nun der „Königlichen Bank“ eine ſolche Organiſation, die dieſes Reſultat nach ſich zöge —, würde das gehen, meine Herren? Nun, meine Herren, einen Aufſtand würde das freilich nich nach ſich ziehen. Aber für die heutige Regierung ginge das auch nicht.

Denn von Zeit zu Zeit, meine Herren, kommt die Regierung in die Lage, ſolche Geldmittel, ſolche Maſſen von Geldmitteln zu gebrauchen, da ſie ſie nicht in der Form von Steuern aufzubringen wagt. In dieſem Falle greift ſie zu dem Ausweg, das Geld der Zukunft aufzueſſen, d. h. Anleihen zu machen und Staatspapiere dafür auszugeben. Hierzu braucht ſie die Bankiers. Zwar geht auf die Länge der Zeit der größte Teil der Staatspapiere doch wieder in die Hände der geſamten beſitzenden Klaſſe der Nation und der kleinen Rentiers über. Aber hierzu iſt Zeit, oft viel Zeit erforderlich. Die Regierung aber braucht das Geld ſchnell uno auf einen Tiſch, oder in wenigen Terminen, darin braucht ſie Zwiſchenperſonen, Vermittler, die ihr einſtweilen das geſamte Geld geben und es auf ihre eigene Kappe nehmen, die Staatspapiere, die ſie dafür erhalten, im Laufe der Zeit an das große Publikum, noch dazu mit dem Gewinn der Kursſteigerung, welche den Papieren auf der Börſe künſtlich gegeben wird, abzuſetzen. Dieſe Zwiſchenperſonen ſind die großen Bankiers, und darum darf es die Regierung heutzutage mit ihnen nicht verderben.

Sie ſehen alſo, meine Herren, die Bankiers Mendelsſohn, Schickle, die Börſe überhaupt — das iſt ein Stück Verfaſſung.

Oder ich ſetze den Fall, die Regierung wollte z. B. ein Strafgeſetz erlaſſen, welches, wie es deren in China gibt, wenn einer einen Diebſtahl begeht, ſeinen Vater dafür beſtraft. Das würde ebenſowenig gehen, denn dagegen würde ſich die allgemeine Bildung, das allgemeine Bewußtſein, zu mächtig auflehnen. Alle Staatsbeamte und Geheimräte ſogar würden die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen, ſogar die Mitglieder des Herrenhauſes würden dagegen Einſprache tun, und Sie ſehen alſo, meine Herren, in gewiſſen Grenzen iſt das allgemeine Bewußtſein, die allgemeine Bildung gleichfalls ein Stück Verfaſſung. Oder ich ſetze den Fall, die Regierung entſchlöſſe ſich, zwar den Adel, die Bankiers, die großen Induſtriellen und großen Kapitaliſten überhaupt zufriedenzuſtellen,

dagegen aber dem Kleinbürger und Arbeiter seine politische Freiheit zu entziehen. Würde das denn gehen, meine Herren? Ei freilich, meine Herren, das geht eine Zeitlang; das hat sich ja schon gezeigt, daß das geht, und wir werden später noch Gelegenheit haben, einen Blick darauf zu werfen.

Jetzt setze ich aber den Fall so: man wolle dem Kleinbürger und Arbeiter nicht nur seine politische, sondern auch seine persönliche Freiheit entziehen, d. h. man wolle ihn für persönlich unfrei, für leibeigen oder hörig erklären, wie er dies im fernen, fernen Jahrhundert des Mittelalters in vielen Ländern in der Tat war. Würde das gehen, meine Herren?

Nein, und wenn sich hierüber auch König, Adel und die ganze große Bourgeoisie einten — das ginge doch nicht. Denn in diesem Falle würden Sie sagen: wir wollen uns lieber totschlagen lassen, als dies erdulden. Die Arbeiter würden, auch ohne daß Borsig und Egells ihre Fabriken schlössen, auf die Straße eilen, der ganze kleine Bürgerstand ihnen zu Hilfe, und da ihr vereinter Widerstand sehr schwer zu besiegen sein möchte, so sehen Sie, meine Herren, daß in gewissen alleräußersten Fällen Sie alle ein Stück Verfassung sind.

Wir haben jetzt also gesehen, meine Herren, was die Verfassung eines Landes ist, nämlich: die in einem Lande bestehenden tatsächlichen Machtverhältnisse.

Wie verhält es sich denn nun aber mit dem, was man gewöhnlich Verfassung nennt, mit der rechtlichen Verfassung? Nun, meine Herren, Sie sehen jetzt sofort von selbst, wie es damit steht!

Diese tatsächlichen Machtverhältnisse schreibt man auf ein Blatt Papier nieder, gibt ihnen schriftlichen Ausdruck, und wenn sie nun niedergeschrieben worden sind, so sind sie nicht nur tatsächliche Machtverhältnisse mehr, sondern jetzt sind sie auch zum Recht geworden, zu rechtlichen Einrichtungen, und wer dagegen angeht, wird bestraft!...

Der Bürgereid

Der
Deutsche
und die
Menschheit

Friedrich Ludwig Jahn und Ernſt Moritz Arndt

Einleitende Gedanken

Friedrich Ludwig Jahn / Volkstum und Menſchheit

Welches Volkstum ſteht am höchſten, hat ſich am meiſten der Menſchheit genähert? Kein anderes, als das den heiligen Begriff der Menſchheit in ſich aufgenommen hat, mit einer äußerſten Allſeitigkeit ſie ſinnbildlich im Kleinen vorbildet, wie weiland volkstümlich die Griechen und noch bis jetzt weltbürgerlich die Deutſchen, der Menſchheit heilige Völker!

Ernſt Moritz Arndt / Deutſchlands Weltmiſſion

Als ein Bollwerk zwiſchen Frankreich und Rußland und als ein Schildhalter ſkandinaviſcher, hiſpaniſcher und italieniſcher Freiheit wird es wohltätig in der Mitte liegen und als der eigentliche Mittelpunkt des europäiſchen Lebens das wütende und zerſtörende Zuſammenſtürmen des Weſten und Oſten unſers Weltteils hindern. Zu dieſer erhabenen Rolle iſt das deutſche Volk offenbar beſtimmt und wird ſie einſt ſpielen. Es iſt auch geſchickt dazu, weil es ein mäßiges Friedensvolk und nicht, gleich den Franzoſen, nach der Eroberung fremder Länder lüſtern iſt. Unter einem Herrn, ſeine Lande in Freiheit beſchirmend, wird es das Glück und die Ruhe der Fremden nimmer ſtören, ſondern Frieden ſtiftend und Gerechtigkeit und Kunſt und Wiſſenſchaft pflegend, durch kriegeriſche Tugenden gefürchtet, durch ſtille Tugenden geliebt ſein.

Friedrich Ludwig Jahn

Welches europäiſche Volkstum kommt der Griechheit am nächſten? Welches abendländiſche Volk hat in ſich die meiſten Spuren früherer morgenländiſcher Bildung erhalten? Welches hat jenen aus dem Urſitz der Völkerbildung ſtammenden Geiſt am längſten und reinſten bewahrt? Die erſte Frage werden wir nach Vergleichung der Sprachen, ihrer Überſetzungsfähigkeit und Nachbildungskraft und der verwandten Dichtkünſte für das deutſche Volk entſcheiden. Auf ähnlichem Wege werden wir die andere für uns vorteilhaft finden, wenn die alte Urverwandtſchaft mit Perſern und Indern durchgeführt wird, ſollten gleich einige Glieder des großen Völkerſtammbaumes teils erloſchen ſein oder ungeſchichtlich bleiben. Zuletzt müſſen wir die wahre Geſtalt des Urchriſtentums ausmitteln und uns alsdann in der Völkerwelt umſehen: Welches von allen noch lebenden Volkstümern dem reinen Chriſtentum am meiſten zuſagt? Unmöglich

wird das Endurteil für ein anderes, als für das echte, unverfälſchte, menſchheitliche Deutſche Volkstum ausfallen; und dann iſt die deutſche Kirchenverbeſſerung unter den Völkern germaniſchen Geſchlechts eine vollkommen erklärbare Erſcheinung, die vom Nordkap bis zu den Alpenfirnen, von Irland bis zur Narwa und durch Ungarn bis nach Siebenbürgen wie eine Blitzmitteilung geleitet wurde. Sie war ein plötzliches unvermutetes Auffinden eines unbekannten Nahverwandten, ein Wiedererkennen eines lange verſchollenen Freundes.

Ernſt Moritz Arndt / Weltbürgertum und Volkstum

Unſere Philoſophen geben uns einen hohen Rang. Sie ſagen, die Deutſchen ſeien das Volk, welches Freiheit im Glauben und Denken geboren und erhalten habe. Solche Verfaſſung der Vielherrſchaft habe ſein müſſen, damit es der Freiheit und Wahrheit nie an Schutz fehlte. Auch des Staates unſcheinbarer und formloſer Zuſtand ſei trefflich geweſen, von allem Politiſchen und Volkstümlichen abzuziehen und auf das Allgemeine und Menſchliche als auf das Würdige der Bildung hinzuweiſen. So könne nur Weltſinn geboren werden. Kosmopolitismus ſei edler als Nationalismus und die Menſchheit erhabener als das Volk. So möge das Volk verſchwinden wie die Spreu vor dem Winde, auf daß die Menſchheit werde.

Dieſe Ideen ſind hoch, aber ſie ſind nicht verſtändig, und das Verſtändige iſt höher. Ohne das Volk iſt keine Menſchheit und ohne den freien Bürger kein freier Menſch. Ihr Philoſophen würdet es begreifen, wenn ihr Irdiſches begreifen könntet. Zwar lebte Chriſtus in der Wüſte hoch über dem Bürger und lernte in der Einſamkeit das Himmliſche von dem Himmliſchen, Plato holte ſeine Weisheit nicht von den Landſtraßen und Märkten, aber freie, lebendige Menſchen machen die Welt, woraus ſolche geboren und gebildet werden. Unter Sklaven wird alles ſklaviſch, und keine Idee kann das Edle vom Himmel zur Erde bringen, wenn auf Erden elendes Geſindel weidet. Ein Menſch iſt ſelten ſo erhaben, daß er äußere Knechtſchaft und Verachtung dulden kann, ohne ſchlechter zu werden; ein ganzes Volk iſt es nie. Die edelſten Geiſter werden nur aus dem ganzen Volke geboren. Wo nichts Freies und Hochfliegendes mehr iſt in der Menge, da wird es nicht mehr in den einzelnen gezeugt oder wird in der Kindheit ſchon durch den Meduſenanblick des Niedrigen verſtimmt. Würdiges ſei auf Erden, frommer, tapferer Sinn im Bürger, Biederkeit und Hochſinn, die Wahrheit zu vernehmen, im Fürſten, Gerechtigkeit in der Regierung! Dies iſt das ſichtbare Reich Gottes auf Erden; das unſichtbare macht ſich dann auch. Solche Tugenden gleichen dem Ewigen, und der Bürger arbeitet und lebt für das Ewige in Kunſt, Tat und Werk. Helden ſtürzen in das Schwert für das Vaterland und den König, Künſtler bilden, Erfinder denken, ſtolz geht der Kleinſte am Pfluge und Ruder, denn er hilft das Große erſchaffen und genießt es mit.

Deutſche Humanität

Siehe, die Tapferkeit und Frömmigkeit und Redlichkeit iſt die deutſche Humanität oder Menſchlichkeit, durch die mürben Herzen aber iſt die Gerechtigkeit vergangen und durch die weibiſchen und zieriſchen Gefühle die Frömmigkeit und Tapferkeit geſtorben.

Deutſche Tugenden

Arbeitſamkeit, Sparſamkeit, Nüchternheit des Verſtandes, Langmut ohne Feigheit, Ehrlichkeit mit etwas klimatiſcher Unbehilflichkeit verſetzt, ſind alte anerkannte Volkstugenden. Sie gebaren im Mittelalter Wohlſtand und Gerechtigkeit drinner und Achtung und Furcht draußen. Freiheit und Bürgerſinn ſchufen glückliche Munizipalitäten; wohin Deutſche zogen, brachten ſie Geſetze der Zucht. Die Städte längs der Oſtſee bis an die Newa wie die Koloniſten in Siebenbürgen hatten freien Sinn und haben ihn zum Teil noch. Die Schweiz und die Niederlande und manche wackere und glückliche Reichsſtadt ſind Geburten deutſchen Sinnes geweſen. Freilich die gigantiſchen Worte und Taten der Alten, ihre republikaniſchen Erſchütterungen und Revolutionen, die begeiſterte Freiheitswut des Atheners und Genueſers, die Faktionen der Florentiner und Thebaner fehlen hier; aber deſto glücklicher für das Volk und die Zeit. Das ſind mehr Herrlichkeiten für die Poeten als für die Bürger, die darin mit umgerührt werden. Dergleichen Gemälde möchten nun hier nicht ſo viele zu finden ſein, und ſelbſt das beſte Deutſche möchte wohl gar etwas ſteif und pedantiſch ausſehen. Aber das Gerechte braucht nicht zierlich zu ſein; leider iſt das Zierliche nicht immer gerecht. Mit innigem Vergnügen verſetze ich mich immer in die Zeit altdeutſchen Lebens und Wirkens. Ich kenne kein neueres Volk, welches mehr gutmütige Naivität hätte und einen frommeren Sinn für alles, was Form heißt; immer ein ſchöner bürgerlicher Sinn, obgleich im begeiſterungsloſen Zeitalter Pedanterie daraus wird. Man ſtudiere die Geſchichten der Zünfte und Innungen, die Verfaſſungen und Taten kleiner Reichsſtädte, welch eine unendliche Anlage für Gehorſam und Geſetz! Das iſt doch wohl Anlage für Freiheit? Dieſer ſinnige, gleiche, gutmütige Sinn der Nation, der nur noch in Erinnerungen und ſchwachen Reſten lebt, gab Mäßigkeit und Beſonnenheit, ohne welche keine Freiheit iſt. Lies unſere alten Geſchichten, höre unſere alten Märchen erzählen und die Volkslieder abſingen, ſieh Dürers und van Eyks Bilder: Einfalt, Treue, Liebe, Wahrheit iſt ihr Charakter; ſie haben nicht den idealiſchen Geiſt des Südens, nicht das üppige Spiel, aber ſie haben auch nicht die furchtbaren Lüſte und Verdorbenheit desſelben.

Von der Erziehung des Menſchengeſchlechtes

Schiller

er Menſch, wiſſen wir, iſt weder ausſchließend Materie, noch iſt er ausſchließend Geiſt. Die Schönheit, als Konſummation ſeiner Menſchheit, kann alſo weder ausſchließend bloßes Leben ſein, wie von ſcharfſinnigen Beobachtern, die ſich zu genau an die Zeugniſſe der Erfahrung hielten, behauptet worden iſt, und wozu der Geſchmack der Zeit ſie gern herabziehen möchte; noch kann ſie ausſchließend bloße Geſtalt ſein, wie von ſpekulativen Weltweiſen, die ſich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philoſophierenden Künſtlern, die ſich in Erklärung derſelben allzuſehr durch das Bedürfnis der Kunſt leiten ließen, geurteilt worden iſt: ſie iſt das gemeinſchaftliche Objekt beider Triebe, das heißt, des Spieltriebs. Dieſen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles das, was weder ſubjektiv noch objektiv zufällig iſt und doch weder äußerlich noch innerlich nötigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da ſich das Gemüt bei Anſchauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwiſchen dem Geſetz und Bedürfnis befindet, ſo iſt es eben darum, weil es ſich zwiſchen beiden teilt, dem Zwange ſowohl des einen als des andern entzogen. Dem Stofftrieb wie dem Formtrieb iſt es mit ihren Forderungen ernſt, weil der eine ſich, beim Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andre auf die Notwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beim Handeln, der erſte auf Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung der Würde, beide alſo auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet ſind. Aber das Leben wird gleichgültiger, ſowie die Würde ſich einmiſcht, und die Pflicht nötigt nicht mehr, ſobald die Neigung zieht; ebenſo nimmt das Gemüt die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freier und ruhiger auf, ſobald ſolche der formalen Wahrheit, dem Geſetz der Notwendigkeit, begegnet, und fühlt ſich durch Abſtraktion nicht mehr angeſpannt, ſobald die unmittelbare Anſchauung ſie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinſchaft kommt, verliert alles Wirkliche ſeinen Ernſt, weil es klein wird, und, indem es mit der Empfindung zuſammentrifft, legt das Notwendige den ſeinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längſt ſchon verſucht geweſen ſein mir entgegenzuſetzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum bloßen Spiel macht, erniedrigt und den frivolen Gegenſtänden gleichgeſtellt, die von jeher im Beſitz dieſes Namens waren? Widerſpricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Inſtrument der Kultur betrachtet wird, ſie auf ein bloßes Spiel einzuſchränken, und widerſpricht es nicht dem Erfah-

rungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschließung alles Geschmackes zusammen bestehen kann, es bloß auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wissen, daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und nur das Spiel es ist, was ihn vollständig macht und seine doppelte Natur auf einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sache, Einschränkung nennen, das nenne ich nach der meinen, die ich durch Beweise gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde also vielmehr gerade umgekehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er. Freilich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind, und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirklich vorhandene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebes wert; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nämlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edlern Wechselstreit der Talente ergötzen, und wenn das römische Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines libyschen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen. Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist, Schönheit sein, indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktiert. Mithin tut sie auch den Ausspruch: der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen sein werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwierigeren Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet: längst schon lebte und wirkte er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur, daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit,

welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Luſt, die das leere Angeſicht glättet, aus der Stirne der ſeligen Götter verſchwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Feſſeln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Loſe des Götterſtandes: ein bloß menſchlicherer Name für das freieſte und erhabenſte Sein. Sowohl der materielle Zwang der Naturgeſetze als der geiſtige Zwang der Sittengeſetze verlor ſich in ihrem höheren Begriff von Notwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Notwendigkeiten ging ihnen erſt die wahre Freiheit hervor. Beſeelt von dieſem Geiſte, löſchten ſie aus den Geſichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder beſſer, ſie machten beide unkenntlich, weil ſie beide in dem innigſten Bund zu verknüpfen wußten. Es iſt weder Anmut, noch iſt es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludoviſi zu uns ſpricht; es iſt keines von beiden, weil es beides zugleich iſt. Indem der weibliche Gott unſere Anbetung heiſcht, entzündet das gottgleiche Weib unſre Liebe; aber, indem wir uns der himmliſchen Holdſeligkeit aufgelöſt hingeben, ſchreckt die himmliſche Selbſtgenügſamkeit uns zurück. In ſich ſelbſt ruhet und wohnt die ganze Geſtalt, eine völlig geſchloſſene Schöpfung, und, als wenn ſie jenſeits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerſtand: da iſt keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderſtehlich ergriffen und angezogen, durch dieſes in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zuſtand der höchſten Ruhe und der höchſten Bewegung, und es entſteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verſtand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

Vom Gebrauch der Vernunft

Immanuel Kant

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender ſich das Nachdenken damit beſchäftigt: der beſtirnte Himmel über mir und das moraliſche Geſetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheit verhüllt, oder im Überſchwenglichen, außer meinem Geſichtskreiſe ſuchen und bloß vermuten; ich ſehe ſie vor mir und verknüpfe ſie unmittelbar mit dem Bewußtſein meiner Exiſtenz. Das erſte fängt von dem Platze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich ſtehe, ins unabſehlich Große mit Welten über Welten und Syſtemen von Syſtemen, über dem noch in grenzenloſe Zeiten ihrer peri-

odiſchen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unſichtbaren Selbſt, meiner Perſönlichkeit, an und ſtellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verſtande ſpürbar iſt, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen ſichtbaren Welten) ich mich nicht wie dort in bloß zufälliger, ſondern allgemeiner und notwendiger Verknüpfung erkenne. Der erſtere Anblick einer zahlloſen Weltenmenge vernichtet gleichſam meine Wichtigkeit als eines tieriſchen Geſchöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft verſehen geweſen. Der zweite erhebt dagegen meinen Wert als einer Intelligenz unendlich durch meine Perſönlichkeit, in welcher das moraliſche Geſetz mir ein von der Tierheit und ſelbſt von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigſtens ſoviel ſich aus der zweckmäßigen Beſtimmung meines Daſeins durch dieſes Geſetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieſes Lebens eingeſchränkt iſt, ſondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.

Allein Bewunderung und Achtung können zwar zur Nachforſchung reizen, aber den Mangel derſelben nicht erſetzen. Was iſt nun zu tun, um dieſe auf nutzbare und der Erhabenheit des Gegenſtandes angemeſſene Art anzuſtellen? Beiſpiele mögen hierbei zur Warnung, aber auch zur Nachahmung dienen. Die Weltbetrachtung fing von dem herrlichſten Anblicke an, den menſchliche Sinne nur immer vorlegen und unſer Verſtand in ihrem weiten Umfange zu verfolgen nur immer vertragen kann, und endigte — mit der Sterndeutung. Die Moral fing mit der edelſten Eigenſchaft in der menſchlichen Natur an, deren Entwickelung und Kultur auf unendlichen Nutzen hinauszieht, und endigte — mit der Schwärmerei oder dem Aberglauben. So geht es allen noch rohen Verſuchen, in denen der vornehmſte Teil des Geſchäftes auf den Gebrauch der Vernunft ankommt, der nicht ſo wie der Gebrauch der Füße ſich von ſelbſt vermittels der öftern Ausübung findet, vornehmlich wenn er Eigenſchaften betrifft, die ſich nicht ſo unmittelbar in der gemeinen Erfahrung darſtellen laſſen. Nachdem aber, wiewohl ſpät, die Maxime in Schwang gekommen war, alle Schritte vorher wohl zu überlegen, die die Vernunft zu tun vorhat, und ſie nicht anders als im Gleiſe einer vorher wohlüberdachten Methode ihren Gang machen zu laſſen, ſo bekam die Beurteilung des Weltgebäudes eine ganz andere Richtung und mit dieſer zugleich einen ohne Vergleichung glücklicheren Ausgang. Der Fall eines Steins, die Bewegung einer Schleuder, in ihre Elemente und dabei ſich äußernde Kräfte aufgelöſt und mathematiſch bearbeitet, brachte zuletzt diejenige klare und für alle Zukunft unveränderliche Einſicht in den Weltbau hervor, die bei fortgehender Beobachtung hoffen kann, ſich immer nur zu erweitern, niemals aber zurückgehen zu müſſen fürchten darf.

Dieſen Weg nun in Behandlung der moraliſchen Anlagen unſerer Natur gleichfalls einzuſchlagen, kann uns jenes Beiſpiel anrätig ſein und Hoffnung zu ähnlichem guten Erfolg geben. Wir haben doch die Beiſpiele der moraliſch urteilenden Vernunft bei Hand. Dieſe nun in ihre Elementarbegriffe zu zergliedern, in Ermangelung der Mathematik aber ein der Chemie ähnliches Verfahren der Scheidung des Empiriſchen vom Rationalen, das ſich in ihnen vorfinden möchte, in wiederholten Verſuchen am gemeinen Menſchenverſtande vorzunehmen, kann uns beides rein und, was jedes für ſich allein leiſten könne, mit Gewißheit kennbar machen und ſo teils der Verirrung einer noch rohen, ungeübten Beurteilung, teils (welches weit nötiger iſt) den Genieſchwüngen vorbeugen, durch welche, wie es von Adepten des Steins der Weiſen zu geſchehen pflegt, ohne alle methodiſche Nachforſchung und Kenntnis der Natur geträumte Schätze verſprochen und wahre verſchleudert werden. Mit einem Worte: Wiſſenſchaft (kritiſch geſucht und methodiſch eingeleitet) iſt die enge Pforte, die zur Weisheitslehre führt, wenn unter dieſer nicht bloß verſtanden wird, was man tun, ſondern was Lehrern zur Richtſchnur dienen ſoll, um den Weg zur Weisheit, den jedermann gehen ſoll, gut und kenntlich zu bahnen und andere vor Irrwegen zu ſichern: eine Wiſſenſchaft, deren Aufbewahrerin jederzeit die Philoſophie bleiben muß, an deren ſubtiler Unterſuchung das Publikum keinen Anteil, wohl aber an den Lehren zu nehmen hat, die ihm nach einer ſolchen Bearbeitung allererſt recht hell einleuchten können.

Von der Menſchenwürde

Immanuel Kant

Ein jeder Menſch hat rechtmäßigen Anſpruch auf Achtung von ſeinem Nebenmenſchen, und wechſelſeitig iſt er dazu auch gegen jeden andern verbunden.

Die Menſchheit ſelbſt iſt eine Würde; denn der Menſch kann von keinem Menſchen (weder von anderen noch ſogar von ſich ſelbſt) bloß als Mittel, ſondern muß jederzeit zugleich als Zweck gebraucht werden, und darin beſteht eben ſeine Würde (die Perſönlichkeit), dadurch er ſich über alle anderen Weltweſen, die nicht Menſchen ſind und doch gebraucht werden können, mithin über alle Sachen erhebt. Gleichwie er alſo ſich ſelbſt für keinen Preis weggeben kann (welches der Pflicht der Selbſtſchätzung widerſtreiten würde), ſo kann er auch nicht der ebenſo notwendigen Selbſtſchätzung anderer als Menſchen entgegenhandeln, das iſt: er iſt verbunden, die Würde der Menſchheit an jedem andern Menſchen praktiſch anzuerkennen; mithin ruht auf ihm eine Pflicht, die ſich auf die jedem andern Menſchen notwendig zu erzeigende Achtung bezieht.

Der Wille und das Geſetz

Immanuel Kant

s iſt überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derſelben zu denken möglich, was ohne Einſchränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. Verſtand, Witz, Urteilskraft und wie die Talente des Geiſtes ſonſt heißen mögen, oder Mut, Entſchloſſenheit, Beharrlichkeit im Vorſatze als Eigenſchaften des Temperaments ſind ohne Zweifel in mancher Abſicht gut und wünſchenswert; aber ſie können auch äußerſt böſe und ſchädlich werden, wenn der Wille, der von dieſen Naturgaben Gebrauch machen ſoll und deſſen eigentümliche Beſchaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut iſt. Mit den Glücksgaben iſt es ebenſo bewandt. Macht, Reichtum, Ehre, ſelbſt Geſundheit und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande unter dem Namen der Glückſeligkeit machen Mut und hierdurch öfters auch Übermut, wo nicht ein guter Wille da iſt, der den Einfluß derſelben aufs Gemüt und hiermit auch das ganze Prinzip zu handeln berichtige und allgemein-zweckmäßig mache; ohne zu erwähnen, daß ein vernünftiger unparteiiſcher Zuſchauer ſogar am Anblicke eines ununterbrochenen Wohlergehens eines Weſens, das kein Zug eines reinen und guten Willens ziert, nimmermehr ein Wohlgefallen haben kann und ſo der gute Wille die unerläßliche Bedingung ſelbſt der Würdigkeit glücklich zu ſein auszumachen ſcheint.

Einige Eigenſchaften ſind ſogar dieſem guten Willen ſelbſt beförderlich und können ſein Werk ſehr erleichtern, haben aber deſſenungeachtet keinen innern unbedingten Wert, ſondern ſetzen immer noch einen guten Willen voraus, der die Hochſchätzung, die man übrigens mit Recht für ſie trägt, einſchränkt und es nicht erlaubt, ſie für ſchlechthin gut zu halten. Mäßigung in Affekten und Leidenſchaften, Selbſtbeherrſchung und nüchterne Überlegung ſind nicht allein in vielerlei Abſicht gut, ſondern ſcheinen ſogar einen Teil vom innern Werte der Perſon auszumachen; allein es fehlt viel daran, um ſie ohne Einſchränkung für gut zu erklären (ſo unbedingt ſie auch von den Alten geprieſen worden). Denn ohne Grundſätze eines guten Willens können ſie höchſt böſe werden, und das kalte Blut eines Böſewichts macht ihn nicht allein weit gefährlicher, ſondern auch unmittelbar in unſern Augen noch verabſcheuungswürdiger, als er ohne dieſes dafür würde gehalten werden.

Der gute Wille iſt nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, nicht durch ſeine Tauglichkeit zu Erreichung irgendeines vorgeſetzten Zweckes, ſondern allein durch das Wollen, d. i. an ſich gut und, für ſich ſelbſt betrachtet, ohne Vergleich

weit höher zu ſchätzen als alles, was durch ihn zugunſten irgendeiner Neigung, ja, wenn man will, der Summe aller Neigungen, nur immer zuſtande gebracht werden könnte. Wenngleich durch eine beſondere Ungunſt des Schickſals oder durch kärgliche Ausſtattung einer ſtiefmütterlichen Natur es dieſem Willen gänzlich an Vermögen fehlte, ſeine Abſicht durchzuſetzen; wenn bei ſeiner größten Beſtrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde und nur der gute Wille (freilich nicht etwa als ein bloßer Wunſch, ſondern als die Aufbietung aller Mittel, ſoweit ſie in unſerer Gewalt ſind) übrig bliebe: ſo würde er wie ein Juwel doch für ſich glänzen, als etwas, das ſeinen vollen Wert in ſich ſelbſt hat. Die Nützlichkeit oder Fruchtloſigkeit kann dieſem Werte weder etwas zuſetzen noch abnehmen. Sie würde gleichſam nur die Einfaſſung ſein, um ihn im gemeinen Verkehr beſſer handhaben zu können oder die Aufmerkſamkeit derer, die noch nicht genug Kenner ſind, auf ſich zu ziehen, nicht aber um ihn Kennern zu empfehlen und ſeinen Wert zu beſtimmen.

Es liegt gleichwohl in dieſer Idee von dem abſoluten Werte des bloßen Willens, ohne einigen Nutzen bei Schätzung desſelben in Anſchlag zu bringen, etwas ſo Befremdliches, daß unerachtet aller Einſtimmung ſelbſt der gemeinen Vernunft mit derſelben dennoch ein Verdacht entſpringen muß, daß vielleicht bloß hochfliegende Phantaſterei insgeheim zum Grunde liege und die Natur in ihrer Abſicht, warum ſie unſerm Willen Vernunft zur Regiererin beigelegt habe, falſch verſtanden ſein möge. Daher wollen wir dieſe Idee aus dieſem Geſichtspunkte auf die Prüfung ſtellen.

In den Naturanlagen eines organiſierten, d. i. zweckmäßig zum Leben eingerichteten Weſens nehmen wir es als Grundſatz an, daß kein Werkzeug zu irgendeinem Zwecke in demſelben angetroffen werde, als was auch zu demſelben das ſchicklichſte und ihm am meiſten angemeſſen iſt. Wäre nun an einem Weſen, das Vernunft und einen Willen hat, ſeine Erhaltung, ſein Wohlergehen, mit einem Worte ſeine Glückſeligkeit, der eigentliche Zweck der Natur, ſo hätte ſie ihre Veranſtaltung dazu ſehr ſchlecht getroffen, ſich die Vernunft des Geſchöpfs zur Ausrichterin dieſer ihrer Abſicht zu erſehen. Denn alle Handlungen, die es in dieſer Abſicht auszuüben hat, und die ganze Regel ſeines Verhaltens würden ihm weit genauer durch Inſtinkt vorgezeichnet und jener Zweck weit ſicherer dadurch haben erhalten werden können, als es jemals durch Vernunft geſchehen kann, und ſollte dieſe ja obenein dem begünſtigten Geſchöpf erteilt worden ſein, ſo würde ſie ihm nur dazu haben dienen müſſen, um über die glückliche Anlage ſeiner Natur Betrachtungen anzuſtellen, ſie zu bewundern, ſich ihrer zu erfreuen und der wohltätigen Urſache dafür dankbar zu ſein; nicht aber, um ſein Begehrungsvermögen jener ſchwachen und trüglichen Leitung zu unterwerfen und in der Naturabſicht zu pfuſchen; mit einem Worte, ſie würde verhütet haben, daß Vernunft nicht in praktiſchen Gebrauch ausſchlüge und die Vermeſſenheit hätte, mit ihren ſchwachen Einſichten ihr ſelbſt den Entwurf der Glückſeligkeit und der

Mittel, dazu zu gelangen, auszudenken; die Natur würde nicht allein die Wahl der Zwecke, sondern auch der Mittel selbst übernommen und beide mit weiser Vorsorge lediglich dem Instinkte anvertraut haben.

In der Tat finden wir auch, daß, je mehr eine kultivierte Vernunft sich mit der Absicht auf den Genuß des Lebens und der Glückseligkeit abgibt, desto weiter der Mensch von der wahren Zufriedenheit abkomme, woraus bei vielen, und zwar den Versuchtesten im Gebrauche derselben, wenn sie nur aufrichtig genug sind, es zu gestehen, ein gewisser Grad von Misologie, d. i. Haß der Vernunft, entspringt, weil sie nach dem Überschlage alles Vorteils, den sie, ich will nicht sagen von der Erfindung aller Künste des gemeinen Luxus, sondern sogar von den Wissenschaften (die ihnen am Ende auch ein Luxus des Verstandes zu sein scheinen) ziehen, dennoch finden, daß sie sich in der Tat nur mehr Mühseligkeit auf den Hals gezogen als an Glückseligkeit gewonnen haben und darüber endlich den gemeinern Schlag der Menschen, welcher der Leitung des bloßen Naturinstinkts näher ist und der seiner Vernunft nicht viel Einfluß auf sein Tun und Lassen verstattet, eher beneiden als geringschätzen. Und soweit muß man gestehen, daß das Urteil derer, die die ruhmredigen Hochpreisungen der Vorteile, die uns die Vernunft in Ansehung der Glückseligkeit und Zufriedenheit des Lebens verschaffen sollte, sehr mäßigen und sogar unter Null herabsetzen, keineswegs grämisch oder gegen die Güte der Weltregierung undankbar sei, sondern daß diesen Urteilen insgeheim die Idee von einer andern und viel würdigern Absicht ihrer Existenz zum Grunde liege, zu welcher und nicht der Glückseligkeit die Vernunft ganz eigentlich bestimmt sei und welcher darum als oberster Bedingung die Privatabsicht des Menschen größtenteils nachstehen muß.

Denn da die Vernunft dazu nicht tauglich genug ist, um den Willen in Ansehung der Gegenstände desselben und der Befriedigung aller unserer Bedürfnisse (die sie zum Teil selbst vervielfältigt) sicher zu leiten, als zu welchem Zwecke ein eingepflanzter Naturinstinkt viel gewisser geführt haben würde, gleichwohl aber uns Vernunft als praktisches Vermögen, d. i. als ein solches, das Einfluß auf den Willen haben soll, dennoch zugeteilt ist: so muß die wahre Bestimmung derselben sein, einen nicht etwa in anderer Absicht als Mittel, sondern an sich selbst guten Willen hervorzubringen, wozu schlechterdings Vernunft nötig war, wo anders die Natur überall in Austeilung ihrer Anlagen zweckmäßig zu Werke gegangen ist. Dieser Wille darf also zwar nicht das einzige und das ganze, aber er muß doch das höchste Gut und zu allem übrigen, selbst allem Verlangen nach Glückseligkeit die Bedingung sein, in welchem Falle es sich mit der Weisheit der Natur gar wohl vereinigen läßt, wenn man wahrnimmt, daß die Kultur der Vernunft, die zur erstern und unbedingten Absicht erforderlich ist, die Erreichung der zweiten, die jederzeit bedingt ist, nämlich der Glückseligkeit, wenigstens in diesem Leben auf mancherlei Weise einschränke, ja sie selbst unter nichts herabbringen könne, ohne daß die Natur darin unzweckmäßig verfahre, weil die Ver-

nunft, die ihre höchste praktische Bestimmung in der Gründung eines guten Willens erkennt, bei Erreichung dieser Absicht nur einer Zufriedenheit nach ihrer eigenen Art, nämlich aus der Erfüllung eines Zwecks, den wiederum nur Vernunft bestimmt, fähig ist, sollte dieses auch mit manchem Abbruch, der den Zwecken der Neigung geschieht, verbunden sein.

Um aber den Begriff eines an sich selbst hochzuschätzenden und ohne weitere Absicht guten Willens, so wie er schon dem natürlichen gesunden Verstand beiwohnt und nicht sowohl gelehrt als vielmehr nur aufgeklärt zu werden bedarf, diesen Begriff, der in der Schätzung des ganzen Werts unserer Handlungen immer obenan steht und die Bedingung alles übrigen ausmacht, zu entwickeln, wollen wir den Begriff der Pflicht vor uns nehmen, der den eines guten Willens, obzwar unter gewissen subjektiven Einschränkungen und Hindernissen, enthält, die aber doch, weit gefehlt, daß sie ihn verstecken und unkenntlich machen sollten, ihn vielmehr durch Abstechung heben und desto heller hervorscheinen lassen.

Ich übergehe hier alle Handlungen, die schon als pflichtwidrig erkannt werden, ob sie gleich in dieser oder jener Absicht nützlich sein mögen; denn bei denen ist gar nicht einmal die Frage, ob sie aus Pflicht geschehen sein mögen, da sie dieser sogar widerstreiten. Ich setze auch die Handlungen beiseite, die wirklich pflichtmäßig sind, zu denen aber Menschen unmittelbar keine Neigung haben, sie aber dennoch ausüben, weil sie durch eine andere Neigung dazu getrieben werden. Denn da läßt sich leicht unterscheiden, ob die pflichtmäßige Handlung aus Pflicht oder aus selbstsüchtiger Absicht geschehen sei. Weit schwerer ist dieser Unterschied zu bemerken, wo die Handlung pflichtmäßig ist und das Subjekt noch überdem unmittelbare Neigung zu ihr hat. Z. B. es ist allerdings pflichtmäßig, daß der Krämer seinen unerfahrenen Käufer nicht überteure, und, wo viel Verkehr ist, tut dieses auch der kluge Kaufmann nicht, sondern hält einen festgesetzten allgemeinen Preis für jedermann, so daß ein Kind ebensogut bei ihm kauft als jeder andere. Man wird also ehrlich bedient; allein das ist lange nicht genug, um deswegen zu glauben, der Kaufmann habe aus Pflicht und Grundsätzen der Ehrlichkeit so verfahren; sein Vorteil erforderte es; daß er aber überdem noch eine unmittelbare Neigung zu den Käufern haben sollte, um gleichsam aus Liebe keinem vor dem andern im Preise den Vorzug zu geben, läßt sich hier nicht annehmen. Also war die Handlung weder aus Pflicht noch aus unmittelbarer Neigung, sondern bloß in eigennütziger Absicht geschehen.

Dagegen sein Leben zu erhalten, ist Pflicht, und überdem hat jedermann dazu noch eine unmittelbare Neigung. Aber um deswillen hat die oft ängstliche Sorgfalt, die der größte Teil der Menschen dafür trägt, doch keinen innern Wert und die Maxime derselben keinen moralischen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar pflichtmäßig, aber nicht aus Pflicht. Dagegen wenn Widerwärtigkeiten und hoffnungsloser Gram den Geschmack am Leben gänzlich weggenommen haben; wenn der Unglückliche, stark an Seele, über sein Schicksal mehr entrüstet

als kleinmütig oder niedergeſchlagen, den Tod wünſcht und ſein Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Neigung oder Furcht, ſondern aus Pflicht: alsdann hat ſeine Maxime einen moraliſchen Gehalt.

Wohltätig ſein, wo man kann, iſt Pflicht, und überdem gibt es manche ſo teilnehmend geſtimmte Seelen, daß ſie auch ohne einen andern Bewegungsgrund der Eitelkeit oder des Eigennutzes ein inneres Vergnügen daran finden, Freude um ſich zu verbreiten, und die ſich an der Zufriedenheit anderer, ſofern ſie ihr Werk iſt, ergötzen können. Aber ich behaupte, daß in ſolchem Falle dergleichen Handlung, ſo pflichtmäßig, ſo liebenswürdig ſie auch iſt, dennoch keinen wahren ſittlichen Wert habe, ſondern mit andern Neigungen zu gleichen Paaren gehe, z. E. der Neigung nach Ehre, die, wenn ſie glücklicherweiſe auf das trifft, was in der Tat gemeinnützig und pflichtmäßig, mithin ehrenwert iſt, Lob und Aufmunterung, aber nicht Hochſchätzung verdient; denn der Maxime fehlt der ſittliche Gehalt, nämlich ſolche Handlungen nicht aus Neigung, ſondern aus Pflicht zu tun. Geſetzt alſo, das Gemüt jenes Menſchenfreundes wäre vom eigenen Gram umwölkt, der alle Teilnehmung an anderer Schickſal auslöſcht, er hätte immer noch Vermögen, andern Notleidenden wohlzutun, aber fremde Not rührte ihn nicht, weil er mit ſeiner eigenen genug beſchäftigt iſt, und nun, da keine Neigung ihn mehr dazu anreizt, riſſe er ſich doch aus dieſer tödlichen Unempfindlichkeit heraus und täte die Handlung ohne alle Neigung, lediglich aus Pflicht, alsdann hat ſie allererſt ihren echten moraliſchen Wert. Noch mehr: wenn die Natur dieſem oder jenem überhaupt wenig Sympathie ins Herz gelegt hätte, wenn er (übrigens ein ehrlicher Mann) von Temperament kalt und gleichgültig gegen die Leiden anderer wäre, vielleicht weil er, ſelbſt gegen ſeine eigenen mit der beſonderen Gabe der Geduld und aushaltenden Stärke verſehen, dergleichen bei jedem andern auch vorausſetzt oder gar fordert; wenn die Natur einen ſolchen Mann (welcher wahrlich nicht ihr ſchlechteſtes Produkt ſein würde) nicht eigentlich zum Menſchenfreunde gebildet hätte, würde er denn nicht noch in ſich einen Quell finden, ſich ſelbſt einen weit höhern Wert zu geben, als der eines gutartigen Temperaments ſein mag? Allerdings! Gerade da hebt der Wert des Charakters an, der moraliſch und ohne alle Vergleichung der höchſte iſt, nämlich daß er wohltue, nicht aus Neigung, ſondern aus Pflicht.

Seine eigene Glückſeligkeit ſichern, iſt Pflicht (wenigſtens indirekt), denn der Mangel der Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande in einem Gedränge von vielen Sorgen und mitten unter unbefriedigten Bedürfniſſen könnte leicht eine große Verſuchung zu Übertretung der Pflichten werden. Aber auch ohne hier auf Pflicht zu ſehen, haben alle Menſchen ſchon von ſelbſt die mächtigſte und innigſte Neigung zur Glückſeligkeit, weil ſich gerade in dieſer Idee alle Neigungen zu einer Summe vereinigen. Nur iſt die Vorſchrift der Glückſeligkeit mehrenteils ſo beſchaffen, daß ſie einigen Neigungen großen Abbruch tut und doch der Menſch ſich von der Summe der Befriedigung aller unter dem Namen der Glück-

ſeligkeit keinen beſtimmten und ſichern Begriff machen kann; daher nicht zu verwundern iſt, wie eine einzige in Anſehung deſſen, was ſie verheißt, und der Zeit, worin ihre Befriedigung erhalten werden kann, beſtimmte Neigung eine ſchwankende Idee überwiegen könne und der Menſch, z. B. ein Podagriſt, wählen könne, zu genießen, was ihm ſchmeckt, und zu leiden, was er kann, weil er nach ſeinem Überſchlage hier wenigſtens ſich nicht durch vielleicht grundloſe Erwartungen eines Glücks, das in der Geſundheit ſtecken ſoll, um den Genuß des gegenwärtigen Augenblicks gebracht hat. Aber auch in dieſem Falle, wenn die allgemeine Neigung zur Glückſeligkeit ſeinen Willen nicht beſtimmte, wenn Geſundheit für ihn wenigſtens nicht ſo notwendig in dieſen Überſchlag gehörte, ſo bleibt noch hier, wie in allen andern Fällen, ein Geſetz übrig, nämlich ſeine Glückſeligkeit zu befördern, nicht aus Neigung, ſondern aus Pflicht, und da hat ſein Verhalten allererſt den eigentlichen moraliſchen Wert.

So ſind ohne Zweifel auch die Schriftſtellen zu verſtehen, darin geboten wird, ſeinen Nächſten, ſelbſt unſern Feind, zu lieben. Denn Liebe als Neigung kann nicht geboten werden, aber Wohltun aus Pflicht ſelbſt, wenn dazu gleich gar keine Neigung treibt, ja gar natürliche und unbezwingliche Abneigung widerſteht, iſt praktiſche und nicht pathologiſche Liebe, die im Willen liegt und nicht im Hange der Empfindung, in Grundſätzen der Handlung und nicht ſchmelzender Teilnehmung; jene aber allein kann geboten werden.

Der zweite Satz iſt: eine Handlung aus Pflicht hat ihren moraliſchen Wert nicht in der Abſicht, welche dadurch erreicht werden ſoll, ſondern in der Maxime, nach der ſie beſchloſſen wird, hängt alſo nicht von der Wirklichkeit des Gegenſtandes der Handlung ab, ſondern bloß von dem Prinzip des Wollens, nach welchem die Handlung unangeſehen aller Gegenſtände des Begehrungsvermögens geſchehen iſt. Daß die Abſichten, die wir bei Handlungen haben mögen, und ihre Wirkungen, als Zwecke und Triebfedern des Willens, den Handlungen keinen unbedingten und moraliſchen Wert erteilen können, iſt aus dem vorigen klar. Worin kann alſo dieſer Wert liegen, wenn er nicht im Willen in Beziehung auf deren verhoffte Wirkung beſtehen ſoll? Er kann nirgends anders liegen als im Prinzip des Willens unangeſehen der Zwecke, die durch ſolche Handlung bewirkt werden können; denn der Wille iſt mitten inne zwiſchen ſeinem Prinzip **a priori**, welches formell iſt, und zwiſchen ſeiner Triebfeder **a posteriori**, welche materiell iſt, gleichſam auf einem Scheidewege, und da er doch irgendwodurch muß beſtimmt werden, ſo wird er durch das formelle Prinzip des Wollens überhaupt beſtimmt werden müſſen, wenn eine Handlung aus Pflicht geſchieht, da ihm alles materielle Prinzip entzogen worden.

Den dritten Satz als Folgerung aus beiden vorigen würde ich ſo ausdrücken: Pflicht iſt die Notwendigkeit einer Handlung aus Achtung fürs Geſetz. Zum Objekte als Wirkung meiner vorhabenden Handlung kann ich zwar Neigung haben, aber niemals Achtung, eben darum, weil ſie bloß eine Wirkung und nicht

Tätigkeit eines Willens ist. Ebenso kann ich für Neigung überhaupt, sie mag nun meine oder eines andern seine sein, nicht Achtung haben, ich kann sie höchstens im ersten Falle billigen, im zweiten bisweilen selbst lieben, d. i. sie als meinem eigenen Vorteile günstig ansehen. Nur das, was bloß als Grund, niemals aber als Wirkung mit meinem Willen verknüpft ist, was nicht meiner Neigung dient, sondern sie überwiegt, wenigstens diese von deren Überschlage bei der Wahl ganz ausschließt, mithin das bloße Gesetz für sich, kann ein Gegenstand der Achtung und hiermit ein Gebot sein. Nun soll eine Handlung aus Pflicht den Einfluß der Neigung und mit ihr jeden Gegenstand des Willens ganz absondern, also bleibt nichts für den Willen übrig, was ihn bestimmen könne, als objektiv das Gesetz und subjektiv reine Achtung für dieses praktische Gesetz, mithin die Maxime[1], einem solchen Gesetze selbst mit Abbruch aller meiner Neigungen Folge leisten.

Es liegt also der moralische Wert der Handlung nicht in der Wirkung, die daraus erwartet wird, also auch nicht in irgendeinem Prinzip der Handlung, welches seinen Bewegungsgrund von dieser erwarteten Wirkung zu entlehnen bedarf. Denn alle diese Wirkungen (Annehmlichkeit seines Zustandes, ja gar Beförderung fremder Glückseligkeit) konnten auch durch andere Ursachen zustande gebracht werden, und es brauchte also dazu nicht des Willens eines vernünftigen Wesens, worin gleichwohl das höchste und unbedingte Gute allein angetroffen werden kann. Es kann daher nichts anders als die Vorstellung des Gesetzes an sich selbst, die freilich nur im vernünftigen Wesen stattfindet, sofern sie, nicht aber die verhoffte Wirkung, der Bestimmungsgrad des Willens ist, das so vorzügliche Gute, welches wir sittlich nennen, ausmachen, welches in der Person selbst schon gegenwärtig ist, die danach handelt, nicht aber allererst aus der Wirkung erwartet werden darf[2].

[1] Maxime ist das subjektive Prinzip des Wollens; das objektive Prinzip (d. i. dasjenige, was allen vernünftigen Wesen auch subjektiv zum praktischen Prinzip dienen würde, wenn Vernunft volle Gewalt über das Begehrungsvermögen hätte) ist das praktische Gesetz.

[2] Man könnte mir vorwerfen, als suchte ich hinter dem Worte Achtung nur Zuflucht in meine dunkelen Gefühle, anstatt durch einen Begriff der Vernunft in der Frage deutliche Auskunft zu geben. Allein wenn Achtung gleich ein Gefühl ist, so ist es doch kein durch Einfluß empfangenes, sondern durch einen Vernunftbegriff selbstgewirktes Gefühl und daher von allen Gefühlen der ersteren Art, die sich auf Neigung oder Furcht bringen lassen, spezifisch unterschieden. Was ich unmittelbar als Gesetz für mich erkenne, erkenne ich mit Achtung, welche bloß das Bewußtsein der Unterordnung meines Willens unter einem Gesetze ohne Vermittlung anderer Einflüsse auf meinen Sinn bedeutet. Die unmittelbare Bestimmung des Willens durchs Gesetz und das Bewußtsein derselben heißt Achtung, so daß diese als Wirkung des Gesetzes aufs Subjekt und nicht als Ursache desselben angesehen wird. Eigentlich ist Achtung die Vorstellung von einem Werte, der meiner Selbstliebe Abbruch tut. Also ist es etwas, was weder als Gegenstand der Neigung noch der Furcht betrachtet wird, obgleich es mit beiden zugleich etwas Analogisches hat. Der Gegenstand der Achtung ist also lediglich das Gesetz, und zwar dasjenige, das wir uns selbst und doch als an sich notwendig auferlegen. Als Gesetz sind wir ihm unterworfen, ohne die Selbstliebe zu befragen; als uns von uns selbst auferlegt, ist es doch eine Folge unseres Willens und hat in der ersten Rücksicht Analogie mit Furcht, in der zweiten mit Neigung. Alle Achtung für eine Person ist eigentlich nur Achtung fürs Gesetz (der Rechtschaffenheit usw.), wovon jene uns das Beispiel gibt. Weil wir Erweiterungen unserer Talente auch als Pflicht ansehen, so stellen wir uns an einer Person von Talenten auch gleichsam das Beispiel eines Gesetzes vor (ihr durch Übung hierin ähnlich zu werden), und das macht unsere Achtung aus. Alles moralische sogenannte Interesse besteht lediglich in der Achtung fürs Gesetz.

Was kann das aber wohl für ein Geſetz ſein, deſſen Vorſtellung, auch ohne auf die daraus erwartete Wirkung Rückſicht zu nehmen, den Willen beſtimmen muß, damit dieſer ſchlechterdings und ohne Einſchränkung gut heißen könne? Da ich den Willen aller Antriebe beraubt habe, die ihm aus der Befolgung irgendeines Geſetzes entſpringen könnten, ſo bleibt nichts als die allgemeine Geſetzmäßigkeit der Handlungen überhaupt übrig, welche allein dem Willen zum Prinzip dienen ſoll, d. i. ich ſoll niemals anders verfahren, als ſo, daß ich auch wollen könne, meine Maxime ſolle ein allgemeines Geſetz werden. Hier iſt nun die bloße Geſetzmäßigkeit überhaupt (ohne irgendein auf gewiſſe Handlungen beſtimmtes Geſetz zum Grunde zu legen) das, was dem Willen zum Prinzip dient und ihm auch dazu dienen muß, wenn Pflicht nicht überall ein leerer Wahn und ſchimäriſcher Begriff ſein ſoll; hiemit ſtimmt die gemeine Menſchenvernunft in ihrer praktiſchen Beurteilung auch vollkommen überein und hat das gedachte Prinzip jederzeit vor Augen.

Die Frage ſei z. B.: darf ich, wenn ich im Gedränge bin, nicht ein Verſprechen tun, in der Abſicht, es nicht zu halten? Ich mache hier leicht den Unterſchied, den die Bedeutung der Frage haben kann, ob es klüglich oder ob es pflichtmäßig ſei, ein falſches Verſprechen zu tun. Das erſtere kann ohne Zweifel öfters ſtattfinden. Zwar ſehe ich wohl, daß es nicht genug ſei, mich vermittels dieſer Ausflucht aus einer gegenwärtigen Verlegenheit zu ziehen, ſondern wohl überlegt werden müſſe, ob mir aus dieſer Lüge nicht hinterher viel größere Ungelegenheit entſpringen könne als die ſind, von denen ich mich jetzt befreie, und, da die Folgen bei aller meiner vermeinten Schlauigkeit nicht ſo leicht vorauszuſehen ſind, daß nicht ein einmal verlorenes Zutrauen mir weit nachteiliger werden könnte als alles Übel, das ich jetzt zu vermeiden gedenke, ob es nicht klüglicher gehandelt ſei, hierbei nach einer allgemeinen Maxime zu verfahren und es ſich zur Gewohnheit zu machen, nichts zu verſprechen als in der Abſicht, es zu halten. Allein es leuchtet mir hier bald ein, daß eine ſolche Maxime doch immer nur die beſorglichen Folgen zum Grunde habe. Nun iſt es doch etwas ganz anderes, aus Pflicht wahrhaft zu ſein als aus Beſorgnis der nachteiligen Folgen: indem im erſten Falle der Begriff der Handlung an ſich ſelbſt ſchon ein Geſetz für mich enthält, im zweiten ich mich allererſt anderwärts umſehen muß, welche Wirkungen für mich wohl damit verbunden ſein möchten. Denn wenn ich von dem Prinzip der Pflicht abweiche, ſo iſt es ganz gewiß böſe; werde ich aber meiner Maxime der Klugheit abtrünnig, ſo kann das mir doch manchmal ſehr vorteilhaft ſein, wiewohl es freilich ſicherer iſt, bei ihr zu bleiben. Um indeſſen mich in Anſehung der Beantwortung dieſer Aufgabe, ob ein lügenhaftes Verſprechen pflichtmäßig ſei, auf die allerkürzeſte und doch untrügliche Art zu belehren, ſo frage ich mich ſelbſt: würde ich wohl damit zufrieden ſein, daß meine Maxime (mich durch ein unwahres Verſprechen aus der Verlegenheit zu ziehen) als ein allgemeines Geſetz (ſowohl für mich als andere) gelten ſolle, und würde ich wohl zu mir ſagen können:

es mag jedermann ein unwahres Verſprechen tun, wenn er ſich in Verlegenheit befindet, daraus er ſich auf andere Art nicht ziehen kann? So werde ich bald inne, daß ich zwar die Lüge, aber ein allgemeines Geſetz zu lügen gar nicht wollen könne; denn nach einem ſolchen würde es eigentlich gar kein Verſprechen geben, weil es vergeblich wäre, meinen Willen in Anſehung meiner künftigen Handlungen andern vorzugeben, die dieſem Vorgeben doch nicht glauben oder, wenn ſie es übereilterweiſe täten, mich doch mit gleicher Münze bezahlen würden, mithin meine Maxime, ſobald ſie zum allgemeinen Geſetze gemacht würde, ſich ſelbſt zerſtören müſſe.

Was ich alſo zu tun habe, damit mein Wollen ſittlich gut ſei, dazu brauche ich gar keine weit ausholende Scharfſinnigkeit. Unerfahren in Anſehung des Weltlaufs, unfähig auf alle ſich ereignende Vorfälle desſelben gefaßt zu ſein, frage ich mich nur: Kannſt du auch wollen, daß deine Maxime ein allgemeines Geſetz werde? Wo nicht, ſo iſt ſie verwerflich, und das zwar nicht um eines dir oder auch anderen daraus bevorſtehenden Nachteils willen, ſondern weil ſie nicht als Prinzip in eine mögliche allgemeine Geſetzgebung paſſen kann; für dieſe aber zwingt mir die Vernunft unmittelbare Achtung ab, von der ich zwar jetzt noch nicht einſehe, worauf ſie ſich gründe (welches der Philoſoph unterſuchen mag), wenigſtens aber doch ſo viel verſtehe: daß es eine Schätzung des Wertes ſei, welcher allen Wert deſſen, was durch Neigung angeprieſen wird, weit überwiegt, und daß die Notwendigkeit meiner Handlungen aus reiner Achtung fürs praktiſche Geſetz dasjenige ſei, was die Pflicht ausmacht, der jeder andere Bewegungsgrund weichen muß, weil ſie die Bedingung eines an ſich guten Willens iſt, deſſen Wert über alles geht.

So ſind wir denn in der moraliſchen Erkenntnis der gemeinen Menſchenvernunft bis zu ihrem Prinzip gelangt, welches ſie ſich zwar freilich nicht ſo in einer allgemeinen Form abgeſondert denkt, aber doch jederzeit wirklich vor Augen hat und zum Richtmaße ihrer Beurteilung braucht. Es wäre hier leicht zu zeigen, wie ſie mit dieſem Kompaſſe in der Hand in allen vorkommenden Fällen ſehr gut Beſcheid wiſſe, zu unterſcheiden, was gut, was böſe, pflichtmäßig oder pflichtwidrig ſei, wenn man, ohne ſie im mindeſten etwas Neues zu lehren, ſie nur, wie Sokrates tat, auf ihr eigenes Prinzip aufmerkſam macht, und daß es alſo keiner Wiſſenſchaft und Philoſophie bedürfe, um zu wiſſen, was man zu tun habe, um ehrlich und gut, ja ſogar um weiſe und tugendhaft zu ſein. Das ließe ſich auch wohl ſchon zum voraus vermuten, daß die Kenntnis deſſen, was zu tun, mithin auch zu wiſſen jedem Menſchen obliegt, auch jedes, ſelbſt des gemeinſten Menſchen Sache ſein werde. Hier kann man es doch nicht ohne Bewunderung anſehen, wie das praktiſche Beurteilungsvermögen vor dem theoretiſchen im gemeinen Menſchenverſtande ſo gar viel voraus habe. In dem letzteren, wenn die gemeine Vernunft es wagt, von den Erfahrungsgeſetzen und den Wahrnehmungen der Sinne abzugehen, gerät ſie in lauter Unbegreiflichkeiten

und Widerſprüche mit ſich ſelbſt, wenigſtens in ein Chaos von Ungewißheit, Dunkelheit und Unbeſtand. Im praktiſchen aber fängt die Beurteilungskraft dann eben allererſt an, ſich recht vorteilhaft zu zeigen, wenn der gemeine Verſtand alle ſinnlichen Triebfedern von praktiſchen Geſetzen ausſchließt. Er wird alsdann ſogar ſubtil, es mag ſein, daß er mit ſeinem Gewiſſen oder anderen Anſprüchen in Beziehung auf das, was recht heißen ſoll, ſchikanieren, oder auch den Wert der Handlungen zu ſeiner eigenen Belehrung aufrichtig beſtimmen will, und was das meiſte iſt, er kann im letzteren Falle ſich ebenſogut Hoffnung machen, es recht zu treffen, als es ſich immer ein Philoſoph verſprechen mag, ja iſt beinahe noch ſicherer hierin als ſelbſt der letztere, weil dieſer doch kein anderes Prinzip als jener haben, ſein Urteil aber durch eine Menge fremder, nicht zur Sache gehöriger Erwägungen leicht verwirren und von der geraden Richtung abweichend machen kann. Wäre es demnach nicht ratſamer, es in moraliſchen Dingen bei dem gemeinen Vernunfturteil bewenden zu laſſen und höchſtens nur Philoſophie anzubringen, um das Syſtem der Sitten deſto vollſtändiger und faßlicher, imgleichen die Regeln derſelben zum Gebrauche (noch mehr aber zum Disputieren) bequemer darzuſtellen, nicht aber um ſelbſt in praktiſcher Abſicht den gemeinen Menſchenverſtand von ſeiner glücklichen Einfalt abzubringen und ihn durch Philoſophie auf einen neuen Weg der Unterſuchung und Belehrung zu bringen?

Es iſt eine herrliche Sache um die Unſchuld, nur es iſt auch wiederum ſehr ſchlimm, daß ſie ſich nicht wohl bewahren läßt und leicht verführt wird. Deswegen bedarf ſelbſt die Weisheit — die ſonſt wohl mehr im Tun und Laſſen als im Wiſſen beſteht — doch auch der Wiſſenſchaft, nicht um von ihr zu lernen, ſondern ihrer Vorſchrift Eingang und Dauerhaftigkeit zu verſchaffen. Der Menſch fühlt in ſich ſelbſt ein mächtiges Gegengewicht gegen alle Gebote der Pflicht, die ihm die Vernunft ſo hochachtungswürdig vorſtellt, an ſeinen Bedürfniſſen und Neigungen, deren ganze Befriedigung er unter dem Namen der Glückſeligkeit zuſammenfaßt. Nun gebietet die Vernunft, ohne doch dabei den Neigungen etwas zu verheißen, unnachläßlich, mithin gleichſam mit Zurückſetzung und Nichtachtung jener ſo ungeſtümen und dabei ſo billig ſcheinenden Anſprüche (die ſich durch kein Gebot wollen aufheben laſſen) ihre Vorſchriften. Hieraus entſpringt aber eine natürliche Dialektik, d. i. ein Hang, wider jene ſtrengen Geſetze der Pflicht zu vernünfteln und ihre Gültigkeit, wenigſtens ihre Reinigkeit und Strenge in Zweifel zu ziehen und ſie womöglich unſern Wünſchen und Neigungen angemeſſener zu machen, d. i. ſie im Grunde zu verderben und um ihre ganze Würde zu bringen, welches denn doch ſelbſt die gemeine praktiſche Vernunft am Ende nicht gutheißen kann.

So wird alſo die gemeine Menſchenvernunft nicht durch irgendein Bedürfnis der Spekulation (welches ihr, ſolange ſie ſich genügt, bloße geſunde Vernunft zu ſein, niemals anwandelt), ſondern ſelbſt aus praktiſchen Gründen angetrieben, aus ihrem Kreiſe zu gehen und einen Schritt ins Feld einer praktiſchen Philoſophie

zu tun, um daſelbſt wegen der Quelle ihres Prinzips und richtigen Beſtimmung desſelben in Gegenhaltung mit den Maximen, die ſich auf Bedürfnis und Neigung fußen, Erkundigung und deutliche Anweiſung zu bekommen, damit ſie aus der Verlegenheit wegen beiderſeitiger Anſprüche herauskomme und nicht Gefahr laufe, durch die Zweideutigkeit, in die ſie leicht gerät, um alle echten ſittlichen Grundſätze gebracht zu werden. Alſo entſpinnt ſich ebenſowohl in der praktiſchen gemeinen Vernunft, wenn ſie ſich kultiviert, unvermerkt eine Dialektik, welche ſie nötigt, in der Philoſophie Hilfe zu ſuchen, als es ihr im theoretiſchen Gebrauche widerfährt, und die erſtere wird daher wohl ebenſowenig als die andere irgendwo ſonſt als in einer vollſtändigen Kritik unſerer Vernunft Ruhe finden.

Humanität

Immanuel Kant

Am 3. Februar 1804 ſchienen alle Triebfedern des Lebens in Kant gänzlich erſchlafft zu ſein und völlig nachzulaſſen, denn von dieſem Tage an aß er eigentlich nichts mehr. Seine Exiſtenz ſchien nur noch die Wirkung einer Art von Schwungkraft nach einer achtzigjährigen Bewegung zu ſein. Sein Arzt hatte mit mir verabredet, ihn um eine beſtimmte Stunde zu beſuchen, und dabei meine Anweſenheit gewünſcht. Hatte Kant es behalten oder vergeſſen, daß ich ihm geſagt hatte, ſein Arzt habe alle Belohnung großmütig verbeten und ſelbſt die ihm ſchon zugeſtellte mit einem ſehr rührenden Billett zurückgeſandt, das weiß ich nicht. Genug, Kant war vom Gefühl der Hochachtung und Dankbarkeit gegen ſeinen Kollegen tief durchdrungen. Als er ihn neun Tage vor ſeinem Tode beſuchte und Kant beinahe nichts mehr ſehen konnte, ſo ſagte ich ihm, daß ſein Arzt käme. Kant ſteht vom Stuhle auf, reicht dem Arzte die Hand, und ſpricht darauf von Poſten und wiederholt dieſes Wort oft in einem Tone, als wolle er ausgeholfen ſein. Der Arzt beruhigt ihn damit, daß auf der Poſt alles beſtellt ſei, weil er dieſe Äußerung für Phantaſie hält. Kant ſagt: „viele Poſten, beſchwerliche Poſten, bald wieder viele Güte, bald wieder Dankbarkeit“, alles ohne Verbindung, doch mit zunehmender Wärme und mehr Bewußtſein ſeiner ſelbſt. Ich erriet indeſſen ſeine Meinung ſehr wohl. Er wollte ſagen, bei den vielen und beſchwerlichen Poſten, beſonders bei dem Rektorat, ſei es viele Güte von ſeinem Arzt, daß er ihn beſuche. „Ganz recht“, war Kants Antwort, der noch immerfort ſtand und vor Schwäche faſt hinſank. Der Arzt bittet ihn, ſich zu ſetzen. Kant zaudert ver-

legen und unruhig. Ich war mit ſeiner Denkungsart zu bekannt, als daß ich mich in der eigentlichen Urſache dieſes Zögerns hätte irren ſollen, weshalb Kant ſeine ermüdende und ihn ſchwächende Stellung nicht änderte. Ich machte den Arzt auf die wahre Urſache, nämlich die feine Denkungsart und das artige Benehmen Kants aufmerkſam und gab ihm die Verſicherung, daß Kant ſich ſofort ſetzen würde, wenn er als Fremder nur erſt würde Platz genommen haben. Der Arzt ſchien dieſen Grund zu bezweifeln, wurde aber bald von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt und faſt zu Tränen gerührt, als Kant nach Sammlung ſeiner Kräfte mit einer erzwungenen Stärke ſagte: „Das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlaſſen.“

Über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen

Schiller

Achter Brief

ie Vernunft hat geleiſtet, was ſie leiſten kann, wenn ſie das Geſetz findet und aufſtellt; vollſtrecken muß es der mutige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten ſoll, ſo muß ſie ſelbſt erſt zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erſcheinungen einen Trieb aufſtellen; denn Triebe ſind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat ſie bis jetzt ihre ſiegende Kraft noch ſo wenig bewieſen, ſo liegt dies nicht an dem Verſtande, der ſie nicht zu entſchleiern wußte, ſondern an dem Herzen, das ſich ihr verſchloß, und an dem Triebe, der nicht für ſie handelte.

Denn woher dieſe noch ſo allgemeine Herrſchaft der Vorurteile und dieſe Verfinſterung der Köpfe bei allem Licht, das Philoſophie und Erfahrung aufſteckten? Das Zeitalter iſt aufgeklärt, das heißt die Kenntniſſe ſind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigſtens unſre praktiſchen Grundſätze zu berichtigen. Der Geiſt der freien Unterſuchung hat die Wahnbegriffe zerſtreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat ſich von den Täuſchungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophiſtik gereinigt, und die Philoſophie ſelbſt, welche uns zuerſt von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schoß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren ſind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemütern der Menschen etwas vorhanden sein, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: **sapere aude.**

Erkühne dich, weise zu sein. Energie des Muts gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegensetzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythus die Göttin der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süßen Ruhe nicht gerissen sein wollen. Der zahlreichere Teil der Menschen wird durch den Kampf mit der Not viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrtum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklichen Menschen unser Mitleiden verdienen, so trifft unsere gerechte Verachtung die andern, die ein besseres Los von dem Joch der Bedürfnisse frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantasie sich nach eignem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntnis zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet; und sie sollten eine Wahrheit so teuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Wert für sie besitzt? Sie müßten schon weise sein, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab.

Nicht genug also, daß alle Aufklärung des Verstandes nur insoferne Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfließt: sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfnis der Zeit, nicht bloß weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zur Verbesserung der Einsicht erweckt.

Neunter Brief

Aber ist hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretische Kultur soll die praktische herbeiführen und die praktische doch die Bedingung der theoretischen sein? Alle Verbesserung im Politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Cha-

rakter veredeln? Man müßte alſo zu dieſem Zwecke ein Werkzeug aufſuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die ſich bei aller politiſchen Verderbnis rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingeſtrebt haben. Dieſes Werkzeug iſt die ſchöne Kunſt, dieſe Quellen öffnen ſich in ihren unſterblichen Muſtern. Von allem, was poſitiv iſt und was menſchliche Konventionen einführten, iſt die Kunſt wie die Wiſſenſchaft losgeſprochen, und beide erfreuen ſich einer abſoluten Immunität von der Willkür der Menſchen. Der politiſche Geſetzgeber kann ihr Gebiet ſperren, aber darin herrſchen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit beſteht; er kann den Künſtler erniedrigen, aber die Kunſt kann er nicht verfälſchen. Zwar iſt nichts gewöhnlicher, als daß beide, Wiſſenſchaft und Kunſt, dem Geiſt des Zeitalters huldigen und der hervorbringende Geſchmack von dem beurteilenden das Geſetz empfängt. Wo der Charakter ſtraff wird und ſich verhärtet, da ſehen wir die Wiſſenſchaft ſtreng ihre Grenzen bewachen und die Kunſt in den ſchweren Feſſeln der Regel gehen; wo der Charakter erſchlafft und ſich auflöſt, da wird die Wiſſenſchaft zu gefallen und die Kunſt zu vergnügen ſtreben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen ſich die Philoſophen wie die Künſtler geſchäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menſchheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigner unzerſtörbarer Lebenskraft ringen ſich dieſe ſiegend empor.

Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurück — aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern, furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenſeits aller Zeit, von der abſoluten, unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier aus dem reinen Äther ſeiner dämoniſchen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Verderbnis der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat, aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Der Römer des erſten Jahrhunderts hatte längſt ſchon die Knie vor ſeinen Kaiſern gebeugt, als die Bildſäulen noch aufrecht ſtanden; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandtaten eines Nero und Commodus beſchämte der edle Stil des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuſchung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wiederher-

geſtellt werden. So wie die edle Kunſt die edle Natur überlebte, ſo ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt.

Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Verderbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetz, nicht niederwärts nach dem Glücke und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eiteln Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Taten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieſes Ideal in der Seele glüht, wurde die ſchöpferiſche Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verſchwiegnen Stein einzudrücken oder in das nüchterne Wort auszugießen und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungeſtüm, um durch dieſes ruhige Mittel zu wandern, ſtürzt ſich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben und unternimmt, den formloſen Stoff der moraliſchen Welt umzubilden. Dringend ſpricht das Unglück ſeiner Gattung zu dem fühlenden Menſchen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthuſiasmus entflammt ſich, und das glühende Verlangen ſtrebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur Tat. Aber befragte er ſich auch, ob dieſe Unordnungen in der moraliſchen Welt ſeine Vernunft beleidigen oder nicht vielmehr ſeine Selbſtliebe ſchmerzen? Weiß er es noch nicht, ſo wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf beſtimmte und beſchleunigte Wirkungen dringt. Der reine moraliſche Trieb iſt aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſobald ſie ſich aus der Gegenwart notwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg iſt zurückgelegt, ſobald er eingeſchlagen iſt.

Gib alſo, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wiſſen will, wie er dem edeln Trieb in ſeiner Bruſt, bei allem Widerſtande des Jahrhunderts, Genüge zu tun habe, gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du lehrend ihre Gedanken zum Notwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du handelnd oder bildend das Notwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe

verwandelſt. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es iſt ſchon gefallen, ſobald du gewiß biſt, daß es ſich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menſchen muß es ſich neigen. In der ſchamhaften Stille deines Gemüts erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du eines idealiſchen Gefolges in deinem Herzen verſichert biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſei nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben. Ohne ihre Schuld geteilt zu haben, teile mit edler Reſignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch (des Staates), das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Durch den ſtandhaften Mut, mit dem du ihr Glück verſchmäheſt, wirſt du ihnen beweiſen, daß nicht deine Feigheit ſich ihren Leiden unterwirft. Denke ſie dir, wie ſie ſein ſollten, wenn du auf ſie zu wirken haſt, aber denke ſie dir, wie ſie ſind, wenn du für ſie zu handeln verſucht wirſt. Ihren Beifall ſuche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwert berechne ihr Glück, ſo wird ein eigener Adel dort den übrigen aufwecken und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch; ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier mußt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Taten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgib ſie mit edeln, mit großen, mit geiſtreichen Formen, ſchließe ſie ringeum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet.

Soziales Ethos

Johann Gottlieb Fichte

Man hat unter uns wehmütige Gefühle geſehen und bittere Klagen gehört über das vermeinte Elend ſo vieler, die aus dem größten Überfluſſe plötzlich in einen weit mittelmäßigeren Zuſtand herabſanken — von denen ſie beklagen gehört, welche in ihren glücklichſten Tagen es nie ſo gut hatten als jene in ihrem größten Unſterne, und welche die geringen Überbleibſel vom Glücke jener für ein beneidenswertes Glück hätten halten dürfen. Die ungeheure Verſchwendung, die bisher an der Tafel eines Königs geherrſcht hatte, wurde in etwas einge-

ſchränkt, und Leute, die nie eine Tafel hatten noch haben werden wie jene eingeſchränkte, bedauerten dieſen König; eine Königin hatte eine kurze Zeitlang Mangel an einigen Kleidungsſtücken, und diejenigen, welche ſehr glücklich geweſen wären, wenn ſie dieſen Mangel hätten teilen dürfen, beklagten ihr Elend. Fehlt es auch unſerem Zeitalter an manchen lobenswürdigen Eigenſchaften, ſo ſcheint wenigſtens die Gutmütigkeit nicht darunter zu gehören! — Setzt man etwa bei dieſen Klagen ganz unbedingt das Syſtem voraus, daß nun einmal eine gewiſſe Klaſſe von Sterblichen, ich weiß nicht, welches Recht habe, alle Bedürfniſſe, die die ausſchweifendſte Einbildungskraft nur irgend ſich erdichten könne, zu befriedigen; daß eine zweite nur nicht ganz ſo viele als dieſe, eine dritte nur nicht ganz ſo viele als die zweite uſw. haben müſſe, bis man endlich zu einer Klaſſe herabkomme, die das Allerunentbehrlichſte entbehren müſſe, um jenen höheren Sterblichen das Allerentbehrlichſte liefern zu können? Oder ſetzt man dieſen Rechtsgrund bloß in die Gewohnheit und ſchließt ſo: Weil eine Familie bisher das Unentbehrliche von Millionen Familien verzehrt hat, ſo muß ſie notwendig fortfahren, es zu verzehren? Eine auffallende Folgenloſigkeit in unſerer Denkungsart iſt es immer, daß wir ſo empfindlich für das Elend einer Königin ſind, die einmal kein friſches Linnen hat, und den Mangel einer anderen Mutter, die dem Vaterlande auch geſunde Kinder gebar, welche ſie, ſelbſt in Lumpen gehüllt, nackend vor ſich herumgehen ſieht, indes in ihren Brüſten aus Mangel an Unterhalt die Nahrung austrocknet, die das Jüngſtgeborene mit entkräftetem Wimmern fordert — daß wir dieſen Mangel ſehr natürlich finden. — „Solche Leute ſind es gewohnt, ſie wiſſen's nicht beſſer", ſagt mit ſtickender Stimme der ſatte Wollüſtling, während er ſeinen köſtlichen Wein ſchlürft: aber das iſt nicht wahr; an den Hunger gewöhnt man ſich nie, an widernatürliche Nahrungsmittel, an das Hinſchwinden aller Kräfte und alles Mutes, an Blöße in ſtrenger Jahreszeit gewöhnt man ſich nie. Daß nicht eſſen ſolle, wer nicht arbeitet, fand Herr Rehberg naiv; er erlaube uns, nicht weniger naiv zu finden, daß allein der, welcher arbeitet, nicht eſſen oder das Uneßbarſte eſſen ſolle. Zu ſagen: „Das wird ſich alles ſchon von ſelbſt geben, jeder wird immer Arbeit und Brot finden", und es nun auf dieſes gute Glück ankommen zu laſſen, iſt einer durchaus rechtlichen Verfaſſung nicht anſtändig. Redet man etwa von einem Sperlinge, der, ſolange er dem Netze entgeht, ſein Körnchen freilich auch findet, auf den man aber keineswegs rechnet, und noch weit lieber ſehe, er fände ſein Körnchen nicht?

Überläßt der Staat dieſe Volksklaſſen dem Ungefähr, ſo gibt er ihnen durchaus nichts. Ihr Fortkommen iſt ebenſo durchaus ihr eigenes Werk, als ihre Kunſt oder Kenntnis es iſt. Sie haben ſonach gar nicht Verzicht auf das Eigentum anderer geleiſtet. Der Staat kann mit keinem Rechte ſie in Abſicht ihres Gewerbes unter Geſetze und ein beſtimmtes Verhältnis gegen die übrigen Volksklaſſen bringen. Sie ſind in jeder Rückſicht frei, ſowohl vom Geſetze als dem

Rechte entblößt, ohne Regel wie ohne Garantie, halbe Wilde im Schoße der Geſellſchaft. Bei der völligen Unſicherheit, in welcher ſie ſich befinden, bevorteilen und berauben ſie — zwar nennt man es nicht Raub, ſondern Gewinn —, ſie bevorteilen und berauben ſo lange und ſo gut, als ſie es können, diejenigen, welche hinwiederum ſie bevorteilen und berauben werden, ſobald ſie die Stärkeren ſind. Sie treiben es ſo lange, als es geht, und bringen für den Notfall, gegen welchen ihnen nichts bürgt, in Sicherheit, ſoviel ſie vermögen. Und an dieſem allen tun ſie nichts weiter, als wozu ſie das vollkommenſte Recht haben.

Es ſollen erſt alle ſatt werden und feſt wohnen, ehe einer ſeine Wohnung verziert, erſt alle bequem und warm gekleidet ſein, ehe einer ſich prächtig kleidet. Es iſt eben unrecht, daß einer das Entbehrliche bezahlen könne, indes irgendeiner ſeiner Mitbürger das Notdürftige nicht vorhanden findet oder nicht bezahlen kann; und das, womit der erſtere bezahlt, iſt gar nicht von Rechts wegen und im Vernunftſtaat das Seinige.

Von den Völkern

Wilhelm von Humboldt

Was der einzelne Menſch für ſich nicht vermag, das kann durch die Vereinigung aller geſellſchaftlich bewirkt werden. Der einzelne kann das Ideal menſchlicher Vollkommenheit nur von einer Seite, nur nach Maßgabe ſeiner Eigentümlichkeit darſtellen, aber durch die vergleichende Betrachtung vieler dieſer einſeitigen und verſchiedenen Darſtellungen nähern wir uns einer anſchaulichen Vorſtellung von der Vollſtändigkeit desſelben, als eines Ganzen. Mannigfaltigkeit der Charaktere iſt daher die erſte Forderung, welche an die Menſchheit ergeht, wenn wir ſie uns als Ganzes zu höherer Vollkommenheit fortſchreitend denken. Mannigfaltigkeit reizt die Kräfte zum Kampf und zum Wetteifer, hindert das verderbliche Stocken der Tätigkeit, das immer ſehr leicht die Folge einer ermüdenden Gleichförmigkeit iſt, und vermehrt unmittelbar und mittelbar, indem ſie die äußeren Verhältniſſe ſelbſt ſchwieriger und verwickelter macht, Bewegung und Leben. Iſt ſie noch außerdem zugleich eine Mannigfaltigkeit vorzüglicher Fähigkeiten, und ſind es, nach dem ſoeben näher beſtimmten Begriff, idealiſch gebildete Individuen, die ſich einander in gegenſeitiger Berührung begegnen, ſo erhöht ſie nicht bloß die Stärke der Kraftäußerung, ſondern auch ihre wohltätige Zweckmäßigkeit. Denn anſtatt daß die kontraſtierenden Seiten ſonſt miteinander kämpfen, greifen ſie vielmehr hier ineinander ein, und die Verſchiedenheit, die

ſonſt nur trennt und zerſtört, verbindet hier mehrere für ſich mangelhafte Teile zu einem vollkommenen Ganzen. Sehr häufig dürfen wir zwar dieſes Ganze nur in dem Geiſte des Beobachters aufſuchen, der die einzelnen einſeitigen Extreme in ſeiner Betrachtung vergleichend verknüpft; aber man braucht nur mehrere und oft auf dieſe Betrachtung zurückzuführen, und ſie wird ſich gewiß auch praktiſch nützlich erweiſen.

Zu dieſer nun gibt kein anderes Land einen ſo reichlichen Stoff her als das heutige Europa. In keinem anderen Weltteil und zu keiner anderen Zeit haben ſo viele und verſchiedene Stämme und Nationen in ſo naher Berührung miteinander geſtanden, ein Vorteil, den wir der vereinten Wirkung der ſchon ſonſt in dieſer Rückſicht bemerkten, überall eingeſchnittenen buſenreichen geographiſchen Lage unſeres Weltteils (vorzüglich in ſeinem vorderſten kultivierteſten Teile), die eine ſo große Küſtenfläche darbietet, ſeiner politiſchen Verfaſſung und der ſeit einigen Jahrhunderten durch Handel, Wiſſenſchaften und Künſte bewirkten Verbindung ſchuldig ſind. Da die Hauptnationen ſich dennoch in abgeſonderter Eigentümlichkeit ausbilden, ſo verraten ſie auffallende Verſchiedenheiten, die aber der Geiſt des Beobachters zu einem Ganzen verknüpfen kann.

So macht z. B. der heitere Frohſinn des franzöſiſchen Charakters, welcher den dichteriſchen Werken dieſer Nation anziehenden Reiz und leichte Zierlichkeit ſowie ihrem Umgange gefällige Anmut leiht, ſelbſt dem ſtreng wiſſenſchaftlichen Vortrag fruchtbaren Eingang verſchafft und alle Verhältniſſe des Lebens ihrer drückenden Schwere beraubt, aber auch Gefahr läuft, den Geiſt zu oberflächlicher Seichtigkeit und die Geſinnungen zu frevelndem Leichtſinn zu verführen, einen ſcharfen Gegenſatz gegen den nachdenkenden Ernſt des engliſchen, der ſich in dem Gebiet des Geſchmacks bis zur höchſten Schönheit emporſchwingt, in den Wiſſenſchaften die letzten Tiefen ergründet und im handelnden Leben mit männlicher Würde unverrückt feſten Grundſätzen folgt, aber auch leicht in ſchwärmeriſche Schwermut, leere Feierlichkeit und zurückſtoßende Kälte ausartet. Beide aber zuſammengenommen zeigen den Grad ernſter Würde und gefälliger Leichtigkeit, die in dem idealiſchen Menſchen immer zugleich miteinander gemiſcht ſein ſollten. Durch wiſſenſchaftliche Ausbildung und geſellſchaftliche Verfeinerung ſchleifen ſich dieſe kontraſtierenden Verſchiedenheiten indes auch in der Wirklichkeit nach und nach ab, und in den gebildetſten Zirkeln Europens offenbart ſich daher eine Gleichförmigkeit, durch welche die eingeſchränkten und untätigen Köpfe freilich ihr Unvermögen, irgendeinen beſtimmten Charakter anzunehmen, aber die guten und energiſchen ihr ſeltenes Talent, jede Eigentümlichkeit für ihre Bildung zu benutzen, verraten. Eine ſolche auf Erfahrung und Weltkenntnis gegründete vielſeitige Kultur findet ſich jedoch, wie man ſich billigerweiſe nicht verleugnen darf, immer noch zu ausſchließend allein in der äußeren Verfeinerung der Sitten, höchſt ſelten hingegen in der inneren Geiſtesform und dem eigentlichen Charakter, daher auch die Schriftſteller aller Nationen

noch immer zu ſehr entweder eine einſeitige Originalität oder eine zweckwidrige Nachahmung irgendeiner einzelnen fremden Manier an ſich tragen. Je mehr die echte Ausbildung zunimmt, deſto mehr hören die Kontraſte der verſchiedenen Individualitäten auf, miteinander in Streit zu ſtehen, und daher iſt unter den minder ausgebildeten Klaſſen einer Nation die Abneigung ebenſo groß, als unter den feineren die Neigung, aus ihrem Kreiſe herauszugehen und ſich mit anderen Nationen zu vermiſchen.

Jede menſchliche Individualität iſt eine in der Erſcheinung wurzelnde Idee, und aus einigen leuchtet dieſe ſo ſtrahlend hervor, daß ſie die Form des Individuums nur angenommen zu haben ſcheint, um in ihr ſelbſt ſich zu offenbaren. Wenn man das menſchliche Wirken entwickelt, ſo bleibt, nach Abzug aller dasſelbe beſtimmenden Urſachen, etwas Urſprüngliches in ihm zurück, das, anſtatt von jenen Einflüſſen erſtickt zu werden, vielmehr ſie umgeſtaltet, und in demſelben Element liegt ein unaufhörlich tätiges Beſtreben, ſeiner inneren, eigentümlichen Natur äußeres Daſein zu verſchaffen. Nicht anders iſt es mit der Individualität der Nationen, und in vielen Teilen der Geſchichte iſt es ſichtbarer an ihnen als an den einzelnen, da ſich der Menſch in gewiſſen Epochen und unter gewiſſen Umſtänden gleichſam herdenweiſe entwickelt. Mitten in den durch Bedürfnis, Leidenſchaft und ſcheinbaren Zufall geleiteten Begebenheiten der Völker wirkt daher und mächtiger als jene Elemente das geiſtige Prinzip der Individualität fort; es ſucht der ihm innewohnenden Idee Raum zu verſchaffen, und es gelingt ihm, wie die zarteſte Pflanze durch das organiſche Anſchwellen ihrer Gefäße Gemäuer zerſprengt, das ſonſt den Einwirkungen von Jahrhunderten trotzte. Neben der Richtung, welche Völker und einzelne dem Menſchengeſchlecht durch ihre Taten erteilen, laſſen ſie Formen geiſtiger Individualität zurück, dauernder und wirkſamer als Begebenheiten und Ereigniſſe.

Liebe und Tod

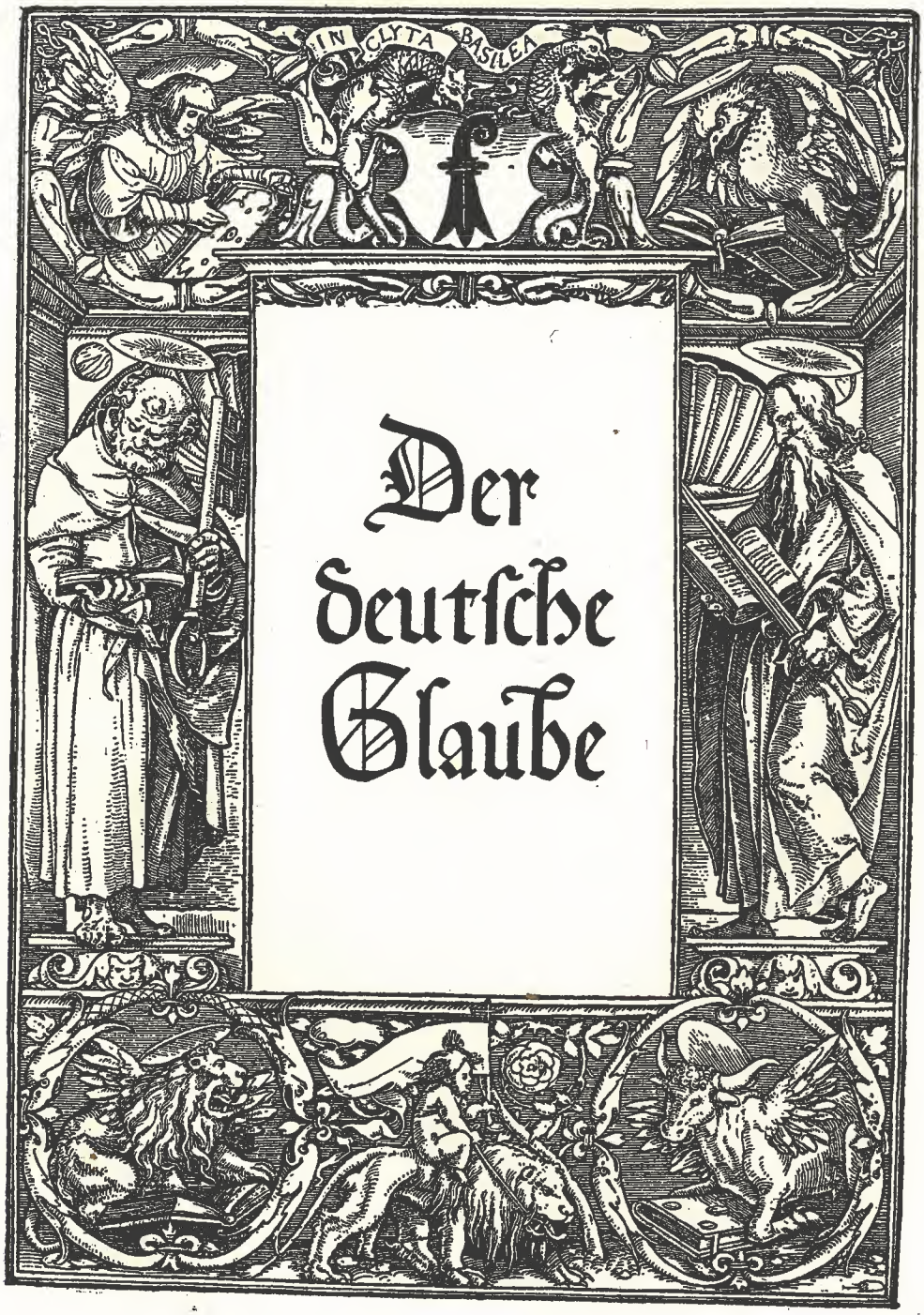
Schleiermacher

Wohl fürchten die Menſchen, daß nicht lange die Freundſchaft währe, wandelbar ſcheint ihnen das Gemüt, es könne der Freund ſich ändern, mit der alten Geſinnung fliehe die alte Liebe, und Treue ſei ein ſeltenes Gut. Sie haben recht; es liebt ja, wenn ſie über das Nützliche hinaus noch etwas kennen, doch einer vom andern nur den leichten Schein, der das Gemüt umfließt, die oder jene Jugend, die, was ſie eigentlich im Innern ſei, ſie nie erforſchen; und wenn in den Verwirrungen des Lebens ihnen das zerfließt, ſo ſchämen ſie ſich nicht, nach langen Jahren noch zu geſtehn, ſie haben am Menſchen ſich geirrt. Mir iſt nicht

ſchöne Geſtalt, noch was ſonſt im erſten Anblick das Herz der Menſchen fängt, verliehen: doch webt ſich jeder, der mein Innres nicht durchſchaut, auch einen ſolchen Schein. Da wird das gute Herz geliebt, das ich nicht möchte, das beſcheidne Weſen, das ich nicht habe, die Klugheit auch, die ich von Herzen verachte. Ja, ſolche Liebe hat mich ſchon oft verlaſſen; auch gehört ſie nicht zu jener Habe, die mir teuer iſt. Nur was ich ſelbſt hervorgebracht und immer wieder aufs neue mir erwerbe, iſt für mich Beſitz: wie könnt ich zu dem Meinen rechnen, was nur aus jenem Schein entſteht, den ihr blödſichtig Auge dichtet. Rein weiß ich mich davon, daß ich ſie nicht betrüge; aber wahrlich, es ſoll die falſche Liebe mich auch nicht länger, als ich es tragen mag, verfolgen. Nur eine Äußerung des innern Weſens, die ſie nicht mißverſtehen können, koſtet's mich; nur einmal ſie geradehin auf das zu führen, was ich im Gemüt am köſtlichſten bewahre, und was ſie nicht dulden mögen: ſo bin ich ledig der Qual, daß ſie mich für den Ihren halten, daß mich lieben, die mich haſſen ſollten. Gern geb ich ihnen die Freiheit wieder, die in falſchem Schein befangen war. Die aber ſind mir ſicher, die wirklich mich, mein innres Weſen, lieben wollen, und feſt umſchlingt ſie das Gemüt und wird ſie nimmer laſſen. Sie haben mich erkannt, ſie ſchauen den Geiſt, und die ihn einmal lieben, wie er iſt, die müſſen ihn immer wieder und immer tiefer lieben, je mehr er ſich entwickelt und bildet.

Dieſer Habe bin ich ſo gewiß als meines Seins; auch hab ich keinen noch verloren, der mir je in Liebe teuer ward. Du, der in friſcher Blüte der Jugend, mitten im raſchen frohen Leben unſern Kreis verlaſſen mußteſt — ja, ich darf anreden das geliebte Bild, das mir im Herzen wohnt, das mit dem Leben und der Liebe fortlebt, und mit dem Gram nimmer hat dich mein Herz verlaſſen; es hat dich mein Gedanke fortgebildet, wie du dich ſelbſt gebildet haben würdeſt, hätteſt du erlebt die neuen Flammen, die die Welt entzünden, es hat dein Denken mit dem meinen ſich vereint, und das Geſpräch der Liebe zwiſchen uns, der Gemüter Wechſelanſchauung hört nimmer auf und wirket fort auf mich, als lebteſt du neben mir wie ſonſt. Ihr Geliebten, die ihr wirklich, nur in der Ferne, lebt und oft von eurem Geiſt und Leben ein friſches Bild mir ſendet, was kümmert uns der Raum? Wir waren lange beieinander und waren uns weniger gegenwärtig, als wir jetzt ſind: denn was iſt Gegenwart als die Gemeinſchaft der Geiſter? Was ich nicht ſehe von eurem Leben, bild ich ſelbſt, ihr ſeid mir nahe bei allem in mir, um mich her, was euren Geiſt lebendig berühren muß, und wenig Worte beſtätigen mir alles oder leiten auf rechte Spur mich, wo noch Irrtum möglich war. Ihr, die ihr mich jetzt umgebt in ſüßer Liebe, ihr wißt, wie wenig die Luſt mich quält, die Erde zu durchwandeln; ich ſtehe feſt an meinem Ort und werde nicht verlaſſen den ſchönen Beſitz, in jedem Augenblick Gedanken und Leben mit euch tauſchen zu können; wo ſolche Gemeinſchaft iſt, da iſt mein Paradies. Gebietet über euch ein anderer Gedanke, wohl: es gibt für uns doch keine Entfernung. — Aber Tod? Was iſt denn Tod als größere Entfernung?

Düſtrer Gedanke, der unerbittlich jedem Gedanken an Leben und Zukunft folgt! Wohl kann ich ſagen, daß die Freunde mir nicht ſterben; ich nehm' ihr Leben in mich auf, und ihre Wirkung auf mich geht niemals unter: mich aber tötet ihr Sterben. Es iſt das Leben der Freundſchaft eine ſchöne Folge von Akkorden, der, wenn der Freund die Welt verläßt, der gemeinſchaftliche Grundton abſtirbt. Zwar innerlich hallt ihn ein langes Echo ununterbrochen nach, und weiter geht die Muſik: doch erſtorben iſt die begleitende Harmonie in ihm, zu welcher ich der Grundton war, und die war mein, wie dieſe in mir ſein iſt. Mein Wirken in ihm hat aufgehört, es iſt ein Teil des Lebens verloren. Durch Sterben tötet jedes liebende Geſchöpf, und wem der Freunde viele geſtorben ſind, der ſtirbt zuletzt den Tod von ihrer Hand, wenn ausgeſtoßen von aller Wirkung auf die, welche ſeine Welt geweſen, und in ſich ſelbſt zurückgedrängt der Geiſt ſich ſelbſt verzehrt. Zwiefach iſt des Menſchen notwendiges Ende. Vergehen muß, wem ſo unwiederbringlich das Gleichgewicht zerſtört iſt zwiſchen dem innern und äußern Leben. Vergehen müßte auch, wem es anders zerſtört iſt, wer, am Ziele der Vollendung ſeiner Eigentümlichkeit angelangt, von der reichſten Welt umgeben, in ſich nichts mehr zu handeln hätte; ein ganz vollendetes Weſen iſt ein Gott, es könnte die Laſt des Lebens nicht ertragen und hat nicht in der Welt der Menſchheit Raum. Notwendig alſo iſt der Tod, und dieſer Notwendigkeit mich näher zu bringen, ſei der Freiheit Werk, und ſterbenwollen können mein höchſtes Ziel! Ganz und innig will ich die Freunde umfaſſen und ihr ganzes Weſen ergreifen, daß jeder mich mit ſüßen Schmerzen töten helfe, wenn er mich verläßt, und immer fertiger will ich mich bilden, daß auch ſo dem Sterbenwollen immer näher die Seele komme. Aus beiden Elementen iſt immer der Tod des Menſchen zuſammengeſetzt, und ſo werden nicht die Freund' alle mich verlaſſen, noch werd' ich jemals ganz der Vollendung Ziel erreichen. In ſchönem Ebenmaß werd' ich nach meines Weſens Natur mich ihm von allen Seiten nähern; dies Glück gewähren mir meine ſchöne Ruhe und mein ſtilles gedankenvolles Leben. Es iſt das höchſte für ein Weſen wie meines, daß die innere Bildung auch übergeh' in äußre Darſtellung, denn durch Vollendung nähert jede Natur ſich ihrem Gegenſatz. Der Gedanke, in einem Werk der Kunſt mein innres Weſen und mit ihm die ganze Anſicht, die mir die Menſchheit gab, zurückzulaſſen, iſt in mir die Ahndung des Todes. Wie ich mir der vollen Blüte des Lebens bewußt zu werden anfing, keimte er auf, jetzt wächſt er in mir täglich und nähert ſich der Beſtimmtheit. Unreif, ich weiß es, werd' ich ihn aus freiem Entſchluß aus meinem Innern löſen, ehe das Feuer des Lebens ausgebrannt iſt; ließ ich ihn aber reifen und vollkommen werden das Werk: ſo müßte dann, ſowie das treue Ebenbild erſchiene in der Welt, mein Weſen ſelbſt vergehn; es wäre vollendet.



Der deutsche Glaube

Die Religion der Germanen

Eugen Mogk

Zwei Dinge erfüllten das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Kant

inen germanischen Olymp, ein germanisches Götterſyſtem, wie es Snorre in ſeiner Edda darſtellt, hat es nie gegeben. Solche Vorſtellungen ſind in der Stube reflektierender Forſcher entſtanden, aber nicht im lebendigen Glauben des Volkes. Der Glaube unſerer Vorfahren iſt nie etwas Abgeſchloſſenes, nie etwas Dauerndes, nie etwas Einheitliches der Geſamtheit geweſen. Dogmatiſches Denken hat dabei wie allen Naturvölkern auch den Germanen vollſtändig fern gelegen. Alte Glaubensvorſtellungen haben ſich ſtetig mit neuen verbunden, haben ſich dieſen in Sitte und Aberglauben untergeordnet und ſind dann in verblaßter Form durch Jahrtauſende von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt worden. Die Lebensintereſſen, wirtſchaftliche und ſoziale Verhältniſſe der einzelnen Stämme haben auch ihren Glauben an höhere Weſen, ihre Religion beeinflußt, ihn umgeſtaltet oder neue Gebilde entſtehen laſſen. Und daneben hat ſeit grauer Vorzeit das ewig wandernde Märchen ſich bald hier, bald da den Geſtalten des Glaubens angeſchmiegt. So finden wir in den Quellen altgermaniſcher Religion und Mythologie Schichten aus ganz verſchiedenen Zeiten unſeres Volkes über- und nebeneinander. Sie gleichen den Schichten der Erdrinde, und dasjenige, was unſere Mythologen nur zu oft als den Kern altgermaniſchen Glaubens anſehen, die Erzählungen von dem Tun und Treiben vermenſchlichter Gottheiten, iſt nur die jüngſte Schicht, gewiſſermaßen dem Alluvialgebilde unſerer Erde vergleichbar. Dieſe verſchiedenen Schichten zu erkennen und voneinander zu ſondern, gelingt nur durch das Studium der vergleichenden Religionsgeſchichte, das uns einen Einblick in die Anfänge religiöſen Denkens und des Kultus der Menſchheit und in das allmähliche Wachſen der Glaubensvorſtellungen unkultivierter Völker gewährt. Hier finden wir auch die Geſetze religiöſen Denkens, und manches wird uns durch ſolche Vergleichung bei den Germanen erſt verſtändlich. Denn vieles, was bei ihnen zur Sitte und zum Brauch im Alltagsleben erſtarrt iſt, hat ſich bei anderen Völkern noch als weſentlicher Faktor religiöſen Kultes erhalten.

Alle Religion hat ihre Wurzel in dem Gefühl des Menſchen, daß er mehr oder weniger von der ihn umgebenden Natur abhängig iſt. Alles, was die Natur in ſeiner Umgebung geſchaffen, hat für den primitiven Menſchen inneres Leben, wie er ſelbſt. Er gleicht hierin dem Kinde, das mit ſeiner Puppe ſpricht oder den

Tiſch ſchlägt, an den es ſich geſtoßen hat. Er kann ſich einen Fluß, einen Baum, einen Berg, ja ſelbſt Dinge, die er geſchaffen hat, nicht ohne Leben, ohne Seele denken, wie er ſie ſelbſt beſitzt. In dieſem Glauben wurzelt der Animismus, die Beſeelung der Natur, die wir bei allen Völkern der Erde finden und die auch bei den Glaubensvorſtellungen der Germanen eine tiefe Schicht bildet. Daneben hat das Seelenleben des Mikrokosmus tiefen Eindruck auf das Gemüt des natürlichen Menſchen gemacht. Der Tod und der Traum während des Schlafes haben ihn zur Überzeugung eines zweiten Ich in dem Menſchen gebracht, das im Schlafe den Körper verlaſſen kann, das nach dem Tode aus ihm weicht, aber in ſeiner Nähe noch fortlebt. So entſtand der Glaube an die Sonderexiſtenz und an das Fortleben der menſchlichen Seele, der Manismus, und die im engſten Zuſammenhang hiermit ſtehende Verehrung der Toten, der Ahnenkult. Animismus und Manismus werden dann faſt überall miteinander verquickt: in dem Leben, in den Elementen und den Erzeugniſſen der Natur zeigt ſich das Wirken der Geiſter, der Seelen der Abgeſchiedenen. Oft läßt es ſich gar nicht feſtſtellen, ob Zeugniſſe des Kultes und Glaubens auf animiſtiſche oder maniſtiſche Vorſtellungen zurückgehen. Dieſe Verquickung bildet den Anfang zur Perſonifikation der Naturerſcheinungen, der Elemente: die Phantaſie ließ in der belebten Natur Weſen entſtehen, denen man Eigenſchaften gab und Lebensanſprüche zuſchrieb, wie ſie der Menſch ſelbſt hatte. So entſtanden die Dämonen und die Götter. Jene bleiben meiſt auf ihr Urſprungsgebiet beſchränkt und werden nicht ſelten Sammelpunkte von Märchenmotiven, die Gottheiten dagegen treten in den Mittelpunkt religiöſen Kultes, verändern und erweitern das Gebiet ihrer Herrſchaft je nach den Lebensintereſſen des Volkes oder Stammes, ziehen nicht ſelten andere Götter an ſich, an die nur dieſer oder jener Beiname noch ſchwach erinnert. Die Vorſtellungen von den Geſtalten all dieſer Weſen ſind meiſt unklar, faſt ſchemenhaft. Bald wähnte man ſie in Tiergeſtalt, bald in vergrößerter oder verkleinerter Menſchengeſtalt. Bildniſſe von ihnen, ſelbſt von den Göttern, kannte man urſprünglich nicht. Erſt unter dem Einfluſſe ſüdeuropäiſcher Kultur kamen dieſe in der frühhiſtoriſchen Zeit unſeres Volkes nach Mittel- und Nordeuropa, und mit dem Götterbild, das der menſchlichen Geſtalt nachgeahmt war, entſtand zugleich der Raum, in dem es aufgeſtellt und verehrt wurde, das umſchloſſene Götterheiligtum. Nach ſolcher Vermenſchlichung höherer Mächte ſtellte ſich bald die mythologiſche Dichtung ein: man erzählte von den Göttern, was man als Menſch getan und erlebt hatte, bald romanhaft, bald novelliſtiſch ausgebildet, und unwillkürlich knüpfte ſich auch an ſie das farbenreiche Märchen. Erſt in der ſpäteſten Zeit des Heidentums und nachweisbar nur bei Nordgermanen bemächtigte ſich der ſpekulative Geiſt der Gegenſtände des Glaubens, und ſo entſteht jene heidniſch-germaniſche Theologie, wie ſie uns zum Teil in der eddiſchen Dichtung vorliegt. Der Glaube an das Wirken der menſchlichen Umgebung, beſonders der Natur, offenbart ſich aber auch in der religiöſen Handlung, dem Kulte.

Von der Vollendung der Seele

Meiſter Eckehart

Eine Kollazie

Erſtens: Von der edlen Bildung der Seele

er zur höchſten Vollendung ſeines Weſens gelangen will und zum Schauen Gottes, des höchſten Gutes, der muß ein Erkennen haben ſeiner ſelbſt wie deſſen, was über ihm iſt, bis auf den Grund. So nur gelangt er zu der höchſten Lauterkeit. Darum, lieber Menſch, lerne dich ſelber kennen, das iſt dir beſſer, als ob du aller Kreaturen Kräfte erkänneſt! Wie du dich ſelbſt erkennen ſollſt, dafür beachte zweierlei.

Zunächſt ſiehe zu, ob deine äußeren Sinne in rechter Weiſe ihres Amtes walten. Bedenke: das Böſe bietet ſich dem Auge nicht minder dar wie das Gute; zum Ohre dringt das eine ſo gut wie das andere; und ſo bei allen Sinnen. Darum müßt ihr euch mit allem Ernſt auf das Gute hinrichten! Soviel von den äußeren Sinnen.

Sodann von den inneren Sinnen oder den höheren Kräften der Seele! Niedere und obere unterſcheiden wir. Die niederen ſind ein Mittleres zwiſchen den oberen Kräften und den äußeren Sinnen. Sie reichen dicht heran an die äußeren Sinne: was das Auge ſieht, was das Ohr hört, das bietet der Sinn zunächſt dem Begehren dar. Iſt hier gehörig Stellung genommen, ſo bietet dieſes es der zweiten Kraft fort, der Betrachtung. Die bringt es zur Anſchauung und bietet es dann abermals fort an die Unterſcheidungsgabe oder den Verſtand. So wird es immer mehr geläutert für die Aufnahme in die oberſten Kräfte. Denn die Seele beſitzt die edle Gabe, das Aufgenommene der Ähnlichkeit mit ſich ſelber und aller Sinnfälligkeit zu entkleiden und es ſo hinaufzutragen in die oberſten Kräfte. Dort wird es aufbewahrt im Gedächtnis, durchdrungen in der Vernunft und vollbracht im Willen. Dies ſind die oberſten Kräfte der Seele. Sie ſind enthalten in einer Natur: alles was die Seele wirkt, das wirkt, und zwar vermittels der Kräfte, ihre einfache Natur.

Nun wird man ſagen: Was iſt das, die Natur der Seele? Da gebt wohl acht: die letzte Gewißheit in der Seele, das iſt der Seele ſchlechthin einfache Natur. Dieſe Seelennatur iſt ſo feinfügig, daß der Raum ſie ſo wenig kümmert, als ob ſie gar nicht in ihm wäre. Man ſieht das daran: hätte ein Menſch tauſend Meilen entfernt einen lieben Freund, ſeine Seele ſtrömte dorthin mit allem ihren Vermögen und liebte dort ihren lieben Freund. Das bezeugt Sankt Auguſtinus und ſagt: Wo die Seele liebt, da iſt ſie mehr, als wo ſie das Leben ſchafft.

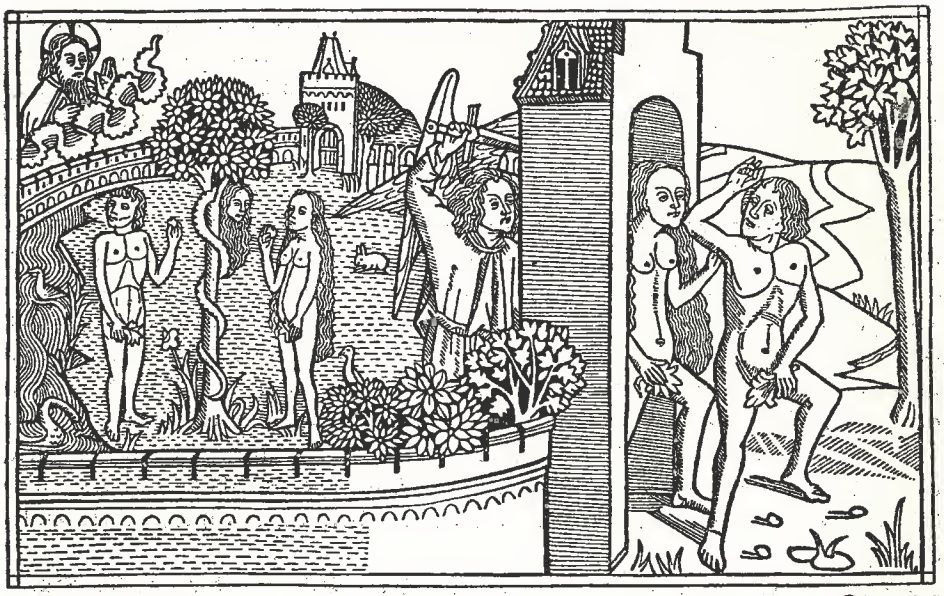
Wohlan, lieben Freunde, betrachten wir nun die oberſten Kräfte nach ihren Unterſchieden, wie trefflich ſie verfaßt, und wozu eine jede berufen iſt; wenn ſie gleich ein und derſelben Natur angehören!

Das Gedächtnis hat die Gabe aufzubewahren — alles das, was die anderen Kräfte in ſie bringen. Die zweite Kraft, die Vernunft, iſt ſo edel: wenn ſie ſich auf das höchſte Gut, auf Gott ſelber, richtet, ſo müſſen ihr alle anderen Kräfte nach beſtem Vermögen dienſtbar ſein. Die dritte Kraft, der Wille, beſitzt die Gabe, zu gebieten, was ſie will, zu verbieten, was ſie nicht will; was ſie nicht will, des iſt ſie ledig und frei.

Unter den Meiſtern herrſcht Streit, ob die Vernunft den Vorrang habe oder der Wille? Seht! mit den beiden ſteht es ſo: Die Dinge, die jetzt für uns zu hoch ſind, die bemerkt die Vernunft doch. Dagegen iſt der Wille es allein, der alle Dinge vermag. Das bezeugt Sankt Paulus und ſpricht: „Ich vermag alle Dinge mit Gott, der ſtärkt mich.“ Wo alſo die Vernunft nicht weiter kann, da ſchwingt ſich der Wille, im Lichte und in der Kraft des Glaubens, überlegen auf. Da will der Wille über allem Erkennen ſein. Das iſt ſeine höchſte Leiſtung.

Nun ſeht! wiewohl der Wille die Freiheit hat, zu tun und zu laſſen, was er will, ſo vollbringt er dieſen Überſchwung doch nicht allein aus eigener Kraft, ſondern dazu wird ihm Hilfe zuteil, ſowohl von den anderen Kräften wie auch von dem Glauben. Folgender Art iſt dieſe Hilfe. Den Kräften iſt gemeinſam die einfache Natur der Seele; die bewirkt auch jenen Überſchwung im Willen. So ſind alſo auch die anderen Vermögen, ſofern ſie in der einfachen Natur mit enthalten ſind, Urſache des Überſchwunges. Das iſt eine Hilfe. Fragen wir uns ferner: welches iſt in der Dreifaltigkeit der Seele diejenige Kraft, in der der Glaube zuerſt entſpringt? Die mittelſte iſt es: er entſpringt im Erkennen. Fruchtbar aber wird er im Willen — und der Wille wieder wird fruchtbar im Glauben. So iſt alſo auch das Licht des Glaubens Urſache jenes Überſchwunges. Das iſt abermals eine Hilfe. Und noch von einer weiteren Hilfe iſt zu ſagen. Die Vernunft iſt nach außen gewendet: ſie hört und vernimmt; daran vollzieht ſie dann ihr Scheiden, Ordnen und Setzen. Aber wenn ſie auch ihrem Werke in der höchſten Vollendung obliegt, ſo hat ſie dennoch immer noch etwas über ſich, was ſie nicht zu ergründen vermag. Aber immerhin erkennt ſie doch, daß da noch etwas Übergeordnetes iſt. Dies nun tut ſie dem Willen kund — nicht ſofern ſie geſonderte Vermögen ſind, ſondern in der Einheit der ihnen gemeinſamen Natur. Durch dieſen Hinweis gibt das Erkennen dem Willen einen Aufſchwung und verſetzt ihn in jenes Übergeordnete hinein.

Hierbei ſteht die Vernunft über dem Willen. Dagegen nach ihren Sonderleiſtungen genommen kommt dem Willen eine gewiſſe Überlegenheit zu, da hat er den edelſten Beruf: er empfängt von dem höchſten Gute, von Gott ſelber. Was empfängt er? Gnade, und in der Gnade das höchſte Gut ſelber. Was ſo der Seele zuteil wird, das wird ihr einzig vermöge des Willens zuteil. Jedoch nicht



Aus der Kölner Bibel — Sündenfall

der Wille ſelber nimmt das Licht auf, denn es iſt nicht ſeine Art aufzunehmen, ſondern durch die Gnadengabe des höchſten Gutes werden — in der einfachen Seelennatur — die anderen Vermögen gekräftigt, und ſo wird das Licht des heiligen Geiſtes in jener erſten Kraft entzündet. Dieſes Licht geſtaltet dann in der Seele ihr ganzes Wirken. Darum ſagt Jeſaias: „Gott wirkt alle unſere Werke!“ Das iſt das Licht der Gnade — das zu dieſem hinweiſende Licht nennen wir das natürliche Licht. Ein untrügliches Anzeichen dieſes Gnadenlichtes iſt es, wenn ſich ein Menſch mit freiem Willen von den vergänglichen Dingen fort dem höchſten Gute, Gott, zukehrt. Seht! lieben ſollten wir ihn, daß er der Seele ſo hohe Gabe verliehen hat: wenn ſie ſchon alles getan hat, was ſie zu tun vermag, ſo hat noch weiter der Wille in ſeiner Beſonderheit die Freiheit, ſich hinüberzuſchwingen in die Erkenntnis, welche Gott ſelber iſt. Dieſer Überſchwung erſt erhebt die Seele auf den Gipfel der Vollendung. — Wahrlich, welch ein wunderliches Weſen, das Gott aus Nichts geſchaffen hat, ihm ſelber gleich!

Wie die Seele aber zu ihrer höchſten Vollendung und Herrlichkeit gelange, darüber folgendes. Ein Meiſter ſagt: Gott wird durch die Gnade in die Seele getragen und eingepflanzt; davon entſpringt in ihr ein göttlicher Liebesquell, der trägt die Seele wieder in Gott. — Es iſt eine eigene Sache mit dieſen Dingen. Der eine Heilige ſagt: Alles, was man von Gott ausſagen kann, das iſt Gott nicht. Ein anderer ſagt: Alles, was man nur von Gott ausſagen mag, das iſt Gott auch. Worauf ein großer Meiſter entſcheidet, ſie hätten beide recht! In demſelben Sinne wie dieſe drei Heiligen ſage ich folgendes: Wenn die Seele ſich

mit ihrer Vernunft das Göttliche angeeignet hat, ſo wird es fortgereicht an den Willen. Der durchdringt ſich damit ſo ſehr, daß er mit dem, was er in ſich genommen, eins wird. Dann erſt trägt er es weiter und pflanzt es auch dem Gedächtnis ein. So wird Gott in die Seele getragen und in ſie gepflanzt. Und nun beginnt aus dem göttlichen Liebesquell ein Überfließen in der Seele, ſo daß die oberen Kräfte ſich in die niederen, und die niederen ſich in den äußeren Menſchen ergießen und ihn emporheben über alles Niedrige, ſo daß ſein ganzes Tun vergeiſtigt wird. Denn wie der Geiſt aus göttlichem Antrieb wirkt, ſo muß der äußere Menſch aus dem Antriebe des Geiſtes wirken. O Wunder über Wunder, wenn ich denke an die Vereinigung, die der Seele da mit Gott zuteil wird! Er macht die Seele vor Freud' und Wonne aus ſich ſelber fließen. Denn nichts was Namen hat genügt ihr mehr. Da ſie nun ſelber eine benannte Natur iſt, ſo genügt auch ſie ſelber ſich nicht mehr: der göttliche Liebesquell ſtrömt über ſie und reißt ſie aus ſich ſelber los in das namenloſe Weſen hinein, in ihren Urquell, in Gott. — Denn wiewohl die Kreatur ihm Namen gegeben hat, ſo iſt er an ſich doch ein namenloſes Weſen. — So gelangt die Seele auf den Gipfel ihrer Vollendung.

Nun weiter, lieben Freunde, von der edlen Bildung der Seele! Sankt Auguſtinus ſagt: Ganz wie Gott beſchaffen iſt, ſo iſt es auch die Seele. Hätte Gott ſie alſo nicht nach ſeinem eigenen Vorbilde geformt, auf daß ſie Gott werde vermöge der Gnade, niemals könnte ſie dann auch Gott werden oberhalb aller Gnade. Wie genau ſie aber nach dem Bilde der heiligen Dreifaltigkeit gebildet iſt, das könnt ihr erſehen, wenn ihr Gott betrachtet:

Gott iſt dreifaltig — den Perſonen nach, und zugleich einfach — ſeiner bloßen Natur nach. Gott iſt an allen Stätten und an einer jeglichen ganz; das bedeutet: für Gott ſind alle Stätten nur eine einzige. Gott beſitzt weiter ein Vorherſehen aller Dinge und bildet alles vor in ſeiner Vorherſehung. Das alles hat er von Natur. Ebenſo iſt aber auch die Seele beſchaffen: auch ſie iſt dreifaltig — den Kräften nach, und zugleich einfach — ihrer bloßen Natur nach. Auch ſie iſt in allen ihren Gliedmaßen, und in einer jeglichen ganz; daher ſind alle Gliedmaßen für die Seele nur eine einzige Stätte. Auch ſie hat Vorſehung und bildet die Dinge vor, die ihr möglich ſind. Alles, was man von Gott ausſagen kann, deſſen finden wir bei der Seele in etwas ein Ebenbild. Darum ſagt Auguſtinus mit Recht: Wie Gott beſchaffen iſt, ſo iſt es auch die Seele. Gott hat alſo der Seele Ebenbildlichkeit mit ihm ſelber verliehen; und beſäße ſie dieſe nicht, ſo vermöchte ſie überhaupt nicht Gott zu werden, weder durch Gnade noch oberhalb aller Gnade. Doch muß die Seele noch weiter ein Ebenbild ſein der göttlichen Liebe und des göttlichen Wirkens. Soviel davon, wie die Seele Gott werde durch Gnade.

Die Seele, die in dieſer Gottebenbildlichkeit und in der edlen Natur, die Gott ihr verliehen hat, verharrt und dazu ein Fortgehn hat zu immer höheren Stufen;

wann immer sie die Leiblichkeit hinter sich läßt, in demselben Augenblick wird ihr das ewige Leben aufgetan. Und indem wird sie auch schon von göttlichem Lichte umfangen und darin in Gott erhoben und in ihn übergebildet. Da wird eine jegliche Kraft der Seele das Abbild einer der göttlichen Personen: der Wille das Abbild des heiligen Geistes, die Erkenntniskraft das des Sohnes, das Gedächtnis das des Vaters. Und ihre Natur wird zum Ebenbilde der göttlichen Natur. Und bleibt doch die Seele ungeteilt eins. — Das ist in dieser Sache der letzte Bescheid, zu dem mich mein Selbsterkennen befähigt.

Nun höret drittens, inwiefern die Seele Gott wird auch oberhalb aller Gnade! Was Gott ihr nämlich so verliehen hat, das soll sich nicht wieder wandeln, denn sie hat damit einen höheren Stand erreicht, wo sie der Gnade nicht mehr bedarf. In diesem Stande hat sie sich selber verloren und fließt in vollem Strome in die Einheit der göttlichen Natur.

Wohl! nun wird man fragen, wie es um die verlorene Seele stehe: ob sie sich denn wiederfinde oder nicht? Darauf will ich antworten, wie es mich dünkt: nämlich daß sie sich wiederfinde, und zwar an dem Punkte, wo ein jegliches vernunftbegabte Wesen sich seiner selbst bewußt wird. Denn wenn sie auch sinkt und sinkt in der Einheit des göttlichen Wesens, sie kann doch nimmer auf den Grund kommen. Darum hat ihr Gott ein Pünktlein gelassen, an dem kehrt sie sich wieder um, in ihr selbst, und findet zu sich zurück und erkennt sich — als Kreatur. Das gerade ist der Seele wesentlich, daß sie ihren Schöpfer nicht zu durchgründen vermag. — Ich will nun nicht weiter von der Seele reden, denn sie hat dort in der Einheit des göttlichen Wesens ihren Namen verloren. Darum heißt sie da nicht mehr Seele, ihr Name ist: unermeßliches Wesen.

Zweitens: Vom Erkennen Gottes

Ich will nun von einem lauteren Erkennen Gottes reden. An euch wende ich mich, Brüder und Schwestern, die ihr Gottes liebe Freunde und bei ihm heimisch seid. So folgt denn einer schwierigen und kunstgerechten Darlegung!

Zunächst von den Benennungen der heiligen Dreifaltigkeit! Wenn man vom Vater, vom Sohne oder vom heiligen Geiste spricht, so meint man die göttlichen Personen, wenn man von der Gottheit spricht, die göttliche Natur. In der Gottheit sind die drei Personen vermöge der Einheit ihrer Natur. Sie verfließen, als gesonderte Person wie als Wesen, in das göttliche Wesen, worin sie Gottheit sind. Nicht daß die Gottheit etwas von ihnen Verschiedenes wäre: sie selber sind die Gottheit, sofern ihre Natur und Wesen nur eine ist. Sie verfließen in das Wesen: denn Wesen wird nur mit dem erfaßt, was es selber ist; er verharrt in unerschlossener Stille, und sein Tun ist nur, sich selber zu erkennen durch sich selbst.

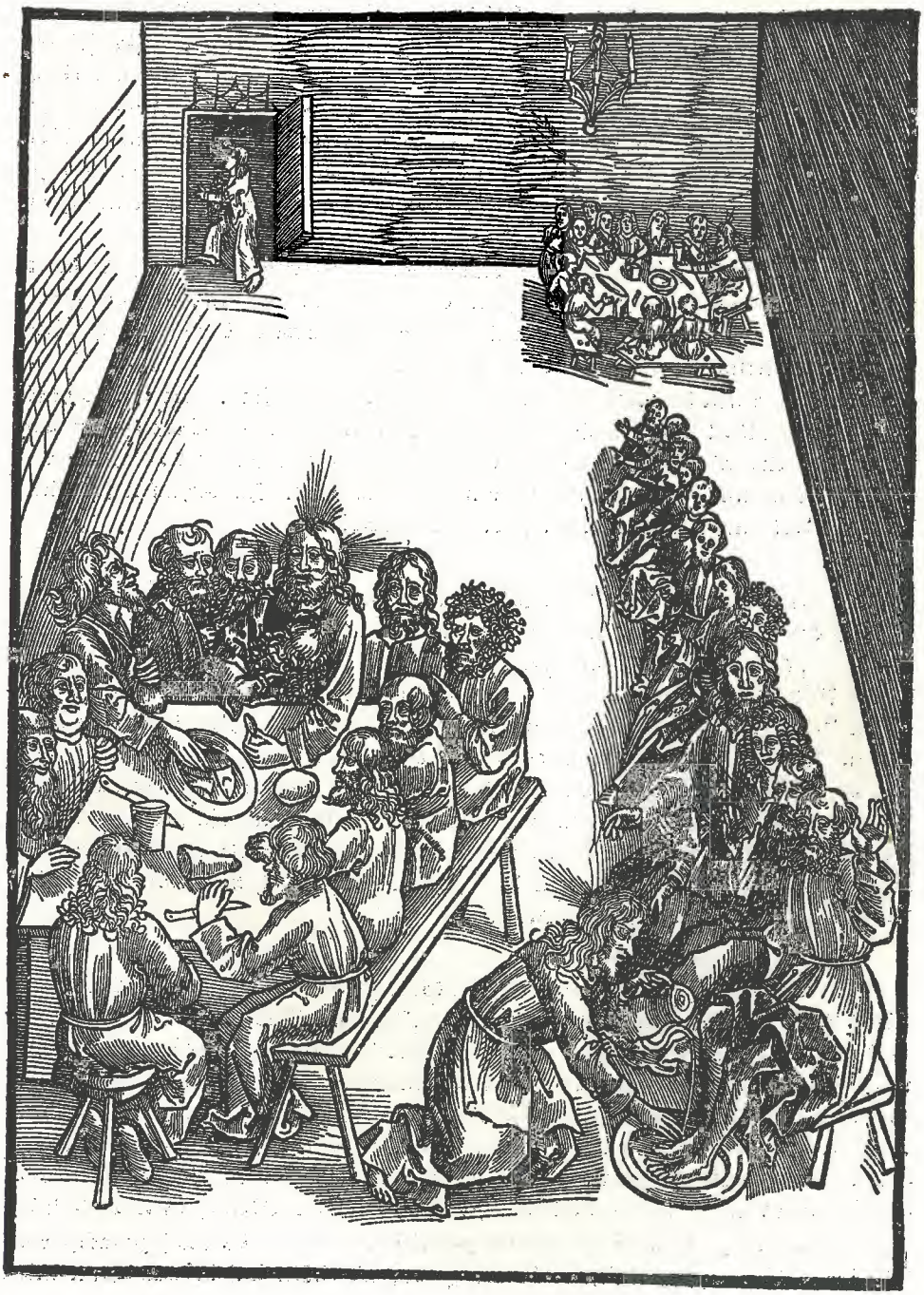
In die Gottheit eingefloſſen ſind die drei Perſonen zu einer ungeſchiedenen Einheit geworden. Da verfließt der Vater in den Sohn und der Sohn wiederum in den Vater. (Wie unſer Herr Jeſus Chriſtus ſagt: „Wer mich ſieht, der ſieht meinen Vater; mein Vater iſt in mir und ich in ihm.“) Und beide verfließen ſie in den heiligen Geiſt und der heilige Geiſt wiederum in ſie. (Wie unſer Herr Jeſus Chriſtus ſagt: „Ich und mein Vater haben einen Geiſt.“) Aber gerade in dieſem Ineinanderfließen ſpricht der Vater das Wort oder den Sohn und ſpricht ſich in dem Sohne für alle Kreaturen. Und indem er ſich wieder in ſich ſelber kehrt, ſpricht er ſich für ſich ſelber. Damit iſt der Fluß in ſich ſelber verfloſſen — wie Sankt Dionyſius ſagt.

So iſt denn dieſes Ineinanderfließen in der Gottheit zugleich ein Sprechen ſonder Wort und Laut, ein Hören ſonder Ohren, ein Sehen ſonder Augen: eine jede Perſon ſpricht ſonder Wort ſich da für jede andere — ein Verfließen, bei dem es nichts Verfloſſenes gibt! Laßt mich das erläutern an der edlen Menſchenſeele! Die weiſt, vor andern, ein Ebenbild jenes Ineinanderfließens auf: indem ihre oberſten Kräfte und ihre einfache Natur einerlei Beſtimmtheit an ſich tragen, verfließt jede Kraft in die andere und ſpricht ſich ihr doch zugleich ſonder Wort und Laut. Selig die Seele, die da kommt zum Anſchauen des ewigen Lichts!

Wohl! nun könnte man fragen, wie es mit dem ſchöpferiſchen Vermögen der Perſonen ſtehe: ob es ihnen in ihrer Eigenſchaft als Perſon oder Kraft ihrer Zugehörigkeit zum Weſen zukommt? Darauf iſt zu antworten: Die drei ſind da nur ein Gott. Nicht, daß ihrer einer eher da wäre wie der andere: ſie ſind vielmehr, als von einer Natur und Weſen, nur ein ſchlechthin Erſtes. — Das Wirken ſelber allerdings kommt nur der Dreifaltigkeit und nicht der Weſenseinheit zu. — Das bedarf der Erläuterung; ſo faßt es denn recht genau auf!

Alles Reden nimmt ſich zurück in das Unreden: in dieſer Weiſe ſind die Perſonen eine Verkörperung des Weſens. — „Wieſo kann man das ein ſich Zurücknehmen nennen?“ — Weil es hier weder ein Hinzugekommenes noch ein Dageweſenes gibt! Vermöge dieſes Rückganges in die Weſenseinheit beſitzt die Dreifaltigkeit in jeder Perſon das gleiche ſchöpferiſche Vermögen und hat ſie alle ihre Werke vollbracht ohne ſelber bewegt oder von den Dingen auch nur berührt zu werden.

Noch einiges zu dem Worte: „Die drei Perſonen ſind eine Verkörperung des Weſens!“ Zweierlei kommt darin zum Ausdruck. „Sie ſind“, damit wird jede Perſon ausdrücklich als ein Eigenweſen hingeſtellt, aber: „eine Verkörperung des Weſens“ darin drückt ſich aus, daß auch die drei Perſonen und die eine Natur zuſammen nur ein Eigenweſen ausmachen. Seht! darin verkörpern die Perſonen das eine Weſen, daß jede Eigengeſtalt oder Perſon das gleiche ſchöpferiſche Vermögen beſitzt; es kommt dieſes Vermögen der Dreifaltigkeit nur zu, weil ihre Natur und Weſen die Einheit iſt. — Darüber habt ihr nun wohl genug gehört!



Urs Graf

Das Abendmahl

„Zweierlei wurde an Gott unterſchieden: Weſen und Natur. Darüber hörte ich, Herr, gern eine Belehrung.“ — Weſen iſt reine Beziehung auf ſich ſelber, Natur dagegen das Gemeinſame für die Perſonen; und doch iſt beides nur eins. — „Beſter Freund, bei Gottes Liebe, ſage mir mehr von dieſem Unterſchiede!“ — Verſteht mich hierüber mit erleuchtetem Sinne und auferhobenem Geiſte! Seht! Gott, wie er an ſich iſt, hat Weſen; und das Weſen wohnt in unerſchloſſener Stille; darum iſt es ein Unbewegliches: es ſpricht nicht, es liebt nicht, es erzeugt nicht. Und doch bewegt es das Bewegliche!

Dieſer Unterſchied von unbewegt Ruhen und In-Bewegung-ſein fällt nicht zuſammen mit dem Unterſchiede zwiſchen den göttlichen Perſonen und der göttlichen Natur — Perſon und Natur ſtellen nur ein Eigenweſen dar — das iſt vielmehr der Unterſchied zwiſchen Weſen und Natur.

Was aber göttliche Natur ſei, davon iſt nie ein Tropfen in eine erſchaffene Vernunft gefallen! Ein Meiſter äußert: Gottes Natur iſt Schönheit. Und ich ſetze hinzu: Aus alſo Schönem erblühet Glanz und Widerglanz; da leuchten die Perſonen auf, eine jede den anderen wie auch ſich ſelber. In dieſem lichtvollen Auseinandertreten vollendet ſich erſt die Schönheit!

„Gut denn! ich erkläre mich für befriedigt. Wie aber mit dem ewigen Worte, welches der Vater ſpricht: gilt das von ihm, ſofern er im Weſen verbleibt?“ — Nein! — „Gilt es von ihm als Perſon?“ — Nein! — „Gilt es von des Vaters bloßer Natur?“ — Sankt Auguſtinus bringt hierfür fünf Vergleiche, die unſerm Herrn Jeſus Chriſtus wie aus dem Munde geſprochen ſind: „Ich bin gekommen wie ein Wort aus dem Herzen, da heraus es geſprochen iſt; ich bin gekommen wie der Schein aus der Sonne; ich bin gekommen wie die Wärme aus dem Feuer; ich bin gekommen wie ein Duft aus einer Blume; ich bin gekommen wie ein Bach aus ſeinem ewigen Quell.“ So iſt alſo das ewige Wort ausgeſprochen in der Perſon des Sohnes und iſt doch zugleich, als Gott, mit ſeiner Natur in der einen göttlichen Natur verblieben!

„Nun wohl! Die heiligen Lehrer ſagen, Gott ſei in allen Dingen; iſt Gott mit ſeiner Natur in allen Dingen?“ — Nein. — „Iſt er als Perſon in allen Dingen?“ — Nein. — „Wie iſt er denn in allen Dingen?“ — Seht! Sofern die Perſonen in der Einheit der göttlichen Natur verharren, tragen Perſonen und Natur nur eine Beſtimmtheit an ſich, ſie ſind ausſchließlich: göttliches Weſen. Als ſolches iſt Gott an allen Stätten und in einer jeglichen ganz! Da nun Gott unteilbar eins iſt, ſo ſind alle Dinge und alle Stätten eine einzige Statt Gottes. So ſind alle Dinge Gottes voll — voll von ſeinem göttlichen Weſen, ohne Unterlaß.

Dreierlei iſt zu bemerken von dem göttlichen Weſen. Es muß zunächſt ein ſchlechthin Erſtes ſein, welches alle Dinge aufrecht hält. Da iſt nun Gott mit

seinem göttlichen Weſen in allen Dingen und hält ſie aufrecht. — In der Seele aber iſt er mit ſeinem Weſen und mit ſeiner Natur. Dafür iſt ein lebendiges Zeugnis unſer Herr Jeſus Chriſtus: der war Gott und Menſch. Der hat uns ſeinen hehren Leib gegeben; wer den würdig empfängt, der empfängt mit der göttlichen Perſon, dem Sohne, zugleich die göttliche Natur und empfängt ſo in einem menſchliche und göttliche Natur. Darum iſt Gott gewißlich dort, wo er würdig empfangen wird. Hierauf beruht es auch, daß in der Seele ſich Gott ſelber liebt.

Man wird fragen: Wie kann da Gott ſich ſelber lieben? — Indem Gott in allen Weſen iſt, bleibt er doch bei ſich. Indem er bei ſich iſt, iſt er für ſich. Darum iſt er, indem er in allen Weſen iſt, eben damit für ſich ſelber. Darum liebt er ſelber ſich, mittels ſeiner ſelbſt, in allen Weſen!

Zweitens iſt Gott ein Einig-Eines. Dieſes iſt, als ſolches, nur durch ſich ſelber und nicht durch ein anderes. Wäre es durch ein anderes, ſo müßte es zu dem einen noch dieſes andere offenbar machen. Das iſt aber nicht der Fall: es iſt vielmehr an ſich in einer ſolchen Tiefe und Stille, daß es, aus ſich ſelber, überhaupt nichts zu offenbaren vermag.

Nun ſeht! obwohl Gott allmächtig iſt, ſo kann man hieran doch erſehen, wie gerade ſein Unvermögen ſein größtes Vermögen iſt: Der Gottnatur einfaches Weſen iſt die Einheit. Das ſchlechthin Eine iſt von ſich aus unfähig, ſich zu offenbaren. Darin liegt ſein Unvermögen, und dieſes Unvermögen iſt die Einheit ſelber; die Einheit aber iſt gerade Gottes größtes Vermögen! — Da alſo dieſe ſelber ihr Weſen zu offenbaren nicht imſtande war, ſo haben die drei Perſonen das übernommen, die dazu der Einheit ihrer Natur und ihres Weſens alle gleiches Vermögen beſitzen. Und niemandem haben ſie es mehr offenbart wie ſich ſelber, wie denn jene Weſenseinheit zugleich auch ihr Weſen iſt.

Drittens einet und beſchließt das Weſen alles in ſich. In dieſem Allumſchließen hat Gottvater ſeinen Namen eingebüßt — ohne daß er darum aufhörte, als Perſon der Vater zu ſein; das iſt aber bereits eine Beſtimmtheit. Das gleiche gilt von den beiden anderen Perſonen. — In dieſem Allumſchließen löſt alles ſich in alles, denn da hält alles alles in ſich beſchloſſen. In ſich ſelber aber bleibt es für ſich ein Unbeſchloſſenes.

Da erhebt ſich die Frage, wie denn das erſte alles in ſich beſchloſſen halte? Folgendes zur Antwort: Alle Dinge ſind — in endlicher Geſtalt — in die Zeit entfloſſen, und ſind dabei doch — in unendlicher Geſtalt — in der Ewigkeit verblieben. Da ſind ſie Gott in Gott. Nehmt dafür ein Gleichnis! Denken wir uns einen Meiſter, der alle Kunſt in ſich hätte. Wenn der aus jeder ſeiner Künſte ein Werk ausführte, ſo behielte er dennoch alle ſeine Kunſt in ſich ſelber beſchloſſen: im Meiſter genommen ſind auch alle ſeine Künſte: Meiſter. So hält jenes erſte aller Dinge Urbilder in ſich beſchloſſen. Das bedeutet es, die Dinge ſeien Gott in Gott.

„Auf welche Weiſe aber fließen die Dinge in ihren Urquell zurück?“ — Das geht ſo zu. In die menſchliche Natur aufgenommen ändern alle Kreaturen ihren Namen und werden geadelt, denn in ihr verlieren ſie ihre eigene Natur und gelangen in den Urſprung zurück. Das geſchieht auf zwiefache Weiſe. Einmal hat die menſchliche Natur das Vermögen, durch Geiſteswerk dieſe Veredelung zu vollbringen, denn im Geiſteswerk fließt der Geiſt in ſeinen Urquell zurück. Und zweitens: Was der Menſch als Speiſe und Trank in ſich aufnimmt, das wird irgendwie Fleiſch und Blut in ihm. Es iſt nun der Glaube des Chriſten, daß dieſer ſein Leib am Jüngſten Tage wiedererſtehen ſoll. Da erſtehen auch alle Dinge, nicht an ſich ſelber, wohl aber an dem, der ſie in ſich gewandelt hat. Da werden auch ſie vergeiſtet, und wird da nur ein Geiſt, und fließen mit dem Geiſte wieder in den Urquell. Daran erſieht man, wie in der menſchlichen Natur jegliche Kreatur einen Ewigkeitscharakter erhält. Daran erſieht man auch die Treue, die Güte und ganze Liebe Gottes, der von dem, was ſeinem treuen Knechte zugehört, nichts will ausgeſchloſſen wiſſen: ganz und gar will er ihn zu ſich nehmen! Darum hat er jedes in jedem beſchloſſen. Da iſt alles eins, ein einziges: Alles in allem.

Weiter wird gefragt: „Wie das zu denken ſei, daß die zweite Perſon, der Sohn, in Mariens reinen Leib geſandt ward und menſchliche Natur an ſich nahm, und dabei doch nie aufhörte, beſchloſſen zu bleiben in des Vaters Schoße?“ —Darüber iſt folgendes zu ſagen.

Ohne Unterlaß hat der Vater den Sohn geboren, gebiert er ihn und wird er ihn gebären, dieſe Geburt iſt ewiglich an ihm geweſen. Darum, als der Sohn menſchliche Natur an ſich nahm, auch in jenem Augenblicke gebar ihn der Vater. Dies die eine Antwort.

Verſteht es nun in einem andern Sinne! Der Sohn iſt die Selbſterfaſſung des Vaters und iſt — in dem Vater — der Bildner aller Dinge. Darum, wäre dieſer Bildner nicht von Ewigkeit her tätig geweſen, ſo wäre es dem Vater unmöglich geweſen, in jenem beſtimmten Augenblicke etwas zu erwirken: Während der Gottesſohn menſchliche Natur an ſich nahm in Mariens Leibe, war er zugleich im Vater der Bildner aller Dinge. So die zweite Beantwortung.

Nun nehmt es drittens abermals in einem anderen Sinne! Der Sohn hat am Weſen nicht weniger teil wie der Vater und der heilige Geiſt, er hat es mit ihnen gemein. Darum iſt auch der Sohn, im Verhältnis zu dieſer ihrer einheitlichen Natur und Weſen, etwas Einbeſchloſſenes: die Einheit iſt das Umſchließende, die Perſonen das von ihr Umſchloſſene. Wenngleich ja die Perſonen in ihrem Auseinandertreten eine jede ſich als ausgeſprochene Sonderperſönlichkeit behaupten, ſo kommt ihnen in dieſer Umſchlingung und Umſchließung doch nur eine Eigenſchaft zu, die Eigenſchaft der einen göttlichen Natur! Und da der Sohn dieſe mit dem Vater und dem heiligen Geiſte gemein hat, ſo macht auch er, als dieſer Einbeſchloſſene, mit ihnen zuſammen nur ein Eigenweſen aus.

Solcherweise war der Sohn nie eine Stunde geschieden vom Vater. Hiermit schließe ich diese dreifache Klarstellung der Frage.

Daß Gott in seinem reinen Gottesglanze nie weder Zu- noch Abnahme erfahren hat, geht aus diesem Bescheide mit aller Deutlichkeit hervor. — Soviel vom Erkennen Gottes wie auch von der edlen Bildung der Seele.

Drittens: Vom Einswerden Gottes und der Seele

Laßt uns nun reden vom Einswerden der Seele mit Gott! Eine Richtung unter den Meistern lehrt, nichts eine die Seele so sehr wie das Erkennen. Dagegen behaupten andere eben das von der Liebe. Und wieder eine dritte Richtung lehrt, nichts eine sie so sehr wie das wirkliche Erfühlen. Fragen wir uns zunächst: Worin hat jede dieser drei Betätigungen ihren Stand? Nun! zunächst hat jede ihren Bestand für sich. Aber: in der höchsten Betätigung ihrer Sondereigenschaft, da ist jede der anderen so nahegerückt, daß es mit ihnen fast so steht, als wären sie auch so ein Ding, das dreifaltig wäre und doch von einer Natur! Ganz so steht es nun zwar nicht; wohl aber hebt, auf dem Gipfel ihrer Eigenbetätigung wie ihres Aneinanderrückens, das Erkennen die Liebe und die Liebe das Fühlen empor. Wobei jedoch jede in ihrem Sonderstande tätig ist: das Erkennen veredelt die Seele zu Gott hin, die Liebe eint sie mit Gott, und das wirkliche Erfühlen vollendet sie in Gott. Diese drei Betätigungen lassen die Seele aus der Zeitlichkeit emporwachsen in die Ewigkeit. Da steht der Geist in vollendeter Lauterkeit und genießt in seinem Urquell jedwede Freude. So hat also die Liebe und die Süßigkeit des Erfühlens den Geist aus sich herausgelockt — an dem bloßen Fünklein in ihm! — Welche Wonne hat die Seele da? Davon kann ich nur so viel sagen: der Blick, der ununterbrochen aus dem Geiste in die bloße Gottheit dringt, der Fluß, der ununterbrochen aus der Gottheit in das bloße Wesen des Geistes fließt, das ist nur ein Bilden, welches den Geist so ganz in Gott umbildet und mit ihm eint, daß er als Gleicher vom Gleichen empfängt! Welche Wonne der Geist in dieser Umhegung fühlt, das geht über alle Fassungskraft. Ich kann auch überall davon nichts sagen, als daß der Geist da gestellt ist auf den Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit.

Nun wird man sagen: „Das ist ja alles schön und gut, lieber Freund! wie aber komme ich zu der Vollendung, von der du geschrieben hast?“ — Seht, das geht so zu! — Gott ist, was er ist; und was er ist, das ist auch mein; und was mein ist, das liebe ich; und was ich liebe, das liebt mich wieder und zieht mich in sich; und was mich in sich gezogen hat, das bin ich mehr als ich selber. Also lieben müßt ihr Gott, dann werdet ihr auch Gott mit Gott!

Weiter will ich davon nicht reden. Wohl aber will ich euch noch über ein tugendhaftes Leben etwas sagen, damit ihr wißt, wie ihr zu der Vereinigung

kommen könnt. — Denn wer zu Gott kommen will, der muß ihm für alles, was der an ihm getan, einen Entgelt geben. Dazu bedarf er einer Tugend, die heißt Gerechtigkeit. In der sind alle Tugenden beschlossen. Er muß ferner ledig und frei sein, innerlich wie äußerlich. Worin besteht die Freiheit eines vergotteten Menschen? — Darin, daß er sich selber nichts sei, noch auch etwas für sich begehre, sondern nur: daß alle seine Werke Gott zum Lobe gereichen! Zweierlei Art von Freiheit beachtet an den willigen Armen! Erstens lassen sie fahren Freunde, Güter und Ehre der Welt und steigen hinab in das Tal der Demut. Damit steht der willige Arme in seiner äußeren Freiheit und sucht nicht mehr Trost bei vergänglichen Dingen. Da folgen dann Verschmähung und Bitternis von seiten der Welt. Wohlan, lieben Kinder, stehet fest in dem Tale, in das ihr hinabgestiegen seid; schmähen euch die Kinder der Welt, so fallet nicht! Stehet fest in Christo, denkt nicht an euch und beherziget die Worte, die unser lieber Herr Christus spricht: „Der Knecht ist nicht über dem Herrn, hasset euch die Welt, so wisset, daß sie mich gehaßt hat eher denn euch!“ Vielmehr sollt ihr das alles mit innigem Danke von Gott hinnehmen, ja euch desselben unwürdig dünken: so erst habt ihr auf euch selbst verzichtet!

Sodann von der Freiheit des Geistes: In der Weise frei soll der Mensch sein, daß er keinerlei Schuld oder Unvollkommenheit in sich finde. In der Weise zweitens frei, daß er an allem, was Namen hat, nicht hafte, noch dieses an ihm. Und abermals in der Weise frei soll er sein, daß er bei allen seinen Werken es nicht auf Lohn absehe von Gott, sondern bloß darauf: daß Gott damit verherrlicht werde. Und als Letztes und Höchstes: in der Weise frei soll er sein, daß er sein eigen Selbst vergesse und mit allem, was er ist, zurückfließe in den grundlosen Abgrund seines Urquells. — So tun die willigen Armen, die hinabgestiegen sind in das Tal der Demut. Sie befolgen eigentlich das Wort unseres Herrn: „Wer zu mir kommen will, der verzichte auf sich selbst und hebe sein Kreuz auf und folge mir.“ Die auf sich selbst verzichtet haben und Gott nachfolgen, von allem gelöst, wie könnte da Gott umhin: er muß seine Gnade in die Seele gießen, die in ihrer Liebe sich selber so ganz vernichtet hat. Und er gießt auch seine Gnade in sie und begnadet und erfüllt sie mit sich selber. Da schmückt Gott die Seele mit sich selber, wie man das Gold schmückt mit einem edlen Stein. Danach erhebt er die Seele in das Anschauen seiner Gottheit. In der Ewigkeit geschieht das, nicht in der Zeit. Doch hat sie schon in der Zeit einen Vorgeschmack davon in dem, was ich hier von einem heiligen Leben gesagt habe. Das habe ich darum getan, damit ihr wisset, daß niemand zu seiner Vollendung kommen kann, im Erkennen wie im Leben, er folge denn dem Vorbilde der willigen Armut, oder — sei innerlich solchen Armen gleich. Das ist für alle Menschen das beste.

Nun loben wir Gott um seine ewige Güte und bitten ihn, daß er uns an unserem Ende bei sich aufnehme. Dazu helf uns der Vater, der Sohn und der heilige Geist! Amen.

Rembrandt / Selbstbildnis mit Saskia

Rembrandt / Bildnis der Mutter

Ein und alles

Theologia Deutsch

Womit man's dahin bringen möchte, daß das in einem geboren würd' und Leben gewönne, daran sollt man sich mit allem Fleiße verhaften und an anderes nicht. Und was es beirrt, das soll man lassen und fliehen. Wer das empfängt im heiligen Sakrament, der nur hat „Christum" wahrlich und wohl empfangen; und je wie man mehr davon empfängt, um soviel mehr ist da „Christus", und je weniger, um so weniger „Christus"!

„Mit andern Worten: wenn sich einer an Gott genügen läßt, so hat er auch genug?" — Allerdings! Und wem an solchem genügt, das ein Dies oder Das ist, dem bietet nicht Gott Genüge. Sondern um an Gott Genüge zu finden, darf man sich einzig bei dem bescheiden, das nicht dies noch das, das alles ist. Denn wohl ist Gott das Eine — muß das Eine sein; aber Gott ist auch alles — muß alles sein! Was also ist, aber nicht das Eine ist, das ist nicht Gott; und was zwar ist, aber nicht alles ist, das ist auch nicht Gott. Denn Gott ist Eines — und über dem Einen; und Gott ist alles — und über allem! Wer also an Gott sein Genügen findet, des Genüge ist: das Ein und alles. Wem nicht alles Eins ist und Eines alles, und wem nicht Etwas und Nichts ein und dasselbe ist, der ist nicht fähig, in Gott Genüge zu finden. Aber wo diese Gabe wäre, da stellte sich auch wahres Genügen ein; und anders nicht.

Nun sieh, was darin liegt! Wer sich Gott gänzlich überlassen soll, und will ihm gehorsam sein, der muß allem gelassen und gehorsam sein in geduldigem Stillehalten: ohne zu widerstreben, ohne sich zu sperren noch unten durchzuschlüpfen. Wer also nicht, im Einen und als dem Einen, allem gelassen und gehorsam ist, der ist Gott nicht gelassen und gehorsam. Dies lerne man an Christus! Wer Gott erleiden will, der muß alles leiden und keinem Leiden widerstreben; dann ist er Christus. Wer dem Leiden widerstrebt, der kann Gott nicht erleiden!

Und weiter sieh, wer Gott liebhaben will, der hat im Einen (das ja Ein und alles ist) alles lieb, und wiederum in allem (das ja alles in Einem ist) das Eine. Und wer ein Etwas anders lieb hat denn im Einen und um des Einen willen, der hat Gott nicht lieb. Denn er hat etwas lieb, das nicht Gott ist, hat also dieses mehr lieb als Gott. Wer aber etwas mehr als Gott oder auch nur neben Gott lieb hat, der hat Gott überhaupt nicht lieb. Denn Gott muß und will allein der Gegenstand der Liebe sein. Und wo das wahre Licht in einem Menschen ist und die wahre göttliche Liebe, da wird auch weiter nichts geliebt als Gott. Denn da wird Gott geliebt als das Gute, und alle Güter als eines, und das eine als alle. Denn wahrlich: alles ist eins, und eins ist alles, in Gott.

Aus der Lübecker Bibel — Der Untergang der Rotte Korah

Der Ackersmann und der Tod

Dem Stadtschreiber Johannes von Saaz in Böhmen ist im Jahre 1400 sein junges Weib gestorben. Dies Leid machte ihn zum Dichter. Die Klage um die abgeschiedene Frau und das Ringen mit dem düstern Rätsel des Todes ist der Stoff der Dichtung. Der Dichter kleidet ihn in die Form eines Streitgespräches mit dem Tode selbst.

Der Tod spricht:

Oft vermag ein Mann, der einmal zu reden anfängt, nicht wieder aufzuhören, wenn er nicht unterbrochen wird. Aus demselben Stempel bist du geprägt.

Wir haben gesagt und sagen es noch und wollen damit ein Ende machen: die Erde und alles, was sie enthält, ist auf Unstetigkeit aufgebaut. In dieser Zeit ist sie erst recht wandelbar geworden, denn alle Dinge haben sich verkehrt: das Hintere nach vorn, das Vordere nach hinten, das Untere nach oben, das Obere nach unten, das Verkehrte ins Recht hat die große Menge des Volkes verdreht. Ich aber habe das ganze Menschengeschlecht in die Stetigkeit der Feuerflamme gebracht. Einen guten, treuen, hilfreichen Freund zu finden, ist auf Erden fast ebenso möglich geworden als einen Lichtschein zu greifen. Alle Menschen sind mehr zum Bösen als zu gutem Wesen geneigt. Und tut jemand etwas Gutes, so tut er es aus Furcht vor uns. Alle Menschen sind mit ihrem ganzen Handeln voll leeren Wesens. Ihr Leib, ihre Frauen und Kinder, ihre Ehre, ihr Besitz und alle ihre Macht fliegt dahin, in einem Augenblick verschwindet es, mit dem Winde verwirbelt es; nicht der Schein noch der Schatten kann bleiben.

Beachte, prüfe, ſieh und ſchau, was nun die Menſchenkinder auf Erden haben: wie ſie Berg und Tal, Stock und Stein, Gefilde, Alpen und Wildniſſe, des Meeres Grund und der Erden Tiefe um irdiſchen Gutes willen ergründen; wie ſie Schächte, Stollen und tiefe Gruben in die Erde hineingraben, der Erde Adern durchwühlen, Glanzerze ſuchen, die ſie wegen ihrer Seltenheit über alle Dinge liebhaben; wie ſie Holz fällen, Wände, Zäune, Häuſer den Schwalben gleich zuſammenkleben, Baumgärten pflanzen und belzen; das Erdreich ackern, Weinreben bauen, Mühlen errichten, Zinſen aufhäufen, Fiſcherei, Weidwerk und Wildwerk betreiben, große Herden Vieh aufziehen, viele Knechte und Mägde halten, ſtolze Pferde reiten, von Gold, Silber und edlen Steinen, von reichen Gewändern und allerlei anderem Beſitz ihre Häuſer und Käſten gefüllt haben, Wolluſt und Wonne genießen, wonach ſie Tag und Nacht zielen und trachten — was iſt das alles? Alles iſt Eitelkeit und eine Schädigung der Seele, vergänglich wie der geſtrige Tag, der vergangen iſt. Mit Krieg und mit Raub gewinnen ſie es; denn je mehr beſeſſen, je mehr geraubt. Zu neuem Streit und Zerwürfnis laſſen ſie es als Erbe.

Oh! die ſterbliche Menſchheit lebt ſtets in Ängſten, in Trübſal und Leid, in Sorge, in Furcht und Grauen, in Wehtagen und Siechtagen, in Trauer, Betrübnis, Jammer und Kummer und in mancherlei Widerwärtigkeit. Und je mehr ein Menſch an irdiſchem Gute beſitzt, um ſo mehr Widerwärtigkeit wird ihm zuteil. Dennoch iſt dabei das allerſchwerſte, daß kein Menſch wiſſen kann, wann, wo und wie wir über ihn urplötzlich herfallen und ihn jagen, den Weg der Sterblichen zu gehen. Dieſe Bürde müſſen tragen Herr und Knecht, Mann und Weib, reich und arm, gut und böſe, jung und alt. O ſchmerzlich ſichere Ausſicht, wie wenig achten die Toren darauf. Wenn es zu ſpät iſt, wollen ſie alle fromm werden. Das iſt alles Eitelkeit über Eitelkeit und eine Beſchwerung der Seele. Darum laß dein Klagen ſein und tritt in welchen Stand du willſt, du findeſt überall darin Gebrechen und eitles Weſen. Aber kehre dich vom Böſen und tue das Gute; ſuche den Frieden und übe ihn ſtets; aber über alle irdiſchen Dinge ſtelle ein reines, erhabenes Gewiſſen. Und auf daß wir dir recht geraten haben, darum kommen wir mit dir vor Gott, den Ewigen, den Großen, den Allmächtigen und den Starken.

Holbein Tod und Ackersmann

Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen

Luther

um erſten Punkt, daß wir gründlich mögen erkennen, was ein Chriſtenmenſch ſei, und wie es getan ſei um die Freiheit, die ihm Chriſtus erworben und gegeben hat, davon S. Paulus viel ſchreibt, will ich ſetzen dieſe zween Beſchlüß:

Ein Chriſtenmenſch iſt ein freier Herr über alle Ding und niemand untertan.

Ein Chriſtenmenſch iſt ein dienſtbar Knecht aller Ding und jedermann untertan.

Dieſe zween Beſchlüß ſeind klärlich ſanct Paulus 1. Corinther 12: „Ich bin frei in allen Dingen und hab mich eins jedermanns Knecht gemacht.“ Item Römer 13: „Ihr ſollt niemand etwas verpflichtet ſein, denn daß Ihr Euch untereinander liebet.“ Lieb aber, die iſt dienſtbar und untertan dem, das ſie lieb hat. Alſo auch von Chriſto Galater 4: „Gott hat ſeinen Sohn ausgeſandt, von einem Weib geboren und dem Geſetz untertan gemacht.“

Zum andern. Dieſe zwo widerſtändigen Reden der Freiheit und Dienſtbarkeit zu vernehmen, ſollen wir gedenken, daß ein jeglich Chriſtenmenſch iſt zweierlei Natur, geiſtlicher und leiblicher. Nach der Seelen wird er ein geiſtlich, neu, innerlich Menſch genennet, nach dem Fleiſch und Blut wird er ein leiblich, alt und äußerlich Menſch genennet. Und um dieſes Unterſchiedes willen werden von ihm geſagt in der Schrift, die da ſtracks widereinander ſein, wie ich jetzt geſagt, von der Freiheit und Dienſtbarkeit.

Zum dritten. So nehmen wir vor uns den inwendigen, geiſtlichen Menſchen, zu ſehen was dazu gehöre, daß er ein fromm, frei Chriſtenmenſch ſei und heiße, ſo iſts offenbar, daß kein äußerlich Ding mag ihn frei noch fromm machen, wie es mag immer genennet werden, denn ſein Frommheit und Freiheit, widerum ſein Bösheit und Gefängnis ſein nit leiblich noch äußerlich. Was hilfts die Seele, daß der Leib ungefangen, friſch und geſund iſt, iſſet, trinkt, lebt, wie er will? Wiederum, was ſchadet das der Seelen, daß der Leib gefangen, krank und matt iſt, hungert, dürſtet und leidet, wie er nit gerne wollt? Dieſer Ding reichet keines bis an die Seelen, ſie zu befreien oder fahen, fromm oder böſe zu machen.

Zum vierten. Alſo hilfet es die Seele nichts, ob der Leib heilige Kleider anlegt, wie die Prieſter und Geiſtlichen tun, auch nit, ob er in den Kirchen und heiligen Stätten ſei, auch nit, ob er mit heiligen Dingen umbgah, auch nit, ob er leiblich bete, faſte, walle und alle gute Werk tue, die durch und in dem Leibe geſchehen möchten ewiglich. Es muß noch alles etwas anders ſein, das der Seelen bringe und gebe Frommheit und Freiheit. Denn alle dieſe obgenannten Stück,

Werk und Weiſen mag auch an ſich haben und üben ein böſer Menſch, ein Gleißner und Heuchler, auch durch ſolch Weſen kein ander Volk denn eitel Gleißner werden. Wiederum ſchadet es der Seelen nichts, ob der Leib unheilige Kleider trägt, an unheiligen Oerten iſt, trinkt, wallet, betet nit und läſſet alle die Werk anſtehen, die die obgenannten Gleißner tun.

Zum fünften hat die Seele kein ander Ding, weder im Himmel noch auf Erden, darinnen ſie lebe, fromm, frei und Chriſten ſei denn das heilig Evangelii, das Wort Gottes, von Chriſto gepredigt. So müſſen wir nun gewiß ſein, daß die Seele kann alles Dings entbehren ohn des Worts Gottes, und ohn das Wort Gottes iſt ihr mit keinem Ding beholfen. Wo ſie aber das Wort hat, ſo darf ſie auch keines andern Dings mehr, ſondern ſie hat in dem Wort Genüge, Speis, Freud, Fried, Licht, Kunſt, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Freiheit und alles Gut überſchwenglich.

Zum ſechſten. Frageſt du aber: Welches iſt denn das Wort, das ſolche große Gnad gibt, und wie ſoll ichs gebrauchen? Antwort: Es iſt nit anders denn die Predigt, von Chriſto geſchehen, wie das Evangelium innehält. Welche ſoll ſein und iſt alſo getan, daß du hörſt deinen Gott zu dir reden, wie alle dein Leben und Werk nichts ſein vor Gott, ſondern müſſeſt mit allen dem, das in dir iſt, ewiglich verderben... Daß du aber aus dir und von dir, das iſt, aus deinem Verderben kommen mögeſt, ſo ſetzt er dir vor ſeinen lieben Sohn Jeſum Chriſtum und läſſet dir durch ſein lebendiges tröſtliches Wort ſagen: Du ſollſt in denſelben mit feſtem Glauben dich ergeben und friſch in ihn vertrauen, ſo ſollen dir um desſelben Glaubens willen alle deine Sünd vergeben, alle dein Verderben überwunden ſein, und du gerecht, wahrhaftig, befriedet, fromm und alle Gebot erfüllet ſein, von allen Dingen frei ſein.

Von der inneren Kirche

Jakob Böhme

Lieben Brüder, wir wollen treulich mit euch reden, nicht aus heuchleriſchem Munde, dem Antichriſt zu Gefallen, ſondern aus unſerm Perlein, aus Chriſtlicher Eſſenz und Wiſſenſchaft, nicht aus der Hülſe und Hiſtorie, ſondern aus kindlichem Geiſte, aus Chriſti Wiſſenſchaft, als eine Rebe am Weinſtock Chriſti, aus dem Maße der in uns eröffneten Wiſſenſchaft in Gottes Rat.

2. Man bindet uns anjetzo an die Hiſtorien, an die ſteinerne Kirche, welche zwar in ihrem Werte gut wäre, ſo man auch den Tempel Chriſti darein brächte.

3. Man lehrt, ihre Abſolution ſei eine Vergebung der Sünden. Item, das Abendmahl nehme die Sünden weg. Item, der Geiſt Gottes werde vom Predigtamt eingegoſſen.

Hans Sebald Beham

Eva

4. Dies alles hätte ſeinen Weg, ſo es recht erklärt würde und man nicht an der Hülſe hinge. Mancher geht zwanzig oder dreißig Jahre in die Kirche, hört predigen und braucht die Sakramente, läßt ſich abſolvieren und iſt einmal ein Tier des Teufels und der Eitelkeit wie das andre: ein Tier geht in die Kirche und zum Abendmahl, und ein Tier geht wieder davon. Wie will der eſſen, der keinen Mund hat? Wie will der hören, der kein Gehör hat? Mag auch einer Speiſe genießen, die ſeinem Munde verſchloſſen iſt? Wie will der trinken, der fern vom Waſſer iſt? Was hilfe es mir, daß ich in die Mauerkirche gehe und fülle meine Ohren mit einem leeren Atem? Oder gehe zum Abendmahl und ſpeiſe nur den irdiſchen Mund, welcher ſterblich und verweslich iſt? Mag ich ihm doch wohl darein ein Stück Brot geben, daß er ſatt werde! Was hilfe es der Seele, welche ein unſterblich Leben iſt, daß der tieriſche Menſch die Weiſe des Gebrauchs Chriſti hält, ſo ſie nicht das Kleinod des Gebrauchs erreichen kann? ...

11. Es iſt doch in den Heiligen mit den Sakramenten kein Sündewegnehmen oder Dadurch-vergeben. Sondern alſo iſt's: wenn Chriſtus aufſteht, ſo ſtirbt Adam in der Schlange Eſſenz. Wenn die Sonne aufgeht, ſo wird die Nacht in Tag verſchlungen, iſt keine Nacht mehr. Alſo iſt die Vergebung der Sünden: der Geiſt Chriſti iſſet von ſeinem h. Weſen, der innere Menſch iſt die Faſſung des h. Weſens, er nimmt an, was der Geiſt Chriſti in ihn einführte als den Tempel Gottes, Chriſti Fleiſch und Blut. Was geht das ein Tier an? Oder was geht's die Teufel oder die Seele in Gottes Zorn an? Sie eſſen von ihrem himmliſchen Leibe, in welchem Himmel ſie wohnen als im Abgrunde.

12. Alſo auch das Predigtamt: Der Gottloſe hört, was die äußere Seele der äußeren Welt predigt, das nimmt er an als eine Hiſtoriam. Iſt aber etwa Stoppeln oder Stroh in der Predigt, ſo ſaugt er daraus die Eitelkeit, und die Seele ſaugt daraus das falſche Gift und Morde des Teufels. Damit kitzelt ſie ſich, wie ſie kann Menſchen richten. Iſt aber der Prediger auch ein Toter und ſät aus ſeinen Affekten Gift und Schmach, ſo lehrt der Teufel und hört der Teufel: dasſelbe Lehren wird in dem gottloſen Herzen gefangen und bringt gottloſe Früchte,

Hans Sebald Beham — Adam

daraus die Welt eine Mordgrube des Teufels geworden iſt, daß beides, vom Lehrer wie vom Zuhörer, nichts als eitel ſpotten, läſtern, höhnen, wortzanken und um die Hülſe beißen innen iſt.

13. Aber in dem heiligen Lehrer lehrt der heilige Geiſt und in dem heiligen Hörer hört der heilige Geiſt Chriſti, durch die Seele und das göttliche Gehäus des göttlichen Schalles. Der Heilige hat ſeine Kirche in ſich, darin er hört und lehrt, aber Babel hat einen Steinhaufen, da geht ſie hinein heucheln und gleißen, läßt ſich mit ſchönen Kleidern ſehen, ſtellt ſich andächtig und fromm: die ſteinerne Kirche iſt ihr Gott, darin ſie das Vertrauen ſetzt.

14. Der Heilige aber hat ſeine Kirche an allen Orten bei ſich und in ſich. Denn er ſteht und geht, er liegt und ſitzt in ſeiner Kirche, er iſt in der wahren chriſtlichen Kirche, im Tempel Chriſti, der h. Geiſt predigt ihm aus allen Kreaturen, alles, was er anſieht, da ſieht er einen Prediger Gottes.

15. Hier wird der Spötter ſagen, ich verachte die ſteinerne Kirche, da die Gemeinde zuſammenkommt. Dazu ſage ich nein, ſondern ich weiſe auf die heuchleriſche babyloniſche Hure, die mit der ſteinernen Kirche nur Hurerei treibt, nennt ſich einen Chriſten, iſt aber nur ein Hurenbalg.

16. Ein rechter Chriſt bringt ſeine heilige Kirche mit in die Gemeinde, ſein Herz iſt die wahre Kirche, da ſoll man Gottesdienſt pflegen. Wenn ich tauſend Jahre in die Kirche gehe, auch alle Wochen zum Sakrament, laſſe mich auch alle Tage gleich abſolvieren: habe ich Chriſtum nicht in mir, ſo iſt's alles falſch und ein unnützer Tand, ein Schnitzwerk in Babel und iſt keine Vergebung der Sünden.

17. Der Heilige tut heilige Werke aus der heiligen Kraft ſeines Gemütes. Das Werk iſt nicht die Verſöhnung, aber es iſt das Gebäu, das der wahre Geiſt in ſeinem Weſen baut, es iſt ſein Wohnhaus, gleichwie des falſchen Chriſten Fabelei ſein Wohnhaus iſt, dahin dann ſeine Seele heucheln geht. Das äußere Gehör geht in das Äußere und wirkt in das Äußere, das innere Gehör geht in das Innere und wirkt in dem Innern.

18. Heuchle, heule, ſchreie, ſinge, predige, lehre, wie du willſt — iſt nicht der innere Lehrer und Hörer offen, ſo iſt's alles Babel und Fabel und ein Schnitzwerk, da der äußere Weltgeiſt ein Modell oder Schnitzwerk nach dem innern macht, und damit gleißt er, als ob er einen heiligen Gottesdienſt hätte.

19. Chriſtus ſpricht: Suchet am erſten das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit, ſo wird euch das andre alles zufallen. Item, mein Vater will den heiligen Geiſt geben die ihn darum bitten, und wenn derſelbe kommt, der wird euch in alle Wahrheit leiten, der wird euch erinnern alles deſſen, ſo ich euch geſagt habe, denn von dem meinen wird er's nehmen und euch verkündigen. Item, ich will euch Mund und Weisheit geben, was ihr reden ſollt. Und S. Paulus ſpricht: Wir wiſſen nicht, was wir bitten und reden ſollen, ſondern der Geiſt Gottes vertritt uns mächtig, nachdem, wie es Gott gefällig.

20. So iſt nun der Glaube nicht eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft, daß ſich ein Menſch Artikel mache und daran allein hange und zwinge ſein Gemüt in die Werke ſeiner Vernunft, ſondern er iſt ein Geiſt mit Gott, denn der heilige Geiſt fährt in dem Glaubensgeiſte.

21. Der wahre Glaube iſt eine Macht Gottes, ein Geiſt mit Gott: er wirkt in Gott und mit Gott, er iſt frei und an keinen Artikel gebunden als nur an die rechte Liebe, darin holt er ſeines Lebens Kraft und Stärke, und liegt nichts an menſchlichem Wähnen.

22. Denn gleich wie Gott frei iſt von aller Anneiglichkeit, daß er tut, was er will, und braucht darum keine Rechenſchaft zu geben, alſo iſt auch der rechte, wahre Glaube im Geiſte Gottes frei, er hat nicht mehr als eine Neiglichkeit: in die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, alſo daß er ſeinen Willen in Gottes Willen wirft und aus der ſideriſchen und elementiſchen Vernunft ausgeht; er ſucht ſich nicht in der Vernunft des Fleiſches, ſondern in Gottes Liebe, und ſo er ſich alſo findet, ſo findet er ſich in Gott, und wirkt mit Gott, nicht nach der Vernunft, was die will, ſondern in Gott, was Gottes Geiſt will. Denn er ſchätzt das irdiſche Leben nichts, auf daß er in Gott leben, und Gottes Geiſt in ihm ſei das Wollen und das Tun: er ergibt ſich in Demut in den Willen Gottes, und er ſinkt durch die Vernunft in den Tod, grünt aber mit Gottes Geiſt im Leben Gottes; er iſt als wäre er nichts, und iſt doch in Gott alles, er iſt eine Zierde und Krone der Gottheit, ein Wunder der göttlichen magia; er macht, da nichts iſt, und nimmt, da nichts gemacht iſt; er wirkt, und niemand ſieht ein Weſen; er erhöht ſich und bedarf doch keines Aufſteigens; er iſt großmächtig und iſt doch die allerniedrigſte Demut; er hat alles und faßt doch nichts mehr als die Sanftmut. Alſo iſt er von aller Bosheit frei und hat kein Geſetz, denn der Grimm der Natur bewegt ihn nicht, er beſteht in Ewigkeit, denn er iſt in keinen Grund gefaßt, er iſt in nichts eingeſperrt gleichwie der Ungrund der Ewigkeit frei iſt und in nichts ruht als nur in ſich ſelbſt, da eine ewige Sanftmut iſt.

23. Also auch der rechte wahre Glaube in dem Ungrunde: Er ist in sich selber das Wesen, er lebt, sucht aber nicht sein Leben, sondern er sucht das Leben der ewigen, stillen Ruhe; er geht aus seines Lebens Geist aus und besitzt sich selber, also ist er frei von der Qual, gleichwie Gott frei von der Qual ist, und wohnt also in der ewigen Freiheit in Gott; er ist mit der ewigen Freiheit Gottes gleich als ein Nichts und ist doch in allem; es kommt ihm alles zustatten, was Gott und die Ewigkeit vermag und ist, er wird von nichts ergriffen und ist doch eine schöne Inwohnung in der großen Macht Gottes; er ist ein Wesen und wird doch von keinem Wesen ergriffen; er ist eine Gespielin und Freundin der göttlichen Jungfrau, der Weisheit Gottes, in ihm stehen die großen Wunder Gottes, und er ist doch frei von allem, gleich wie das Licht vom Feuer frei ist, ob es doch vom Feuer immer geboren wird, aber des Feuers Qual kann es doch nicht ergreifen oder rühren.

24. Also ingleichen geben wir euch zu verstehen, wird der Glaube aus dem Lebens-Geist als aus einem immerbrennenden Feuer geboren und scheint in demselben Feuer; er erfüllt des Lebens Feuer und wird doch nimmer ergriffen. So er aber ergriffen wird, so ist er selber in die Vernunft als in ein Gefängnis eingegangen, und ist nicht mehr in Gott, in seiner Freiheit, sondern er ist in die Qual eingegangen, er plagt sich selber, ob er doch wohl frei sein kann: in der Vernunft wirkt er die Wunder im Feuer der Natur, und in der Freiheit wirkt er die Wunder Gottes in der Liebe.

25. Gottes Reich muß in uns kommen, und sein Wille in uns geschehen. So dienen wir ihm recht, wenn wir ihn lieben von ganzem Herzen, Seel und allen Kräften und unsern Nächsten als uns selber. Das ist der ganze Gottesdienst, den er von uns aufnimmt, was dürfen wir uns heucheln? Sind wir gerecht, so sind wir selbst Götter in dem großen Gott; was wir dann tun, das tut Gott in uns und durch uns. So sein Geist in uns ist, was sorgen wir viel lange um Gottesdienst? Will er was tun, so sollen wir Knechte und willig sein; er muß der Werkmeister sein, soll ein Werk Gott gefallen; was außerdem ist, das ist irdisch gebaut, in dem Geiste dieser Welt, das bauen wir dem äußeren Himmel, den Sternen und Elementen, die haben ihr Verbringen und Wunder in uns, und der finstere Teufel, dem dienen wir mit Werken außer Gottes Geist.

Sprüche

Angelus Sileſius

Du mußt, was Gott iſt, ſein

Soll ich mein letztes End und erſten Anfang finden,
So muß ich mich in Gott und Gott in mir ergründen
Und werden das, was er: ich muß ein Schein im Schein,
Ich muß ein Wort im Wort, ein Gott im Gotte ſein.

Gott lebt nicht ohne mich

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd ich zu nicht, er muß von Not den Geiſt aufgeben.

Der Menſch iſt Ewigkeit

Ich ſelbſt bin Ewigkeit, wann ich die Zeit verlaſſe
Und mich in Gott und Gott in mich zuſammenfaſſe.

Das Äußere hilft dir nicht

Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Böſen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht't, erlöſen.

Wer ganz vergottet iſt

Wer iſt, als wär er nicht und wär er nie geworden:
Der iſt — o Seligkeit! — zu lauter Gotte worden.

Gelaſſenheit

Ich laſſe mich Gott ganz: will er mir Leiden machen,
So will ich ihm ſowohl als ob den Freuden lachen.

Eins hält das andre

Gott iſt ſo viel an mir, als mir an ihm gelegen,
Sein Weſen helf ich ihm, wie er das meine, hegen.

Du mußt's hinwider ſein

Gott iſt dir worden Menſch, wirſt du nicht wieder Gott,
So ſchmähſt du die Geburt und höhneſt ſeinen Tod.

Alles liegt an der Empfänglichkeit

Vermöcht ich Gott's ſo viel als Chriſtus zu empfangen,
Er ließe mich dazu im Augenblick gelangen.

Der Menſch iſt alle Dinge

Der Menſch iſt alle Dinge, iſt's daß ihm eins gebricht,
So kennet er fürwahr ſein Reichtum ſelber nicht.

Gott außer Kreatur

Geh hin, wo du nicht kannſt, ſieh, wo du ſieheſt nicht!
Hör, wo nichts ſchallt und klingt, ſo biſt du, wo Gott ſpricht.

Das göttliche Sehen

Wer in dem Nächſten nichts als Gott und Chriſtum ſieht,
Der ſiehet mit dem Licht, das aus der Gottheit blüht.

Das weſentliche Gebet

Wer lautern Herzens lebt und geht auf Chriſti Bahn,
Der betet weſentlich Gott in ſich ſelber an.

Das ſtillſchweigende Gebet

Gott iſt ſo über all's, daß man nichts ſprechen kann,
Drum beteſt du ihn auch mit Schweigen beſſer an.

Das Erkennende muß das Erkannte werden

In Gott wird nichts erkannt: er iſt ein einig Ein.
Was man in ihm erkennt, das muß man ſelber ſein.

Menſch in Gott, Gott im Menſchen

Wenn ich bin Gottes Sohn, wer es dann ſehen kann,
Der ſchauet Menſch in Gott und Gott im Menſchen an.

Erheb dich über dich

Der Menſch, der ſeinen Geiſt nicht über ſich erhebt,
Der iſt nicht wert, daß er im Menſchenſtande lebt.

Zufall und Weſen

Menſch, werde weſentlich: denn wann die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Weſen, das beſteht.

Gott liebet sich allein

Es ist gewißlich wahr, Gott liebet sich allein
Und wer sein ander Er in seinem Sohn kann sein.

Die geheimste Gelassenheit

Gelassenheit fäht Gott: Gott aber selbst zu lassen,
Ist ein Gelassenheit, die wenig Menschen fassen.

Die Kreaturen sind gut

Du klagst, die Kreatur'n, die bringen dich in Pein;
Wie? Müssen sie doch mir ein Weg zu Gotte sein.

Die Einsamkeit

Die Einsamkeit ist not, doch sei nur nicht gemein,
So kannst du überall in einer Wüste sein.

Schrift ohne Geist ist nichts

Die Schrift ist Schrift, sonst nichts. Mein Trost ist Wesenheit
Und daß Gott in mir spricht das Wort der Ewigkeit.

Die Ewigkeit

Im Fall dich länger dünkt die Ewigkeit als Zeit,
So redest du von Pein und nicht von Ewigkeit.

Der verliebte Gott

Gott liebet mich allein, nach mir ist ihm so bange,
Daß er auch stirbt vor Angst, weil ich ihm nicht anhange

Der einige Tag

Drei Tage weiß ich nur, als: gestern, heut und morgen;
Wenn aber gestern wird ins heut und nun verborgen
Und morgen ausgelöscht: so leb ich jenen Tag,
Den ich, noch eh ich ward, in Gott zu leben pflag.

Gott kann nicht alles allein

Gott, der die Welt gemacht und wieder kann zunichten,
Kann nicht ohn meinen Will'n die Neugeburt ausrichten.

Gott geht doch etwas ab

Man ſagt, Gott mangelt nichts, er 'darf nicht unſer Gaben;
Iſt's wahr, was will er dann mein armes Herze haben?

Gott iſt ein Punkt und Kreis

Gott iſt mein Mittelpunkt, wenn ich ihn in mich ſchließe:
Mein Umkreis dann, wenn ich aus Lieb in ihn zerfließe.

Vom Gott

Gott iſt noch nie geweſt und wird auch niemals ſein
Und bleibt doch nach der Welt, war auch vor ihr allein.

Die volle Seligkeit

Der Menſch hat eher nicht vollkommene Seligkeit,
Bis daß die Einheit hat verſchluckt die Anderheit.

Der Menſch

Das größte Wunderding iſt doch der Menſch allein:
Er kann, nach dem er's macht, Gott oder Teufel ſein.

Das edelſte Gebet

Das edelſte Gebet iſt, wenn der Beter ſich
In das, vor dem er kniet, verwandelt inniglich.

Gott iſt allenthalben ganz

O Weſen, dem nichts gleich! Gott iſt ganz außer mir
Und immer mir auch ganz, ganz dort und auch ganz hier.

Das Große im Kleinen verborgen

Der Umkreis iſt ein Punkt, im Samen liegt die Frucht,
Gott in der Welt: Wie klug iſt, wer ihn drinne ſucht!

Was du willſt, iſt alles in dir

Menſch, alles, was du willſt, iſt ſchon zuvor in dir,
Es lieget nur an dem, daß du's nicht wirkſt herfür.

Wer zuviel glaubt

Es iſt zwar wahr, daß Gott dich ſelig machen will:
Glaubſt du, er will's ohn dich, ſo glaubteſt du zuviel.

Alles muß wieder in Eins

All's kommt aus Einem her und muß in Eines ein,
Wo es nicht will gezweit und in der Vielheit ſein.

Es muß ein jeder Chriſtus ſein

Der wahre Gottesſohn iſt Chriſtus nur allein,
Doch muß ein jeder Chriſt derſelbe Chriſtus ſein.

Gott kann mehr viel als wenig

Nichts iſt, das Gott nicht kann! Hör, Spötter, auf, zu lachen,
Er kann zwar keinen Gott, wohl aber Götter machen.

Du mußt der Himmel ſein

In'n Himmel kommſt du nicht — laß nur von dem Getümmel —
Du ſeiſt denn ſelbſt zuvor ein lebendiger Himmel.

Wir dienen uns, nicht Gott

Menſch, Gott iſt nichts gedient mit Faſten, Beten, Wachen:
Du dienſt mehr dir damit, weil's dich kann heilig machen.

Außer Gott leben iſt totſein

Menſch, glaube dies gewiß: wo du nicht lebſt in Gott,
Lebſt du gleich tauſend Jahr, du biſt ſo lange tot.

Nichts iſt herrlicher als die Seele

Sollt' auch was Herrlicher's, als meine Seele, ſein,
Weil Gott, die Herrlichkeit, ſich ſelbſt verwandelt drein?

Der Seele wird es nie Nacht

Mich wundert, daß du darfſt den Tag ſo ſehr verlangen:
Die Sonn iſt meiner Seel noch niemals untergangen.

Die Ichheit ſchadet mehr als tauſend Teufel

Menſch, hüte dich vor dir! Wirſt du mit dir beladen,
Du wirſt dir ſelber mehr als tauſend Teufel ſchaden.

Die neue Kreatur

Menſch, allererſt biſt du die neue Kreatur,
Wenn Chriſti Frömmigkeit iſt deines Geiſt's Natur.

Der Menſch ſoll nicht ein Menſch bleiben

Menſch, bleib doch nicht ein Menſch: man muß aufs höchſte kommen,
Bei Gotte werden nur die Götter angenommen.

Die Geburt Gottes währet immer

Gott zeuget ſeinen Sohn, und weil es außer Zeit,
So währet die Geburt auch bis in Ewigkeit.

Der Gerechte hat kein Geſetz

Für Böſ' iſt das Geſetz: wär kein Gebot geſchrieben,
Die Frommen würden doch Gott und den Nächſten lieben.

Von Gott geboren werden, iſt gänzlich Gott ſein

Gott zeuget nichts als Gott: zeugt er dich ſeinen Sohn,
So wirſt du Gott in Gott, Herr auf des Herren Thron.

Im Meer kann man kein Tröpflein unterſcheiden

Wenn du das Tröpflein wirſt im großen Meere nennen,
Dann wirſt du meine Seel im großen Gott erkennen.

Chriſtuskopf Holzſchnitt von 1507

Vom Schöpfer

Johann Georg Hamann

Wenn ich nicht einen Gott glaubte, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt, der unſere Tränen uns verſprochen hat ſelbſt abzutrocknen — wie würde ich ohne dieſen Gedanken fortkommen? Ich würde hundert törichte Dinge anfangen, mich irremachen und dem großen Haufen auf der großen Straße nachlaufen; jetzt bin ich ruhig, erwarte alles, was mir Gott noch auflegen will, und hoffe, daß er mir die Laſt jedes Tages werde tragen helfen.

Ich überlaſſe mich und mein Schickſal der göttlichen Vorſehung gänzlich. Sie hat Triebe in unſere Natur gelegt, die, wenn ſie nicht laſterhaft ſind und mit unſeren Pflichten ſtreiten, nicht ſelten als unſere Beſtimmung, als der Ruf zu ihren Abſichten angeſehen werden können. Mit wieviel Ruhe und Zufriedenheit kann derjenige leben, der keinen andern Endzweck hat, als wie ein vernünftiges, und wie ein teuer erlöſtes Geſchöpf, als Menſch und Chriſt, ſeinen Verbindlichkeiten ein Genüge zu tun.

Die ganze ſichtbare Natur iſt nichts als das Zifferblatt und der Zeiger; das ganze Räderwerk und das rechte Gewicht ſind ſeine Winde und Feuerflammen.

Alle Wunder ſind tägliche Begebenheiten, ſtündliche Erfahrungen des Lebens in Gott.

Es gehört zur Einheit der göttlichen Offenbarung, daß der Geiſt Gottes ſich durch den Menſchengriffel der heiligen Männer, die von ihm getrieben worden, ebenſo erniedrigt und ſeiner Majeſtät entäußert, als der Sohn Gottes durch die Knechtsgeſtalt, und wie die ganze Schöpfung ein Werk der höchſten Demut iſt.

Den allein weiſen Gott in der Natur bloß bewundern, iſt vielleicht eine ähnliche Beleidigung mit dem Schimpf, den man einem vernünftigen Mann erweiſt, deſſen Wert nach ſeinem Rock der Pöbel ſchätzt.

Ich wundere mich, wie es dem weiſen Baumeiſter der Welt hat einfallen können, uns von ſeiner Arbeit bei dem großen Werk der Schöpfung gleichſam Rechenſchaft abzulegen, da kein kluger Menſch ſich leicht die Mühe nimmt, Kinder und Narren über den Mechanismus ſeiner Handlungen klug zu machen. Nichts als Liebe gegen uns Säuglinge der Schöpfung hat ihn zu dieſer Schwachheit bewegen können.

Rembrandt / Faust

Rembrandt / Die Predigt Chriſti

Wer eine beſſere Welt vorgibt wie Rouſſeau, und eine individuelle, atomiſtiſche und momentane Vorſehung leugnet, der widerſpricht ſich ſelbſt. Gibt es einen Zufall in Kleinigkeiten, ſo kann die Welt nicht mehr gut ſein noch beſtehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Geſetzen, und wie ein Säkulum aus unendlichen Tagen von ſelbſt beſteht, ſo iſt es eigentlich die Vorſehung in den kleinſten Teilen, die das Ganze gut macht.

Ein ſolches Weſen iſt der Urheber und Regierer der Welt. Er gefällt ſich ſelbſt in ſeinem Plan und iſt für unſere Urteile unbeſorgt. Wenn ihm der Pöbel über die Güte der Welt mit klatſchenden Händen und ſcharrenden Füßen Höflichkeiten ſagt und Beifall zujauchzt, wird er wie Phocion beſchämt und fragt den Kreis ſeiner wenigen Freunde, die um ſeinen Thron mit bedeckten Augen und Füßen ſtehen: ob er eine Torheit geſprochen, da er geſagt: „Es werde Licht", weil er ſich von dem gemeinen Haufen über ſeine Werke bewundert ſieht.

Nicht der Beifall des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wir ſehen, ſondern des künftigen, das uns unſichtbar iſt, ſoll uns begeiſtern. Wir wollen nicht nur unſere Vorgänger beſchämen, ſondern ein Muſter für die Nachwelt werden. — Wie unſer Buch für alle Klaſſen der Jugend geſchrieben ſein ſoll, ſo wollen wir ſolche Autoren zu werden ſuchen, daß uns unſere Urenkel nicht für kindiſche Schriftſteller aus den Händen werfen ſollen.

Ein eitles Weſen ſchafft deswegen, weil es gefallen will; ein ſtolzer Gott denkt daran nicht. Wenn es gut iſt, mag es ausſehen, wie es will; je weniger es gefällt, deſto beſſer iſt es. Die Schöpfung iſt alſo kein Werk der Eitelkeit, ſondern der Demut, der Herunterlaſſung. Sechs Worte werden einem großen Genie ſo ſauer, daß er ſechs Tage dazu braucht und den ſiebenten ſich ausruht.

Ich überlaſſe alles der göttlichen Vorſehung und ſehe mich als ihren Ball an, der durch nichts anderes als die Kraft ihrer Hände lebt. Bei allem dem Gram, der mich ſchwach macht, fühle ich doch noch in gewiſſen Stunden, was die Weisheit in den Sprichwörtern ſagt: meine Luſt iſt bei den Menſchenkindern. — Solange wir an den glauben, der die Leute ſo lieb hat, laufen wir keine Gefahr, Menſchenfeinde zu werden.

Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, der mich von allem Übel erlöſen wird und auch von der Sünde, die mich wie meine eigene Haut umgibt, mich träge macht und allenthalben anklebt. — Ich weiß, daß meine Muſe auf einer glühenden Aſche ſingt und ihre Feder ſtatt einer Scherbe braucht, um ſich zu kratzen. — Ich weiß, daß die Erde meine Mutter und Würmer meine Brüder ſind.

Fragmente

Novalis

lles, was wir erfahren, iſt eine Mittheilung. So iſt die Welt in der That eine Mittheilung, Offenbarung des Geiſtes. Die Zeit iſt nicht mehr, wo der Geiſt Gottes verſtändlich war. Der Sinn der Welt iſt verloren gegangen. Wir ſind beim Buchſtaben ſtehn geblieben. Wir haben das Erſcheinende über die Erſcheinung verloren. Formularweſen. Ehemals war alles Geiſtererſcheinung, jetzt ſehen wir nichts als tote Wiederholung, die wir nicht verſtehen. Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt. Wir leben noch von der Frucht beſſerer Zeiten.

Vielleicht iſt alle mechaniſche Bewegung nur Sprache der Natur. Ein Körper ſpricht den andern mechaniſch an, dieſer antwortet mechaniſch, bei beiden iſt aber die mechaniſche Bewegung ſekundär und nur Mittel, Anlaß zur innern Veränderung und Folge derſelben. Die Phyſik iſt nichts als die Lehre von der Phantaſie.

In der Phyſik hat man zeither die Phaenomene ſtets aus dem Zuſammenhange geriſſen und ſie nicht in ihre geſelligen Verhältniſſe verfolgt. Jedes Phaenomen iſt ein Glied einer unermeßlichen Kette — die alle Phaenomene als Glieder begreift.

Die Naturlehre muß nicht mehr kapitelweiſe, fachweiſe behandelt werden. Sie muß ein Continuum, eine Geſchichte, ein organiſches Gewächs, ein Baum werden, — oder ein Thier, oder ein Menſch. Alle Namen ſind dunkel und ohne Sinn, die nicht eine beſtimmte Definition enthalten, oder ihren Sinn mitbringen, z. B. Kohlenſtoff etc. Die Phyſik iſt noch nicht auf dem rechten Wege, ſo lange ſie nicht phantaſtiſch, willkürlich und ſtreng und gebunden zugleich zu Werke geht. Von der wahren Philoſophie, der **creatio rationalis**, iſt allein Heil zu erwarten.

Genialiſche, edle, divinatoriſche, wunderthätige, kluge, dumme etc. Pflanzen, Thiere, Steine, Elemente etc. — Unendliche Individualität dieſer Weſen, — ihr muſikaliſcher und Individualſinn — ihr Charakter — ihre Neigungen etc.

Es ſind vergangene geſchichtliche Weſen. Die Natur iſt eine verſteinerte Zauberſtadt.

Die Welt iſt ein gebundener Gedanke. Wenn ſich etwas konſolidirt, werden Gedanken frei. Wenn ſich etwas auflöſt, werden Gedanken gebunden.

Religioſität der Phyſiognomik. Heilige, unerſchöpfliche Hieroglyphe jeder Menſchengeſtalt. Schwierigkeit, Menſchen wahrhaft zu ſehn. Relativität und Falſchheit der Begriffe von ſchönen und häßlichen Menſchen. Recht häßliche Menſchen können unendlich ſchön ſein. Öftere Beobachtung der Mienen. Einzelne Offenbarungsmomente dieſer Hieroglyphe.

Ludwig Richter

Unser täglich Brot

Wie es den Alten bei uns gegangen iſt, ſo geht es der Natur. Über die Silbenkrämerei wird das Beſte vergeſſen und überſehn.

Aller Anfang des Lebens muß antimechaniſch, gewaltſamer Durchbruch, Oppoſition gegen den Mechanismus ſein; abſolute Materie — primitives Element des Geiſtes = Seele.

Alles Leben iſt ein ununterbrochner Strom. Leben kommt nur vom Leben und ſo fort. Höhere Erklärung des Lebens.

Der Geiſt verhält ſich zur Seele, oder die Beſtandtheile des unſichtbaren Individuums zu einander, wie die Säfte und die feſten Theile im Körper. Der Geiſt entſteht aus der Seele, er iſt die kryſtalliſirte Seele. Seine Figur oder ſein Charakter, ſein Temperament und ſeine Konſtitution ſind Funktionen der erſten Anlage, der Geiſterwelt und der Seelenbeſchaffenheit.

Wie der Körper mit der Welt in Verbindung ſteht, ſo die Seele mit dem Geiſte. Beide Bahnen laufen vom Menſchen aus und endigen in Gott. Beide Weltumſegler brauchen ſich in korreſpondirenden Punkten ihrer Bahn. Beide müſſen auf Mittel denken, trotz der Entfernung beiſammen zu bleiben, und zugleich und gemeinſchaftlich beide Reiſen zu machen.

(Phyſiologie und Pſychologie.) Je merklichere Wirkungen die Seele hervorbringen kann, deſto ſtärker iſt ſie; je unmerklichere Wirkungen der Stoff, die Welt, der Körper im engeren Sinn hervorbringen kann, deſto ſtärker iſt er. Je mannichfaltigere dabei beide, — deſto gebildeter beide. Der Körper ſoll Seele, die Seele Körper werden, eins durch das andre, — dadurch gewinnen beide.

Wenn Gott Menſch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht giebt es auf dieſe Art eine fortwährende Erlöſung in der Natur. Ein reiner Gedanken, ein reines Bild, eine reine Empfindung ſind Gedanken, Bilder und Empfindungen, die nicht durch ein korreſpondirendes Objekt erweckt etc., ſondern außerhalb der ſogenannten mechaniſchen Geſetze, der Sphäre des Mechanismus, entſtanden ſind. Die Phantaſie iſt eine ſolche außermechaniſche Kraft. Vom Glauben hängt die Welt ab. Glauben und Vorurtheil iſt Eins. Wie ich eine Sache annehme, ſo iſt ſie für mich.

Der erſte Menſch iſt der erſte Geiſterſeher; ihm iſt alles Geiſt.

Nichts iſt dem Geiſt erreichbarer als das Unendliche.

Das Gedächtniß iſt der Individualſinn, das Element der Individuation.

Die Stein- und Pflanzennatur trägt mehr das Gepräge der Phantaſie. In der Menſchenwelt zeigt ſich die vernünftige Natur mit Phantaſie und Witz geſchmückt. Malerei der Natur, ihre Baukunſt, ihre Skulptur, ihre Muſik. Der Bach und die unbeſeelte Natur ſpricht größtentheils Proſa, nur der Wind iſt zuweilen muſikaliſch. Ihre Mathematik; Geometrie im Kryſtall; in der Aſtronomie ihre Mechanik. Ihre Akuſtik. Grotesken und Arabesken der Natur, ihre Quodlibets. Sonderbare Eindrücke eines franzöſiſchen Gartens. Ihre Contraſte

mit der Kunſt. Ihre Ironie und Beſpottung der Kunſt. Ihre Dekorationen, ihre Opern. Die Natur als Geognoſtin, Mineralogin, Philoſophin, Chymiſtin etc.

Die Sinne ſind an den Thieren, was Blätter und Blüthen an den Pflanzen ſind. Die Blüthen ſind Allegorieen des Bewußtſeins, oder des Kopfs. Eine höhere Fortpflanzung iſt der Zweck dieſer höheren Blüthe, eine höhere Erhaltung: bei den Menſchen iſt es das Organ der Unſterblichkeit, einer progreſſiven Fortpflanzung der Perſonalität.

Mit Inſtinkt hat der Menſch angefangen, mit Inſtinkt ſoll der Menſch endigen. Inſtinkt iſt das Genie im Paradieſe, vor der Periode der Selbſtabſonderung (Selbſterkenntnis). (Soll der Menſch ſich ſelbſt zweien, und nicht allein das, ſondern auch ſelbſt dreien? etc.)

Jedes Willkürliche, Zufällige, Individuelle kann unſer Weltorgan werden. Ein Geſicht, ein Stern, eine Gegend, ein alter Baum etc. kann Epoche in unſerm Innern machen. Dies iſt der große Realismus des Fetiſchdienſtes.

Der Baum kann nur zur blühenden Flamme, der Menſch zur ſprechenden, das Thier zur wandelnden Flamme werden.

Die zahmen Thiere nähern ſich, als hülfloſer, den Menſchen.

Die Steine und Stoffe ſind das Höchſte: der Menſch iſt das eigentliche Chaos.

Bekenntnis

Johann Gottlieb Fichte

Nachdem ſo mein Herz aller Begier nach dem Irdiſchen verſchloſſen iſt, nachdem ich in der Tat für das Vergängliche gar kein Herz mehr habe, erſcheint meinem Auge das Univerſum in einer verklärten Geſtalt. Die tote laſtende Maſſe, die nur den Raum ausſtopfte, iſt verſchwunden, und an ihrer Stelle fließt und woget und rauſcht der ewige Strom von Leben und Kraft und Tat — vom urſprünglichen Leben; von deinem Leben, Unendlicher: denn alles Leben iſt dein Leben, und nur das religiöſe Auge dringt ein in das Reich der wahren Schönheit.

Ich bin dir verwandt, und was ich rund um mich herum erblicke, iſt mir verwandt; es iſt alles belebt und beſeelt und blickt aus hellen Geiſteraugen mich an und redet mit Geiſtertönen an mein Herz. Auf das mannigfaltigſte zerteilt und getrennt ſchaue in allen Geſtalten außer mir ich ſelbſt mich wieder und ſtrahle mir aus ihnen entgegen, wie die Morgenſonne in tauſend Tautropfen mannigfaltig gebrochen ſich ſelbſt entgegenglänzt.

Dein Leben, wie es der Endliche zu faſſen vermag, iſt ſich ſelbſt ſchlechthin durch ſich ſelbſt bildendes und darſtellendes Wollen; dieſes Leben fließt — im Auge des Sterblichen mannigfach verſinnlicht — durch mich hindurch herab in die ganze unermeßliche Natur. Hier ſtrömt es als ſich ſelbſt ſchaffende und bildende Materie durch meine Adern und Muskeln hindurch und ſetzt außer mir ſeine Fülle ab im Baume, in der Pflanze, im Graſe. Ein zuſammenhängender Strom, Tropf- an Tropfe, fließt das bildende Leben in allen Geſtalten und allenthalben, wohin ihm mein Auge zu folgen vermag; und blickt mich an — aus jedem Punkte des Univerſum anders — als dieſelbe Kraft, durch die es in geheimem Dunkel meinen eignen Körper bildet. Dort woget es frei und hüpft und tanzet, als ſich ſelbſt bildende Bewegung im Tiere, und ſtellt in jedem neuen Körper ſich dar als eine andere eigne für ſich beſtehende Welt: dieſelbe Kraft, welche, mir unſichtbar, in meinen eignen Gliedmaßen ſich regt und bewegt. Alles, was ſich regt, folgt dieſem allgemeinen Zuge, dieſem einigen Prinzip aller Bewegung, das von einem Ende des Univerſum zum andern die harmoniſche Erſchütterung fortleitet: das Tier ohne Freiheit; ich, von welchem in der ſichtbaren Welt die Bewegung ausgeht, ohne daß ſie darum in mir gegründet ſei, mit Freiheit.

Aber rein und heilig und deinem eignen Weſen ſo nahe, als im Auge des Sterblichen ihm etwas ſein kann, fließet dieſes dein Leben hin als Band, das Geiſter mit Geiſtern in eins verſchlingt, als Luft und Äther der einen Vernunftwelt; undenkbar und unbegreiflich, und doch offenbar daliegend vor dem geiſtigen Auge. In dieſem Lichtſtrome fortgeleitet ſchwebt der Gedanke, unaufgehalten und derſelbe bleibend von Seele zu Seele, und kommt reiner und verklärt zurück aus der verwandten Bruſt. Durch dieſes Geheimnis findet der einzelne ſich ſelbſt und verſteht und liebt ſich ſelbſt nur in einem andern; und jeder Geiſt wickelt ſich los nur von andern Geiſtern, und es gibt keinen Menſchen, ſondern nur eine Menſchheit, kein einzelnes Denken und Lieben und Haſſen, ſondern nur ein Denken und Lieben und Haſſen in- und durcheinander. Durch dieſes Geheimnis ſtrömt die Verwandtſchaft der Geiſter in der unſichtbaren Welt fort bis in ihre körperliche Natur, und ſtellt ſich dar in zwei Geſchlechtern, die, wenn auch jedes geiſtige Band zerreißen könnte, ſchon als Naturweſen genötigt ſind, ſich zu lieben; fließt aus in die Zärtlichkeit der Eltern und Kinder und Geſchwiſter, gleich als ob die Seelen ebenſo aus einem Blute entſproſſen wären wie die Leiber, und die Gemüter Zweige und Blüten desſelben Stammes wären; und umfaſſet von da aus in engeren oder weiteren Kreiſen die ganze empfindende Welt. Selbſt ihrem Haſſe liegt der Durſt nach Liebe zum Grunde, und es entſteht keine Feindſchaft, außer aus verſagter Freundſchaft.

Dieſes ewige Leben und Regen in allen Adern der ſinnlichen und geiſtigen Natur erblickt mein Auge durch das, was andern tote Maſſe ſcheint, hindurch; und ſiehet dieſes Leben ſtets ſteigen und wachſen und zum geiſtigern Ausdrucke ſeiner ſelbſt ſich verklären. Das Univerſum iſt mir nicht mehr jener in ſich ſelbſt

zurücklaufende Zirkel, jenes unaufhörlich sich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebären, wie es schon war: es ist vor meinem Blicke vergeistiget und trägt das eigene Gepräge des Geistes; stetes Fortschreiten zum Vollkommneren in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht.

Die Sonne gehet auf und gehet unter, und die Sterne versinken und kommen wieder, und alle Sphären halten ihren Zirkeltanz; aber sie kommen nie so wieder, wie sie verschwanden, und in den leuchtenden Quellen des Lebens ist selbst Leben und Fortbilden. Jede Stunde, von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend sinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt; neues Leben und neue Liebe entträufelt den Sphären, wie die Tautropfen der Wolke, und umfängt die Natur wie die kühle Nacht die Erde.

Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tötendes Prinzip in der Natur, denn die Natur ist durchaus lauter Leben; nicht der Tod tötet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt und sich entwickelt. Tod und Geburt ist bloß das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen. Und mein Tod könnte etwas anders sein — meiner, der ich überhaupt nicht eine bloße Darstellung und Abbildung des Lebens bin, sondern das ursprüngliche, allein wahre und wesentliche Leben in mir selbst trage? — Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten solle, das aus ihr nicht stammt; die Natur, um deren willen nicht ich, sondern die selbst nur um meinetwillen lebt.

Aber selbst mein natürliches Leben, selbst diese bloße Darstellung des inneren unsichtbaren Lebens vor dem Blicke des Endlichen, kann sie nicht vernichten, weil sie sonst sich selbst müßte vernichten können; sie, die bloß für mich und um meinetwillen da ist, und nicht ist, wenn ich nicht bin. Gerade darum, weil sie mich tötet, muß sie mich neu beleben; es kann nur mein in ihr sich entwickelndes höheres Leben sein, vor welchem mein gegenwärtiges verschwindet; und das, was der Sterbliche Tod nennt, ist die sichtbare Erscheinung einer zweiten Belebung. Stürbe kein vernünftiges Wesen auf der Erde, das da nun einmal ihr Licht erblickt hätte, so wäre kein Grund da, eines neuen Himmels und einer neuen Erde zu harren: die einzig mögliche Absicht dieser Natur, Vernunft darzustellen und zu erhalten, wäre schon hienieden erfüllt, und ihr Umkreis wäre geschlossen. Aber der Akt, durch den sie ein freies selbständiges Wesen tötet, ist ihr feierliches, aller Vernunft kundbares Hinüberschreiten über diesen Akt und über die ganze Sphäre, die sie dadurch beschließt; die Erscheinung des Todes ist der Leiter, an welchem mein geistiges Auge zu dem neuen Leben meiner selbst und einer Natur für mich hinübergleitet.

Jeder meinesgleichen, der aus der irdischen Verbindung heraustritt, und der meinem Geiste nicht für vernichtet gelten kann — denn er ist meinesgleichen —

zieht meinen Gedanken mit ſich hinüber; er iſt noch, und ihm gebürt eine Stätte. Indes wir hienieden um ihn trauern, ſo wie Trauer ſein würde, wenn ſie könnte im dumpfen Reiche der Bewußtloſigkeit, wenn ſich ihm ein Menſch zum Lichte der Erdenſonne entreißt, iſt drüben Freude, daß der Menſch zu ihrer Welt geboren wurde, ſo wie wir Erdenbürger die unſrigen mit Freude empfangen. Wenn ich einſt ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude ſein; denn die Trauer bleibt in der Sphäre zurück, die ich verlaſſe.

Es verſchwindet vor meinem Blicke und verſinkt die Welt, die ich noch ſoeben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung und des Gedeihens, welche ich in ihr ſchaue, iſt ſie doch nur der Vorhang, durch die eine unendlich vollkommenere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem dieſe ſich entwickeln ſoll. Mein Glaube tritt hinter dieſen Vorhang und erwärmt und belebt dieſen Keim. Er ſieht nichts Beſtimmtes, aber er erwartet mehr, als er hienieden faſſen kann, und je in der Zeit wird faſſen können.

So lebe und ſo bin ich, und ſo bin ich unveränderlich, feſt und vollendet für alle Ewigkeit; denn dieſes Sein iſt kein von außen angenommenes, es iſt mein eigenes, einiges, wahres Sein und Weſen.

Deutſche Religion (Richtlinien)

Paul de Lagarde

uch die Germanen arbeiteten an der Kirche mit. Nicht bloß die Deutſchen, ſondern auch Nordfrankreich mit ſeiner von germaniſcher Einwanderung ſo tief beeinflußten ... Bevölkerung, auch Longobardien im weiteſten Sinne des Wortes: ſie gaben ihr die Innerlichkeit, ohne welche der Verfall des weiten geiſtlichen Reiches noch ſchneller eingetreten iſt. Was ſie hinzufügen, iſt in ihren Augen nichts Neues; iſt nur Auseinanderlegung der im Beſitze der Kirche vorhandenen Schätze: in den Augen der Geſchichte iſt es ſchon Kritik, iſt es der Anfang vom Ende. Myſtik, dieſer Ausdruck nicht im Sinne der Bierbänke genommen, iſt allemal der Vorbote der Revolution.

Die deutſchen Herzen haben, als ſie der Kirche ſich anſchloſſen, die ſehr richtige Ahnung gehabt, daß gerade der ungemeſſenen Subjektivität, welche die Stärke, aber auch die Schwäche der germaniſchen Naturanlage bildet, der Halt einer großartigen Inſtitution not tue, welche das von ihr Aufgenommene ſchütze und

erziehe: ſie irrten, als ſie vorfinden zu dürfen glaubten, was nur ihres eigenen Strebens unbewußt-bewußt gelungener Bau ſein mußte.

Es gibt Augenblicke in jedes Menſchen Leben, in welchen er eines Planes gewahr wird, der durch ſein Daſein hindurch geht, eines Planes, den nicht er entworfen hat und den nicht er ausführt, deſſen Gedanke ihn gleichwohl entzückt, als habe er ihn ſelbſt gedacht, deſſen Ausführung ihn Segen und allereigenſte Förderung deucht, obwohl nicht ſeine Hände an ihr arbeiten. Er iſt frei, wie der Schachſpieler für jeden ſeiner Züge frei iſt: er iſt gleichwohl nicht ſein Herr, wie der Schachſpieler von einem überlegenen Gegner gezwungen wird: er hat das Bewußtſein, daß das Ende der Partie für ihn nicht ein Matt, ſondern in einer Niederlage Sieg ſein werde, und je näher dies Ende rückt, deſto ungeduldiger wartet die Freude an dem nun kaum noch mißzuverſtehenden Willen deſſen, der den Freien dahin gezwungen, wo ihm höchſte Freiheit, weil unbeſchränkte Ausgeſtaltung und Darlegung ſeines eigenſten Weſens beſchieden ſein wird. Der Meißel tut weh, der aus dem empfindenden Blocke den Gott herausſchlägt: je weiter aber der Stahl in ſeiner Arbeit vorgeſchritten, deſto ſtiller hält der Marmor, der ſich ſchon über die aus der Natur erſtehende Geiſtesgeſtalt freut.

Wie ein Vogel nachts, wenn durch ſeine Träume die Strahlen des neuen Tages leuchten, im Schlafe wenig klagend-frohe Töne dem warmen Glanze entgegenſingt, um danach, den Kopf unter den Flügeln, weiter zu ſchlafen, ſo ahnt der Menſch im Erdenleben dann und wann der Ewigkeit Freuden, und das unbewußt dem Herzen entflohene Entzücken ſpricht lauter für dieſe, als das lange Schweigen, aus dem es ſich emporringt, gegen jenes. Aber der eigentliche Beweis für die Ewigkeit der Seele liegt nicht in Ahnungen, ſondern in dem Plane, welcher im Leben jedes die Richtung auf das Gute einſchlagenden Menſchen ſichtbar wird. Dieſen Plan erkennen, ihm nachſinnen und ſeiner Verwirklichung ſich hingeben, das heißt fromm ſein und verbürgt ewiges Leben. Schlechthin alles, auch die Kirche und das Sakrament iſt nur Mittel, dieſen Plan Gottes mit den einzelnen Seelen ausführen zu helfen, ſeine Erkenntnis zu ermöglichen und zu erleichtern: wer es anders anſieht, wer der Kirche, der Wiſſenſchaft, der Kunſt, dem Staate Selbſtzweck zuſchreibt, weiß ſchlecht Beſcheid. Was mit den vom Leben erzogenen Seelen werden ſoll, iſt Gottes Geheimnis: nach dem Tode iſt auch noch ein Leben, und die Ewigkeit iſt lange...

Als Grundprinzip der neuen Gemeinſchaft wird der Satz zu gelten haben, daß Religion das Bewußtſein von der plan- und zielmäßigen Erziehung der einzelnen Menſchen, der Völker und des menſchlichen Geſchlechts iſt.

Wer die Religion auf das Heiligtum des Gemütes beſchränken zu können meint — die Heiligtümer, in denen dieſe gemütliche Religion wohnt, heißen mitunter nur ſehr uneigentlich Heiligtümer —, der hat nie weder an ſich noch an

andern Religion erlebt. Wirkliche Religion nimmt ſich ſtets die Freiheit, das ganze Leben zu durchdringen. Sie iſt nicht nur Sonntags von 9—11, bei Einſegnungen und Begräbniſſen zu finden, ſondern überall oder nirgends. Denn ſie iſt nicht eine vorübergehende Aufregung des Nervenſyſtems, ſondern das leider oft von der Sünde, aber nie von etwas ihr als Gleichberechtigtes Nebengeordnetem geſtörte Leben unter den Augen des allgegenwärtigen Gottes. Sie iſt das Horchen des Schülers auf die nur flüſternde, aber nie ſchweigende Stimme dieſes Gottes, der in allem, in kleinſtem und größtem redet, und deſſen Sprache nicht auf die Paragraphen einer für alle gültigen Grammatik abgezogen, aber von jedem gehört und verſtanden werden kann, der ſie hören und verſtehen will. Sie iſt das ſtille, aber unaufhaltſame, harmoniſche Auswachſen des eigenſten Weſens, das, weil von Gott geſchaffen zu ſein gewiß, auch überzeugt iſt, daß gerade ſeine vollſte und eigentümlichſte Entwicklung mit der vollſten und eigentümlichſten Entwicklung des ebenfalls von Gott gedachten Nächſten ſtets nur einen richtigen Akkord geben wird. Sie iſt Heimweh, die bitterſüße, wie eines Atems Steigen und Fallen raſtlos durch die Seele webende Sehnſucht des Kindes nach Hauſe zu kommen.

Die evangeliſche Kirche kann ſich zurzeit noch nicht bilden, weil... die Einſicht in das Sakrament der evangeliſchen Kirche — das Kind Gottes, den Gottmenſchen — noch fehlt: dies Sakrament iſt ſolange unmöglich, als der in der Theorie dem Evangelium geneigte Deutſche noch nicht zu der Geiſt und Seele durchherrſchenden Überzeugung gelangt iſt, daß Leben, Staat, Vaterland, Wiſſenſchaft, Kunſt niemals Selbſtzweck, ſondern immer nur Mittel und Material für das Wachſen der Gotteskindſchaft der einzelnen Menſchen iſt.

Das Deutſchland, welches wir lieben und zu ſehen begehren, hat nie exiſtiert, und wird vielleicht nie exiſtieren. Das Ideal iſt eben etwas, das zugleich iſt und nicht iſt. Es iſt die im tiefſten Herzen des Menſchen leuchtende Sonne, um welche unſre Gedanken und Kräfte, um welche auch alle die Mittelpunkte ſchwingen, welche unſer Leben umkreiſt, eine Sonne, deren Schein fahl und bleich wird, wenn ſie aus den Tiefen der Seelen an das Tageslicht emportaucht. Die Blumen und Bäume freuen ſich an Hyperions Strahlen, die Menſchen gedeihen nur an der geheimnisvollen Wärme eines nie geſehenen Sternes. Die deutſche Nationalität iſt wie jede andre Nationalität eine Kraft, welche nicht gewogen, geſchaut, geleitet, beſchrieben werden kann, welche da iſt, wenn ſie wirkt, welche überall da iſt, wo in Deutſchland etwas wächſt und gedeiht.

Je mehr einzelne Deutſche... das in dem ihnen durch Geburt und Anlage ſchlummernde Gottesbild herauszuarbeiten bemüht ſind, deſto klarer wird uns dieſes Weſen werden. Originalität iſt überhaupt, weil und wenn ein ethiſches Gut, nichts Angeborenes, ſondern etwas Erworbenes: die Forderung beſteht überall, nicht bloß in Deutſchland, daß die menſchliche Geſellſchaft nur aus Origi-

nalen ſich zuſammenſetze, weil Gott denſelben Gedanken nicht zweimal denkt, alſo jeder von Gott gewollte Menſch anders ſein muß als ſein Nebenmenſch. Deutſchland würde gegründet werden, indem wir gegen die jetzt gültigen ... Laſter erſichtlich undeutſch beeinflußter Zeit uns verneinend verhielten, indem wir zur Abwehr und Bekämpfung dieſer Laſter einen offnen Bund ſchlöſſen, welcher der äußerlichen Kennzeichen und Symbole ſowenig entbehren dürfte wie der ſtrengſten Zucht, indem weiter jedes einzelne Glied dieſes Bundes den treuherzigſten Haß gegen ſeine eignen Fehler und eine beſcheidene, ſcheue, aber warme Liebe für alles hegte, was ihm — ich ſage nicht gut, ſondern etwas andres, wie mich deucht, völlig Deutſches —, was ihm echt zu ſein ſchiene und ſich als echt erprobte.

Eine Aufgabe von Jahrhunderten! Aber nur auf dem Wege zum ewigen Leben liegt ein Vaterland, ſo wahr auch im ewigen Leben, wie jeder andern Nation Genoſſen als ſolche, ſo auch der Deutſche als Deutſcher noch wird zu erkennen ſein, und ſo wahr ihn nicht bloß als Ich und als Menſchen, ſondern auch als Deutſchen Gott und alle Seligen lieben.

Frömmigkeit iſt, wie für die einzelnen Menſchen, ſo auch für ein Volk, das Bewußtſein zu gedeihen, in Sturm und Wind wie in Sonnenſchein und mildem Tau, und durch dies alles auszureifen zur Vollkommenheit, zu dem Ziele, das Gott der Nation und den einzelnen geſteckt: Frömmigkeit iſt das Bewußtſein höchſter Geſundheit.

Nur ganz individuelles, ganz perſönliches Leben kann uns aus dem Schlamme erretten, in welchen wir durch die Überbürdung der Geſchichte mit Kulturballaſt und Ziviliſationsquark, durch die Schabloniſierung der Empfindungen und der Urteile, durch den Deſpotismus der vielen kleinen und großen Selbſtſuchten von Tage zu Tage tiefer verſinken. Dies individuelle, perſönliche Leben kann nur durch Beziehung des Menſchen auf Gott emporflammen und brennend bleiben: wer die Welt in und um ſich überwinden will, muß Gott zum Helfer und zum Ziele haben, ſonſt wird ihn die Welt recht bald zu gewaltig dünken, und ſeine Hände werden läſſig und verzweifelnd in den Schoß fallen.

Da wandert über die Berge, durch die einſame Heide, der Glaubensbote zu ſeines Glaubens Genoſſen, ſpendet Troſt und Sakrament den Bekümmerten, welche auf die Hilfe von oben und den Kuß Gottes warten, der ihre Seelen hinaufziehen wird. Heimſtätten haben dieſe hier und da, weit weg vom eigenen Herde, ihre Kinder darin zuzubereiten für das große Vaterland oben, Heimſtätten, an welchen ihr Herz hängt: der Genoſſe unſres Friedens und unſrer Hoffnung, wie iſt er willkommen, wann er an die Tür klopft, der ſichere Mann, verſchworen wie wir, durch Sein und Leiden, durch Kampf und Gebet in dieſem geliebten Vaterlande der Zukunft eine Wohnung zu richten.

Wem es nicht ein Genuß iſt, einer Minderheit anzugehören, welche die Wahrheit verficht und für die Wahrheit leidet, der verdient nie zu ſiegen. Deutſchland iſt moraliſch feige geworden, ſeit man der Majorität zu folgen zum Staatsprinzip erhoben hat. Die Sektenkirchen ſind das notwendige Heilmittel gegen das erſchlaffende und zum Untergange hindrängende Stimmviehgetriebe unſerer öffentlichen Verſammlungen: ſie ſind ſo lange nötig, als nicht Deutſchland ein freier Bund ſelbſtändiger Stämme, und ſeine Stämme nicht ein Bund ſelbſtändiger Männer geworden, und als nicht eine nationale Religion alle Deutſchen eint und bindet.

Nehmet jeden Schein weltlicher Hilfe von der Religion hinweg, aber rührt nicht an ſie, wenn ſie da iſt, laſſet ſie gewähren: ſie allein kann uns helfen. Kinderſeelen ſchütten nach dem deutſchen Glauben den Tau nachts auf Baum, Gras und Blume: Kinderſeelen werden den Tau auch unſerm Volke herbeitragen, wenn ihr die Kinder behandelt als aus Gottes Hand euch geſchenktes, urſprüngliches, unentweihtes Leben, das für den zu erhalten und zu bilden iſt, der es euch geſchenkt hat, wenn ihr nichts an ſie bringt, nichts um ſie her leidet, als was echt, was urſprünglich, was das Vollkommenſte iſt. Das kann kein Staat tun und keine Staatsſchule: denn der Staat erzieht nur um ſeines und ſeiner Auftraggeber weltlichen Vorteils halber: er lohnt durch Geld und handelt für Geld. Die Kirchen müſſen die vollen reinen Herzen ihrer beſten Söhne und Töchter an das Werk ſetzen, Herzen, denen alle irdiſchen Wünſche erfüllt ſind, wenn ſie hoffen dürfen, daß einmal noch nach langen Jahren an ihrem Grabe neben Lilie und Roſe und dem verfallenden Kranze Greiſe und Greiſinnen ſtehn werden, welche dem Schläfer da unten für die Wegweiſung zum ewigen Leben danken möchten.

Religion entſteht überall da, wo Menſchenherzen fähig ſind, eine Seite des Lebens Gottes zu erfaſſen. Gott wird nicht offenbart, ſondern ſeines Daſeins irgendwelcher Strahl leuchtet ein, und er tut das, weil die Menſchen nach der Richtung gewandert ſind, in welcher ſtehend man ihn faſſen kann. Der Fromme freut ſich an Welt und Geſchichte, weil er in beiden etwas erblickt, was nicht Welt noch Geſchichte iſt.

Religion entſteht weiter da, wo Menſchenherzen von irgendwelchem ſie Ängſtigenden und Quälenden frei werden wollen. Gott wird nicht offenbart, ſondern irgend etwas Ungöttliches in der Welt treibt, nach dem Gegenteil des Ungöttlichen zu greifen, und das iſt Gott. Der Menſch flüchtet vor Welt und Geſchichte zu Gott, weil er in beiden etwas erblickt, was nicht zu ihm ſelbſt ſtimmt.

So iſt Religion erſtens Freude an Gott und an ſeinem Tun, ſo iſt ſie zweitens der vollendetſte Ausdruck des Freiheitsbedürfniſſes des Menſchen.

Armer Schleiermacher, wo bleibt der erſte Paragraph deiner Dogmatik?

Verhält ſich die Sache ſo, wie ich behauptet, ſo wird Religion bei uns erſtens aus der Anerkennung irgendwelchen göttlichen Lebens, ſo wird ſie zweitens aus der Flucht und dem Ekel vor Ungöttlichem erwachſen können.

Ich denke, die beiden Seiten der Sache fallen in unſern Tagen ſo nahe zuſammen wie nur möglich.

Wenn irgend etwas für unſre Zeit charakteriſtiſch iſt, ſo iſt es die brutale Tyrannei des Allgemeinen, deſſen, was die alte Kirche Welt nennt, mag dieſe Welt ſich als Gewohnheit, Mode, Sitte, Kultur, Geſellſchaft, Staat, Kirche verkleiden. Alle andern Leiden ſind verſchwindend gering gegen den Schmerz, ein Helot zu ſein, nie im Leben auch nur eine halbe Minute lang ſich ſelbſt gehören zu dürfen.

Wenn irgend etwas in unſrer Zeit erquickend und befreiend wirkt, ſo iſt es das Daſein — ſelten genug iſt dies Daſein — origineller, ganz ihren eigenen Weg gehender, von Grund ihres Herzens mutiger und frommer Menſchen, welche nur um Gottes willen handeln und leben. Wo ſonſt heutzutage in Deutſchland Freude zu finden wäre, wüßte ich nicht.

Die Natur iſt ein Gegenſtand der Wiſſenſchaft geworden: die Götter und Gott ſind aus ihr gewichen und haben ihr Reich an die Geſetze abgetreten.

Niemand glaubt noch, daß das höchſte Weſen Befehle vom Himmel geſandt, Anweiſungen gegeben habe, wie das Leben einzurichten ſei, wenn es Gott wohlgefällig ſein ſolle.

Die Schönheit gilt nicht mehr, ſeit der häßliche Sokrates zeigte, daß der Menſch wertvoller iſt als der ſchöne Menſch; ſeit das Evangelium das harte Wort Sünde in die Welt warf und von Wiedergeburt und dem Reiche Gottes geredet wurde.

Eines iſt noch da. Der Wiedergeborene, welcher um Gottes willen Schande und Elend trägt, Ehre und Wohlleben verachtet, den Tod nicht fürchtet und zuverſichtlich genug iſt, ein ewiges Leben ertragen zu wollen.

In ihm iſt Gott: an ihm iſt Freude und Befreiung. Er iſt der lebendige unter uns wandelnde Beweis des Daſeins der Ewigkeit, des Wirkens der Mächte der Ewigkeit, und zwar wie das jedem ſtille lauſchenden Herzen klar werdende Walten einer die einzelnen Menſchen völlig individuell erziehenden Liebe der einzige Beweis für die Unſterblichkeit der Seele, ſo iſt das Daſein der wiedergeborenen, dieſer perſönlichen Erziehung ſich hingebenden Menſchen der allereinzigſte Beweis für das Daſein eines perſönlichen Gottes. Nehmet dieſe Menſchen aus der Welt, ſo iſt alles dunkel in ihr.

Wie die Sachen weiter ſich entwickeln werden, wer will es ſagen? Das iſt unumſtößlich gewiß, daß die Zukunft der irdiſchen Geſchichte, die Zukunft Deutſchlands an den einzelnen Menſchen hängt, nicht an der Schulung der Maſſen, welche ſchließlich ja doch nur aus einzelnen Menſchen beſtehn, nicht am Staate, nicht an

der Verfaſſung, nicht am Papſte, nicht an irgend etwas, was nicht unmittelbar aus Gottes Hand gekommen iſt. Alles liegt an den Menſchen, und an nichts hat Deutſchland ſo großen Mangel wie an Menſchen, und keinem Dinge iſt Deutſchland mit ſeiner Anbetung des Staats, der öffentlichen Meinung, der Kultur, des Erfolges ſo feindlich wie dem, wodurch allein es Leben und Ehre erlangen kann: dem einzelnen Menſchen.

Damit iſt eins gefordert: den einzelnen Menſchen wo und ſoweit irgend möglich in ſeine Rechte gegenüber der Welt einzuſetzen, möge dieſe Welt Formen haben, welche ſie wolle: alles zu tun, was den Menſchen als einzelnen zur Vollkommenheit bringen kann.

Die chriſtliche Kirche kennt auf Erden nur e i n Göttliches: die Menſchenſeele...

Das Daſein Gottes lehren, und nicht zugleich lehren, daß alles geſchaffene Leben nur in Gott Halt und Ruhe und Lebekraft findet, nur auf ihn bezogen iſt, heißt das Daſein Gottes leugnen. Der Menſch hat in Wahrheit nur e i n e Pflicht, die gegen Gott, von deſſen Willen er Leben und So-Leben empfangen hat: die Idee ſeiner Perſönlichkeit iſt eine Idee nur, ſoferne Gott ſie gedacht hat. Darum iſt alles Ethos Gottesdienſt, das Gebundenſein an die alleinige Gewalt des Schöpfers der Geiſter, des Vaters der Seelen.

Die Jahrhunderte haben ſich gemüht, die rechte Weiſe zu finden, um Gott zu loben: war eine Weiſe gefunden, es zu tun, ſo haben Jahrhunderte die Weiſe geſungen, bis ſie abgeſungen war und niemand mehr ſie hören mochte. Aber die Jahrhunderte alle haben den Menſchen gedacht als neben Gott ſtehend, als fremder Mittel bedürftig, um Gott zu nahen. Es gibt aber kein Mittel Gott zu ſehen als das, ihn in ſeinen Kindern zu ſuchen.

Es gibt darum nur e i n e n Gottesdienſt auf Erden, den, den Kindern Gottes zu dienen: den ungeborenen, den nicht erwachten, den unfertigen, den kranken, den verlorenen: denen, auf deren Stirnen die Klarheit des Himmels leuchtet, und in deren Herzen Gottes Blut fühlbar warm rollt, wie den ſcheuen, ſchwer lebenden, in denen das Licht nur ſelten aufblinkt: den in Vergnügen und Selbſtſucht Verſunkenen, ſogar den am ſchwerſten von allen zu ertragenden: den Tugendhaften, den Weiſen, den Korrekten.

Alles Leben auf Erden iſt darum Gottesdienſt, weil alles, was exiſtiert, durch Gott exiſtiert, Gott alſo die einzige endgültige Kraft des Daſeienden iſt: und aller Gottesdienſt auf Erden iſt Dienſt der Kinder Gottes, welche man liebt, weil man dem Vater zeigen will, wie ſehr man Ihn lieben möchte, wenn er ſich offenbaren wollte, welche man liebt, weil in ihren Augen ſeine Augen blicken, glänzen, lieben.

Alle Kraft der Erde liegt in den Kindern Gottes, das heißt in den Menſchen.

Täuſche ich mich nicht, ſo ſind die Formen, unter denen Religion früher aufgetreten iſt, verbraucht, und jetzt nur *eine* neue möglich, die, Gott im Menſchen zu erkennen und zu lieben, aber nur freilich nicht in dem natürlichen, ſondern in dem wiedergeborenen Menſchen.

Ich hätte nach der Folge der Erörterung, nachdem gezeigt worden, daß die Nation als ſolche der Religion nicht entraten kann, hier auseinanderzuſetzen, daß die einzelnen Glieder der Nation nicht imſtande ſind, die nationale Religion hervorzurufen. Ich muß viel weiter gehen: ich muß nicht nur den einzelnen Deutſchen, ſondern auch dem deutſchen Staat dieſe Kraft abſprechen.

Religion iſt nie ein Werk menſchlicher Gedanken, menſchlicher Sehnſucht, menſchlicher Tätigkeit. Eben weil ſie bindet, erzieht, leitet, tröſtet, iſt ſie ihrem Begriffe nach göttlichen Urſprungs, oder ſie wäre eine Einbildung übelberatener Narren, herrſchſüchtiger Zeloten. Der Staat kann Kenntniſſe durch ſeine Schulen verbreiten, er kann aber Ideen nicht einleuchtend machen. Nur der Genius bringt die Ideen, nur der religiöſe Genius die religiöſen Ideen, und auch der Staat hat es nicht in ſeiner Gewalt, den Genius zu rufen.

Aber *eins* kann der Staat: er kann der Religion den Weg bereiten. Und er muß es.

Und hier bin ich an dem Punkte angelangt, wo ausgeſprochen werden kann und muß, was die Theologie ſein ſoll: die Pfadfinderin der deutſchen Religion.

Alles Geiſtige muß auf der Erde einen Leib haben, um in der Geſchichte tätig ſein zu können: dieſer Leib baut ſich von ſelbſt auf, wo man den Geiſt nicht hindert, ihn zu bauen. Auf das Wegräumen der Hinderniſſe alſo kommt es vorläufig, auf die Bildung einer Zucht und Treue haltenden Gemeinde hauptſächlich an.

Das Evangelium, welches bei ſeinem erſten Auftreten ganz allgemein menſchlich erſcheint, wird ſo allmählich und durch die Arbeit der Nation ſelbſt, ſozuſagen zu einer deutſchen Ausgabe kommen, die kein Buch iſt, zu einer Wiederholung, die das Deutſchland vorzugsweiſe Nötige hervorhebt und entwickelt, und zwar, weil ſie nur in Menſchen vorhanden iſt, mit der perſönlichen Wärme, der herzlichen, zutunlichen Eindringlichkeit hervorhebt und entwickelt, welche das Hauptgeheimnis der erſten Erfolge der Kirche geweſen iſt. Jeder Deutſche, der es will, kann mehr und mehr dahin kommen, das Evangelium in ſich fleiſchgeworden erblicken zu laſſen.

Unſere Aufgabe iſt nicht, eine nationale Religion zu ſchaffen — Religionen werden nie geſchaffen, ſondern ſtets offenbart —, wohl aber, alles zu tun, was geeignet ſcheint, einer nationalen Religion den Weg zu bereiten, und die Nation für die Aufnahme dieſer Religion empfänglich zu machen, die — weſentlich un-

proteſtantiſch — nicht eine ausgebeſſerte alte ſein kann, wenn Deutſchland ein neues Land ſein ſoll, die — weſentlich unkatholiſch — nur für Deutſchland da ſein kann, wenn ſie die Seele Deutſchlands zu ſein beſtimmt iſt, die — weſentlich nicht liberal — nicht ſich nach dem Zeitgeiſte, ſondern den Zeitgeiſt nach ſich bilden wird, wenn ſie iſt, was zu ſein ſie die Aufgabe hat, Heimatsluft in der Fremde, Gewähr ewigen Lebens in der Zeit, unzerſtörbarer Gemeinſchaft der Kinder Gottes mitten im Haſſe und in der Eitelkeit, ein Leben auf du und du mit dem allmächtigen Schöpfer und Erlöſer, Königsherrlichkeit und Herrſchermacht gegenüber allem, was nicht göttlichen Geſchlechts iſt.

Nicht human ſollen wir ſein, ſondern Kinder Gottes; nicht liberal, ſondern frei; nicht konſervativ, ſondern deutſch; nicht gläubig, ſondern fromm; nicht Chriſten, ſondern evangeliſch; das Göttliche in jedem von uns leibhaftig lebend, und wir alle vereint zu einem ſich ergänzenden Kreiſe; keiner wie der andere, und keiner nicht wie der andere; täglich wachſend in neidloſer Liebe, weil auf dem Wege aufwärts zu Gott wohl einer dem andern immer näher kommt, aber nie der eine den Weg des andern ſchneidet. Das walte Gott.

Wie oft hat man nicht Anſtalt gemacht, die Religion wieder zu erwecken. Aber die Religion wird nicht erweckt, ſie erwacht. Ich habe geraten, ihre noch glühenden Kohlen zu ſammeln und aufeinanderzuſchütten — niemand darf etwas anderes raten, niemand mehr tun wollen als das —: den Hauch in dieſe Kohlen bläſt nicht Menſchenmund. Er wird von den Höhen oder von den Tiefen her wehen, wie es Gott gefällt, wenn wir die hinſterbende Glut ihm zurechtgelegt haben werden, welche er beleben ſoll.

Um unſere werdende Nationalität im Werden zu erhalten, gibt es zwei gleichzeitig anzuwendende Mittel: nach der Seite der Ewigkeit wie nach der Seite der Welt hin muß Deutſchland vor eine Arbeit geſtellt werden. Es iſt, wie jetzt die Dinge liegen, Gottes Gnade, daß Deutſchland als ſolches keine Religion, und daß es zu enge Grenzen hat: denn dadurch werden ihm die Arbeiten gewieſen, durch welche es werden kann. Der Kampf um eine ihm innerlich gemäße Form der Frömmigkeit und zweitens um Koloniſation ſind die Mittel, welche die noch latente Nationalität der Deutſchen zum deutlichen Daſein großziehen müſſen.

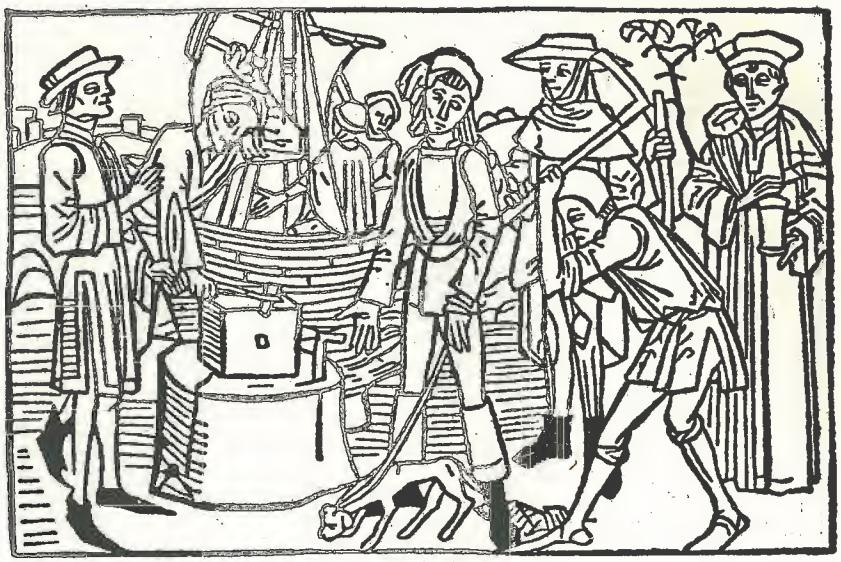
Ich bin nachts am Meere durch die Dünen gewandelt: im Sande knirſchte und fraß die harte, kurze, ebbende Flut, der Seewind ſeufzte im Ried, aus dem der Schrei des aufgeſcheuchten Seevogels emporfuhr, um ſofort jäh in dem weiten Schweigen zu verſinken; ich habe in gluthellem Mittagslichte felſigſtes Hochgebirge durchſtreift, wo Pans Schlaf die Seele ſo ängſtigte, daß unwill-

kürlich der Mund liebe Namen rief, um ihr das Gefühl der Verlaſſenheit zu nehmen: aber was iſt ſolche Einſamkeit des Ozeans und der Alpen gegen die Einſamkeit, die jetzt mitten im Gewühle der Menge alle umfängt, welche, Söhne alter, verſinkender Zeit, Bürger einer künftigen Welt, mühſeligen Schrittes und ſchweigenden Mundes, zu beſſerer Arbeit ungeſchickt und unberufen, Ähren und Ährchen leſen zum Gebrauch für Gottes Kinder im Winterſchnee, zur Ausſaat für den — ach, ſo fernen — neuen Tag, der ſich ja freilich mit ſeinen breiten, goldenen Wogen prächtig Bahn brechen, den aber des jetzt tändelnden und ſich anlügenden Geſchlechtes nicht Einer erblicken wird. Gäbe es wenigſtens Verſchworene unter uns, einen heimlich offenen Bund, der für das große Morgen ſänne und ſchaffte, und an den, wenn ihn auch in dieſen umgekehrten Pfingſttagen die Menge nicht verſtehen würde, alle ſich anſchließen könnten, deren unausgeſprochenem Sehnen er das Wort böte: gäbe es dann und wann im Vaterlande für ein warmes Herz ein warmes Herz, Hände, die mithülfen zum Werke, Knie, die ſich mit beugten, und Augen, die mit emporblickten zu des Vaters hohem Hauſe. Wir ſind es müde, mit Geſchaffenem und Gemachtem abgefunden zu werden: wir wollen Geborenes, um mit ihm zu leben, um du und du. Aber der Geiſt iſt noch nicht über Heide und Halde gefahren: die Keime träumen noch, und niemand weiß, an welcher Stelle ſie träumen. Larven huſchen hin und her, chriſtlich, jüdiſch, helleniſch vermummt, auf der Wetterſcheide des Gebirges zwiſchen Tag und Nacht im Ehebruche der Güte mit dem Böſen erzeugt, ungreifbar und Greifens wert, unheilbar und unerziehbar, weil nur Schemen, die Beute der Sonne und der Winde, wenn die Sonne nur ſcheinen und die Winde nur wehen wollten.

Das Prisma zeichnet in unerbittlicher Wahrhaftigkeit ſeine Bänder und Linien: im fernſten Sterne nichts als Waſſerſtoff, Eiſen und Magneſia; auch
dort nichts als die in nutzloſem Spiele ſich gattenden Elemente der Erde,
die uns trägt: langweilige Geſellſchaft, auf Befehl ſich verbindend,
und auf Befehl ſich trennend. Und die Elemente der Geſchichte,
die Menſchen, ich, du, wir alle, jeder einzelne von uns, wir
wachen nicht auf, jeder ein eigenes Selbſt, und je eigeneres Selbſt ein jeder wäre, deſto harmoniſcher einklingend in den Chor der Geiſter, der zu dem
ſtets in weitere Höhen weichenden, ſtets
zu brünſtigerem Sehnen lockenden
Gotte des Alls emporflöge ...

Der
Sonntag
von
Ludwig Richter

Die
Arbeit
bei den
Deutschen



Der Schmied

Die Arbeitsehre

Wilhelm Heinrich Riehl

Die moderne Welt hat jede Arbeit frei gemacht und ehrt jede Arbeit. Aber freilich iſt die Ehre der Arbeit für uns keineswegs gleichheitlich und wird es niemals werden. Wir unterſcheiden mit Recht zwiſchen höherer und niederer Arbeit je nach der Größe des dazu vorbedingten ſittlichen, intellektuellen und materiellen Kapitals und je nach der Tragweite ihres Erfolgs, und meſſen demgemäß auch der höheren Arbeit höhere Ehre zu als der niedern. Dies iſt aber eine aus dem Begriff der Arbeit ſelbſt fließende Unterſcheidung, nicht von außen hereingetragen, wie wenn man vordem nach dem äußeren Maßſtab der Standesehre die Arbeit wertete. Es widerſpricht auch keineswegs den von mir vorangeſtellten Begriffen der Ehre und Arbeit, wenn ich von höheren und niederen Stufen beider rede; denn namentlich in der Tragweite des Erfolgs der Arbeit iſt zugleich der ſittliche Zielpunkt derſelben beſchloſſen. Der moderne Mann muß alſo ſagen, im Gegenſatz zu unſern Voreltern: Jede Arbeit hat ihre Ehre, aber nicht jede Arbeit hat die gleiche Ehre; die Ehre der Arbeit aber mißt ſich lediglich nach der Natur der Arbeit ſelber.

Man kann noch ſehr wohl von Mißheiraten ſprechen, auch wenn man keine Ebenbürtigkeit der Ehen mehr fordert. Denn wer eine Frau heimführt, die an

Der Schafhirt

Bildung und Sittlichkeit tief unter ihm ſteht, der ſchließt eine Mißheirat. So kann das Kind einer hochgebildeten Familie allerdings die Ehre der Arbeit zu tief greifen, wenn es ſich dem niederſten Tagelöhner- und Handlangerdienſte widmen wollte, nicht aus äußeren Gründen, die in der Standesehre, ſondern aus Gründen, die in der Natur der Arbeit und ihrem Zuſammenhang mit unſerer geiſtigen, durch Familie und Erziehung bedingten Perſönlichkeit liegen.

Der Bildungskreis, dem wir durch unſere Geburt angehören, zeigt uns in ſeinem Ring auch gewöhnlich das Ziel des Ehrgeizes, dem unſere Arbeit zuſtrebt. Einzelne Hochbegabte durchbrechen wohl dieſen Ring. Wenn aber die Maſſe der Kinder über den Beruf der Eltern weit hinausſtrebt oder unter demſelben weit zurückbleibt, ſo iſt beides ein ſoziales Krankheitszeichen. In mehreren deutſchen Ländern zeigt ſich zum Beiſpiel ſeit Jahren die auffallende Tatſache, daß unverhältnismäßig viele Söhne von Kleinbauern, Kleinhandwerkern und Proletariern den Univerſitätsſtudien zuſtrömen, während ſich die Söhne der höher gebildeten Geſellſchaft vergleichsweiſe häufig den techniſchen Fächern widmen. Nun iſt es kein Zweifel, daß ausgezeichnete Geiſter, auch wenn ſie aus der ärmſten Hütte hervorgehen, das Höchſte in der Wiſſenſchaft leiſten können. In der Regel jedoch wirkt die geiſtige Luft, welche wir von Kindesbeinen an eingeatmet, entſcheidend auf unſere Empfänglichkeit für die reine Geiſtesarbeit, und nur in den ſeltenſten Fällen wird das Kind des Proletariers, trotz aller Schule, nachgehends ſo geſchmeidigen Geiſtes im wiſſenſchaftlichen Berufe werden als das Kind gebildeter Eltern. Die Arbeit iſt nicht mehr kaſtenmäßig ausgemeſſen: aber daß trotzdem höhere und niedere Arbeit ſelbſt nicht außer allem Zuſammen-

Der Jäger

hange mit Geburt und Familie ſteht, wird wohl kein ruhiger Beobachter bezweifeln. Bazard, der Ordner und Fortbilder der Lehre St. Simons, wollte in ſeiner Idealgeſellſchaft den oberſten Grundſatz aufſtellen: Jeder ſoll nach ſeiner Fähigkeit, jede Fähigkeit nach ihrer Arbeit belohnt werden. Das klingt recht ſchön. Allein wer will denn die Fähigkeiten und die daraus entſprungenen Arbeiten abſchätzen und klaſſifizieren? Gelänge es auch irgendeinem ſozialiſtiſchen Hexenmeiſter, jede Arbeit nach dem Maße des Fleißes und Talentes, welches darin ſteckt, ganz gerecht in Geld abzulohnen, ſo würde dieſe Gerechtigkeit doch niemand befriedigen. Denn die Arbeit will nicht bloß gelohnt, ſie will auch geehrt ſein. Es kann ein Werk nach den Geſetzen des Marktes ſeinem Urheber ſehr wenig Geld eintragen, aber ſehr viel Ehre, und umgekehrt. Je perſönlicher und geiſtiger eine Arbeit iſt, und je weittragender ihr ideeller Erfolg, um ſo höher ehren wir ſie. Vielleicht laſſen wir den Schöpfer einer ſolchen Arbeit verhungern, bloß um zu zeigen, daß die Ehre der Arbeit weit jenſeit der Grenzpfähle der Nationalökonomie liegt. Wenn ſich heutzutage die Geſellſchaft mehr und mehr in zwei große, alle Stände durchkreuzende Gruppen ſcheidet, in die höhere Gruppe der Gebildeten und in die niedere der Halb- und Ungebildeten, ſo beſagt dies nichts weiter, als daß wir nach dem Maßſtabe der Geiſtesarbeit eine neue innere Rangſtellung innerhalb der Geſellſchaft abſtufen. Manche Sozialiſten haben es gar wohl empfunden, daß die Werke des ſchaffenden Genies und Talentes doch allezeit höher würden geehrt bleiben als die Werke der bloßen Nachahmung oder der Handfertigkeit. Sie glaubten darum wohl gar, man müſſe das Genie bis

auf einen gewiſſen Grad dumm und die angeborene Dummheit bis auf einen gewiſſen Grad geſcheit machen, ſo daß ſich beide halbwegs die Hände reichten zur Herſtellung der allgemeinen Gleichheit der Arbeit. In der Tat, ſo wunderlich ſolche Erzieher ſein mögen, ſo haben ſie doch ſchärfer beobachtet als mancher ſonſt klügere Mann, der da meint, die Ungleichheit des Lohnes und der Gegenſatz von Kapital und Arbeit erzeuge allein den Neid der niederen Arbeiterklaſſen gegen die höheren! Die ungleich verteilte Ehre der Arbeit wirkt oft noch viel aufregender. Und wenn der gemeine Mann den Organismus unſerer Wirtſchaft nicht begreift und die Notwendigkeit des unterſchiedenen Lohnes der Arbeit und die Unantaſtbarkeit der Naturgeſetze, nach denen ſich Lohn und Gewinn ſo ungleich ausmißt, dann begreift er noch viel weniger, daß infolge der Natur der Arbeit die Ehre der Arbeit ſo verſchieden abgeſtuft ſein muß, obgleich jede Arbeit ihre Ehre hat. Der Skribent ärgert ſich vielleicht weit weniger darüber, daß er nicht die Beſoldung des Miniſters teilt, als daß er nicht, da er doch gleich fleißig am Staate arbeitet, die Ehre des Miniſters teilen darf.

Die Herrſchaft des Geiſtes in der Arbeit iſt maßgebend für die moderne Abſtufung der Arbeitsehre. Als Geiſtesarbeiter ſteht der Unternehmer, Leiter, Erfinder der großen Induſtrie ſo weit über dem bloßen Handarbeiter der Fabrik, wie niemals der Handwerksmeiſter über dem Geſellen ſtand. Mancher glaubt ſich daher gegen die Herrſchaft des Kapitals zu empören und empört ſich doch eigentlich nur wider die Herrſchaft der Geiſtesarbeit. Wie töricht waren alſo jene Projektenmacher, welche Gleichheit der Arbeit durch Gleichheit des Lohnes herſtellen zu können glaubten! Die empfindlichſte Ungleichheit der Arbeit iſt eine bloß eingebildete — die ungleiche Ehre der Arbeit. Und doch iſt ſie ſo naturnotwendig wie der ungleiche Beſitz und Lohn. Und gerade jetzt, wo alle Arbeit frei geworden, wo jede Arbeit ihre Ehre hat, wo dieſe Ehre nicht mehr von außen her, ſondern aus der Natur der Arbeit ſelbſt beſtimmt wird, iſt dieſe höhere und niedere Ehre ſo klar und notwendig ans Licht getreten, denn ſie mißt ſich eben auch nach der innerſten Natur der Arbeit.

In revolutionärer Zeit, wo man gern den Mund etwas voll nimmt, ſprachen die Stimmführer des Proletariats wohl auch von der „Heiligkeit“ jeder Arbeit. Soll das Wort heilig hier nur beſagen, daß jede Arbeit eine ſittliche Tat, folglich ehrlich und ehrenvoll iſt, dann erſcheint es als eine redneriſche Hyperbel, gegen deren nüchternen Sinn nichts zu erinnern iſt. Allein ſo unſchuldig meinte man's in der Regel nicht mit dieſer Heiligkeit. Die heilige Arbeit ſoll der einzige wahre Kultus ſein; wir ſollen nicht mehr, wie die altfränkiſchen Leute, beten und arbeiten, ſondern wir ſollen arbeiten ſtatt zu beten. Der Arbeiter iſt der einzige wahre Prieſter, welcher das Evangelium des ſchrankenloſen Fortſchrittes, des Wohlſtandes, des Reichtums, der Bildung nicht mit Worten, ſondern mit der Tat verkündet und erfüllt. Allein mit tiefer Weisheit ſtellt die Sprache dem Arbeitstage den Feiertag gegenüber und faßt „feiern“ hier in dem Doppelſinne des

Ruhens und das im Gebete ſich in ſich ſelbſt und in Gott Verſenkens. Gebet und Gottesdienſt ſetzen Ruhe voraus und erſcheinen darum dem Volke mit Recht als ein ergänzender Gegenſatz der Arbeit. Dieſe wendet uns mit unſerer vollen ſittlichen Tatkraft nach außen, das Gebet führt uns in uns ſelbſt zurück. Wir arbeiten für uns und andere; aber wir beten nur für uns. Bei den höchſten Aufgaben der reinen Geiſtesarbeit mag in einzelnen Fällen jene Einkehr in uns mit dem Schaffen und Denken nach außen zuſammenfallen, der Denker und Künſtler mag Augenblicke haben, von denen er ſagen kann, ſie führten ihm Gebet und Arbeit in eins zuſammen. Je mehr ſich aber die Arbeit von der freieſten geiſtigen Schöpfertat entfernt, um ſo beſtimmter wird ſich dem Akte der Arbeit der Akt der religiöſen Einkehr bei ſich ſelbſt als etwas anderes gegenüberſtellen. Deswegen brauchen dieſe beiden Akte nicht immer zeitlich auseinander zu liegen. Der Bauer kann ſich in ſeinem ſtillen Sinne heiligen, während er Miſt auflädt, aber darum iſt dann doch das Miſtaufladen keine heilige oder heiligende Arbeit. Im Grunde iſt die materialiſtiſche Lehre, welche die Arbeit ſchlechtweg zum Gottesdienſte machen will, nichts weiter als eine neue Auflage jener alten Rationaliſtenweisheit, die ſtatt der Religion nur die Moral wollte gelten laſſen. Die „heilige Arbeit“ iſt die angewandte Moral als Zichorienſurrogat der Religion. Die Halbbildung mag dafür ſchwärmen; die wahrhafte Bildung wie der Mutterwitz des Volkes ſträubt ſich gegen ein ſo vernüchterndes und beſchränkendes Erfaſſen unſerer ſittlichen Lebensfülle und unſerer ſittlichen und religiöſen Bedürfniſſe.

Töpfer bei der Arbeit

Die moderne Zeit erkennt jede wahre Arbeit als eine ſittliche, den Arbeiter veredelnde Tat, ſie gibt darum jeder Arbeit ihre Ehre; ſie mißt dieſe Ehre nicht nach dem äußeren Maße von Standesvorrechten und dergleichen, ſondern nach der Natur der Arbeit und ihrem ideellen Erfolg. Allein die Arbeit iſt nur eine Seite unſerer ſittlichen Selbſtveredelung; die Ruhe und die Einkehr in uns ſelbſt muß ſich ergänzend dem Wirken nach außen geſellen. Je mechaniſcher die Arbeit, um ſo ſchärfer und tiefer iſt dieſer Gegenſatz; darum wird die Predigt von der „heiligen“ Arbeit dem gemeinen Manne immer ſpaniſch bleiben.

Die nationale Arbeit im geſamten Volksbewußtſein

Wilhelm Heinrich Riehl

er Bauer zeigt uns das beſondere nationale Gepräge in ſeiner Sitte, welche wurzelt und ſich feſt erhält in der Form ſeiner Arbeit.

Der Bürger kann nicht ruhen und beharren im überlieferten Herkommen wie der Bauer, aber in den Arbeitsprodukten ſoll er ſeinen eigenen Geiſt als einen nationalen kundgeben, und aus dieſen erwächſt für das ganze Volk dann wieder eine raſtlos ſich verjüngende, im Kerne aber gefeſtete, nationale Geſittung.

Je näher das Arbeitsprodukt der reinen Geiſtesarbeit ſteht, um ſo beſtimmender und reiner tritt der nationale Charakter hervor. Je mehr dagegen der bürgerliche Gewerbende bloßer Handarbeiter iſt, um ſo näher ſteht er dann andererſeits in ſeiner beharrenden örtlichen Sitte dem Bauern; und wenn alſo ſein Arbeitsprodukt nicht derart ein Träger des nationalen Geiſtes ſein kann wie das Werk des Kunſthandwerkers oder des reinen Geiſtesarbeiters, ſo bewahrt er dafür in einer Perſon wieder um ſo mehr von jenen naiven Zügen heimiſchen Volkstums, die der andere oft bloß noch vom Hörenſagen kennt.

Nun ſcheint es aber, als ob der Fabrikarbeiter ganz außerhalb des eben gezeichneten Rahmens der nationalen Arbeit ſtehe. Er erzeugt kein Arbeitsprodukt, welches ſeinen perſönlichen Geiſt ſpiegelte. Die Fabrik bringt maſſenhaft gleichförmige Arbeitsſtücke, und Leute, welche bei der „nationalen Arbeit“ zunächſt nur an die Fabrikarbeit denken, geraten darum auch ſo leicht auf den Wahn, als nivelliere die moderne Arbeit immer mehr ſich ſelbſt und die Völker. Andererſeits lebt der Fabrikarbeiter auch nicht mehr in der naiven Sitte des Volkes. Er iſt nicht Fleiſch und nicht Fiſch. Schon der Umſtand, daß ihm in der Regel die echte Teilung der Arbeit fehlt, reißt ihn aus dem Zuſammenhang mit dem poeſievollen Volksleben des Bauern. Denn die Fabrik ſpitzt zwar die künſtliche Teilung der Arbeit aufs äußerſte zu, vernichtet darüber aber nicht ſelten die natürliche, von Gott geſetzte.

Natürliche Arbeitsteilung iſt: daß der Mann nach außen ſchafft, die Frau im Hauſe waltet, und das Kind ſpielt und lernt. Wenn nun aber, wie es ſo oft geſchieht, Mann, Weib und Kind gleicherweiſe in der Fabrik arbeiten, ſo iſt dieſe natürliche Arbeitsteilung vernichtet, und der Mann iſt kein ganzer Mann, das Weib kein ganzes Weib, das Kind kein ganzes Kind, ſondern ſie ſind alle drei nur ziemlich gleichartige geldverdienende Arbeitskräfte. Daß dann der eine den Kopf der Nadel macht, die andere den Stiel, das dritte die Spitze, das iſt jene künſtliche Arbeitsteilung, aus welcher uns reicher als je zuvor Geld und

Hausbau

Gut erwächſt; aus jener natürlichen Arbeitsteilung aber erwuchs ſeit urälteſter Zeit das Eigenſte unſerer rein menſchlichen Geſittung.

Von ſolchen Fabrikleuten, die kein Haus haben, ſondern eine Schlafſtätte, keinen Herd, ſondern einen Teller in der Garküche, keine Familie, ſondern nur ein Weib, welches nicht Weib, und ein Kind, welches nicht Kind iſt — wird man doch nicht erwarten, daß ſie gleich dem Kleinhandwerker einer Landſtadt die Bauernſitte unter den Bürgern feſthalten und ſo in ihrer aus der Form der Arbeit aufwachſenden Sitte jenen Beitrag zur Ausprägung der Volksperſönlichkeit ſteuerten, den ſie durch ihr mechaniſch gattungsmäßiges Arbeitsprodukt nicht ſteuern können.

So bereitwillig man das moderne Fabrikweſen als notwendig erkennen, ſo hoch man ſeine Erfolge ſchätzen muß, ſo wenig darf man darum ſein Auge den großen ſittlichen und ſozialen Gefahren verſchließen, die zurzeit noch immer aus der zwitterhaften Stellung der Fabrikarbeiter aufwachſen. Hierher gehört dann auch, daß ein ſolcher Arbeiter weder nach Art des Bürgers, noch des Bauern ſein unmittelbar perſönliches Teil an der nationalen Arbeit hat. Nur indem er — wie alle anderen fleißigen Leute — durch ſeiner Hände Werk das Volkseinkommen vermehrt, wirkt er unmittelbar zur Entwicklung der geſamten Volksperſönlichkeit. Der ungenügende Lohn des Arbeiters kann erhöht, der Not von Krankheit und Alter kann geſteuert werden, aber das Tagewerk der meiſten Arbeiter in den Fabriken wird immer die denkbar unperſönlichſte Arbeit bleiben. Und hierin liegt ein ſteter Quell des Ungenügens und des ſozialen Unfriedens.

Es iſt der niederſte Geſichtspunkt und der äußerlichſte Begriff der nationalen Arbeit, wenn man ſie faßt als die Summe der wirtſchaftenden Menſchenkräfte, welche zuſammenwirken, um den materiellen Reichtum der Nationen herzuſtellen.

Wenn übrigens durch die große Maſſe der Fabrikarbeiter das perſönliche Schaffen und die individuelle Volksſitte ein Stück Boden verloren hat in unſerer Zeit, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß andererſeits die Zahl der Geiſtesarbeiter unglaublich gewachſen iſt, daß ſie eine Menge neuer Berufe gegründet und dadurch ihre Macht verzehnfacht haben, daß überhaupt die Geiſtesarbeiter

die Führer der modernen ſozialen Welt geworden ſind. Sie vertreten aber gerade die perſönlichſte Arbeit und haben den beſonderen Beruf, die ideelle, die ſittliche Seite der Arbeit allezeit hoch empor zu halten.

Die großen Meiſter der reinen Geiſtesarbeit ſchaffen in unſeren Tagen mit dem Bewußtſein, daß ſie in der Nation ſtehen. Jeder Arbeiter aber ſoll in dieſem Bewußtſein ſchaffen lernen; denn jeder iſt wenigſtens ein Stück von einem Geiſtesarbeiter. Nicht der Eigennutz iſt es, der, wie die Ketzerei mancher Nationalökonomen behauptete, im innerſten Schwerpunkt die wirtſchaftliche Welt bewegt und ihre Geſetze bedingt. Aus der ſittlichen Erbärmlichkeit des puren Eigennutzes kann nie etwas Großes hervorgehen, und die Blüte unſerer reich geſegneten Volkswirtſchaft iſt etwas Großes. Auch der geringſte Arbeiter ahnt wenigſtens, daß ſeine Arbeit eine ſittliche Tat ſei, und neben dem heilſamen Zwang, deſſen auch der ſchöpferiſche Genius nicht entbehren kann, iſt es das Bewußtſein dieſer ſittlichen Tat, das ihn in der Arbeit trägt und nach der Arbeit labt. Er will nicht bloß für ſich arbeiten, ſondern auch für andere, zunächſt für ſeine Familie. Dieſer Ring erweitert ſich mit der wachſenden Bildung, und es ſind nicht Narren und Idealiſten, ſondern unſere beſten Männer, die über der Nation ſich ſelbſt in ihrer Arbeit vergeſſen haben. Und ſo ſoll beim wahren Vorſchreiten der Kultur zuletzt jeden Arbeiter das Bewußtſein begeiſtern, daß er nicht bloß für ſich und die Seinen, ſondern zugleich auch für die Nation arbeitet, daß er mitwirkt, die Grundlagen unſeres lebendigſten Lebens, unſerer Volksperſönlichkeit, eigenartig zu geſtalten. Erſt wenn dieſer Gedanke nicht bloß dem ſchöpferiſchen Mann, ſondern auch dem Handarbeiter zündend durch die Seele leuchtet und ihn vorwärts treibt, wird man ſagen können, daß ſich die wachſende Selbſterkenntnis der Nationen dann auch vollgültig und leibhaftig darſtelle in der bewußten, perſönlichen nationalen Arbeit.

Maßſtäbe des Fleißes

Wilhelm Heinrich Riehl

ie Volksſage erzählt von dem in ſeiner Art genialen Gründer eines weltberühmten Bankhauſes, daß er bloß zweierlei Geiſtesarbeit unterſchieden habe, nämlich rechnen, zählen, kaufmänniſch ſpekulieren und — geigen. Jeden Gelehrten, Staatsmann oder Künſtler nannte er einen Geiger; denn er hielt ihre Berufe für ebenſolche Spielerei wie die Arbeit jener Virtuoſen, die in ſeinen Salons für Geld und gutes Eſſen ihr Stücklein aufſpielten. Von dem Ernſte und Fleiße in irgendeiner anderen Geiſtesarbeit hatte er keine Ahnung. Als der große Ruf Goethes in deſſen glänzendſter Periode auch zu ſeinen Ohren drang, wünſchte der Geldfürſt einen Begriff von den Taten des Dichterfürſten. Da man ihm aber dieſelben zu ſchildern anfing, ſchnitt er den kaum begonnenen Bericht raſch mit den Worten ab: „Ah! alſo auch ein Geiger!“

Nun hielten aber die Proletarier, welche nicht denken konnten, was ein ſteinreicher Bankier denn eigentlich ernſthaft arbeite, ihrerſeits dieſen wiederum für einen „Geiger“, und der Geldmann erlebte in ſeinen alten Tagen, daß er ſein Haus von handfeſten Schutzleuten mußte bewachen laſſen, damit ihm revolutionäre Proletarierrotten dasſelbe nicht über dem Kopf anzündeten, lediglich in dem Wahne, daß auch er bloß — ein Geiger ſei!

Da Mühſal und Fleiß der Arbeit ſo grundverſchieden geartet iſt nach den verſchiedenen Berufen, ſo fehlt hier jedes Maß der Vergleichung, und wenn ſechs der fleißigſten Leute aus allerlei Stand und Beruf ihr Tun gegenſeitig ſo ohnehin betrachten, ſo hält am Ende je einer die fünf anderen bloß für Geiger. Die Arbeitskraft von Maſchinen aller Art kann man wohl nach der Einheit der Pferdekraft meſſen und vergleichen; wer aber beſtimmt die „Pferdekraft“, mit welcher täglich hier ein Grobſchmied, dort ein Miniſter arbeitet?

Das gangbarſte Maß des Fleißes iſt wohl die Arbeitszeit; allein bei vergleichender Wertung der in den verſchiedenen Berufen entfalteten Kraft läßt es uns bald im Stich. Höchſtens langt es, bei rein mechaniſcher Arbeit den Fleiß einzelner Arbeiter vergleichend zu meſſen. Die gemeine Rede nimmt allerdings lange Arbeitszeit und Fleiß ſchlechtweg für gleichbedeutend in hundert Bildern und Sprüchen. Und gewiß iſt eine lange und geregelte Arbeitszeit überall eine Grundbedingung geſegneten Fleißes. Aber dieſelbe gemeine Rede bezeichnet auch eine Arbeit, deren Fleiß ſich rein nach der Zeit meſſen läßt, geringſchätzend als Taglöhnerei. Die Arbeitszeit, welche für den einen Beruf lang erſcheint, iſt für den andern kurz, ja die höchſten und ſchwerſten Berufe haben geradezu gar keine

beſondere Arbeitszeit, weil hier alle Zeit zur Arbeitszeit wird. Ich will mich darüber deutlicher machen; denn eben der Wahn, als ob man nach Arbeitsſtunden ſchlechthin den Fleiß meſſen könne, veranlaßt die ungerechteſten Urteile einzelner Berufe übereinander.

Der täglich zehn Stunden an die Schreibſtube, die Werkſtatt, die Fabrik gefeſſelte Beamte, Handwerker oder Tagelöhner beneidet den Gelehrten, den Staatsmann, den Künſtler, am Ende gar den König ſelber, die alleſamt wenig oder gar nicht an ſolche feſte Zeit gebunden ſind. Er glaubt mehr zu tun als dieſe, weil er einen ſo viel genaueren Maßſtab ſeines Fleißes hat. Allein der mechaniſche Arbeiter, der ſeinen Fleiß genau nach Stunden meſſen kann, hat dafür ein unſchätzbares Behagen voraus: den echten Feierabend und echte Feiertage. Für den eigentlich ſchöpferiſchen Mann dagegen gibt es keinen Feierabend. Schon Kaiſer Sigismund ſagte in dieſem Sinne: „Die Eſel haben es beſſer als die Fürſten; jenen laſſen ihre Herren doch wenigſtens Ruhe und ſchonen ſie, wann ſie freſſen; dieſe ſchont man zu keiner Zeit.“

Wahrlich mit Recht beneidet der beneidete freie Meiſter des Denkens und Dichtens, der Kunſt und Erfindung, des ſchaffenden Vorbildes in jedem Beruf gar oft den gefeſſelten Taglöhner, welcher freilich Stunde um Stunde im Schweiße ſeines Angeſichts arbeiten muß, dann aber auch unbedingt ſein Werk beſchließt, wann die Abendglocke ſchallt. Den ſchaffenden Geiſt begleitet die Arbeit der Gedanken, wo er geht und ſteht, er legt ſich mit ihr ſchlafen und wacht wieder auf mit ihr, er kann ſie wohl gar im Traume nicht loswerden; für ihn gibt es nur einen echten Feierabend — im Tode. Und wenn er auch nur mäßig, wähleriſch, ſcheinbar ſpielend arbeitet: die härteſte, aufreibendſte Arbeit iſt doch wohl, die keinen Abſchluß kennt, keinen Feierabend. Manche eigentümliche Gelehrtenkrankheiten der Nerven, des Blutes und Gehirns, die man gemeinhin aus dem Stilleſitzen und der Stubenluft herleitet, wurzeln gewiß nicht minder darin, daß der ſchaffende Kopf keinen Feierabend findet und ſo auch die leiblichen Organe des Denkens und Empfindens unglaublich raſch abnutzt. Aber nicht bloß Denker, Dichter und Künſtler: jeder ſchaffende Meiſter — und wäre er ein Bankier, dem die Dichter Geiger ſind —, jeder Gründer und Lenker großer Unternehmungen arbeitet ſo ruhelos. Dies ſind die Leute, welche gar keine beſondere Arbeitszeit haben, weil ihnen alle Zeit zur Arbeitszeit wird. Geſellenfleiß iſt nach der Zeit meßbar, nicht aber Meiſterfleiß.

Freilich iſt den zeitloſen ſchöpferiſchen Arbeiten auch wieder ein Erſatz gegeben: bei ihnen bringt die Mühſal der Arbeit in ſich ſchon Genuß, während in den gemeſſenen Stunden des mechaniſchen Arbeiters faſt nur die Mühſal ſteckt und erſt nachher in der Feierſtunde der Genuß der Arbeit anhebt.

So waltet die Natur überall gerecht, und wenn wir die Naturgeſetze der Arbeit in all ihren feinen Zügen erkannt haben, dann werden wir ſelber auch neidlos gerecht werden gegen jegliche Art des Fleißes.

Ludwig Richter

Feierabend

Andererſeits kann es zu ſozialen Revolutionen führen, wenn der Geſelle jenen unmeßbaren Meiſterfleiß nicht würdigen lernt. Der Haß und Neid des Proletariats gegen die großen Unternehmer beruht oft genug, ja gerade bei den edleren Naturen, auf dieſem Unverſtändnis. Aus zwei Motiven pflegt der kleine Handarbeiter ſeinen reichen Brotherrn heimlich zu haſſen. Viele ſind ſchlechtweg neidiſch, ärgern ſich, daß der Herr beſſer lebt als der Diener, und meinen, auf Paſteten und Champagner habe jeglicher ebenſogut ein angeborenes Recht wie auf Luft und Waſſer. Sie beneiden und wägen nicht die Arbeit, ſondern nur den rohen Genuß, der aus reichem Lohne ſpringt, auf hochdeutſch nennen ſie dieſen Neid wohl gar „die Fehde der Arbeit wider die Tyrannei des Kapitals“! Solch gemeinſte Realiſten machen aber keine Revolution, ſie bilden nur den furchtbaren Troß derſelben.

Höhere idealiſtiſchere Naturen dagegen rechten mit ihrem Brotherrn zunächſt nicht um den Genuß, ſondern um den Fleiß. Sie ſagen: er iſſet ſein Brot unverdient, weil ſie ſeinen Fleiß nicht zu meſſen verſtehen; ſie ergrimmen, daß jemand höchſter Würden und Güter teilhaftig wird, dem die ſittliche Würde des höchſten Fleißes fehlt, der, nach ihrer Meinung, viel weniger arbeitet als ſie ſelber, ſeine unterſten Tagelöhner. Weil ihnen die Gerechtigkeit verloren ſcheint in unſerer Wirtſchaft, möchten ſie dieſelbe von Grund aus umwirtſchaften.

Solche Leute können gefährlich ſein; denn ſie gehen von einer ſittlichen Idee aus, um mißverſtandene Tatſachen damit zu meſſen. Wer dies aber tut, der kann ein Kehlabſchneider werden aus lauter Sittlichkeit. Auch der beſte Maßſtab trügt, wenn man den zu meſſenden Gegenſtand nicht klar vor Augen hat, und nur die ſcharfe Erkenntnis des Fleißes, der in der ruheloſen Geiſtesarbeit des Unternehmers ſteckt, bricht jenem edleren und doch ungerechten Groll des Arbeiters die Spitze ab.

Aber der gemeine Mann will ſchauen, um zu glauben; er will arbeiten ſehen, unſeren Schweiß, unſere Mühe; er will den Fleiß mit Händen greifen können, wo er uns die Ehre der Arbeit geben ſoll, und meint wohl gar, auf einen Fleiß in Gedanken gehöre auch nur ein Stück Brot in Gedanken. Aller Fleiß iſt dem Volke ſauer; nur der Gebildete mag mit einem Schulgedicht aus Großvaters Zeit vom „ſüßen angenehmen Fleiße“ ſprechen; doch das Volk wird ihn nicht verſtehen. Es ahnt, daß in der Mühſal die ſittliche Kraft der Arbeit liege; „Mühe und Arbeit“ ſind im Spruche verſchwiſtert, und das Wort des Herrn, welches Luther verdeutſchte: „Kommet her zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid“, gab Tauler noch: „die ihr arbeitet und beſchweret ſeid“.

Was gärt und brauſet, was ſich heftig regt und kämpft und krampft und zuckt, das „arbeitet“ nach hundertfältigem Sprachgebrauch. Darum ſagte das Volk vor alters ſchon, daß das Weib „arbeite“ in Geburtswehen und der Sterbende „arbeite“ in Todesnöten; aber daß der Kapitaliſt arbeite, indem er auf Zinſen ſinnt, der Dichter, indem er Reime ſpinnt, das iſt neue Sprachweiſe und nur dem Ge-

bildeten geläufig; dem Volke ſieht dieſe Arbeit jener ſo ähnlich wie die Schnecke dem Jagdhund.

Glaubt man doch, wer raſch eſſe und gewaltig in die Schüſſel greife, der ſei auch raſch und gewaltig zum Fleiße. Man erzählt von einem Bauern, der aus mehreren Bewerbern einen Knecht wählen wollte, er habe ſie nur zur Probe eſſen laſſen; der ſich am angeſtrengteſten mit Löffel und Gabel getummelt hatte und die Kinnbacken wie einen Nußknacker arbeiten ließ, erhielt den Dienſt als Preis des Fleißes. Wie ſoll ein ſolcher Bauer an den Fleiß der vornehmen Stadtleute glauben, welche eſſen und dabei zierlich kaum den Mund bewegen, ſo insgeheim, als ob ſie jeden Biſſen geſtohlen hätten!

„Arbeit" zielt der Urbedeutung nach auf die Handarbeit, zunächſt beim Landbau; des Wortes Stamm ſoll mit arare, pflügen, auf gemeinſamer Wurzel ſitzen, und der Bauer, der im März in Hemdärmeln pflügt, wird eine Arbeit, wobei man nicht ſchwitzt, ſelten als rechte Arbeit begreifen. Geht er an anderen Feldarbeitern vorbei, dann iſt ſein freundlicher Zuruf: „Schon wieder fleißig!" Er verzeiht langſame Arbeit und fürchtet ſogar die allzujähe; aber er will ſehen, daß die Arbeit einem ſauer wird; dies nennt er Fleiß.

In bewegter Zeit, wo der Geiſt der Zerknirſchung und Buße auch über ſoziale und wirtſchaftliche Sünden in die Menſchen fährt, geſchah es, daß ſelbſt Gelehrte die Rückkehr zur Handarbeit als zur Urarbeit predigten, wie Andreas Bodenſtein von Karlſtadt, der den Doktorhut mit dem grauen Filzhut des Bauern vertauſchte und aus dem Hörſaal auf den Acker zog, um im Schweiße des Angeſichts ſein Brot mit den Händen ſich zu erarbeiten. Dieſer einzige Zug zeichnet den echten ſozialen Demagogen. Wer die überall im gemeinen Manne ſchlummernde Anſicht weckt und bekräftigt, daß jenem allein die volle Mühe und Laſt, hiermit aber auch die höchſte ſittliche Kraft des Fleißes zugefallen ſei, der kann ein Feuer anblaſen, welches den ganzen Bau unſerer bürgerlichen Geſellſchaft ausbrennt. Nennen wir doch auch mit einem Worte, das gar fein zum Schmeicheln und Beſtechen taugt, die Klaſſe der beſitzloſen Handarbeiter ſchlechtweg „die Arbeiter". Der ſtolze Titel der „Arbeiter" ward in den Tagen ſozialer Bewegung ausgemünzt; ſchon Karlſtadt hätte ihn prägen können. Wie dieſer den Bauernhut aufſetzte, ſo vertauſchten vornehme Volksführer im Jahre 1848 den Frack mit der Bluſe, mit der franzöſiſchen Bluſe, nicht mit dem ehrlichen deutſchen Kittel. Die Bluſe iſt das Arbeitskleid jener „Arbeiter", die da meinen, weil an der Handarbeit der meiſte Schweiß klebe, ſo ſei ſie auch die ſchwerſte und doch von den privilegierten ſozialen Bedrückern am unterſten gewertete, am ungerechteſten gelohnte Arbeit.

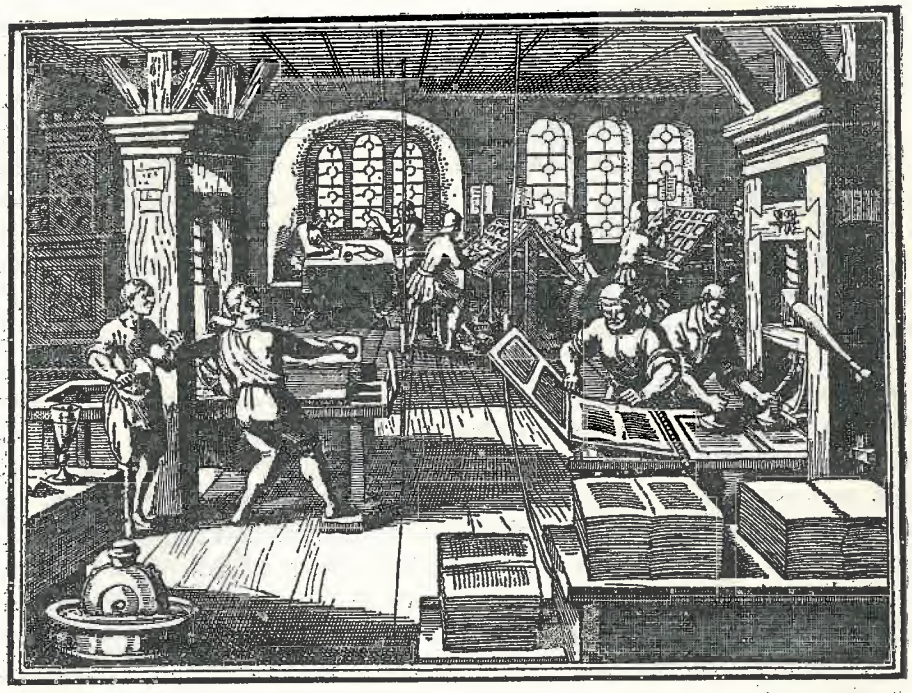
Man hat ſie freilich eben ſo oft mißachtet, als jene Arbeiter die höheren Berufe mißachteten. Es erſcheint wie ein luſtig ernſtes Spiel, wie eine Satire der blaſierten Bildung auf ſich ſelbſt, daß in der philanthropiſchen Zeit vor und während der erſten franzöſiſchen Revolution buchgelehrte Erzieher die vornehme

Jugend wieder mit Gewalt zur Handarbeit zurückführen wollten, daß ſie die Knaben bald am Homer, bald an der Hobelbank, bald mit dem lateiniſchen Wörterbuch, bald mit Hacke und Spaten arbeiten ließen, und die Lehrjahre Robinſon Cruſoes, der die ganze Geſchichte der Arbeit und Kultur von unten herauf eigenhändig durchexerziert, als einen rechten Muſterkurſus für die Wertung des praktiſchen ſaueren Fleißes aufſtellten. Karlſtadt wollte grob und bäuriſch mit einem Aderlaß kurieren, die Philanthropen mit einer Süßholzmixtur, aber beide waren einig in dem Grund- und Bußgedanken, daß nur die Rückkehr zur Handarbeit als der echteſten Arbeit neue Lebenskraft den verderbten ſozialen Organismen bringen könne.

Der gemeine Mann will den Fleiß mit Händen greifen können, oder er achtet ihn gering. Der Arbeitslärm verkündet den Ruhm der Werkſtatt. Man ſagt den Schloſſern und Schmieden nach, es ſei ihr Morgenſegen, daß ſie Geſicht und Hände in Ruß waſchen; wenn ſie dann auch den ganzen Tag blau machen, ſo ſoll der Mann wenigſtens ſchwarz ausſehen, als habe er ſeit früheſtem Morgen gar heftig gearbeitet.

Doch ſtehen die Schloſſer und Schmiede hier nicht allein; die Gelehrten machen es ebenſo. Im vorigen Jahrhundert noch glaubten viele Pfarrer, ihre Predigten auch für die Dorfkirche mit Hebräiſch, Griechiſch und Latein ſpicken zu müſſen. Nicht etwa, weil ſie die Kunſt des heiligen Bernhard von Clairvaux zu beſitzen wähnten, der mit Predigten in fremder Sprache eine Gemeinde, welche kein Wort davon verſtand, dennoch mächtig erbaut haben ſoll, ſondern ſchlechtweg, damit die Bauern ihre rußigen Hände ſehen und in dem Ruß den Fleiß. So prunkt mancher Schriftſteller mit tauſend überflüſſigen Zitaten: er hat ſeine Hände in Ruß gewaſchen wie der Schloſſergeſell. Nur die Gebildeten unter den Gelehrten ahnen bereits, daß eine weit höhere Form des Fleißes vielmehr diejenige ſei, welche den Stoff gründlich erſchöpft, dabei aber den Ruß des Schaffens aufs ſorgſamſte verdeckt und beſeitigt. Bücher nachſchlagen und ausſchreiben gilt noch vielen für fleißiger, als eigene Gedanken ſelbſtändig entwickeln; man will eben den Fleiß mit Händen greifen, man will den Ruß ſehen. „Sitzfleiſch“ heiſcht man vor allen Dingen zur gelehrten Arbeit, gleich als ob nicht der Kopf, ſondern der Gegenpol des Kopfes das eigentliche Organ des Geiſtesſchaffens ſei! Man ſieht, die „volkstümliche Wertung des Fleißes“, wie ich ſie hier ſchildere, ſpukt noch bei allen Volksſchichten, nicht nur beim gemeinen Mann.

Am Schmutz alſo und den Schwielen des Arbeiters mag jeder leicht den Fleiß meſſen, und ganzen Ständen ward es ſchon zum Fluch, daß das Volk an den weichen, reinen Händen ihrer Berufsgenoſſen ſolche Schwielen nicht entdecken konnte. In ſozialen Revolutionen kämpfen die harten Hände gegen die weichen. Klerus und Adel haben es vorab erfahren, wie ſchwertſcharf die Acht der öffentlichen Meinung ſchlägt, wenn ſie einen ganzen Stand für eine Zunft der Faulenzer erklärt. Was gäbe der Adel nicht darum, wenn er heutzutage neben Stan-



Hans Merian — Inneres einer Druckerei im 17. Jahrh.

desſitte und Familienverfaſſung auch einen individuell adeligen Standesfleiß — mit Ruß und Schwielen — handgreiflich nachweiſen könnte! Kein Bauer und Arbeiter würde dann mehr zweifeln, daß der Adel ein Recht habe, als Stand fortzubeſtehen. Seit dem Ausgang des Mittelalters waren die „faulen Mönche“ ſprichwörtlich; in weiten Ländern und mächtigen Volkskreiſen hatte ſich der Glaube oder Aberglaube erblich feſtgeſetzt, daß das Kloſter die Freiſtatt der Faulheit ſei. Dieſer Gedanke hat mehr Klöſter ſäkulariſiert als die grundſätzliche Oppoſition gegen die Herrſchergewalt der Hierarchie und ihre Landmiliz, die Mönche. „Wär' Holzhauen ein Orden, ſo wären nicht viele Mönch' geworden“, ſagte das Volk in der Reformationszeit, und dieſer Spruch war den Klöſtern verderblicher als ganze Folianten voll dogmatiſcher und ſtaats- und kirchenrechtlicher Polemik. Die Kloſterglocken, ſo erzählte man ſich dazumal, haben dreierlei Klang; die erſte und kleinſte läutet ganz hell: „Gebt Wein! Gebt Wein! Gebt Wein!“ Dann zieht man die größere an, die Nonglocke, welche fragt: „Wer zahlt's? Wer zahlt's? Wer zahlt's?“ und zuletzt läutet man die große Sturmglocke, die dröhnt im tiefen Baß die Antwort: „D'Bauern! D'Bauern! D'Bauern!“

Auch auf den proteſtantiſchen Pfarrtürmen glaubte man ſpäter einen ähnlichen Dreiklang zuſammen läuten zu hören, und manche Gemeinde blieb aus der Kirche,

weil ſie den Pfarrer wohl wachſen und gedeihen, nicht aber im Schweiße ſeines Angeſichts arbeiten ſah. Die rieſige Ziffer der Prieſter und Klöſter in den geiſtlichen Herrſchaften nahm man im vorigen Jahrhundert nicht etwa als einen ſtatiſtiſchen Beweis der kirchlichen Rührigkeit, ſondern ſchlechtweg der in jenen Ländern bis zum letzten Tagelöhner hinab erbgeſeſſenen Trägheit. Bei der Erneuerung der Klöſter in Deutſchland hat man darum mit Recht beſonderen Nachdruck auf die äußere, greifbare Arbeit gelegt, als Krankenpflege, Seelſorge, Jugendunterricht. Die Achtung ſelbſt des proteſtantiſchen Volkes vor dieſen Genoſſenſchaften wuchs mit dem neuen Erweis des Fleißes, und die Gegner der Klöſter verdrießt es dermalen nicht mehr, daß die Mönche zuwenig, ſondern daß ſie zuviel tun.

Man muß gar vorſichtig ſein mit dem Urteil über ganze Stände, beſonders aber hüte man ſich, einem Stande obenhin den Fleiß abzuſprechen. Faule und fleißige Leute gibt es in jedem Berufe, wenn aber ein ganzer Beruf faul wird, dann verfault er auch alſogleich, das heißt er löſt ſich in ſeine Elemente auf. Andere Berufe führen dann dieſe Elemente in ihren lebenskräftigeren Organismus hinüber. Nur unter dem künſtlichen Schutz einer äußeren Gewalt vermag eine Berufsgenoſſenſchaft ohne wetteifernden heißen Fleiß dennoch ihr Daſein zu friſten.

Kein Monopol aber iſt dem Volke verhaßter als ein Monopol der Faulheit. Es hat ſolche Monopole gegeben — auch die Geſchichte der Zünfte weiß davon zu reden —, aber ſie ruinierten zuletzt allemal ihre eigenen Beſitzer und ſchlugen den Herrn, der ſie gab und ſchirmte.

Es heiſcht einen nicht geringen Grad von Bildung und Scharfblick, den Fleiß eines fremden Berufes zu meſſen und zu werten. Einen allgemeinen Maßſtab dafür gibt es nicht; jede Arbeitsgruppe will mit eigenem Maße gemeſſen ſein. Oft weiß dieſes Maß nur zu finden, wer ſelber ſchon redlich ſich der gedachten einzelnen Arbeit hingegeben hat, und höchſtens mag hier der Seherblick des berufenen Forſchers und Denkers ahnen, was der einzelne im Ringen der ſittlichen Tatkraft des Fleißes erlebt. Dennoch hält es jeder für das leichteſte, über ſeines Nachbarn Fleiß zu entſcheiden. Der landläufige volkstümliche Maßſtab ruht zwar auf einem geſunden Grundgedanken, iſt aber in ſeiner Anwendung roh und äußerlich und trügt um ſo ärger, je mehr er durch den Mutterwitz ſeiner letzten Gründe beſticht. Und alſo wuchert hier in der öffentlichen Meinung Ungerechtigkeit die Fülle. Die gebildeteren Klaſſen beurteilen den Fleiß wohl minder einſeitig als die bildungsärmeren, doch haben auch ſie noch genügend vor der eigenen Türe zu kehren. Auf ſolchem Urteil oder Vorurteil aber ruht der innere Friede der Geſellſchaft. Denn es iſt ein ſittlicher Zug im deutſchen Volke, daß es das Recht eines Standes und Berufes wägt nach der aufgewandten ſittlichen Kraft des Fleißes. Je wahrer und preiswürdiger aber dieſer Grundſatz, um ſo verderblicher wirkt ſeine falſche Anwendung. Die furchtbarſten Fanatiker ſind

überall von heiliger Wahrheit im allgemeinen erfüllt; es fehlt ihnen nur die klare Erkenntnis der beſonderen Tatſachen. Dieſe Erkenntnis vom unterſchiedenen Fleiße in allen Berufen herzuſtellen, iſt eine hohe Aufgabe wahrer Volksbildung, eine Aufgabe für Lehrer und Prediger in Wort und Schrift. Wo ein Stand des anderen Arbeit kennt und die eigenartige Form des Fleißes wenigſtens ahnt, der in jener Arbeit ſteckt, da wird er dem fremden Stand und Berufe auch gerecht werden — und nicht bloß in Sachen der Arbeit.

Erfolg, Gewinn und Profit

Wilhelm Heinrich Riehl

Jeder Beruf hat ſeinen angeſtammten Scharfblick und ſeine angeſtammte Borniertheit. Eine ſolche Borniertheit von Fach fanden wir bei den Bauern, Handarbeitern und Gelehrten darin, daß ſie in ihrer Mehrzahl den Fleiß ganz äußerlich nach Arbeitszeit, Ruß und Schwielen abſchätzen und weiter danach auch die ſittliche Würde der Arbeit. Doch iſt dieſe Borniertheit noch liebenswürdig gegenüber der zumeiſt der Kaufmannswelt eingeborenen, als ob der Gewinn die Ehre und Würde der Arbeit bedinge. Die genußſüchtigen Faulenzer aller Stände verfeinern dann dieſen Grundſatz noch ein wenig und ſagen: möglichſt großer Gewinn bei möglichſt kleinem Fleiß, das bezeichnet die nobelſte und ſchönſte Arbeit. Man flüſtert das freilich nur in ſich ſelbſt hinein; denn das Volksgewiſſen iſt gottlob jetzt wieder zu wach und ſcharf, als daß einer noch, wie vor hundert Jahren, im Ernſte von den Dächern predigen könnte, nichts tun und viel gewinnen ſei der vornehmſte Beruf.

Doch kehren wir zu dem Vorurteil fleißiger — aber bornierter — Leute zurück, daß der Gewinn die Ehre der Arbeit bedinge. Es iſt geradeſo falſch und gefährlich als das mittelaltrige, daß nach der Rechtsſphäre des Standes die Ehre der Arbeit abgeſtuft ſei.

Wenn etwa ein Krämer behauptet, in den vierziger Jahren ſei Eugen Sue der erſte, in den höchſten Ehren der Arbeit ſtehende Schriftſteller Europas geweſen, weil er für ſeine Romane in kürzeſter Friſt das meiſte Geld eingenommen, ſo lachen wir darüber, finden aber doch bei einem Krämer ein ſolches Urteil ſehr begreiflich. Dagegen lacht uns der Krämer aus, wenn wir behaupten, Kepler, der bei Lebzeiten oft kaum das tägliche Brot erarbeiten konnte, ſei dennoch ein mit höchſter Ehre der Arbeit und des Erfolges gekrönter Gelehrter geweſen.

Ein krämeriſcher Geiſt verwechſelt die Begriffe des materiellen Gewinnes und des ideellen Erfolges der Arbeit und ſchätzt die Würde derſelben nach dem Ge-

winne ab, wo er ſie nach dem Erfolge ſchätzen ſollte. Inſofern die Arbeit unſeren materiellen Beſtand und zugleich die materiellen Güter des Volkes ſtützt und fördert, bringt ſie privatwirtſchaftlich und volkswirtſchaftlich Gewinn; inſofern ſie uns aber geiſtig und ſittlich höher hebt und zugleich zum geiſtigen und ſittlichen Fortſchritt des Volkes und der Menſchheit mitwirkt, bringt ſie Erfolg.

Dem Erfolge ſetzen wir Denkmale, der Erfolg ſchafft die irdiſche Unſterblichkeit, der Erfolg der Arbeit der Völker und der völkerbewegenden Individuen hat eine perſönliche Geſchichte — man nennt ſie Kulturgeſchichte; eine Geſchichte des Gewinnes gibt es nicht. Denn wer etwa eine Geſchichte des materiellen Nationalreichtums als eine Geſchichte des Gewinnes ſchreiben wollte, der würde doch bloß ein totes, unwiſſenſchaftliches Machwerk liefern, wenn er das Ganze nicht unter dem Geſichtspunkte der ſittlichen Motive und des ideellen Fortſchrittes der Völker darſtellte, — das heißt als eine Geſchichte des Erfolgs. Tiefangelegte, durchgebildete und geiſtig freie Menſchen haben allezeit den Gewinn gering geachtet neben dem Erfolge, ſie haben den Gewinn verſchmäht und gehungert, um des Erfolges willen, der ihnen die Arbeit mehr als bezahlte. Häufig erlebten ſie nicht einmal dieſen Erfolg, der erſt bei kommenden Generationen zutage trat. Dann war es die Ahnung künftigen Erfolges, welche ſie ermutigte. Für die Nachwelt zu arbeiten iſt ja der Gipfel des Erfolges, und was bedeutet uns gegenwärtiger Mangel und Mißerfolg, wenn wir nun gläubigen Hoffens die Palme der Unſterblichkeit winken ſehen?

Ackersmann

Der bloße Handarbeiter kann freilich den Erfolg nicht ſo leicht mit Händen greifen wie der ſchöpferiſche Geiſt. Er iſt ſich des Erfolges ſeiner Arbeit wohl kaum bewußt und arbeitet zunächſt nur auf den Gewinn. Dennoch darf man den unterſten Handlanger auch hier nicht zu gering taxieren. Denn eine ver-

ſchleierte Ahnung des Erfolges iſt jedem Arbeiter gegeben. Die Engel werden mutmaßlich bloß auf den Erfolg arbeiten und gar nicht auf den Gewinn. Menſchlich dagegen iſt es, auch auf den materiellen Gewinn zu arbeiten, aber die ſittliche Weihe des Arbeitszieles liegt immer außerhalb des bloßen perſönlichen Eigennutzes. Der Gewinn zielt über ſich ſelbſt hinaus; wir ſchaffen und gewinnen materielle Güter, um in Kraft, Behagen und Freiheit leiblich zu exiſtieren, allein die menſchliche Würde dieſer Exiſtenz ruht doch nur darin, daß Kraft, Behagen und Freiheit auch für unſere ſittlichen Taten erwachſe: der Gewinn dient dem Erfolg. Wir wirtſchaften, um zu leben, aber wir leben nicht, um zu wirtſchaften. Darum hat die Nationalökonomie in Sachen der Arbeit das erſte Wort zu ſprechen; das letzte Wort aber hat die Ethik, die Lehre von der Sitte und der Sittlichkeit. Wirtſchaft und Sitte aber, ſofern ſie ſich im hiſtoriſch gegebenen Volksleben durchdringt und verkörpert, bildet den Inhalt der Geſellſchaftskunde. Dieſe moderne Wiſſenſchaft wird darum die Idee der Arbeit am allſeitigſten und tiefſten zu erſchöpfen haben.

Erfolg und Gewinn als Ziele der Arbeit ſind tatſächlich oft untrennbar ineinander verſchlungen; in der Theorie aber müſſen ſie geſchieden werden. Je höher, geiſtiger und ſelbſtändiger die Arbeit iſt, um ſo klarer ſondern ſich jene beiden Ziele auch ſchon im Leben, und je gebildeter der Arbeiter, um ſo bewußter lebt in ihm der Unterſchied von Erfolg und Gewinn. Dem bildungsloſen Hand- und Hilfsarbeiter liegt — in Leben und Lehre — der Gewinn vor der Naſe, der Erfolg in nebliger Ferne. Die Bildung iſt das Fernrohr, welches uns den Erfolg klar und hell vors Auge holt. Wer allen Arbeitern das Bewußtſein des Erfolges entzündet, der gründet die Harmonie der Arbeit im Volksgeiſte. Die nackte Lehre vom Gewinn zerreißt den Frieden der Geſellſchaft, denn ſie kann bloß Härte, Ungerechtigkeit, Mißklang zwiſchen Beſitz und Arbeit aufzeigen ohne das letzte verſöhnende Wort. Darum ſind die Sozialiſten und Kommuniſten ewige Friedensſtörer, weil ſie nur von dem ungleich und oft ſcheinbar ungerecht verteilten Gewinn reden, nicht von der verſöhnenden göttlichen Gerechtigkeit des Erfolgs.

Je höher echte Kultur bei einem Volke ſich entwickelt, um ſo klarer ſcheidet ſich die Idee des Erfolges und Gewinns im allgemeinen Bewußtſein. Überſchätzt eine gebildete Nation den Gewinn und vergißt die Weihe des Erfolges darüber, ſo wird ſie krämerhaft. Krämergeiſt iſt eine ſoziale Krankheit; die Juden haben ſchwer unter derſelben gelitten; in Nordamerika herrſcht ſie endemiſch, und der Yankee und ſein Vetter, der Engländer, ward um dieſer Krankheit willen ſprichwörtlich wie der Jude. Begreift ein Volk den Unterſchied von Erfolg und Gewinn in ſeiner ganzen Tiefe, dann wird es auch den Erfolg viel höher ſchätzen als den Gewinn. Hiermit erwächſt dem Volksgeiſte zugleich die höchſte und reinſte Idee der Ehre der Arbeit.

Übrigens zeigt ein tieferer Blick in den Organismus des Lohnes der Geiſtesarbeit, wie fein ſich die Fäden von Erfolg und Gewinn verweben und wie ſchwer

es iſt, vergleichend über den Lohn verſchiedenartiger Arbeitsgruppen abzuurteilen. Man bedauert ſo oft das geringe Honorar bedeutender Schriftſteller. Der Werkführer einer Fabrik wird meiſt reicher gelohnt als berühmte Denker und Dichter für ihr literariſches Schaffen. Allein dieſes Schaffen ſelber iſt den Autoren Genuß, und dieſer Genuß iſt ſchon ein halber Lohn. Dazu wirkt der Erfolg ſo nahe und ſo perſönlich auszeichnend, daß viele ſogar ohne Gewinn, ja mit Verluſt literariſch arbeiten. Opern komponieren gilt ſprichwörtlich für das teuerſte Vergnügen; ein Muſiker, welcher mehrere Opern aufführen läßt, kann bankerott werden durch ſeinen Fleiß; dennoch ſterben die Opernſetzer nicht aus. Der Volksvertreter arbeitet am Staate ohne Gewinn auf den Erfolg, und der Soldat ficht für Ehre und Vaterland, der Erfolg macht ihn bezahlt; denn für den bloßen Sold würde wohl niemand Leben und Glieder wagen. Selbſt den alten Werbeſoldaten, der ſeine Haut dem Meiſtbietenden verkaufte, lockte — wie den fahrenden Ritter — der Genuß der abenteuernden mannhaften Kriegsarbeit unter die Fahnen; nur Geſindel läßt ſich für den bloßen Gewinn von Sold und Handgeld anwerben. Erfolg und Genuß der Arbeit wirken alſo ausgleichend zuſammen mit dem Gewinn. Wenn ein Sozialiſt den Grundſatz aufſtellt, daß in einer gerechten Welt nur das Maß der Arbeit das Maß des Beſitzes bedingen dürfe, daß jeder nach ſeinem Schaffen materiell müſſe gelohnt werden — ſo klingt das höchſt beſtechend. Allein der ideelle und materielle Lohn der Arbeit kreuzt und ergänzt ſich im Leben; und nicht bloß Gewinn und Güterbeſitz, auch Erfolg und Schaffensgenuß lohnen die Arbeit. Wenn nun die Sozialiſten ſchon einigermaßen verlegen ſein dürften, den allgerechten menſchlichen Herrgott auszufinden, der in ihrer Phantaſiegeſellſchaft Gewinn und Eigentum je nach Fähigkeit und Fleiß haarſcharf den einzelnen abwägt, wie wollen ſie gar noch Erfolg und Arbeitsgenuß als ausgleichende Zulage gerechter darauf meſſen, als es ohnedies von ſelber kraft der Naturgeſetze der Arbeit geſchieht! Sowie man eben die ſittliche Seite des wirtſchaftlichen Lebens beleuchtet, verblaßt der Sozialismus als ein weſenloſes Geſpenſt.

Bei aller Ehre, welche wir dem Erfolg und Genuſſe der Arbeit geben, dürfen wir jedoch den Gewinn auch bei der höchſten und idealſten Arbeit beileibe nicht verachten. Der perſönliche Gewinn ſoll nicht letztes Ziel und Zweck der Arbeit ſein; er iſt aber ein unentbehrlicher Regulator des Fleißes. Daher iſt unentgeltliche Arbeit in der Regel nicht viel Schatzes wert, namentlich ſofern die Aufgabe ſtrengen Fleiß und Ausdauer fordert. Des zweifelhaften Wertes der reinen Ehrenämter gedachte ich bereits. Den Geiſt trägt die Zuverſicht des Erfolges, aber das ſchwache Fleiſch will auch durch die Zuverſicht des Gewinnes geſtützt ſein, und in jeder Arbeit wirken Geiſt und Fleiſch zuſammen. Die Arbeit ſetzt nicht bloß Freiheit voraus, ſondern auch den Zwang. Dieſer Zwang, der uns zum raſchen Zugreifen, zum gleichmäßigen, geordneten Fleiße und zur Ausdauer ſtachelt, iſt eben die Notdurft des Erwerbs, die durch den Gewinn befriedigt wird. Der

Chodowiecki

Chodowiecki

reiche Mann, dem dieſe Notdurft fremd iſt, findet aber auch in dem bloßen Spiele um den Gewinn einen Reiz des Zwanges, der durch alle Begeiſterung nicht dauernd erſetzt wird. Liebhaberarbeit, das heißt ungleichmäßige, ſpielende Arbeit macht man auch ohne den Sporn des Gewinnes: Berufsarbeit ſetzt den Gewinn voraus. Darum nenne ich ihn den Regulator des Fleißes.

Arbeiten, deren Erfolg in weiter Ferne ſteht und von den Arbeitenden ſelbſt nur dunkel geahnt wird, wie eben die niederen Hand- und Hilfsarbeiten, fordern den unmittelbarſten Sporn des Gewinnes; denn die Begeiſterung für den Erfolg kann hier nur äußerſt ſchwach ſein, der Widerſtand des Fleiſches aber iſt am ſtärkſten. Man kann aus Begeiſterung für das Wohl der Menſchheit predigen und lehren, nicht aber Holz ſägen und Steine klopfen. Hier muß der Zwang der Notdurft und der damit verknüpfte Reiz des Gewinnes faſt allein jene natürliche Trägheit beſiegen, die bei den höheren Berufen zum größten Teile ſchon durch die freie Begeiſterung für die ſittliche Tat der Arbeit und ihren Erfolg gebrochen wird. Und alſo taſtet es auch die Ehre der Holzhauerarbeit nicht an, wenn ſchlechtweg fürs Geld geſägt und gehackt wird; wohl aber des Predigt- und Lehramtes, wollte jemand bloß fürs Geld predigen.

Keiner aber kann des Regulators für den Fleiß, des Gewinnes, ganz entbehren, weil der Menſch nun einmal nicht rein ein freier Geiſt iſt, ſondern gebunden an die Materie in und außer uns. Der Erfolg treibt uns zur Arbeit; der Gewinn treibt uns die Faulheit aus. Im vorgeahnten Jubel des Erfolges beginnen

wir: die ſtille Freude des Gewinnes aber ſchafft, daß wir das Begonnene ſtetig weiterführen. —

Der Sozialpolitiker erblickt das Volk in ſeinen natürlichen Gruppen nach Arbeit und Sitte gegliedert, und gerade dieſe Gliederung gibt ihm den Troſt, daß eine geſunde, das heißt eine organiſch gegliederte Nation nie ganz zum Krämer und nie ganz zum gewinnverachtenden Asketen werden kann. Die vorwärts drängende, ruheloſe Arbeit des Städtebürgers hat in der ſchwerfälligen Bauernarbeit ihr Gegengewicht; die Jagd nach Gewinn in Induſtrie und Handel macht zugleich eine ſtets wachſende Fülle von Geiſtesarbeit zum Bedürfnis, dieſe aber ſchaut ihrer Natur nach mehr auf den Erfolg als auf den Gewinn und bildet, da ſie gleichen Schrittes mit dem wachſenden Nationalreichtum mächtiger wird, das natürliche Sicherheitsventil gegen einen alles überflutenden Ausbruch des Krämergeiſtes. Mit dem Gewinn wächſt der Reichtum, mit dem Reichtum die Bildung, mit der Bildung die Mißachtung des bloßen Gewinnes; an dieſer Kette hängt das Sicherheitsventil! Der Profit bricht in dieſem Kreislauf ſich ſelber viel raſcher die ſittenverderbliche Spitze ab, als alle Sittenprediger der Welt vermöchten. Darum ſind dieſe aber doch nicht überflüſſig. Jede Arbeit hat einen ſittlichen Inhalt, und wir bedürfen allezeit einer ausgeſprochenen Moral der Wirtſchaftspolitik. Der Moraliſt ſoll die Ehre des Erfolges hochheben, der Nationalökonom die Ehre des Gewinnes. Sie ſollen ſich dabei wacker zu Leibe rücken: indem ſie ſich befehden, ergänzen ſie einander. Wehe dem Volke, welches durch krankhaften äußeren Zwang — denn auf natürlichem Wege iſt dies unmöglich — derart nivelliert würde in ſeinen Ständen und Berufen, daß das Geiſtesſchaffen der materiellen Arbeit, daß andererſeits die Mächte des Beharrens den Mächten der Bewegung kein Gegengewicht mehr bieten könnten! Es würde zugrunde gehen an dem hitzigen Fieber der ruheloſen Krämerei oder an dem Faulfieber des bedürfnisloſen Vegetierens. Der Umſtand aber, daß wir im Punkte der Ehre jeglicher Arbeit ſo viel gerechter und feinfühliger geworden ſind als die Vergangenheit, daß wir dazu Erfolg, Gewinn und Profit täglich ſchärfer ſcheiden lernen, ſpricht für das gleichmäßige Wachſen der Bildung in und mit dem materiellen Aufſchwung, und das iſt eben jene Sicherheitsklappe wider den Krämergeiſt. Dank den Männern der Gedankenarbeit — und die Nationalökonomen zählen, glaube ich, ebenſogut zu dieſen wie die Moraliſten und Theologen — haben wir einen unendlich freieren Blick auf das große Ganze des wirtſchaftlichen und ſozialen Lebens gewonnen, und dieſer Blick auf das Ganze erweckt denn doch zuletzt die reinſte Idee einer nationalen Arbeit, die mit Bewußtſein auf den Erfolg zielt.

Gedanken über den Handel und den Betrieb des Handels*

Goethe

ch wüßte nicht, weſſen Geiſt ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter ſein müßte als der Geiſt eines echten Handelsmannes. Welchen Überblick verſchafft uns nicht die Ordnung, in der wir unſere Geſchäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überſchauen, ohne daß wir nötig hätten, uns durch das einzelne verwirren zu laſſen. Welche Vorteile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne! Es iſt eine der ſchönſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, und ein jeder gute Haushalter ſollte ſie in ſeiner Wirtſchaft einführen.

Ordnung und Klarheit vermehrt die Luſt zu ſparen und zu erwerben. Ein Menſch, der übel haushält, befindet ſich in der Dunkelheit ſehr wohl; er mag die Poſten nicht gerne zuſammenrechnen, die er ſchuldig iſt. Dagegen kann einem guten Wirte nichts angenehmer ſein, als ſich alle Tage die Summe ſeines wachſenden Glückes zu ziehen. Selbſt ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überraſcht, erſchreckt ihn nicht; denn er weiß ſogleich, was für erworbene Vorteile er auf die andere Wagſchale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, wenn du nur einmal einen rechten Geſchmack an unſern Geſchäften finden könnteſt, ſo würdeſt du dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geiſtes auch dabei ihr freies Spiel haben können.

Glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Tätigkeit, um dich auf immer zu dem unſern zu machen; und wenn du zurückkommſt, wirſt du dich gern zu denen geſellen, die durch alle Arten von Spedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt ſeinen notwendigen Kreislauf führt, an ſich zu reißen wiſſen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künſtlichen Produkte aller Weltteile, betrachte, wie ſie wechſelweiſe zur Notdurft geworden ſind! Welch eine angenehme geiſtreiche Sorgfalt iſt es, alles, was in dem Augenblicke am meiſten geſucht wird und doch bald fehlt, bald ſchwer zu haben iſt, zu kennen, jedem, was er verlangt, leicht und ſchnell zu verſchaffen, ſich vorſichtig in Vorrat zu ſetzen und den Vorteil jedes Augenblicks dieſer großen Zirkulation zu genießen! Dies iſt, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird.

Beſuche nur erſt ein paar große Handelsſtädte, ein paar Häfen, und du wirſt gewiß mit fortgeriſſen werden. Wenn du ſiehſt, wie viele Menſchen beſchäftigt

* Aus einem Geſpräche zwiſchen dem mehr ideal veranlagten Wilhelm Meiſter und dem mehr praktiſch angelegten Werner. Letzterer entwickelte die „Gedanken über den Handel und den Betrieb des Handels".

Sämann

sind, wenn du siehst, wo so manches herkommt, wo es hingeht, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts für gering, weil alles die Zirkulation vermehrt, von welcher dein Leben seine Nahrung zieht.

Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtiget, sie leben in Herrlichkeit und Überfluß. Der kleinste Raum unseres Weltteils ist schon in Besitz genommen, jeder Besitz befestiget, Ämter und andere bürgerliche Geschäfte tragen wenig ein; wo gibt es nun noch einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürsten dieser Welt die Flüsse, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen starken Gewinn, sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unsere Tätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die teils das Bedürfnis, teils der Übermut den Menschen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir versichern, wenn du nur deine dichterische Einbildungskraft anwenden wolltest, so könntest du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenstellen. Sie führt freilich lieber den Ölzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt sie gar nicht: aber Kronen teilet sie auch ihren Lieblingen aus, die, es sei ohne Verachtung jener gesagt, von echtem, aus der Quelle geschöpftem Golde und von Perlen glänzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat.

Was ist reizender als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Teilnehmer allein, ein jeder fremde Zuschauer wird hingerissen, wenn er die Freude sieht, mit welcher der eingesperrte Schiffer ans Land springt, noch ehe sein Fahrzeug es ganz berührt, sich wieder frei fühlt und nunmehr das, was er dem falschen Wasser entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, mein lieber Freund, erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und auch recht sinnlich genießen.

Die
deutsche
Form

Entwicklung der Sprache

Jakob Grimm

it dem, was wir Bildung des menſchlichen Geſchlechts nennen, geht und ſteht dieſe Urvollendung der Sprachen gar nicht zuſammen, ja ſie iſt ihr reiner Gegenſatz. Die Bildung der Sprache ſucht allmählich ihre Natur aufzuheben, d. h. anders zu ſtimmen. Wie die eine Seite ſteigt, ſinkt die andere. Die alte Sprache iſt leiblich, ſinnlich, voll Unſchuld; die neue arbeitet darauf hin, geiſtiger, abgezogener zu werden, ſie ſieht in den Worten Schein und Zweideutigkeit, denen ſie auf alle Weiſe ausweichen möchte. Jene hat großen Reichtum an Wörtern und drückt ſelbſt bloße Wendungen mit andern Wurzeln aus, alle ihre Wurzeln haben Glieder und Gelenke, die der mannigfaltigſten Bewegung gehorchen, durch ihre Zuſammenſetzungen dringt noch der innere Sinn; dieſe gibt eine Wurzel nach der andern hin, ihr Ausdruck wird ſchärfer, bewußter, beſtimmter, und ihre Mittel erſcheinen von außen, ſie ſetzt lieber zuſammen, umſchreibt und meint mit dem unumwundenen Worte anzuſtoßen, gleich als ſchäme ſie ſich der Nacktheit, z. B. man wird heutigentags in gewiſſen Beziehungen für edler halten zu ſagen: das iſt weniger gut, als das iſt ſchlechter. Darum ſtreben die Anomalien der Steigerung ſich allmählich aufzulöſen. —

Man kann die innere Stärke der alten Sprache mit dem ſcharfen Geſicht, Gehör, Geruch der Wilden, ja unſerer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verſtandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poeſie vergeht, und die Proſa (nicht die gemeine, ſondern die geiſtige) wird uns angemeſſener. Was ich aber durch das leibliche Sinken und geiſtige Aufſteigen der Sprache meine, iſt ja nicht ſo zu nehmen, als ob beides, der leibliche oder geiſtige Vorteil oder Nachteil, in der Wirklichkeit von einander getrennt ſeyn könnten, ſondern blos die beiderſeitige Richtung ſoll damit ausgedrückt werden. Denn weder war die vollkommenſte Form einer Sprache, die uns in der Geſchichte aufgeſtellt iſt, ganz von dem geiſtigen Prinzip entblößt, noch wird ſich jemals die geiſtig gebildetſte völlig von dem leiblichen losreißen, vielmehr ſind beide notwendig vereinigt, nur nach verſchiedenen Graden. Das Geſagte bewährt ſich durch die Geſchichte der Poeſie, die noch von andern Einflüſſen abhängt; wir erblicken unſre Dichtung vom achten bis zum elften Jahrhundert, hernach vom vierzehnten bis zum achtzehnten verwildert; dazwiſchen im zwölften, dreizehnten und achtzehnten aufblühend, alſo nicht gerade abhängig von der mehr oder minder vermögenden Sprache. Auch gibt es für die Poeſie Übergänge, wo ſich das Prinzip geiſtiger Sprach-

bildung mit ihr vermählt. An ſich aber herrſcht in der Poeſie die gleiche entgegengeſetzte Richtung: Fülle und Beweglichkeit des Epos auf der einen, geiſtige Kraft des Dramas auf der andern Seite. Die alte Sprache und Dichtung ſind reiner, unbewußter, dem himmliſchen Urſprung noch näher, darum großartiger; die neuen unter den Menſchenhänden arm und verwickelt geworden. —

Die Sprache zeigt ſich überall haushälteriſch, ſie wendet die kleinſten, unſcheinlichſten Mittel auf und reicht damit doch zu großen Dingen hin. Jeder Verluſt wird aus der Mitte des Ganzen erſetzt, aber zugleich von dem Ganzen empfunden, ſo daß in dem Leben der Sprache zwar eine Änderung, doch nirgends eine Hemmung erfolgt. Sie hat alſo auch die andere mütterliche Eigenſchaft, die Unermüdlichkeit, und gleicht nach A. W. Schlegels ſchöner Bemerkung einem Eiſengerät, das, wenn es ſchon zerbrochen wird, nicht verloren geht, ſondern aus den Stücken immer neu geſchmiedet werden kann. Wäre ſie verſchwenderiſch und verdroſſen, ſo würde ſie ſich in kurzem erſchöpfen, verwirren oder ermattet liegen bleiben. —

Ihr Gang iſt langſam, aber unaufhaltbar, wie der der Natur. Stillſtehen kann ſie eigentlich niemals, noch weniger zurückſchreiten. Doch hindert die Richtung, welche das Ganze genommen, einzelne Teile, Wörter und Formen nicht, gleichſam am Wege hinten zu bleiben und noch eine Zeitlang fort zu währen. Die Nachwelt ſchont ſolche Verſteinerungen, die ſie nicht mehr begreift, bis ſie endlich auch zerfallen. Die Deklination der Kardinalzahl zwei mag zur Erläuterung dienen: bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhielt ſich zween für das männliche, zwo für das weibliche Geſchlecht, zwei für das Neutrum, heutzutag wird dieſer durchaus richtige, gute Unterſchied nicht mehr gefühlt und aus der Acht gelaſſen. Die Endung o im Plural des Femininums war ſeit vielen Jahrhunderten in allen andern Wörtern ausgeſtorben, nur in dem einzigen zwo geblieben. Jeder ſein Zeitalter durchlebende Menſch wird ſich gewiſſer Wörter, Bedeutungen und Wendungen beſinnen, die noch in ſeiner Jugend üblich waren, nachher ſich veränderten oder verloren. Man kann die Verſchiedenheit in der Vergleichung der beſten Schriftſteller von fünfzig zu fünfzig Jahren ziemlich wahrnehmen. Es wäre daher töricht zu glauben, daß unſere heutige Sprache in Zukunft bleiben würde wie ſie jetzt iſt; ihre Formen werden ſich unverhinderlich weiter abſchleifen und es ließen ſich ſogar Beiſpiele ausfinden, bei welchen dieſes wahrſcheinlich zunächſt der Fall ſein wird. Von dieſem langſamen, ruhigen Gang unterſcheide ich aber den durch äußere Urſachen herbeigeführten und beförderten Verfall einer Sprache.

Sendbrief von Dolmetſchen

Martin Luther

an muß nicht die Buchſtaben in den lateiniſchen Sprachen fragen, wie man ſoll deutſch reden, wie dieſe Eſel thun; ſondern man muß die Mutter im Hauſe, die Kinder auf der Gaſſen, den gemeinen Mann auf dem Markt darumb fragen und denſelbigen auf das Maul ſehen, wie ſie reden, und darnach verdolmetſchen; ſo verſtehen ſie es denn und merken, daß man deutſch mit ihnen redet. Als wenn Chriſtus ſpricht: **Ex abundantia cordis os loquitur.** (Aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund.) Wenn ich den Eſeln ſoll folgen, die werden mir die Buchſtaben fürlegen und alſo dolmetſchen: Aus dem Überfluß des Herzen redet der Mund. Sage mir, iſt das deutſch geredet? Welcher Deutſcher verſtehet ſolchs? Was iſt Überfluß des Herzen für ein Ding? Das kann kein Deutſcher ſagen, er wollt denn ſagen, es ſei, daß einer ein allzu groß Herz habe oder zuviel Herzens habe. Wiewohl das auch noch nicht recht iſt. Denn Überfluß des Herzen iſt kein Deutſch; ſo wenig als das deutſch iſt: Überfluß des Hauſes, Überfluß des Kachelofens, Überfluß der Bank, ſondern alſo redet die Mutter im Hauſe und der gemeine Mann: Weß das Herz voll iſt, deß gehet der Mund über. Das heißt gut Deutſch geredt; deß ich mich gefliſſen und leider nicht allewege erreicht noch getroffen habe. Denn die lateiniſchen Buchſtaben hindern uns aus der Maßen ſehr, gut Deutſch zu reden. —

Item, da der Engel Mariam grüßet und ſpricht: „Gegrüßet ſeiſt du, Maria voll Gnaden, der Herr mit dir!“ Wohlan, ſo iſts bisher ſchlecht den lateiniſchen Buchſtaben nach verdeutſchet. Sage mir aber, ob ſolches auch gut Deutſch ſei? Wo redet der deutſche Mann alſo: Du biſt voll Gnaden? Und welcher Deutſcher verſtehet, was geſagt ſei: voll Gnaden? Er muß denken an ein Faß voll Bier oder Beutel voll Geldes. Darumb hab ichs verdeutſcht: du Holdſelige; damit doch ein Deutſcher deſto mehr hinzu kann denken, was der Engel meinet mit ſeinem Gruß... Und hätte ich das beſte Deutſch hie ſollen nehmen und ſo den Gruß alſo verdeutſchen: Gott grüße dich, du liebe Maria (denn ſoviel will der Engel ſagen und ſo würde er geredt haben, wenn er hätte wollen ſie deutſch grüßen). —

Aber was frage ich darnach, ſie toben oder raſen? Ich will nicht wehren, daß ſie verdeutſchen, wie ſie wollen; ich will aber auch verdeutſchen, nicht wie ſie wollen, ſondern wie ich will. Wer es nicht haben will, der laß mir's ſtehen und halt ſeine Meiſterſchaft bei ſich; denn ich will ihr' weder ſehen noch hören. Sie dürfen für mein Dolmetſchen nicht Antwort geben noch Rechenſchaft thun. Das

höreſt du wohl, ich will ſagen: du holdſelige Maria, du liebe Maria; und laſſe ſie ſagen: du voll Gnaden Maria. Wer Deutſch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das iſt: du liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Kaiſer, der liebe Fürſt, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort liebe auch ſo herzlich und gnugſam in lateiniſcher oder andern Sprachen reden müge, das alſo dringe und klinge ins Herz durch alle Sinne, wie es thut in unſrer Sprache. —

Was Dolmetſchen für Kunſt, Mühe und Arbeit ſei, das hab ich wohl erfahren... Wer mein Dolmetſchen nicht will, der laß es anſtehen; der Teufel dank ihm, wers ungerne hat oder ohn mein Willen und Wiſſen meiſtert. Solls gemeiſtert werden, ſo will ichs ſelber thun; wo ichs ſelber nicht thu, da laſſe man mir mein Dolmetſchen mit Frieden, und mache ein Jeglicher, was er will, für ſich ſelbs und habe ihm ein gut Jahr.

Das kann ich mit gutem Gewiſſen zeugen, daß ich meine höchſte Treue und Fleiß drinnen erzeigt und nie kein falſche Gedanken gehabt habe. Denn ich habe keinen Heller dafür genommen noch geſucht noch damit gewonnen; ſo hab ich meine Ehre drinnen nit gemeinet, das weiß Gott und mein Herr, ſondern habs zu Dienſt gethan den lieben Chriſten und zu Ehren einem, der droben ſitzt, der mir alle Stunde ſo viel Guts thut, daß, wenn ich tauſendmal ſo viel und ſo fleißig dolmetſcht, dennoch nicht eine Stunde verdienet hätte zu leben oder ein geſund Auge zu haben. Es iſt alles ſeiner Gnaden und Barmherzigkeit, was ich bin und habe; ja es iſt ſeines theuren Bluts und ſauren Schweißes, darumb ſolls auch (ob Gott will) alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen. Läſtern mich die Sudler, wohlan, ſo loben mich die frommen Chriſten ſamt ihrem Herrn Chriſto, und ich bin allzu reichlich belohnet, wo mich nur ein einiger Chriſt für einen treuen Arbeiter erkennt... Ihr Läſtern iſt mein höchſter Ruhm und Ehr. Ich will doch ein Doctor, ja auch ein ausbündiger Doctor ſein, und ſie ſollen mir den Namen nicht nehmen, bis an den jüngſten Tag, das weiß ich fürwahr. — Ach, es iſt Dolmetſchen ja nicht eines jeglichen Kunſt, wie die tollen Heiligen meinen. Es gehöret dazu ein recht fromm, treu, fleißig, furchtſam, chriſtlich, gelehrt, erfahren, geübt Herz, darum halt ich, daß kein falſcher Chriſt noch Rottengeiſt treulich dolmetſchen könne.

Der Deutſche und die Sprache

Adam Müller

er größte Redner der deutſchen Nation, Friedrich Schiller, der die dichteriſche Form nur wählte, weil er gehört werden wollte, und weil die Poeſie eine Art von Publikum in Deutſchland hatte, die Beredſamkeit aber keines — klagt über eine gewiſſe Flüchtigkeit, oder vielmehr über ein gewiſſes Verfliegen des Gedankens in der Sprache, klagt, daß die Seele, wenn das Wort ausgeſprochen werde, ſchon weit über dem Worte oder weit voran vor dem Worte ſei. „Spricht die Seele," ſagt er, „ſo ſpricht, ach, ſchon die Seele nicht mehr." — Das iſt in wenigen Silben das Unglück einer Nation wie die deutſche, die lange in ſich und auf ernſte und ewige Dinge gekehrt, nun auf einmal gewahr wird, daß ſie das äußere Leben, Vaterland und Geſellſchaft verſäumt hat; daß ihre Gedanken unendlich weiter reichen als ihre Sprache; daß ſie viel mehr beſitzt, als ſie mitzuteilen imſtande iſt — während ſie zu fühlen anfängt, daß die Fähigkeit ihn mitzuteilen den Beſitz erſt zum Beſitze, daß die Fähigkeit ihn auszuſprechen den Gedanken erſt zum Gedanken macht und der wahre Ernſt und die eigentliche Ewigkeit des Sinnes nur darin liegt, daß er ſich mit dem bürgerlichen und geſellſchaftlichen Leben verträgt.

Es gibt in Deutſchland ein Ringen mit der Sprache, ein Drängen des Unermeßlichen in Worte, ein unglückliches aber rührendes Beſtreben, welches nie gelingen kann, nicht weil das Unternehmen etwa über die Grenzen der Sprache überhaupt ginge, aber weil der einzelne mit ſeinem Gedanken weit vorausgelaufen iſt der Nation mit ihrer Sprache, und weil er nun mit den beſchränkten Kräften ſeiner Bruſt ausdrücken will, wohin er erſt die Nation erheben muß, damit er es ſagen könne. Der Geſichtskreis der Deutſchen, ſo habe ich das Unglück an einem andern Orte ausgedrückt, iſt unendlich größer als unſer Wirkungskreis: unſer Gedanke reicht weiter als unſre Sprache.

Die Worte Schillers: Spricht die Seele uſw. gelten alſo nicht etwa überhaupt als eine traurige Wahrheit von aller Sprache, ſondern von der dermaligen deutſchen; die Seele iſt nicht etwa an ſich vornehmer und größer als die Sprache, ſondern die Sprache iſt das göttliche Siegel, wodurch alle ſonderbaren, eignen und weitläufigen Gedanken des einzelnen Menſchen erſt zu ernſthaften und wahrhaftigen Gedanken werden. Das ſchönſte, was die Seele in ihrem einſamen Bezirke hegt, bleibt Viſion und Traum und ohne Einfluß auf die Welt, alſo ohne freundliche Beſtätigung von außen, bis es deutlich geſagt werden kann, d. h. bis ein überſchwengliches Weſen, worin alle vorangegangenen Jahrhunderte

und alle Geſchlechter bis auf den Einzelnen, Ärmſten das ſchönſte Erbteil ihres Lebens niedergelegt haben, die Sprache, es beſtätigt; bis der Gedanke durch dasjenige zum Gedanken wird, wodurch der Menſch zum Menſchen wird. Kurz, es iſt mit dem Beſitz der Seele wie mit allem Beſitz; er iſt nicht eher ſicher als bis er zum Gemeingut geworden; und dies wird er durch die Sprache. —

Der Deutſche iſt in einem unbequemen Verhältnis zur Sprache, er ringt mit ihr, ſage ich, er zwingt ſie, wozu ſie nicht geneigt iſt, und ſie ihrerſeits zwingt ihn durch das ewige Geſetz der Reaktion wieder dahin, wohin er nicht will. So regiert der deutſche Gelehrte auf dem Papier den Staat, gibt Geſetze, verbeſſert die Sitten, erfindet Terminologien, martert die Sprache und wird gegen den wirklichen Staat, die wirklichen Geſetze und Sitten nur immer feindſeliger geſtellt, von den äußeren Bedingungen des Lebens nur immer mehr gepeinigt, von der wirklichen Sprache zerriſſen und von der eignen Terminologie verwirrt. In dem einen Augenblick hantieren wir mit der Sprache deſpotiſch und eigenmächtig, als wenn ſie ein erfundenes Weſen, eine Art von Chiffre oder Signal wäre, das man willkürlich verändert, wenn der Schlüſſel in Feindes Hände gefallen iſt; in dem andern Augenblick hantiert dafür die Sprache mit uns, verwandelt wider unſern Willen die Gedanken unter unſern Händen, zähmt ſie, bändigt ſie.

Deutſche Sprache

Ernſt Moritz Arndt

Eines muß ich hier ſagen, was unſerer Sprache widerfahren iſt. Sie iſt freilich in den letzten achtzig Jahren ſehr ausgebildet und beſonders zum wiſſenſchaftlichen Gebrauche geſchickt gemacht worden; aber dieſe Ausbildung und Bearbeitung geſchah faſt bloß nach der einen Seite hin, ſie geſchah faſt allein von Gelehrten und — was ſchlimmer iſt — von ſogenannten Stubengelehrten. Erſt in den letzten dreißig Jahren iſt es hie und da anders geworden. Von den höheren Ständen war die Mutterſprache als eine gemeine Magd faſt ganz ausgeſchloſſen, und im Volke unten war das Leben kein fröhliches, ſchöpferiſches, ſich ſelbſt fühlendes und erkennendes Leben mehr. So iſt ſie denn durch dieſe Verhältniſſe, möchte man ſagen, oft zu fein und zu geiſtig geworden, in vieler Hinſicht faſt zu dünn und luftig für das unmittelbare Leben der Dichtkunſt und Rede, ſie hat an Fülle, Gediegenheit und Schwere verloren, was ſie an Gewandtheit, Beſtimmtheit und Leichtigkeit gewonnen hat: ſie iſt für eine Sprache des un-

mittelbaren Seins mehr eine Sprache des vermittelnden Begriffs geworden. Dies Schickſal hat die deutſche Sprache mit mehreren andern Sprachen gemein. Wann das Zugeſellige und Zuwiſſenſchaftliche ſich einer Sprache bemächtigt, verſchwindet der feſte Kern, die kühne Fülle und die unbewußte Tiefe und ſinkt wieder in den Schoß des einfältigen Volkes zurück. So iſt es uns auch geſchehen. Was für dieſen Kreis zu voll und zu ſchwer war, iſt wieder zum Volke verſunken; auch das wage ich ohne Übertreibung zu ſagen, daß wegen des im ganzen armen, trüben, unluſtigen, bedingten, einſeitigen und abgeſchiedenen deutſchen Lebens, welches ſich in dem letzten Jahrhundert gemacht hat, viel köſtlicher Klang und Sang und viele der herrlichſten Sprichwörter, Redensarten und Wörter ganz aus der Gemeinſchaft des Lebens entwichen ſind, eben weil das Leben kein gemeinſames deutſches Leben war, und weil diejenigen Klaſſen, welche die Sprache vorzugsweiſe erhalten und weiterführen ſollten, zu hoch über — oder man will — zu tief unter dem Volke ſtanden, und weil alſo nicht aus dem großen Urborn die ganze, volle Flut der Gefühle, Bilder und Anſchauungen des Lebens und ſeines Urbildes der Sprache von dem Volke zu ihnen immer hin und her flutete.

Wenn die Deutſchen erlangen, was wir von Gott hoffen, daß ſie es erlangen werden, wenn ſie ein öffentliches Leben erlangen, das die meiſten Polizeiſtuben und Schreibſtuben zuſchließt und die Beamten und Gelehrten aus halben Scheinweſen, wo man oft zweifeln konnte, ob ſie auch in irdiſchen Leibern ſteckten, in Männer der Tat und der Rede verwandelt; wenn wir ein öffentliches Leben erlangen, wozu alle Klaſſen des Volkes in ihrem Kreiſe mitgehören, wo das unmittelbare Wort regiert für die tote Schreibfeder; wenn jemals die Zeit wiederkommt, wo es Volksfreuden, Volksjubel und Volksfeſte gibt, wo alle Stände, alle Klaſſen ſich zuſammenleben und zuſammenlieben, dann iſt ein neuer Tag für die teure Mutterſprache aufgegangen, dann wird wie aus einem unſichtbaren Zauber mancher Ton und mancher Laut, manches herrliche Bild und manche tote Idee, die mit ihren Hüllen, ihren Worten jetzt tief vergraben liegen, wieder an das Licht des Lebens hervorgrünen und hervorblühen. Denn ich ſage es zum dritten und vierten Male: Je friſcher das Volk ſtrebet und blühet, deſto friſcher ſtrebet und blühet auch die Sprache. Den Troſt haben wir wenigſtens immer, einen gewaltigen Troſt für unſer Daſein und für unſere geiſtige Bildung, daß die Wurzeln unſerer Sprache bei uns ſelbſt liegen und durch die lebendige Flut, die in glücklichen Zeiten aus dem ganzen Volke hervorbrauſt, begoſſen und erfriſcht und zum Triebe neuer Blättter und Blüten gereizt und gelockt werden. Und welch ein Reichtum und welche Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Töne, Farben, Schatten und Lichter nach dem Sinn und Gemüte eines jeden verſchiedenen deutſchen Volksſtammes! Und das von den Alpen bis zu den Küſten Norwegens und Islands hinab.

Deutſcher Geiſt

Johann Gottlieb Fichte

ch führte an, daß das Volk der lebendigen Sprache Fleiß und Ernſt haben und Mühe anwenden werde in allen Dingen, dagegen das der toten Sprache die geiſtige Beſchäftigung mehr für ein genialiſches Spiel halte und im Geleite ſeiner glücklichen Natur ſich gehen laſſe. Dieſer Umſtand ergibt ſich von ſelbſt. Beim Volke der lebendigen Sprache geht die Unterſuchung aus von einem Bedürfnis des Lebens, welches durch ſie befriedigt werden ſoll, und erhält ſo alle die nötigen Antriebe, die das Leben ſelbſt bei ſich führt. Bei dem der toten will ſie weiter nichts, denn die Zeit auf eine angenehme und dem Sinne fürs Schöne angemeſſene Weiſe hinbringen, und ſie hat ihren Zweck vollſtändig erreicht, wenn ſie dies getan hat. Bei den Ausländern iſt das letzte faſt notwendig; beim Deutſchen, wo dieſe Erſcheinung ſich einſtellt, iſt das Pochen auf Genie und glückliche Natur eine ſeiner unwürdige Ausländerei, die ſo wie alle Ausländerei aus der Sucht, vornehm zu tun, entſteht.

Ebenſo gehen die Unterſuchungen des Volkes einer lebendigen Sprache bis auf die Wurzel der Ausſtrömung der Begriffe aus der geiſtigen Natur ſelbſt, dagegen die einer toten Sprache nur einen fremden Begriff zu durchdringen und ſich begreiflich zu machen ſuchen und ſo in der Tat nur geſchichtlich und auslegend, jene erſten aber wahrhaft philoſophiſch ſind. Es begreift ſich, daß eine Unterſuchung von der letzten Art eher und leichter abgeſchloſſen werden möge denn eine von der erſten.

Nach allem wird der ausländiſche Genius die betretenen Heerbahnen des Altertums mit Blumen beſtreuen und der Lebensweisheit, die leicht ihm für Philoſophie gelten wird, ein zierliches Gewand weben; dagegen wird der deutſche Geiſt neue Schachten eröffnen und Licht und Tag einführen in ihre Abgründe und Felsmaſſen von Gedanken ſchleudern, aus denen die künftigen Zeitalter ſich Wohnungen erbauen. Der ausländiſche Genius wird ſein ein lieblicher Sylphe, der mit leichtem Fluge über den ſeinem Boden von ſelbſt entkeimten Blumen hinſchwebt und ſich niederläßt auf dieſelben, ohne ſie zu beugen, und ihren erquickenden Tau in ſich zieht; oder eine Biene, die aus denſelben Blumen mit geſchäftiger Kunſt den Honig ſammelt und ihn in regelmäßig gebauten Zellen zierlich geordnet niederlegt; der deutſche Geiſt ein Adler, der mit Gewalt ſeinen gewichtigen Leib emporreißt und mit ſtarkem und vielgeübtem Flügel viel Luft unter ſich bringt, um ſich näher zu heben der Sonne, deren Anſchauung ihn entzückt.

Deutſche Kultur

Johann Gottlieb Fichte

s gibt Völker, die, indem ſie ſelbſt ihre Eigentümlichkeit beibehalten und dieſelbe geehrt wiſſen wollen, auch den andern Völkern die ihrigen zugeſtehen und ſie ihnen gönnen und verſtatten; zu dieſen gehören ohne Zweifel die Deutſchen, und es iſt dieſer Zug in ihrem ganzen vergangenen und gegenwärtigen Weltleben ſo tief begründet, daß ſie ſehr oft, um gerecht zu ſein ſowohl gegen das gleichzeitige Ausland als gegen das Altertum, ungerecht geweſen ſind gegen ſich ſelbſt. Wiederum gibt es andere Völker, denen ihr eng in ſich ſelbſt verwachſenes Selbſt niemals die Freiheit geſtattet, ſich zu kalter und ruhiger Betrachtung des Fremden abzuſondern, und die daher zu glauben genötigt ſind, es gebe nur eine einzige mögliche Weiſe, als gebildeter Menſch zu beſtehen, und dies ſei jedesmal die, welche in dieſem Zeitpunkte gerade ihnen irgendein Zufall angeworfen; alle übrigen Menſchen in der Welt hätten keine andere Beſtimmung, denn alſo zu werden, wie ſie ſind, und ſie hätten ihnen den größten Dank abzuſtatten, wenn ſie die Mühe über ſich nehmen wollten, ſie alſo zu bilden. Zwiſchen Völkern der erſten Art findet eine der Ausbildung zum Menſchen überhaupt höchſt wohltätige Wechſelwirkung der gegenſeitigen Bildung und Erziehung ſtatt und eine Durchdringung, bei welcher dennoch jeder mit dem guten Willen des andern ſich ſelbſt gleichbleibt. Völker von der zweiten Art vermögen nichts zu bilden, denn ſie vermögen nichts in ſeinem vorhandenen Sein anzufaſſen; ſie wollen nur alles Beſtehende vernichten und außer ſich allenthalben eine leere Stätte hervorbringen, in der ſie nur immer die eigne Geſtalt wiederholen können; ſelbſt ihr anfängliches ſcheinbares Hineingeben in fremde Sitte iſt nur die gutmütige Herablaſſung des Erziehers zum jetzt noch ſchwachen, aber gute Hoffnung gebenden Lehrlinge; ſelbſt die Geſtalten der vollendeten Vorwelt gefallen ihnen nicht, bis ſie dieſelben in ihr Gewand gehüllt haben, und ſie würden, wenn ſie könnten, dieſelben aus den Gräbern aufwecken, um ſie nach ihrer Weiſe zu erziehen.

Die deutſche Nation

Joſeph Freiherr von Eichendorff

ie deutſche Nation iſt die gründlichſte, innerlichſte, folglich auch beſchaulichſte unter den europäiſchen Nationen, mehr ein Volk der Gedanken als der Tat. Wenn aber die Tat nichts iſt ohne den zeugenden Gedanken und nur erſt durch den Gedanken ihre weltgeſchichtliche Bedeutung erhält, ſo dürfen wir wohl ſagen, daß dieſe beſchauliche Nation dennoch eigentlich die Weltgeſchichte gemacht hat. Dieſer Hang, die Dinge in ihrer ganzen Tiefe zu nehmen, ſcheint von jeher der eigentliche Beruf der germaniſchen Stämme zu ſein. An ihrem tiefen Freiheitsgefühl iſt das römiſche Weltreich, in welchem die anderen mehr oder minder aufgingen, einſt zuſammengebrochen. Die germaniſchen Völker waren es, die das Chriſtentum, da es unter den Byzantinern kränkelnd zu Hofe ging, zuerſt in ſeiner vollen Würde erkannten und ihm ſeine weltgeſchichtliche Wirkſamkeit gaben. In den Kreuzzügen waren allerdings die Franzoſen und Engländer weit voraus; aber die Deutſchen, als ſie endlich dem allgemeinen Zuge folgten, bewahrten dieſen Kämpfen, die bei jenen immer politiſcher wurden, am getreueſten ihr urſprüngliches religiöſes Gepräge. Die Minnehöfe blühten in Deutſchland weniger; aber ihre Minne war ernſter und keuſcher als an den welſchen Minnehöfen. So hat dieſe Nation ſpäter ſich ihre eigentliche ideale Waffe, die Buchdruckerkunſt, ſelbſt erdacht; ſie hat das Pulver erfunden, womit dann die Franzoſen ihre ſchönſten Burgen ſprengten; ſie hat endlich die Reformation erzeugt und das neue Weltkind in ihrem eigenen Herzblut ausgebadet. Die Idee iſt ihr Schwert, die Literatur ihr Schlachtfeld.

Ideen laſſen ſich aber nicht in Provinzen einfangen und begrenzen; ſie ſind ein Gemeingut der Menſchheit und greifen über die einzelnen Nationen hinaus. Daher hat das deutſche Volk auch, auf Unkoſten ſeines Vaterlands- und Nationalgefühls, einen beſtändigen Zug nach dem Weltbürgertum verſpürt. Sehr begreiflich; wir wollen die ganze Wahrheit und finden ſie natürlicherweiſe weder bei uns noch bei unſeren Stammesverwandten genügend ausgeprägt; wir greifen daher, wo irgendein Lichtblick aufleuchtet, in die Vergangenheit, in die Fremde, und laſſen dieſe ebenſo bald wieder fallen, wenn wir uns getäuſcht oder noch immer nicht vollkommen befriedigt ſehen. Darüber gehen freilich oft ganze Geſchlechter in täppiſcher und lächerlicher Nachäfferei zugrunde, wie die Geſchichte unſerer Dichtung, die bald mit der römiſchen Toga, bald in raſſelndem Ritterharniſch, dann wieder in arkadiſcher Schäfertracht oder mit Haarbeutel und Stahldegen einherſchritt, hinreichend nachweiſt. Aber wer fragt bei Eroberungs-

zügen und Weltſchlachten nach dem verlorenen Pulverfutter? Aus jedem dieſer Einfälle ins Ausland und in die verſchiedenſten Zeiten iſt uns doch immer irgendeine Beute geblieben, und ſo haben wir ohne Zweifel in Kunſt und Wiſſenſchaft nach und nach einen weitſchichtigen Beſitz und eine allgemeine Umſchau erfochten wie keines der mitlebenden Völker. Wir ſind die geiſtigen Erben faſt aller gebildeten Nationen.

Lebendige Überlieferung

Johann Gottfried Herder

„Von Ähnlichkeit der mittlern engliſchen und deutſchen Dichtkunſt.“

us ältern Zeiten haben wir durchaus keine lebende Dichterei, auf der unſere neuere Dichtkunſt wie Sproſſe auf dem Stamm der Nation gewachſen wäre; dahingegen andere Nationen mit den Jahrhunderten fortgegangen ſind und ſich auf dem eigenen Grunde, aus Nationalprodukten, auf dem Glauben und Geſchmack des Volks, aus Reſten alter Zeiten gebildet haben. Dadurch iſt ihre Dichtkunſt und Sprache national worden, Stimme des Volks iſt genutzet und geſchätzt, ſie haben in dieſen Dingen weit mehr ein Publikum bekommen, als wir haben. Wir arme Deutſche ſind von jeher beſtimmt geweſen, nie unſer zu bleiben: immer die Geſetzgeber und Diener fremder Nationen, ihre Schickſalsentſcheider und ihre verkaufte, blutende, ausgeſogne Sklaven,

— Jordan, Po und Tiber,
wie ſtrömten oft ſie deutſches Blut
und deutſche Seelen —

und ſo mußte freilich, wie alles, auch der deutſche Geſang werden

— ein Pangeſchrei! ein Wiederhall
vom Schilfe Jordans und der Tiber
und Temſ' und Sein' —

wie alles, auch der deutſche Geiſt werden

— Ein Mietlingsgeiſt, der wiederkäut,
was Andrer Fuß zertrat —

Der ſchöne fette Ölbaum, der ſüße Weinſtock und Feigenbaum ging, als ob er Dornbuſch wäre, hin, daß er über den Bäumen ſchwebe, und wo iſt alſo ſeine gute Art und Frucht? ſeine Kraft, Fette und Süße? Sie wird und ward in fremden Ländern zertreten.

Hohe, edle Sprache! großes, ſtarkes Volk! Es gab ganz Europa Sitten, Geſetze, Erfindungen, Regenten — und nimmt von ganz Europa Regentſchaft an.

Wer hat's wert gehalten, ſeine Materialien zu nutzen, ſich in ihnen zu bilden, wie wir ſind? Bei uns wächſt alles a priori, unſere Dichtkunſt und klaſſiſche Bildung iſt vom Himmel geregnet. Als man im vorigen Jahrhunderte Sprache und Dichtkunſt zu bilden anfing — im vorigen Jahrhunderte? — und was hätte man denn wohl mehr tun können, wenn's Zweck geweſen wäre, die letzten Züge von Nationalgeiſt würklich auszurotten, als man heuer und itzt würklich getan hat? Und itzt, da wir uns ſchon auf ſo hohem Gipfel der Verehrung andrer Völker wähnen, itzt, da uns die Franzoſen, die wir ſo lang' nachgeahmt haben, Gott Lob und Dank! wieder nachahmen und ihren eignen Unrat freſſen, itzt, da wir das Glück genießen, daß deutſche Höfe ſchon anfangen, deutſch zu buchſtabieren und ein paar deutſche Namen zu nennen — Himmel, was ſind wir nun für Leute! Wer ſich nun noch ums rohe Volk bekümmern wollte, um ihre Grundſuppe von Märchen, Vorurteilen, Liedern, rauher Sprache: welch ein Barbar wäre er! er käme, unſre klaſſiſche, ſilbenzählende Literatur zu beſchmitzen, wie eine Nachteule unter die ſchönen buntgekleideten, ſingenden Gefieder! —

Und doch bleibt's immer und ewig, daß der Teil von Literatur, der ſich auf's Volk beziehet, volksmäßig ſein muß, oder er iſt klaſſiſche Luftblaſe. Doch bleibts immer und ewig, daß, wenn wir kein Volk haben, wir kein Publikum, keine Nation, keine Sprache und Dichtkunſt haben, die unſer ſei, die in uns lebe und wirke. Da ſchreiben wir denn nun ewig für Stubengelehrte und ekle Rezenſenten, aus deren Munde und Magen wir's denn zurückempfangen, machen Romanzen, Oden, Heldengedichte, Kirchen- und Küchenlieder, wie ſie niemand verſteht, niemand will, niemand fühlet. Unſre klaſſiſche Literatur iſt Paradiesvogel, ſo bunt, ſo artig, ganz Flug, ganz Höhe und — ohne Fuß auf die deutſche Erde...

Großes Reich, Reich von zehn Völkern, Deutſchland! Du haſt keinen Shakeſpeare, haſt du auch keine Geſänge deiner Vorfahren, deren du dich rühmen könnteſt? Schweizer, Schwaben, Franken, Bayern, Weſtfäler, Sachſen, Wenden, Preußen, ihr habt alleſamt nichts? Die Stimme eurer Väter iſt verklungen und ſchweigt im Staube? Volk von tapfrer Sitte, von edler Tugend und Sprache, du haſt keine Abdrücke deiner Seele die Zeiten hinunter?

Kein Zweifel! Sie ſind geweſen, ſie ſind vielleicht noch da; nur ſie liegen unter Schlamm, ſind verkannt und verachtet... Nur wir müſſen Hand anlegen, aufnehmen, ſuchen, ehe wir alle klaſſiſch gebildet daſtehn, franzöſiſche Lieder ſingen, wie franzöſiſche Menuetts tanzen oder gar alleſamt Hexameter und Horaziſche Oden ſchreiben. Das Licht der ſogenannten Kultur will jedes Winkelchen erleuchten, und Sachen der Art liegen nur im Winkel. Legt alſo Hand an, meine Brüder, und zeigt unſrer Nation, was ſie iſt und nicht iſt, wie ſie dachte und fühlte, oder wie ſie denkt und fühlt! Welche herrliche Stücke haben da die Eng-

länder bei ihrem Suchen gefunden! Freilich nicht fürs Papier gemacht und auf ihm kaum lesbar; aber dafür voll lebendigen Geiſtes, im vollen Kreiſe des Volkes entſprungen, unter ihnen lebend und würkend. Wer hat nicht von den Wundern der Barden und Skalden, von den Würkungen der Troubadours, Minſtrels und Meiſterſänger gehört oder geleſen? Wie das Volk daſtand und horchte! was es alles in dem Liede hatte und zu haben glaubte! wie heilig es alſo die Geſänge und Geſchichten erhielt, Sprache, Denkart, Sitten, Taten an ihnen mit erhielt und fortpflanzte! Hier war zwar einfältiger, aber ſtarker, rührender, wahrer Sang und Klang, voll Gang und Handlung, ein Notdrang ans Herz, ſchwere Akzente oder ſcharfe Pfeile für die offne, wahrheittrunkne Seele.

Wandlungen des Bildungsideals

Friedrich Paulſen

Nacheinander iſt das Bildungsideal des deutſchen Volkes beherrſcht worden von dem Bildungsideal des erſten Standes, des Klerus, ſodann von dem Bildungsideal des zweiten Standes, des Adels, und darauf von dem Bildungsideal des dritten Standes, des Bürgertums. Ich will die einzelnen Entwicklungsphaſen mit wenigen Strichen charakteriſieren. Zuerſt das klerikale, das kirchlich lateiniſche. Es iſt herrſchend das ganze Mittelalter hindurch bis in das 17. Jahrhundert hinein. Es hängt zuſammen mit der Konſtitution des Geſamtlebens unſeres Volkes. Im Mittelalter iſt der führende, der erſte Stand zweifellos der Klerus. Die Kirche iſt die große Erzieherin des deutſchen Volkes wie aller abendländiſchen Völker. Die ganze geiſtige Bildung des Mittelalters iſt kirchlich, die Wiſſenſchaft iſt kirchlich, die herrſchende Wiſſenſchaft iſt die Theologie; die Sprache der Kirche, die lateiniſche, iſt die Sprache des öffentlichen Lebens. Die Kirche iſt die große, univerſelle, allumfaſſende Lebensform, in der das ganze Leben beſchloſſen iſt. Selbſtverſtändlich iſt in einer ſolchen Zeit das geſamte Bildungsweſen kirchlich. Im Mittelalter gelten ſchon die Anfänge der Bildung, die wir jetzt als Elementarbildung bezeichnen, Leſen und Schreiben, für kirchliche Künſte, artes clericales nennt man ſie im Mittelalter. Auch der Zuſchnitt des ſittlichen Lebens wird gegeben durch die vita religiosa, die ihre vollkommene Form hat im klöſterlichen Leben. Das iſt das anerkannte Ideal, nach dem alle Welt ſich ſtreckt, nicht alle Welt lebt, das iſt zu keiner Zeit geweſen. Das Ideal iſt etwas, was über uns ſteht und ſich nicht ohne Reſt durchſetzt.

Allerdings haben sich schon im Mittelalter Regungen eines weltlichen Bildungsideals daneben hervorgetan. Ich erinnere an die ritterliche Bildung als die Bildung des neuen Herrenstandes seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Ich erinnere an die Universitäten, die seit dem 12. Jahrhundert in ganz Europa aufkommen, eine weltlich-wissenschaftliche Bildung wenigstens vorbereitend, wenn auch noch nicht darstellend; sie haben wesentlich kirchlichen Charakter. Ich erinnere an die Renaissance, in der zum ersten Male ein rein weltliches Ideal zur Erscheinung kommt in Anlehnung an die antike Bildung. Ich erinnere an die Reformation mit ihrem doppelten Verhältnis zu diesem Gegensatz. Einerseits tragen die Reformatoren das religiöse Leben in die Welt hinein, in gewisser Weise unser Leben säkularisierend. Anderseits liegt namentlich im Anfang ein anderer Zug in der Reformation, die Reaktion gegen die Renaissance, gegen die Wiedererweckung des heidnisch-klassischen Bildungsideals, wie es sich in den Spitzen der Gesellschaft durchgesetzt hatte. Leo X. ist der Repräsentant der höchsten und feinsten weltlichen Bildung seiner Zeit, Luther ein Mann, der aus dem Volk geboren ist, dessen ursprüngliche Tendenz gerichtet ist auf die Wiederherstellung eines vollen religiösen Lebens der Gesamtheit, durchaus nicht auf Verweltlichung des Lebens und der Bildung. Daß die Reformation einen anderen Charakter hatte als die Renaissance, das tritt uns auch in den Wirkungen entgegen, die sie auf die Gestaltung des Unterrichts- und Erziehungswesens gehabt hat. Am Ende des 16. Jahrhunderts ist nicht die Renaissance durchgedrungen, von ihr ist nur die formale Seite, nur die lateinische und griechische Sprache, übernommen, sondern durchgedrungen ist die religiöse Erneuerung, und sie beherrschte den Unterricht in den Schulen. Der erste Unterrichtsgegenstand ist in allen Schulen die Religion, was sie nicht einmal im Mittelalter war. Wir können also sagen: die Bildungstendenz, die auf dem kirchlichen Leben, auf dem religiösen Leben sich aufbaut, ist herrschend geblieben bis tief ins 17. Jahrhundert. †

Dann tritt eine Wandlung ein: das zweite Bildungsideal, das höfische, dringt von Westen her vor. Das hängt in sichtbarer Weise zusammen mit den großen Wandlungen im Gesellschaftsleben, die sich seit dem 17. Jahrhundert vollzogen haben. Der Staat tritt an die erste Stelle, er wird jetzt zu dem universellen, das ganze Leben umfassenden Institut. Die Kirche wird zurückgedrängt auf das engere Gebiet der Seelsorge und Predigt. Mit diesen Wandlungen hängt die Wandlung in den sozialen Verhältnissen zusammen. Seit dem 17. Jahrhundert gewinnt der Adel die Stellung des Herrenstandes, er bildet jetzt die Gesellschaft, von der die bürgerliche Welt ausgeschlossen ist. Die geistige Bildung tritt nun durchaus unter den Einfluß dieser sozialen Wandlung, oder man kann sagen: es spiegelt sich in ihr die Wandlung der Gesellschaft. Die Theologie tritt jetzt zurück hinter neue, weltliche Wissenschaften: Mathematik und Naturwissenschaft. Diese werden die führenden Wissenschaften, die Philosophie erhält aus ihnen die stärksten Impulse. Die neue Kosmologie wird zur Unterlage der gesamten Welt-

bildung. Und wenn wir in die Welt der Kunſt und Literatur hineinblicken, ſo tritt uns dieſelbe Säkulariſierung des geiſtigen Lebens entgegen. Denken Sie an die Malerei und Plaſtik. Im Mittelalter waren es die großen religiöſen Gegenſtände, die faſt ausſchließlich die Kunſt beſchäftigten. Im 17. Jahrhundert treten an Stelle der Heiligenbilder die Bilder von Fürſten und Herren, an die Stelle der Paſſionsbilder Jagdbilder und Seeſchlachten. Auch das Erziehungsweſen nimmt die Säkulariſierungstendenz in ſich auf. Das 17. Jahrhundert hat eine neue Schulform hervorgebracht, die ſogenannten Ritterakademien. Auf dieſen haben wir die adlige Jugend, ſie empfängt hier die ſtandesgemäße Bildung. Was die Unterrichtsgegenſtände anlangt, ſo tritt beherrſchend hervor die moderne Wiſſenſchaft, Mathematik und Naturwiſſenſchaft mit der Anwendung auf die Technik. Die modernen Sprachen drängen die lateiniſche zurück; die franzöſiſche Sprache wird unentbehrliche Ausſtattung, auch die italieniſche wird viel gelehrt. Dazu kommen die Künſte, mit denen man ſich in der vornehmen Welt als Gebildeter darſtellt. Tanzen, Fechten, Voltigieren wird geübt, die höfiſchen Sitten und Manieren, die Konduite, wie ſie bei Hof notwendig iſt: die Zeit hat für dieſes Bildungsideal, das ſich auf dieſen Bildungsanſtalten zu verwirklichen ſucht, einen neuen Ausdruck geprägt. Der vollkommen gebildete Mann iſt der galant homme, der vollkommene Kavalier, der ſich durch ſein Benehmen, ſeine Sitten, ſeine Fertigkeiten und Wiſſenſchaften qualifiziert für den Hof- und Herrendienſt, für die Zivil- und Militärſtellen des modernen Staates.

Dieſe Bildung der vornehmen Geſellſchaft beherrſcht das 18. Jahrhundert. Auch die Univerſitäten haben unter dieſem Einfluß eine neue Geſtalt angenommen. Die neuen Univerſitäten — Göttingen und Halle — ſind weltmänniſche Univerſitäten. Sie ziehen die Leute von Welt an, die juriſtiſche Fakultät iſt tonangebend, der Student ſpielt den Kavalier. Auf den mittelalterlichen ging er als Kleriker einher mit langem Talar, hier dagegen tritt er im Treſſenrock auf, den Degen an der Seite. Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts beginnen die modernen Unterrichtsgegenſtände in die Gymnaſien einzudringen. Bis dahin wurde Latein ausſchließlich gelehrt, jetzt treten das Franzöſiſche und die Mathematik, die beiden modernen Bildungsgegenſtände, hinzu.

Eine neue Wandlung tritt ein auf der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Ein bürgerliches Bildungsideal dringt vor auf Koſten des höfiſch-adligen Bildungsideals. Das hängt wieder zuſammen mit der Wandlung im geſellſchaftlichen und politiſchen Leben. Das Bürgertum kommt jetzt in die Höhe, zunächſt in der geiſtigen Welt, in der Literatur; Namen wie Goethe, Schiller, Klopſtock und Leſſing bezeichnen dieſe Wandlung. Das ſind Männer aus dem Bürgertum mit entſchieden bürgerlicher Geſinnung, die die neue Literatur der alten höfiſch-franzöſiſchen gegenüber begründet haben. Sie ſind am Ende des 18. Jahrhunderts die beherrſchenden Namen. Und mit der Wandlung in der geiſtigen Welt hängt zuſammen oder tritt gleichzeitig ein eine Wandlung des geſellſchaftlichen

Lebens. Die Städte kommen wieder empor, die niedergedrückt waren durch den großen Krieg, die ſtädtiſche Hantierung blüht auf das Bürgertum gelangt zu Reichtum und gewinnt im 19. Jahrhundert allmählich politiſchen Einfluß. In der Mitte des Jahrhunderts hat es ſich als weſentlicher Faktor auch des politiſchen Lebens durchgeſetzt. Es hängt dieſe Wandlung in Deutſchland aufs engſte zuſammen mit den Wandlungen in England und Frankreich. In England hatte ſich der Adel nicht zur Abſchließung von der übrigen Bevölkerung entwickelt. England und die engliſche Literatur drangen gleichzeitig mit der Literatur, die im Sturm und Drang die geiſtige Welt in Deutſchland eroberte, ein. Shakeſpeare iſt das Vorbild der neuen Literatur. Dann kommt die franzöſiſche Revolution mit ihrem Streben, das Bürgertum zum leitenden Faktor im öffentlichen Leben zu machen.

Dementſprechend herrſcht im 19. Jahrhundert das bürgerliche Bildungsideal, das Stichwort iſt Humanitätsbildung. Herder iſt es, der dieſen Ausdruck geprägt hat. Humanitätsbildung, Bildung des Menſchen von innen heraus zu vollkommener menſchlicher Geſtalt. Der Sinn des Ausdrucks wird uns deutlicher, wenn wir ihn durch zwei Gegenſätze beſtimmen, durch den Gegenſatz einerſeits zu dem herrſchenden Bildungsideal der höfiſchen Geſellſchaft, des galant homme, dann zu dem älteren Bildungsideal, das im Pietismus am Anfang des 18. Jahrhunderts noch vorhanden iſt, dem alten kirchlichen Bildungsideal. Das humaniſtiſch-helleniſtiſche Bildungsideal iſt das Bildungsideal des Bürgertums. Die Bildungsanſtalten ſtehen im 19. Jahrhundert durchaus unter dem Einfluß dieſer herrſchenden Tendenz. Die Anſtalt, die recht eigentlich ſich ihre Verwirklichung zur Aufgabe ſetzt, iſt das Gymnaſium. Die Anſchauung iſt: in Griechenland iſt die Idee des Menſchen Fleiſch geworden, und nach dieſem Bilde ſtrebt nun das Gymnaſium ſeine Schüler zu formen: Entwicklung aller menſchlichen Kräfte, der intellektuellen, der ſittlichen und vor allem der äſthetiſchen Bildungstriebe, die in der Natur liegen. Die Volksſchule ſchlägt unter dem Einfluß von Peſtalozzis Ideen eine ähnliche Richtung ein; auch hier wird als Aufgabe die vollkommene Entwicklung aller natürlichen Kräfte und Anlagen zur vollendeten menſchlichen Bildung aufgefaßt. Auch hier iſt das Ideal beſtimmt durch angrenzende Gegenſätze. Im 17. und 18. Jahrhundert iſt für die Volksſchule das Ziel geſetzt: brauchbare Glieder des Staates zu bilden, tüchtige Untertanen, das iſt das Intereſſe des Staates an der Förderung des Volksſchulweſens; daneben bleibt: gläubige Glieder der Kirche zu bilden. Jetzt ſetzt ſich die Volksſchule die Aufgabe, den Menſchen um ſeiner ſelbſt willen zu bilden, alle Seiten des menſchlichen Weſens, leibliche, geiſtige, ſittliche Kräfte zu vollkommener harmoniſcher Bildung zu entwickeln. Auf den Univerſitäten haben wir dieſen bürgerlichen Zug repräſentiert durch die burſchenſchaftliche Bewegung.

Das wäre, mit ein paar groben Grundlinien gezeichnet, der Entwicklungsgang in der Vergangenheit. Welche Wandlung wird die Zukunft bringen? Ver-

mutungen über den ferneren Weg der Entwicklung unſeres Bildungsweſens zu gewinnen, gibt es kein anderes Mittel, als das man ſich die herrſchenden Tendenzen unſerer Zeit vergegenwärtigt. Wenn ich mich nicht täuſche, kann man drei große, herrſchende Tendenzen in der Entwicklung der jüngſten Vergangenheit erkennen. Wir wollen ſie nennen die nationale Tendenz, die volkstümlich-demokratiſche Tendenz und die realiſtiſche Tendenz.

Die nationale Tendenz wird beſtimmt durch zwei Stücke, einerſeits durch das Beſtreben, die Bildung der Jugend dem Eigenleben des Volkes zu entnehmen, anderſeits durch das Streben, alle Glieder des Volkes heranzuziehen zur Einheit des nationalen Lebens. Ich meine deutlich zu erkennen, daß dieſe Tendenz die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts in ſtarkem Maße beeinflußt. Die Sache hängt offenbar wieder zuſammen mit den Verhältniſſen des öffentlichen, vor allen Dingen des politiſchen Lebens. Im politiſchen Leben des 19. Jahrhunderts herrſcht das Beſtreben, den nationalen Staat zu bilden. Die Nationaliſierungstendenz durchdringt aber auch das geiſtige Leben. Es iſt kein Zweifel, daß das geiſtige Leben am Ende des 19. Jahrhunderts viel mehr nationaliſiert iſt, als es am Ende des 18. noch war. Die nationalen Sprachen haben ſich eigentlich erſt im 19. Jahrhundert in der Mitte und im Oſten Europas als Literatурſprache durchgeſetzt. Am Ende des 18. Jahrhunderts galt als Sprache der Geſellſchaft, der Literatur und als internationale Verkehrsſprache das Franzöſiſche. Dieſen Beſtrebungen, die auf Nationaliſierung des geſamten Lebens gerichtet ſind, entſpricht der nationale Zug im Erziehungsweſen. An zwei Punkten tritt die Sache deutlich hervor. Im Gebiete der Volksſchule ſichtbar darin, daß die Volksſchule in den Dienſt der nationalen Idee geſtellt wird. Die Volksſchule ſoll alle Glieder des Volkes mit nationaler Geſinnung durchdringen, eine Forderung, die alle Welt an die Volksſchule ſtellt, nicht nur Deutſchland, ſondern ebenſo andere Länder, vielleicht noch mehr.

In Frankreich iſt das Nationale faſt an die Stelle des Moments getreten, das früher das herrſchende in der Volksſchule war, an Stelle des Religiöſen, **la France** an Stelle des lieben Gottes. In den Elementarbüchern iſt das Vaterland das letzte und höchſte; mit Beziehung auf dieſes höchſte und letzte Gut die Kräfte und Geſinnungen der heranwachſenden Jugend auszubilden, iſt die eigentliche Aufgabe. Wir haben etwas mehr Ehrfurcht vor dem, der über den Nationen iſt, und ich glaube, das deutſche Volk hat Grund, ſich zu beglückwünſchen, daß es dieſe Ehrfurcht nicht ſo ganz abgeſtreift hat.

In anderer Weiſe begegnet uns derſelbe Zug in den Gelehrtenſchulen. Die alten Sprachen treten mehr und mehr gegen die Sprache des eigenen Volkes zurück. Der erſte große Sturm gegen die Herrſchaft der lateiniſchen Sprache in Deutſchland geſchah in den Revolutionsjahren 1848/49. Die Unterrichtsverwaltung hat damals nicht nachgegeben, erſt ſeit 1870 iſt die Sache in Deutſchland deutlicher erkennbar. Seit den Lehrplänen von 1882 haben wir offenſichtlich

die Zurückdrängung der alten Sprachen gegen die deutsche Sprache, das Deutsche ist an die erste Stelle getreten, die alten Sprachen sind vielfach eingeengt.

Die zweite Tendenz war die volkstümlich-demokratische. Ich weise nur hin auf die aufsteigende Entwicklung des Volksschulwesens, auf die Fortbildungs- und Fachschulen aller Art, die das Bedürfnis nach Weiterbildung wecken und befriedigen; auf die mannigfachen öffentlichen und privaten Veranstaltungen, den Erwachsenen Bildungsmittel durch Büchersammlungen, Vorträge, Aufführungen zuzuführen; auf die Entwicklung des Zeitungswesens, das heutzutage alle Welt zum Lesen und Urteilen heranzieht. Kein Zweifel, daß die Bildung in der letzten Hälfte des Jahrhunderts ungeheuer in die Breite gegangen ist.

Die dritte Tendenz, die ich zu erkennen glaube, ist die realistische. Auch sie hängt offensichtlich zusammen mit der Entwicklung des öffentlichen, politischen und sozialen Lebens. Im politischen Leben haben zwei große Realpolitiker, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Napoleon, in der zweiten Bismarck, den Ton angegeben. Daß der Staat Macht ist, das ist den Deutschen zuerst durch Napoleon in einer sehr unerfreulichen Weise einleuchtend gemacht worden. Bismarck hat dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts uns aufs neue diese Lehre eingeschärft: der Staat ist Macht, und nur durch Entwicklung seiner Machtmittel kann er sich durchsetzen. Eine entsprechende Entwicklung hat sich auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens vollzogen. Die Entwicklung der Technik hat die Natur in den Dienst des Menschen gestellt in einem Maße, wie es vor hundert Jahren völlig unglaublich und unmöglich erschienen wäre. Auch die Wissenschaften lassen die Rückwirkung dieser Strömung deutlich erkennen: es sind vor allem die auf Technik und Naturbeherrschung gerichteten, die die Führung gewonnen haben; die Naturwissenschaft und die Medizin stehen an erster Stelle; am Anfang des Jahrhunderts waren es Philosophie und Philologie, Wissenschaften, die in der Betrachtung ihr Ziel haben. Dementsprechend ist das Sinnen und Denken der Menschen am Ende des 19. Jahrhunderts anders orientiert als am Anfang. Am Anfang sind es Ideen, die alle Welt anziehen und beherrschen. Am Ende des Jahrhunderts ist mit einem Stichwort, das vom Nietzsche geprägt ist, das Herrschende der Wille zur Macht. Unter diesem Einflusse hat sich unser Erziehungswesen im letzten Jahrhundert entwickelt. Neben der alten Gelehrtenschule sind realistische Anstalten, Realgymnasien, Realschulen, Fachschulen aller Art entstanden; neben den humanistischen Disziplinen haben sich die realistischen mit immer stärkerem Übergewicht geltend gemacht. Auch in der Volksschule haben wir dieselbe Wandlung, die Realien treten hervor auf Kosten der dem Ideellen zugewandten Lehrfächer; Mathematik, Naturwissenschaft, Rechnen, Geographie haben breiten Raum gewonnen. Also überall ein Vordringen des realen Faktors gegenüber dem Gedankenhaften, dem ideellen Faktor. Es ist kein Zweifel, daß dieser Entwicklung die Stimmung der Jugend entgegenkommt. Unsere Jugend ist eine andere, wir können uns darüber nicht täuschen, als sie vor einem Men-

ſchenalter war, als ſie am Anfang des 19. Jahrhunderts war. Unſere Jugend hat Sinn für alles, was Macht gibt, der Sinn für das Ideelle iſt im Rückgang. Es wird nicht leicht geſchehen, daß heutzutage ein Knabe für Klopſtock ſchwärmt, um Werther Tränen vergießt. Die ſentimentale Begeiſterung für das Altertum, wie ſie im Anfang des 19. Jahrhunderts in Schulen ſo häufig war, wird nicht leicht zu finden ſein. Unſere Jugend intereſſiert ſich nicht für die Irrfahrten des Odyſſeus, ſondern für die jüngſte Durchquerung Afrikas, für Nordpolfahrten. Sie fragt nach den Künſten des Altertums, nach dem Bogenſchuß des Odyſſeus, der früher die Jugend beſchäftigte, ſehr wenig, der letzte Weltrekord iſt für ſie unermeßlich wichtiger.

Kehren wir nun zu unſerer Frage zurück. Welche Weiterentwicklung verſprechen dieſe Tendenzen? Laſſen ſich jene drei Momente denken als konvergierend gegen das Ziel, auf das wir durch unſere Betrachtung der geſchichtlichen Entwicklung uns hingelenkt fanden, auf das Ziel einer allgemeinen, das Ganze umfaſſenden, alle Glieder des Volkes durchdringenden Bildung, die auch den vierten Stand mit in die nationale Bildungseinheit aufnimmt? Ich meine, die drei Tendenzen konvergieren gegen ein derartiges Bildungsziel. Vor allem der demokratiſche, volkstümliche Zug in unſerer Bildung erhebt die Maſſe empor zur Teilnahme an der Geſamtbildung des Volkes, das iſt auf allen Punkten ſichtbar. Aber auch die nationale Bildung wirkt in dieſem Sinne; die Bildung einer vornehmen Klaſſe, die ſich über die Maſſe erhebt, hat immer die Tendenz zur Internationalität. Im 18. Jahrhundert war die höfiſch-franzöſiſche Bildung international, die bürgerlich-helleniſtiſche iſt in gewiſſem Sinne auch noch international; das moderne Bildungsziel, dem wir zuſtreben, iſt durch ſeine nationale Richtung zugleich volkstümlich, gerichtet auf Einheit der Volksbildung, auf Heranziehung aller Glieder des Volkes zur Teilnahme an dieſer Einheit des Volkslebens. Und die realiſtiſche Richtung weiſt uns ebendahin. Kein Zweifel, eine Bildung, die auf Tat und praktiſches Leben gerichtet iſt, ſteht der Maſſe des Volkes näher als die äſthetiſche, ſpekulative am Anfang des 19. Jahrhunderts. So dürfen wir ſagen: es weiſen dieſe Richtungslinien, die ich gezogen habe, auf eine Bildung unſeres Volkes, die allen Gliedern des Volkes gemeinſam iſt, die aus dem Eigenleben des deutſchen Volkes geſtaltet iſt, die die Geſamtheit ſeiner Glieder zur vollen Teilnahme an dem geſamten geiſtigen Leben des Volkes zu erziehen trachtet.

Bildung zur deutſchen Kultur

Paul de Lagarde

roße hiſtoriſche Erſcheinungen gehen allemal auf eine überirdiſche Kraft zurück: aber jene Geſchichte bewegende Kraft wirkt auf Menſchen, ſpiegelt ſich in Menſchen, auch daraufhin iſt jede Zeitepoche zu betrachten, ob ſie denn hören und ſehen kann, was der Genius ihr ſagt.

Jedes Gewiſſen erhält ſeine Beſtimmtheit durch ſein Verhältnis zu der ſittlichen Anſchauung einer Gemeinſchaft. Das der Chineſen und Botokuden iſt ein anderes als das der Franzoſen, und unter den Franzoſen hatten Arnauld und Pascal ein anderes, als die roués am Hofe des Regenten. Das Gewiſſen ſteht nie und nirgends auf einer Stufe mit der Fähigkeit zu eſſen, zu trinken und zu verdauen, welche jeder Menſch von Natur mit ſich hat: das Gewiſſen iſt nur da in geſchichtlich gewordenen Zuſtänden, unter dem Einfluſſe des Geiſtes der Epoche, den es eben dadurch im Ganzen anerkennt, daß es ihn in einzelnen Punkten bekämpft. Gewiſſensbedenken empfindet der Menſch ſtets nur bei einem Konflikte, in welchem ihm heilige Pflichten mit andern ebenſo heiligen in Kampf geraten: das Gewiſſen iſt nichts als die Fähigkeit zu ſolchem Konflikte. Daraus folgt, daß vom Gewiſſen und ſeiner Freiheit ſtets nur da die Rede ſein kann, wo Pflichten, und zwar in ein Syſtem zuſammengefaßte Pflichten anerkannt werden.

Die Quelle des Fortſchrittes in der Geſchichte iſt der einzelne Menſch. Jeder, der energiſche Lebenskraft genug mitbekommen hat, um in ſich die Anlage zu einer harmoniſchen Exiſtenz, zu einem lebendigen Kunſtwerke zu ſpüren, tritt eben durch dies Gefühl in Gegenſatz zu der ihn umgebenden, das heißt ihn einengenden, hemmenden, ſich ſelbſt entfremdenden Welt: er nützt der Geſchichte dadurch, daß er, je vollet er ſich aus- und freilebt, Mittelpunkt für andere wird und weiteren Kreiſen wenigſtens einen ſtärkeren oder ſchwächeren Abglanz ſeines inneren, nirgends als in ihm leuchtenden Lichtes übergießt: jeder Menſch ſoll eine Vermehrung des Beſitzes der Menſchheit ſein und nebenbei auch eine Vermehrung dieſes Beſitzes bewirken. Wer immer in der Geſchichte förderlich geweſen, iſt zuerſt Ketzer und Störenfried, danach eine kurze Weile großer Mann und ſchließlich trivial geweſen. Es muß jedem Volke daran liegen, alle irgend auftauchenden Ketzereien ſofort in einen Brennpunkt zu ſammeln: denn in dieſen Ketzereien, noch genauer geſprochen, in den Perſonen der Ketzer, liegt die Gewähr des Fortſchrittes, und zwar die einzige Gewähr desſelben.

Wer ernſtlich ſucht, was wahr iſt und mutig ausſpricht, was für wahr zu halten er Grund zu haben glaubt, der mag ſich auf das Los Iſmaels gefaßt machen, daß jedermanns Hand wider ihn, und ſeine Hand wider jedermann iſt.

Bildung iſt die Fähigkeit, Weſentliches von Unweſentlichem zu unterſcheiden und jenes ernſt zu nehmen.

Ich lehre meine Schüler, es mag ſich handeln um was es wolle, den Weg kennen, auf dem die gelehrte Welt dazu gelangt iſt, zu wiſſen ... Wir haben, nachdem ſie über den Stand der Forſchung orientiert ſind, vor allen Dingen ihnen den Pfad zu weiſen, der ihren Vorgängern als zu einem Ziele führend ſich bewährt hat: ſie ſollen gehen und ſuchen, nicht genießen, neues erwerben, nicht altes beſitzen.

Ich ſchreibe, was ich ſchreibe, mit dem Herzen und habe ein perſönliches Verhältnis zu den Männern, die mir für meine Studien geholfen oder aber ſie gehemmt haben: ich wünſche, daß meine Schüler meine Vorgänger alle und mich als Menſchen anſehen lernen, nicht als Skribenten anſehen, oder, wenn das Glück gut will, als Gelehrte.

Jeder, der die Wiſſenſchaft kennt, weiß, daß ſie ihren Zweck lediglich in ſich hat, darum ihre Methode ſich ſelbſt ſucht, und von keiner Macht im Himmel und auf Erden Vorſchriften, Geſetze, Zielpunkte annimmt. Sie will wiſſen, nichts als wiſſen, und zwar nur um zu wiſſen. Sie weiß, daß ſie nichts weiß, wo ſie nicht bewieſen hat. Es iſt jedem Mann der Wiſſenſchaft vollſtändig gleichgültig, was bei ſeinen Unterſuchungen herauskommt, wenn nur etwas dabei herauskommt, das heißt wenn nur neue Wahrheiten entdeckt werden. Die Wiſſenſchaft geſtattet jedem, die von ihr gefundenen Ergebniſſe aufs neue zu prüfen, und wirft rückhaltlos fort, was eine ſolche Prüfung nicht beſteht. Sie fordert von jedem, der die zum Urteilen nötigen Vorkenntniſſe hat, daß er das ihm Bewieſene annehme und anerkenne, oder auf den Namen eines ehrlichen Mannes verzichte.

Die Wiſſenſchaft weiß am Anfang ihrer Unterſuchungen nie, wo dieſelben enden werden: ſie lehnt durchaus ab, ſich im voraus die Flügel binden und den Zielort ihres Fluges angeben zu laſſen.

Jeder Gelehrte iſt zunächſt darauf angewieſen, einzelne Tatſachen, wenn man will, Notizen zu ſammeln, an denen als den feſten Punkten allmählich das Bild ganzer Vorgänge ſich aufbaut, nur iſt er nicht darauf angewieſen als auf das Weſentliche, ſondern als auf Mittel zum Zwecke, nicht als auf ein Letztes, ſondern als auf ein Erſtes.

Die jetzt im Mannesalter ſtehenden Gelehrten ſind ſo gut wie alle in einer religionsloſen Atmoſphäre aufgewachſen, die Religion aber iſt es, welche dem Menſchen eine Lebens- und Weltanſchauung gibt, und es iſt ſehr ſchwer, daß jemand, der nicht ſchon als Jüngling eine Lebens- und Weltanſchauung irgend-

welcher Art beſeſſen hat, als Älterer ſich eine ſolche verſchaffe. Jene Gelehrten haben infolge des beregten Mangels ihrer Erziehung niemals das Bedürfnis nach einer Weltanſchauung empfunden und ſind ſo auf leicht erklärbare Weiſe dazu gelangt, die einzelnen Fakta und deren Ordnung als das allein Notwendige und das in dieſem unverſtändlichen Leben allein zu Erreichende anzuſehen.

Daraus iſt weiter die antichriſtliche und irreligiöſe Färbung der deutſchen Gelehrſamkeit entſprungen. Wer eine Weltanſchauung ſein nennt, beſitzt ſie entweder als ein Geſchenk der Religion ſeiner Kindheit oder als einen Erwerb der harten Kämpfe, welche er als Mann um einen neuen Glauben geführt hat. Jede Weltanſchauung iſt religiös, weil die Welt nur als ein durch eine überwaltende Natur oder einen höchſten, klarſten, reinſten Willen Geſetztes und Zuſammengefaßtes ein Ganzes iſt: jede religiöſe Anſchauung erhebt den Anſpruch, die ausſchließlich richtige und genügende oder aber eine unbedingt richtige und wichtige Seite eines noch nicht bekannten Ganzen zu ſein. Die heutzutage im Mannesalter ſtehenden Gelehrten werden nicht leugnen, daß ihnen jedem nicht liberal geſinnten Gelehrten gegenüber, und wäre derſelbe der freidenkendſte, wohlwollendſte, tüchtigſte Menſch, in voller Seele unbehaglich zumute wird: jede Geſamtanſchauung ſchmeckt ihnen nach dem Mittelalter. Sie mögen in der Theorie dem Chriſtentume und der Religion noch ſoviel Gerechtigkeit widerfahren laſſen, im Herzen ſind ſie Heiden und ſogar froh darüber, Heiden zu ſein. Das iſt aber ein Rückſchritt: man hat das Recht, über das Chriſtentum hinauszugehn, aber nicht das Recht, hinter ihm zurückzubleiben.

Buchſtaben haben Wert nur im Worte und Wörter nur im Satze: wem die Elemente und Geſetze der Natur nicht in ein philoſophiſches Syſtem gehören, deſſen Lehren auf dem ethiſchen Gebiete im Einklang mit den auf dem phyſiſchen geltenden ſind, der verſteht weder vom Geiſte noch von der Natur etwas.

Nur bei den Wärtern der Laboratorien haben Mikroſkope, Wagen und Reagenzgläſer einen höheren Wert als die mit Hilfe jener gefundenen Geſetze.

Die liberalen Wortführer werden nichts dawider haben, wenn man die Behauptung aufſtellt, Kultur ſei der höchſte Schatz des deutſchen Volkes und Bildung die Form, in welcher die Kultur von den Individuen beſeſſen werde.

Aber Kultur iſt kein Ideal für einen einzelnen und ebenſowenig ein Ideal für ein Volk: dem einzelnen und ganzen Nationen Kultur als Ideal empfehlen, heißt beiden geſtatten ohne Ideal zu ſein.

Der einzelne wird ſein Leben lang die Pflicht haben, anderen zu dienen, wo er kann, und dieſe dienende Liebe iſt eins der Mittel, durch welche er ſich bildet: aber der Zweck ſeines Daſeins iſt lediglich der, dem Gedanken Gottes, welcher in ihm und nur in ihm liegt, zur vollen Darlebung zu verhelfen, ganz er ſelbſt zu ſein, frei von aller Sklaverei, ſo wie Gott ihn wollte. Alles übrige geht Gott an.

Kultur im höheren Verſtande des Wortes iſt dazu ſo gut nur Mittel, wie Kultur im niederen Sinne nur Mittel und nicht Zweck des phyſiſchen Lebens iſt. Die Kultur als Selbſtzweck anſehen, heißt Götzendienſt treiben, heißt Sklave ſein.

Was vom Individuum, gilt auch von den Nationen. Denn auch Nationen ſind Perſönlichkeiten und haben eine Idee, welcher zu leben ihre alleinige Pflicht iſt.

Kultur iſt die Geſamtheit des irdiſchen Materials, des dauernd erworbenen Könnens und der feſtgewonnenen Einſicht früherer Zeiten, mit welcher die Menſchheit, die Nationen, die einzelnen arbeiten. Kultur hat gar keine Beziehung auf Gott: mindeſtens hat ſie eine ſolche nicht als fertige, ſondern einmal als werdende, ſodann als für neue Ziele verwendete. Kultur als Ideal der Menſchheit oder eines Volkes iſt ſo paſſend gewählt, wie das Farbenreiben und Pinſelauswaſchen paſſend wäre, das Ideal eines Malers zu ſein, oder wie man den Miſt als Ideal der Landwirtſchaft betrachten könnte.

Kultur iſt ein Gut, wie individuelle Begabung und perſönlicher Reichtum Güter ſind. Ethiſches Leben beſteht aber nicht im Beſitze der Kultur, der Begabung, des Reichtums, ſondern in etwas ganz anderem: es kommt nicht auf jene drei, ſondern auf das an, was mittels jener drei gearbeitet, geſchafft und geworben wird.

Wenn man bitter ſein wollte, könnte man fragen, ob es denn in dem ganzen weiten Deutſchland keine Seele gibt, die Einſpruch gegen das Glück erhebt, Erbin von fünf und mehr Jahrtauſenden zu ſein? Keine, die fühlt, daß dieſer überkommene Reichtum uns arm macht, weil er uns erdrückt, weil er uns faſt nötigt, nicht wir ſelbſt zu ſein? Keine, die einſieht, daß etwas weniger Kultur recht viel mehr geſchichtliche Kraft bedeuten würde? Was helfen der Nation dieſe Buchhalter- und Magazinaufſeherexiſtenzen, welche wir Gebildete nennen, die, unfähig, den notwendigen Beſitz (Freiheit, Einheit, Religion) auch nur zu vermiſſen, in Bewegung immer erſt zu bringen ſind, wenn irgend jemand an ihnen von vorne zerrt, und zu gleicher Zeit von hinten durch ſeine Bedienten ſchieben läßt?

Allgemeine Bildung iſt die ſpezifiſch deutſche Geſtalt der Ziviliſation, Ziviliſation aber iſt nicht viel mehr als die Anerkennung, welche die Menge den Momenten der Kultur zu zollen ſich darum gedrungen fühlt, weil ſie wünſcht, um den Preis der äußeren Anerkennung derſelben von dieſen Momenten innerlich unberührt zu bleiben: Ziviliſation iſt mithin weſentlich Schein und Lüge, und darum der grimmigſte Feind aller Religion.

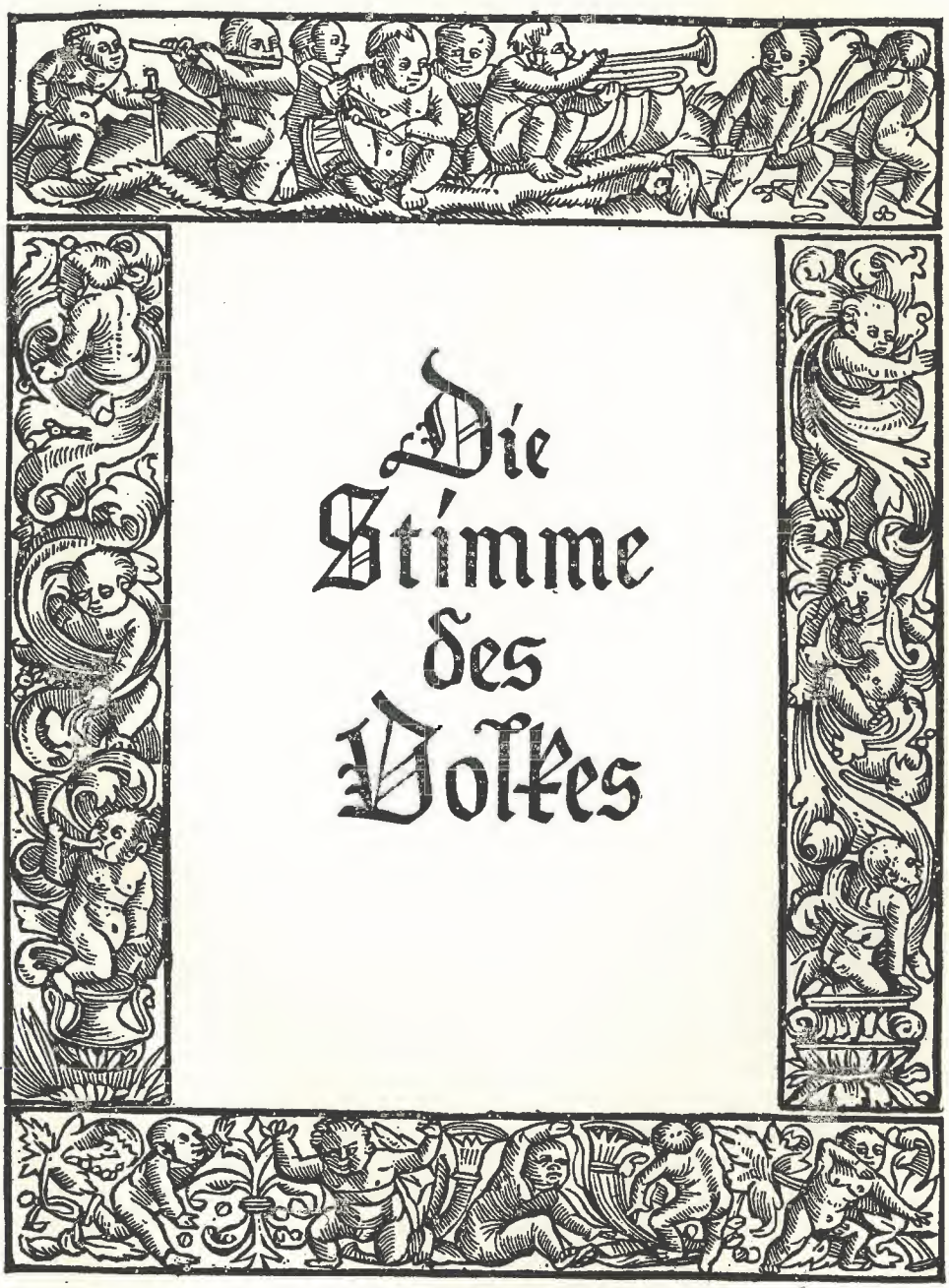
Dadurch, daß einerſeits traurige politiſche Verhältniſſe die Mehrzahl der Deutſchen von der Teilnahme an der Geſchichte ihres Vaterlandes ganz ausgeſchloſſen und darum verdumpfen ließen, daß andererſeits immer von neuem fremde Stoffe (Religion, Recht, Kunſt) eindrangen und nur von wenigen einigermaßen verarbeitet werden konnten, iſt Deutſchland dahin gekommen, unter Bildung

die Aufnahme eines bereits fertigen Bildungsſtoffes, wie man zu ſagen pflegt, zu verſtehn, alſo in betreff des einzelnen Menſchen genau in den Fehler zu verfallen, welchen das Chriſtentum mit ſeiner Anſchauung von der Geſchichte und dem ausſchließlichen Werte einmal geſchehener Tatſachen in betreff des ganzen Menſchengeſchlechtes begangen hatte. Daraus ergab ſich, daß man Bildung von oben her verbreiten konnte, daß ſie ſich in Schulen mitteilen ließ, und daß man den Menſchen nach dem beurteilte, was er wußte, ſtatt ihn nach dem zu beurteilen, was er war, daß mit einem Worte Bildung mit Reichtum an Kenntniſſen und Fertigkeiten gleichbedeutend wurde.

Dieſe Anſicht iſt, obgleich ſie für liberal gilt, in der widerlichſten Weiſe junkerhaft: denn ſie ſchließt die Armen, die Handwerker von der Bildung aus oder verurteilt ſie zu einem Papageientume, das ſehr komiſch wirken würde, wenn es nicht ſo tieftraurig wäre.

Jeder Menſch iſt einzig in ſeiner Art, denn er iſt das Reſultat eines nie wieder vorkommenden Prozeſſes einziger Art: darum iſt ſchlechthin jeder Menſch, der geboren wird, der Anlage nach eine Bereicherung ſeines Geſchlechtes und ſeiner Nation, und darum gibt es für jeden Menſchen nur eine Bildung, die ganz ſpeziell auf ihn berechnet und deren Aufgabe ſein muß, aus ihm das zu machen, was irgend aus ihm gemacht werden kann. So gefaßt iſt Bildung eine fortwährende Vermehrung des geiſtigen Wohlſtandes der Nation. Auf ſie hat jeder ein Recht, der geboren wird: ein Volk im wahren Sinne des Wortes iſt nur denkbar als die Gemeinſchaft ſo gebildeter Menſchen, deren jeder an ſeinem Platze zufrieden ſein wird, weil er ſein Leben darauf einrichtet ihn auszufüllen, und weil er darum ihn liebt, eine Gemeinſchaft von Menſchen, welche nicht in Stände zerfallen, weil ſie gar nicht nach dem Materiale, mit dem ſie arbeiten, und dem äußerlichen Ergebniſſe ihrer Tätigkeit, ſondern nur nach der Treue beurteilt werden, mit der ſie an dem ihnen zuerteilten Stoffe das ſelbſt werden, was ſie werden können. Bildung iſt jedem zugänglich, der den einzigen Satz feſthält, daß er jeden Abend beſſer zu Bett gehen muß, als er morgens aufgeſtanden iſt.

Dieſe Anſchauung der Sache ſetzt fortdauernde geiſtige Arbeit voraus, und darum hat ſie keine Ausſicht auf weitere Verbreitung. Aber Nationen beſtehen nicht (die entgegengeſetzte Anſicht iſt freilich die herrſchende) aus Millionen: ſie beſtehen aus den Menſchen, welche ſich der Aufgabe der Nation bewußt, und darum imſtande ſind, vor die Nullen zu treten und ſie zur wirkenden Zahl zu machen: aus dieſem Grunde genügt es, wenn die Beſten des deutſchen Volkes die eben ausgeſprochene Anſicht von der Bildung haben, und wenn der Staat, der doch nur in den Händen der Beſten ſein ſoll, ſie zur Richtſchnur ſeiner Einrichtungen nimmt. Wir beſitzen nur, was wir täglich neu erwerben: wir vermehren unſern Beſitz nur, wenn wir durch Abſtoßen des verbrauchten Materials früherer Tage ſeinem Wachstume Platz ſchaffen.



Die Stimme des Volkes

Ludwig Richter — Gruſelige Geſchichten

Das Weſen der Sage

Jakob Grimm

Es wird dem Menſchen von Heimats wegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Geſtalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überſchreitet, wo ihn jener verläßt. Dieſe wohltätige Begleitung iſt das unerſchöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geſchichte, welche nebeneinanderſtehen und uns nacheinander die Vorzeit als einen friſchen und belebenden Geiſt nahezubringen ſtreben. Jedes hat ſeinen eigenen Kreis. Das Märchen iſt poetiſcher, die Sage hiſtoriſcher; jenes ſteht beinahe nur in ſich ſelber feſt, in ſeiner angeborenen Blüte und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Beſondere, daß ſie an etwas Bekanntem und Bewußtem haftet, an einem Ort oder einem durch die Geſchichte geſicherten Namen. Aus dieſer ihrer Gebundenheit folgt, daß ſie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Hauſe ſein könne, ſondern irgendeine Be-

dingung vorausſetze, ohne welche ſie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden ſein würde.

Kaum ein Flecken wird ſich in ganz Deutſchland finden, wo es nicht ausführliche Märchen zu hören gäbe, manche, an denen die Volksſagen bloß dünn und ſparſam geſät zu ſein pflegen. Dieſe anſcheinende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, ſind ſie dafür innerlich auch weit eigentümlicher; ſie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder ſonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hangengeblieben ſind, während die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung ſozuſagen in einem Zuge zu uns überſetzen. Merkwürdig ſtimmen auch die erzählenden Volkslieder entſchieden mehr zu den Sagen wie zu den Märchen, die wiederum in ihrem Inhalt die Anlage der früheſten Poeſien reiner und kräftiger bewahrt haben, als es ſogar die übriggebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten. Hieraus ergibt ſich ohne alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß faſt nur allein die Märchen Teile der urdeutſchen Heldenſage erhalten haben, ohne Namen (außer wo dieſe allgemein und in ſich ſelbſt bedeutend wurden, wie der des alten Hildebrand), während in den Liedern und Sagen unſeres Volkes ſo viele einzelne, beinahe trockene Namen, Örter und Sitten aus der älteſten Zeit feſthaften. Die Märchen alſo ſind teils durch ihre äußere Verbreitung, teils ihr inneres Weſen dazu beſtimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu faſſen; ſie nähren unmittelbar wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, ſüß und ſättigend, ohne irdiſche Schwere; dahingegen die Sagen ſchon zu einer ſtärkeren Speiſe dienen, eine einfachere, aber deſto entſchiedenere Farbe tragen und mehr Ernſt zum Nachdenken fordern. Über den Vorzug beider zu ſtreiten, wäre ungeſchickt; auch ſoll durch dieſe Darlegung ihrer Verſchiedenheit weder ihr Gemeinſchaftliches überſehen noch geleugnet werden, daß ſie in unendlichen Miſchungen und Wendungen ineinandergreifen und ſich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geſchichte ſtellen ſich beide, das Märchen und die Sage, gegenüber, inſofern ſie das ſinnlich Natürliche und Begreifliche ſtets mit dem Unbegreiflichen miſchen, welches jene, wie ſie unſerer Bildung angemeſſen ſcheint, nicht mehr in der Darſtellung ſelbſt verträgt, ſondern es auf ihre eigene Weiſe in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzuſuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen; aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an ſeine Sagen zu glauben, und ſein Verſtand ſondert nicht viel darin; ſie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewieſen, d. h. das unleugbar nahe und ſichtliche Daſein der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder.

Dieſe Eingenoſſenſchaft der Sage iſt folglich gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem, was wirkliche Geſchichte heißt (und einmal hinter einen gewiſſen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geſchlechte Durchlebten tritt), dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was ſich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt; einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieſes

Erfordernis abgeht, bleibt es fremd oder läßt ſie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich ſehen wir es dagegen an ſeinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken und ſich an alle ſeine vertrauteſten Begriffe ſchließen! Niemals können ſie ihm langweilig werden, weil ſie ihm kein eiteles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, ſondern eine Notwendigkeit ſcheinen, die mit ins Haus gehört, ſich von ſelbſt verſteht und nicht anders als mit einer gewiſſen zu allen rechtſchaffenen Dingen nötigen Andacht bei dem rechten Anlaß zur Sprache kommt. Jene ſtete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volksſagen ſtellt ſich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der troſtreichſten und erquickendſten Gaben Gottes dar. Um alles menſchlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landſtrichs beſitzt oder weſſen ihn die Geſchichte gemahnt, ſammelt ſich ein Duft von Sage und Lied, wie ſich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obſt und Blumen ſetzt. Aus dem Zuſammenleben und Zuſammenwohnen mit Felſen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entſpringt bald eine Art von Verbindung, die ſich auf die Eigentümlichkeit jedes dieſer Gegenſtände gründet und zu gewiſſen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt iſt. Wie mächtig das dadurch entſtehende Band ſei, zeigt an natürlichen Menſchen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne dieſe ſie begleitende Poeſie müßten edele Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was ſie beſäßen, eine gewiſſe Einfriedigung fehlen. Auf ſolche Weiſe verſtehen wir das Weſen und die Tugend der deutſchen Volksſage, welche Angſt und Warnung vor dem Böſen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austeilt. Noch geht ſie an Örter und Stellen, die unſere Geſchichte längſt nicht mehr erreichen kann; vielmal aber fließen ſie beide zuſammen und untereinander, nur daß man zuweilen die an ſich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen das aufgenommene grünere Waſſer eines anderen Fluſſes, noch lange zu erkennen vermag.

Über Kinder- und Hausmärchen

Wilhelm Grimm

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück, vom Himmel geſchickt, eine ganze Saat zu Boden geſchlagen, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege ſtehen, ein kleiner Platz ſich geſichert und einzelne Ähren aufrecht geblieben ſind. Scheint dann die Sonne wieder günſtig, ſo wachſen ſie einſam und unbeachtet fort, keine frühe Sichel ſchneidet ſie für die großen Vorratskammern, aber im Spätſommer, wenn ſie reif und voll geworden, kommen arme, fromme Hände, die ſie ſuchen; und Ähre an Ähre gelegt, ſorgfältig ge-

bunden und höher geachtet als ganze Garben, werden ſie heimgetragen, und winterlang ſind ſie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft. So iſt es uns, wenn wir den Reichtum deutſcher Dichtung in frühen Zeiten betrachten, und dann ſehen, daß von ſo vielem nichts lebendig ſich erhalten, ſelbſt die Erinnerung daran verloren war, und nur Volkslieder und dieſe unſchuldigen Hausmärchen übriggeblieben ſind. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantaſie ſind die Hecken geweſen, die ſie geſichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

So denken wir jetzt, nachdem wir dieſe Sammlung überſehen; anfangs glaubten wir auch hier ſchon vieles zugrund gegangen und nur die Märchen noch allein übrig, die uns etwa ſelbſt bewußt, und die nur abweichend, wie es immer geſchieht, von andern erzählt würden. Aber aufmerkſam auf alles, was von der Poeſie wirklich noch da iſt, wollten wir auch dieſes Abweichende kennen, und da zeigte ſich dennoch manches Neue, und ohne eben imſtand zu ſein, ſehr weit herum zu fragen, wuchs unſre Sammlung von Jahr zu Jahr, daß ſie uns jetzt, nachdem etwa ſechſe verfloſſen, reich erſcheint; dabei begreifen wir, daß uns noch manches fehlen mag, doch freut uns auch der Gedanke, das meiſte und beſte zu beſitzen. Alles iſt mit wenigen bemerkten Ausnahmen faſt nur in Heſſen und den Main- und Kinziggegenden in der Grafſchaft Hanau, wo wir her ſind, nach mündlicher Überlieferung geſammelt; darum knüpft ſich uns an jedes einzelne noch eine angenehme Erinnerung. Wenig Bücher ſind mit ſolcher Luſt entſtanden, und wir ſagen gern hier noch einmal öffentlich allen Dank, die teil daran haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, dieſe Märchen feſtzuhalten, da diejenigen, die ſie bewahren ſollen, immer ſeltener werden (freilich, die ſie noch wiſſen, wiſſen auch recht viel, weil die Menſchen ihnen abſterben, ſie nicht den Menſchen), denn die Sitte darin nimmt ſelber immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von ihnen ſpricht, welches vornehm ausſieht und doch ſowenig koſtet. Wo ſie noch da ſind, da leben ſie ſo, daß man nicht daran denkt, ob ſie gut oder ſchlecht ſind, poetiſch oder abgeſchmackt, man weiß ſie und liebt ſie, weil man ſie eben ſo empfangen hat, und freut ſich daran ohne einen Grund dafür: ſo herrlich iſt die Sitte, ja auch das hat dieſe Poeſie mit allem Unvergänglichen gemein, daß man ihr ſelbſt gegen einen andern Willen geneigt ſein muß. Leicht wird man übrigens bemerken, daß ſie nur da gehaftet, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poeſie oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöſchte Phantaſie geweſen. Wir wollen in gleichem Sinn hier die Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengeſetzte Meinung verteidigen: jenes bloße Daſein reicht hin, ſie zu ſchützen. Was ſo mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt ſeine Notwendigkeit in ſich und iſt gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut, und

Ludwig Richter Hänsel und Gretel

wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zuſammenhaltendes Blatt gefaßt, doch in dem erſten Morgenrot ſchimmernd.

Innerlich geht durch dieſe Dichtungen dieſelbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder ſo wunderbar und ſelig erſcheinen; ſie haben gleichſam dieſelben bläulich-weißen, makelloſen, glänzenden Augen (in die ſich die kleinen Kinder ſelbſt ſo gern greifen), die nicht mehr wachſen können, während die andern Glieder noch zart, ſchwach und zum Dienſt der Erde ungeſchickt ſind. So einfach ſind die meiſten Situationen, daß viele ſie wohl im Leben gefunden, aber wie alle wahrhaftigen doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brot mehr und müſſen ihre Kinder in dieſer Not verſtoßen, oder eine harte Stiefmutter läßt ſie leiden und möchte ſie gar zugrunde gehen laſſen. Dann ſind die Geſchwiſter in des Waldes Einſamkeit verlaſſen, der Wind erſchreckt ſie, Furcht vor den wilden Tieren, aber ſie ſtehen ſich in allen Treuen bei, das Brüderchen weiß den Weg nach Haus wieder zu finden, oder das Schweſterchen, wenn Zauberei es verwandelt, leitet es als Rehkälbchen und ſucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; oder es ſitzt ſchweigend und näht ein Hemd aus Sternblumen, das den Zauber vernichtet. Der ganze Umkreis dieſer Welt iſt beſtimmt abgeſchloſſen: Könige, Prinzen, treue Diener und ehrliche Handwerker, vor allen Fiſcher, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächſten geblieben, erſcheinen darin; das andere iſt ihr fremd und unbekannt. Auch, wie in den Mythen, die von der goldnen Zeit reden, iſt die ganze Natur belebt, Sonne, Mond und Sterne ſind zugänglich, geben Geſchenke oder laſſen ſich wohl gar in Kleider weben, in den Bergen arbeiten die Zwerge nach dem Metall, in dem Waſſer ſchlafen die Nixen; die Vögel (Tauben ſind die geliebteſten und hilfreichſten), Pflanzen, Steine reden und wiſſen ihr Mitgefühl auszudrücken, das Blut ſelber ruft und ſpricht, und ſo übt dieſe Poeſie ſchon Rechte, wonach die ſpätere nur in Gleichniſſen ſtrebt. Dieſe unſchuldige Vertraulichkeit des Größten und Kleinſten hat eine unbeſchreibliche Lieblichkeit in ſich, und wir möchten lieber dem Geſpräch der Sterne mit einem armen verlaſſenen Kind im Wald, als dem Klang der Sphären zuhören. Alles Schöne iſt golden und mit Perlen beſtreut, ſelbſt goldne Menſchen leben hier, das Unglück aber eine finſtere Gewalt, ein ungeheurer menſchenfreſſender Rieſe, der doch wieder beſiegt wird, da eine gute Frau zur Seite ſteht, welche die Not glücklich abzuwenden weiß, und dieſes Epos endigt immer, indem es eine endloſe Freude auftut. Das Böſe auch iſt kein Kleines, Nahſtehendes und das Schlechteſte, weil man ſich daran gewöhnen könnte, ſondern etwas Entſetzliches, Schwarzes, ſtreng Geſchiedenes, dem man ſich nicht nähern darf; ebenſo furchtbar die Strafe desſelben: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihr Opfer, oder in glühenden Eiſenſchuhen muß es ſich zu Tode tanzen. Vieles trägt auch eine eigene Bedeutung in ſich: die Mutter wird ihr rechtes Kind in dem Augenblick wieder im Arme haben, wenn ſie den Wechſelbalg, den ihr die Hausgeiſter dafür gegeben, zum Lachen bringen kann; gleichwie das Leben des Kindes

mit dem Lächeln anfängt und in der Freude fortwährt, beim Lächeln im Schlaf aber die Engel mit ihm reden. So ist eine Viertelstunde täglich über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, als könne uns keine Gewalt ganz einhüllen, und es gewähre jeder Tag Minuten, wo der Mensch alles Falsche abschüttele und aus sich selbst herausblicke; dagegen aber wird der Zauber auch nicht ganz gelöst, und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, und weil eine Träne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren; oder die weltliche Klugheit wird gedemütigt, und der Dummling, von allen verlacht und hintangesetzt, aber reines Herzens, gewinnt allein das Glück. In diesen Eigenschaften aber ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergibt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie darum erfunden, aber es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüte ohne Zutun der Menschen. Darin bewährt sich jede echte Poesie, daß sie niemals ohne Beziehung auf das Leben sein kann, denn sie ist aus ihm aufgestiegen und kehrt zu ihm zurück, wie die Wolken zu ihrer Geburtsstätte, nachdem sie die Erde getränkt haben.

So erscheint uns das Wesen dieser Dichtungen; in ihrer äußeren Natur gleichen sie aller volks- und sagenmäßigen: nirgends feststehend, in jeder Gegend, fast in jedem Munde, sich umwandelnd, bewahren sie treu denselben Grund. Indessen unterscheiden sie sich sehr bestimmt von den eigentlich lokalen Volkssagen, die an leibhafte Orter oder Helden der Geschichte gebunden sind, deren wir hier keine aufgenommen, wiewohl viele gesammelt haben, und die wir ein andermal herauszugeben denken. Mehrere Äußerungen einer und derselben Sage wegen ihrer angenehmen und eigentümlichen Abweichungen haben wir einigemal mitgeteilt, das minder Bedeutende in dem Anhang, überhaupt aber so genau gesammelt, als uns möglich war. Gewiß ist auch, daß sich die Märchen in dem Fortgange der Zeit beständig neu erzeugt, eben darum aber muß ihr Grund sehr alt sein, bei einigen wird es durch Spuren in Fischart und Rollenhagen, die an ihrem Ort bemerkt sind, für beinah drei Jahrhunderte besonders bewiesen; es ist aber außer Zweifel, daß sie noch gar viel älter sind, wenn auch Mangel an Nachrichten direkte Beweise unmöglich macht. Nur ein einziger, aber sicherer ergibt sich aus ihrem Zusammenhang mit dem großen Heldenepos und der einheimischen Tierfabel, welchen auszuführen natürlich hier der Ort nicht war, einiges ist jedoch im Anhang gleichfalls darüber gesagt worden.

Weil diese Poesie dem ersten und einfachsten Leben so nahe liegt, so sehen wir darin den Grund ihrer allgemeinen Verbreitung, denn es gibt wohl kein Volk, welches sie ganz entbehrt. Selbst die Neger im westlichen Afrika vergnügen ihre Kinder mit Erzählungen, und von den Griechen sagt es Strabo ausdrücklich (man wird dies Zeugnis am Ende finden bei den andern, welche beweisen, wie sehr diejenigen, die gewußt, was eine solche unmittelbar zum Herzen redende Stimme wert ist, solche Märchen geschätzt haben). Noch ein anderer höchst merk-

würdiger Umſtand erklärt ſich daraus, nämlich die große Ausbreitung dieſer deutſchen. Sie erreichen hierin nicht bloß die Heldenſagen von Siegfried dem Drachentöter, ſondern ſie übertreffen dieſe ſogar, indem wir ſie, und genau dieſelben, durch ganz Europa verbreitet finden, ſo daß ſich in ihnen eine Verwandtſchaft der edelſten Völker offenbart. Aus dem Norden kennen wir nur die däniſchen Kämpe-Viſer, die vieles Hierhergehörige enthalten, wenngleich ſchon als Lied, welches nicht mehr ganz für Kinder paßt, weil es geſungen ſein will, doch läßt ſich hier die Grenze ebenſowenig genau angeben als zu der ernſthafteren hiſtoriſchen Sage, und es gibt allerdings Vereinigungspunkte. England beſitzt die Tabartiſche eben nicht ſehr reiche Sammlung, aber welche Reichtümer von mündlicher Sage müſſen in Wallis, Schottland und Irland noch vorhanden ſein, erſteres hat in ſeinem (jetzt gedruckten) Mabinogion allein einen wahren Schatz. Auf eine ähnliche Weiſe ſind Norwegen, Schweden und Dänemark reich geblieben, weniger vielleicht die ſüdlichen Länder; aus Spanien iſt uns nichts bewußt, doch läßt eine Stelle des Cervantes über das Daſein und Erzählen der Märchen keinen Zweifel. Frankreich hat gewiß noch jetzt mehr, als was Charles Perrault mitteilte, der allein ſie noch als Kindermärchen behandelte (nicht ſeine ſchlechteren Nachahmer, die Aulnoy, Murat); er gibt nur neun, freilich die bekannteſten, die auch zu den ſchönſten gehören. Sein Verdienſt beſteht darin, daß er nichts hinzugeſetzt und die Sachen an ſich, Kleinigkeiten abgerechnet, unverändert gelaſſen; ſeine Darſtellung verdient nur das Lob, ſo einfach zu ſein, als es ihm möglich war; an ſich iſt der franzöſiſchen Sprache, die ſich ihrer jetzigen Bildung nach faſt wie von ſelbſt zu epigrammatiſchen Wendungen und feingeſchnitztem Dialog zuſammenkräuſelt (man ſehe nur das Geſpräch zwiſchen Riquet à la houppe und der dummen Prinzeſſin, ſowie das Ende von petit poucet), wohl nichts ſchwerer, als naiv und gerad, das heißt in der Tat nicht mit der Prätenſion darauf, Kindermärchen zu erzählen; außerdem ſind ſie manchmal unnötig gedehnt und breit. Eine Analyſe, die vor einer Ausgabe ſteht, ſieht es ſo an, als habe Perrault ſie zuerſt erfunden und von ihm (geb. 1633, geſt. 1703) ſeien ſie zuerſt unter das Volk gekommen; bei dem Däumling wird ſogar eine abſichtliche Nachahmung Homers behauptet, welche Kindern die Not des Odyſſeus beim Polyphem habe verſtändlich machen wollen; eine beſſere Anſicht hat Johanneau. Reicher als alle anderen ſind ältere italieniſche Sammlungen, erſtlich in den Nächten des Straparola, die manches Gute enthalten, dann aber beſonders im Pentamerone des Baſile, einem in Italien ebenſo bekannten und beliebten, als in Deutſchland ſeltenen und unbekannten, in neapolitaniſchem Dialekt geſchriebenen und in jeder Hinſicht vortrefflichen Buch. Der Inhalt iſt faſt ohne Lücke und falſchen Zuſatz, der Stil überfließend in guten Reden und Sprüchen. Es ganz lebendig zu überſetzen gehörte ein Fiſchart und ſeit Zeitalter dazu.

Wir haben uns bemüht, dieſe Märchen ſo rein, als möglich war, aufzufaſſen, man wird in vielen die Erzählung von Reimen und Verſen unterbrochen finden,

die ſogar manchmal deutlich alliterieren, beim Erzählen aber niemals geſungen werden, und gerade dieſe ſind die älteſten und beſten. Kein Umſtand iſt hinzugedichtet oder verſchönert und abgeändert worden, denn wir hätten uns geſcheut, in ſich ſelbſt ſo reiche Sagen mit ihrer eigenen Analogie oder Reminiſzenz zu vergrößern, ſie ſind unerfindlich. In dieſem Sinne exiſtiert noch keine Sammlung in Deutſchland, man hat ſie faſt immer nur als Stoff benutzt, um größere Erzählungen daraus zu machen, die willkürlich erweitert, verändert, was ſie auch ſonſt wert ſein konnten, doch immer den Kindern das Ihrige aus den Händen riſſen, und ihnen nichts dafür gaben. Selbſt wer an ſie gedacht, konnte es doch nicht laſſen, Manieren, welche die Zeitpoeſie gab, hineinzumiſchen; faſt immer hat es auch an Fleiß beim Sammeln gefehlt und ein paar wenige, zufällig etwa aufgefaßte, wurden ſogleich mitgeteilt. Wären wir ſo glücklich geweſen, ſie in einem recht beſtimmten Dialekt erzählen zu können, ſo zweifeln wir nicht, würden ſie viel gewonnen haben; es iſt hier ein Fall, wo alle erlangte Bildung, Feinheit und Kunſt der Sprache zu Schanden wird, und wo man fühlt, daß eine geläuterte Schriftſprache, ſo gewandt ſie in allem andern ſein mag, heller und durchſichtiger, aber auch ſchmackloſer geworden und nicht mehr feſt an den Kern ſich ſchließe.

Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen, dabei denken wir überhaupt an die ſegnende Kraft, die in dieſen liegt, und wünſchen, daß denen, welche dieſe Broſamen der Poeſie Armen und Genügſamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge.

Wilhelm von Kaulbach — Reineke Fuchs

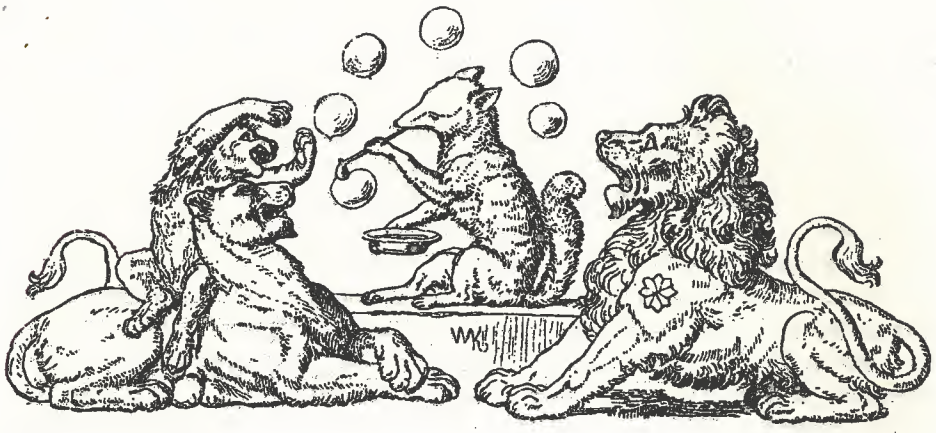
Weſen der Tierfabel

Jakob Grimm

Die Poeſie, nicht zufrieden Schickſale, Handlungen und Gedanken der Menſchen zu umfaſſen, hat auch das verborgene Leben der Tiere bewältigen und unter ihre Einflüſſe und Geſetze bringen wollen.

Erſten Anlaß hierzu entdeckten wir ſchon in der ganzen Natur der für ſich ſelbſt betrachtet auf einer poetiſchen Grundanſchauung beruhenden Sprache, indem ſie nicht umhin kann, allen lebendigen, ja unbelebten Weſen ein Genus anzueignen, und eine ſtärker oder leiſer daraus entfaltete Perſönlichkeit einzuräumen, muß ſie ſie am deutlichſten bei den Tieren vorherrſchen laſſen, welche nicht an den Boden gebannt, neben voller Freiheit der Bewegung, die Gewalt der Stimme haben, und zur Seite des Menſchen als mittätige Geſchöpfe in dem Stilleben einer gleichſam leidenden Pflanzenwelt auftreten. Damit ſcheint der Urſprung, faſt die Notwendigkeit der Tierfabel gegeben.

Es iſt nicht bloß die äußere Menſchähnlichkeit der Tiere, der Glanz ihrer Augen, die Fülle und Schönheit ihrer Gliedmaße, was uns anzieht; auch die Wahrnehmung ihrer mannigfalten Triebe, Kunſtvermögen, Begehrungen, Leidenſchaften und Schmerzen zwingt, in ihrem Innern ein Analogon von Seele anzuerkennen, das bei allem Abſtand von der Seele des Menſchen, ihn in ein ſo empfindbares Verhältnis zu jenen bringt, daß, ohne gewaltſamen Sprung, Eigenſchaften des menſchlichen Gemüts auf das Tier, und tieriſche Äußerungen auf den Menſchen übertragen werden dürfen. In mehr als einer ſinnlichen Kraft tut es uns das Tier zuvor, in Schärfe des Geſichts, Feinheit und Stärke des Gehörs und Geruchs, Schnelle des Laufs und Befähigung zum Flug; ſollten wir ihm



Wilhelm von Kaulbach — Reineke Fuchs

nicht zugeſtehen, neben uns und in der Einwirkung auf uns ſeine Beſonderheit geltend zu machen?

Die früheren Zuſtände menſchlicher Geſellſchaft hatten aber dies Band feſter gewunden. Alles atmete noch ein viel friſcheres ſinnliches Naturgefühl. Jäger und Hirten ſahen ſich zu einem vertrauten Umgang mit den Tieren bewogen, und tägliches Zuſammenſein übte ſie im Erlauſchen und Beobachten aller ihrer Eigenſchaften. Damals wurden eine Menge nachher verlorner oder geſchwächter Beziehungen zu den Tieren entwickelt, von Hegung und Weide des zahmen Viehes, Erlegung des Wilds, Verfolgung des Raubtiers, aber auch von einem uneigennützigen, unfeindlichen Verkehr, wie er in mancher Lage zwiſchen Menſch und Tier eintreten mußte, gingen dieſe Bezüge aus. Für Tiere, deren nähere Bekanntſchaft unentbehrlich war, oder die man ſcheute, mit denen aber gut zu ſtehn für ratſam erachtet wurde, entſprangen außer den gewöhnlichen Appellativen beſondere Eigennamen, die als Ruf oder Anrede geltend unter beiden Parteien das wärmere Verhältnis einer wenigſtens unvollkommen gelungenen Verſtändigung herbeiführten. Dieſe Namen konnten wieder mit der Zeit in förmliche und ſtändige Appellativa übergehen.

Blieben nun in der Wirklichkeit immer Schranken geſteckt und Grenzen abgezeichnet, ſo überſchritt und verſchmolz ſie doch die ganze Unſchuld der phantaſievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abſtandes wenig fühlend, Tiere beinahe für ſeinesgleichen anſieht und als ſolche behandelt, ſo faßt auch das Altertum ihren Unterſchied von den Menſchen ganz anders als die ſpätere Zeit. Sagen und Mythologien glauben Verwandlungen der Menſchen in Tiere, der Tiere in Menſchen, und hierauf gebaut iſt die wunderbare Annahme der Seelenwanderung. In ſchwieriger Gefahr hat der Menſch entſcheidenden Rat und Hilfe einiger Tiere zu gewarten. Von andern befürchtet er Übel und Nachteil, noch weit größern, als ihre natürliche Fähigkeit ihm zu ſchaden mit ſich führt,

allein er traut ihnen Zauberkräfte zu, und meidet abergläubiſch ihren Namen auszuſprechen, an deſſen Stelle er ein anderes ſchmeichelndes oder verſöhnendes Wort ſetzt. Ohne Tiere, deren Art, Geſchlecht und Farbe genaueſte Rückſicht fordert, können gewiſſe Opfer nicht vollbracht, gewiſſe Weisſagungen nicht gepflogen werden. Vogelflug und Angang der Tiere ſind bald heilbringende, bald ſchreckende Zeichen; Tiere ſind Anführer auswandernder Anſiedlungen. Tiere werden, zur Deutung der Geſtirne, an Himmel verſetzt, Tiere verſehen Botendienſte und künden dem Menſchen herannahendes Glück oder Leid. In ihrem Geſchrei und Geſpräch (das Begabte verſtehen lernen) unterhalten ſie ſich von unſerm Geſchick, von unſern Begebenheiten. Einige Tiere ſollen ein Alter erreichen, das die dem Menſchen geſetzte Lebenszeit weit übertrifft. Nachahmung der Tiergeſtalt in Tracht, Larve und Rüſtung, Tierbilder auf Heerzeichen und Wappen liegen darum dem Menſchen nahe; ſie mögen nicht bloß durch die Verwendung ſchmückender Häute und Federn, ſondern durch irgendeinen lebendigeren Bezug auf Eigenſchaften der Tiere und ihr Verhältnis zu den Menſchen eingeführt geweſen ſein. Wo aber ſolche und ähnliche Vorſtellungen (und ſie ſcheinen bei Völkern auf halber Bildungsſtufe am ſtärkſten und lebhafteſten) in dem Gemüte des Menſchen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Tiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hintergrund geſtatten, und die Brücke ſchlagen, über welche ſie in das Gebiet menſchlicher Handlungen und Ereigniſſe eingelaſſen werden können. Sobald einmal um dieſen Zuſammenhang des tieriſchen und menſchlichen Lebens her die vielgeſchäftige Sage und die nährende Poeſie ſich ausbreiteten, und ihn dann wieder in den Duft einer entlegenen Vergangenheit zurückſchoben, mußte ſich da nicht eine eigentümliche Reihe von Überlieferungen erzeugen und niederſetzen, welche die Grundlage aller Tierfabel abgegeben haben? Alle Volkspoeſie ſehen wir erfüllt von Tieren, die ſie in Bilder, Sprüche und Lieder einführt. Und konnte ſich die allbelebende Dichtung des letzten Schritts enthalten, den Tieren, die ſie in menſchlicher Sinnesart vorſtellt, auch das unerläßliche Mittel näherer Gemeinſchaft, Teilnahme an menſchlich gegliederter Rede beizulegen? Ohne jenes gläubige Zugeſtändnis ihrer Sprachgabe, die nicht viel mehr auffällt als die gleiche Sprache zweier Völker im Gedicht, war keine Aufnahme der Tiere in das Reich der Dichtung denkbar. Bedeutſam drückt die Formel „als noch die Tiere ſprachen“, mit welcher wir das Dunkel einer geſchwundenen Vorzeit bezeichnen, den Untergang jenes im Glauben der Poeſie vorhandenen engeren Verkehrs mit den Tieren aus, deſſen Erinnerung dieſe uns in ihren Bildern vorhält. Wie durch ein Mißgeſchick ſind die Tiere nachher verſtummt, oder halten vor den Menſchen, deren Schuld gleichſam dabei wirkte, ihre Sprache zurück.

Die Tierfabel gründet ſich alſo auf nichts anders als den ſicheren und dauerhaften Boden jedweder epiſchen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltne, zähe Überlieferung, die mächtig genug war, ſich in endloſe Fäden auszuſpinnen und dieſe dem wechſelnden Laufe der Zeiten anzuſchmiegen. Gleich allem Epos,

Moritz von Schwind — Der gestiefelte Kater

in nie ſtillſtehendem Wachstum, ſetzt ſie Ringe an, Stufen ihrer Entwickelung zu bezeichnen, und weiß ſich nach Ort, Gegend und den veränderten Verhältniſſen menſchlicher Einrichtungen unermüdlich von neuem zu geſtalten und wieder zu gebären. Unter günſtigem Luftſtrich gedeiht ſie und gewinnt Formen; wo aber die Zeit ihrer Blüte ungenutzt verläuft, ſtirbt ſie allmählich aus und wird nur noch in brödelhafter Volksſage dahingetragen. Es iſt ebenſo widerſtrebend, echte Tierfabeln zu erſinnen als ein anderes epiſches Gedicht. Alle Verſuche ſcheitern, weil das Gelingen gebunden iſt an einen unerfundnen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen ſein muß, ihn zu weihen und feſtigen... Wie die Sprache lebloſen Weſen ein Geſchlecht erteilt, deſſen ſie in der Natur unfähig waren, ſo hat die Poeſie den Tieren Begebenheiten und eine Geſchichte anerſchaffen. Sobald wir eingelaſſen ſind in das innere Gebiet der Fabel, beginnt der Zweifel an dem wirklichen Geſchehenſein ihrer Ereigniſſe zu ſchwinden, wir fühlen uns ſo von ihr angezogen und fortgeriſſen, daß wir den auftretenden Tieren eine Teilnahme zuwenden, die wenig oder nichts nachgibt derjenigen, die uns beim rein menſchlichen Epos erfüllt. Wir vergeſſen, daß die handelnden Perſonen Tiere ſind, wir muten ihnen Pläne, Schickſale und Geſinnungen der Menſchen zu. Hierbei kommt in Betracht, daß Menſchen ſelbſt in die Tierfabel verflochten werden und in ihre Handlung weſentlich eingreifen, die an dem Umgang und der Sprachfähigkeit der Tiere nicht den geringſten Anſtoß nehmen. Aus dieſen Eigenſchaften erwächſt der Tierfabel ein beſonderer, ſogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, den ich in die innige Vermiſchung des menſchlichen mit dem tieriſchen Element ſetze. Die Tierfabel hat demzufolge zwei weſentliche Merkmale. Einmal: ſie muß die Tiere darſtellen, als ſeien ſie begabt mit menſchlicher Vernunft und in alle Gewohnheiten und Zuſtände unſeres Lebens eingeweiht, ſo daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Zetergeſchrei vor den König getragen, er heißt ihr das Totenamt halten und eine Grabſchrift ſetzen. Die Menſchen der Fabel ſtehen nicht an, dem Wolf, der ihre Sprache redet, als er um Aufnahme ins Kloſter bittet, die Tonſur zu gewähren, der Bauer läßt ſich mit dem Fuchs in förmlichen Vertrag über ſeine Hühner ein und erkennt den Löwen im Rechtsſtreit mit Tieren als gemeinſchaftlichen Richter. Dann aber müſſen daneben die Eigenheiten der beſonderen tieriſchen Natur ins Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So ſingt der Hahn auf einem Fuße ſtehend und die Augenlider ſchließend; ein ganz der Natur abgelauſchter Zug. So bedient im Kampf mit dem Wolfe der Fuchs ſich aller ſeiner natürlichen Liſten. So wird bei der Katze die eingeprägte Neigung zu den Mäuſen, bei dem Bären zum Honig unentbehrlicher Hebel der Fabel, aus dem die eingreifendſten Verwickelungen hervorgehen. Dieſer Vereinbarung zweier in der Wirklichkeit widerſtreitender Elemente kann die Tierfabel nicht entraten. Wer Geſchichten er-

ſinnen wollte, in denen die Tiere ſich bloß wie Menſchen gebärdeten, nur zufällig mit Tiernamen und Geſtalt begabt wären, hätte den Geiſt der Fabel ebenſo verfehlt wie wer darin Tiere getreu nach der Natur aufzufaſſen ſuchte, ohne menſchliches Geſchick und ohne den Menſchen abgeſehene Handlung. Fehlte den Tieren der Fabel der menſchliche Beigeſchmack, ſo würden ſie albern, fehlte ihnen der tieriſche, langweilig ſein. Einleuchtend finden wir dieſe Erforderniſſe bewährt, wenn ſich die Kunſt der Tierfabel bemächtigen will. Der Künſtler muß es verſtehen, den Tieren ihr Eigentümliches zu laſſen und ſie zugleich in die Menſchenähnlichkeit zu erheben: er muß, den tieriſchen Leib beibehaltend, ihm dazu noch Gebärde, Stellung, leidenſchaftlichen Ausdruck des Menſchen zu verleihen wiſſen.

Von Volksliedern

Ludwig Achim von Arnim

Wo ich zuerſt die volle, tateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, das war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte mich ein buntes Geſchrei. Da ſah ich aus meinem Fenſter durch die Bäume Hofgeſinde und Dorfleute, wie ſie einander zuſangen:

„Auf, auf, ihr Brüder, und ſeid ſtark!
Der Abſchiedstag iſt da,
wir ziehen über Land und Meer
ins heiße Afrika.“

Sie brachen ab und auf zu ihren Regimentern, zum Kriege. Damals klang manches daran, was mir ſo in die Ohren gefallen, alles reizte mich höher, was ich von Leuten ſingen hörte, die nicht Sänger waren, zu den Bergleuten hinunter bis zum Schornſteinfeger hinauf. Später ſah ich den Grund ein, daß in dieſen ſchon erfüllt, wonach jene vergebens ſtreben, auf daß ein Ton in vielen nachhalle und alle verbinde, der höchſte Preis des Dichters wie des Muſikers, ein Preis, der nicht immer jedem Verdienſte zufällt (wie manche Blume wird zertreten, aber das friſche Wieſengras bringt tauſend), aber auf lange Zeit gar nicht erſchlichen werden kann, ſo daß jedes hundertjährige Lied des Volkes entweder im Sinn oder in Melodie, gewöhnlich in beiden tauget — —

Was von den Sizilianern erzählt wird, die ſpielende Freudigkeit, in der alles zum Liede wird und ohne die nichts ein Lied, die findet ſich faſt dort allein, wo ein Blatt mit Reimen jung und alt erfreut. Als zwei eigentümliche Widerklänge

dieſes Sinns ſind die tiefgefühlten Berglieder der Bayriſchen und Tiroler Alpen zu hören, ſo auch die rein witzigen Lieder, wie ſie zur Zeit des Faſchings in den Tanzkellern der Wiener Vorſtädte umgehen, die kommen und gehen wie die Wünſche, wie die Sorgen der Zeit, ohne der Ewigkeit eingedruckt zu werden.

Vom Tanze verlaſſen in der Sommereinſamkeit, zu einfach anderer Kunſt ſingt der Hirte an den Quellen des Rheins dem ewigen Schnee zu:

Iſt noch ein Menſch auf Erden,
ſo möcht' ich bei ihm ſein.

So klingen die Quellen des Rheins hinunter, dann immer neuen Quellen und Tönen verbunden, vom luſtigen Neckar angerauſcht, ein mächtiger Strom, der von Mainz mit dem weinfröhlichen, ſingenden Main verbunden, nur geſchieden von ihm durch Farbe, doppelſtimmig die vergangene Zeit in heutiger Friſche umſchlingt, eine ſinnreiche Erinnerung für uns. Staunend ſaß ich da unter den luſtigen Zechern im vollen Marktſchiffe, ſah drei wunderlichen Muſikern mit immer neuem Liede zu, jeder ihrer Züge eine alte, ausgeſpielte Saite, jeder ihrer Töne ein ausgebiſſen Trinkglas, ewig hin und zurück geht das Schiff, ihre Wiege, ihr Thron, ſie ſind's, die dieſe arme, wüſte Marktwelt (wie Kraut und Rüben untereinandergeworfen) zu einem wechſelnden, lauten und ſtillen Gedankenchore verbinden, daß neben ihnen die ruhigen, reichern Dörfer wie unerreichbare Sterne und Monden, ohne Sehnſucht, ohne Preis vorüberſchwimmen. Das Wunderbare hat immer einen fremden Übergang, der Zauberſtab unterſcheidet ſich erſt von einem gewöhnlichen Stabe nur durch die Farbe, ſo mag auch dieſe Kunſt uns nur vorbereiten auf jene höhere am Rheine, der, endlich ermüdet vom wechſelnden Reiz, wie das Gold im Sande ſich verliert. Hier zwiſchen den Bergen beim Oſtein leben noch alle die hochherzigen Romanzen, die Herder geſammelt, viel ſchönere noch, die eben nur ſelten gehört werden, weil ſie nur ſelten wahrhaft ſich fügen; ſie ſind in dem Munde der meiſten Schiffer und Weinbauern. Wie die Jacht mit den Reiſenden durch das Waſſer ſchäumt, in jeder Uferkrümmung von den Trümmern der Vorzeit einen Widerhall aufruft, ſo wechſeln die Lieder, und wo ſie ausſteigen:

Der Kuckuck mit ſeinem Schreien
macht fröhlich jedermann,
des Abends fröhlich reihen
die Maidlein wohlgetan,
ſpazieren zu den Brunnen,
bekränzen ſie zur Zeit,
all Volk ſucht Freud' und Blumen,
mit Reiſen fern und weit.

Kennſt du das Land, wo die Zitronen blühen? Italien iſt entdeckt, wo der Wein reift an allen Orten. Und als ich im Mittelländiſchen Meer ſchiffte, der Schiffer ſein Lied ſang auf alles, was uns traf, Windſtille und Seekrankheit, bis ihm der Sturm das Lied von der Lippe blies, da floß der Rhein. Ganz beſonders iſt es aber der Rhein, wenn ſich die Winzer zur ſchönſten aller Ernten im alten Zauberſchloſſe der Giſella nachts verſammeln, da flammt der Herd, die Geſänge ſchallen, der Boden bebt vom Tanz:

Da droben am Hügel,
wo die Nachtigall ſingt,
da tanzt der Einſiedel,
daß die Kutt' in die Höh' ſpringt.

Viele Singweiſen deuten auf einen untergegangenen Tanz, wie die Trümmer des Schloſſes auf eine Zauberformel deuten, die einmal hervortreten wird, wenn ſie getroffen und gelöſt. Durch die luſtige Schar der Winzer zieht dann wohl ein Frankfurter mit der Gitarre, ſie ſammeln ſich um ihn, ſie ſtaunen dem König von Thule, der Becher ſtürzt in den Rhein, der Ernſt ihres Lebens wird ihnen klar, wie wir klar ſehen in wunderbaren Gedanken durch dunkle Nacht. Wo Deutſchland ſich wiedergebiert, wer kann es ſagen; wer es in ſich trägt, der fühlt es mächtig ſich regen.

Die deutſchen Volksbücher

Joſef Goerres

Aus dem Zeitalter, das wir prieſen (dem Mittelalter), ſind die Volksbücher meiſt hervorgegangen; was wir über ſein Weſen ausgeſprochen, gilt auch von ihnen, die ſie Kinder ſind von dieſer Zeit und noch ſtehende Ruinen. Es war die ganze Maſſe der Nation ſo ins Innerſte erregt, daß bis zu den unterſten Klaſſen die Begeiſterung drang, und wenn die große Menge einmal ſchwankend ſich bewegt, dann legen ſich ſo bald nicht die Wellenſchläge wieder; bis heute ſind jene Geſangeswellen dem Volke nicht zergangen, während zu ihrer Schande jene, die ſich die Gelehrten nennen, rein das Andenken verloren hatten an die ganze Zauberwelt, in der ihre Vorfahren gewandelt waren. Und ſo reich war dieſe Welt, daß nicht die Vornehmen bloß reiche, zierliche Kleider zu ihrem Anteil

bekommen hatten und ſchöne, goldgeſtickte Wat, in dem ſie prangen mochten; auch der gemeinſte im Volke erhielt ein weißes, reines Gewand zum Feierkleid, und man muß dem Volke Zeugnis geben, daß es die Gabe wohlbewahrt, ſorgfältig ſie in ſeine Schränke eingeſchloſſen und noch jetzt ihrer an ſeltnen Tagen ſich erfreut; während die höheren Stände alle ihre Pracht ſündlich verſäumt und hingegeben haben, weil ſie, immer nur der Mode frönend, kein Herz für den alten Plunder haben konnten. So hat die alte Zeit, verbannt beim Volke, ſich verbergen müſſen, und das Volk iſt rein auch allein vom Schimpfe der böſen Zeiten geblieben, die ſie verdrängten.

Wollt ihr ſuchen die Verwieſenen, ihr müßt ſie beim Volke ſuchen, wo ſie noch im Leben gehen, und im Staube der Bibliotheken, wo ſie ſchon viele Jahrhunderte Winterſchlaf gehalten haben!

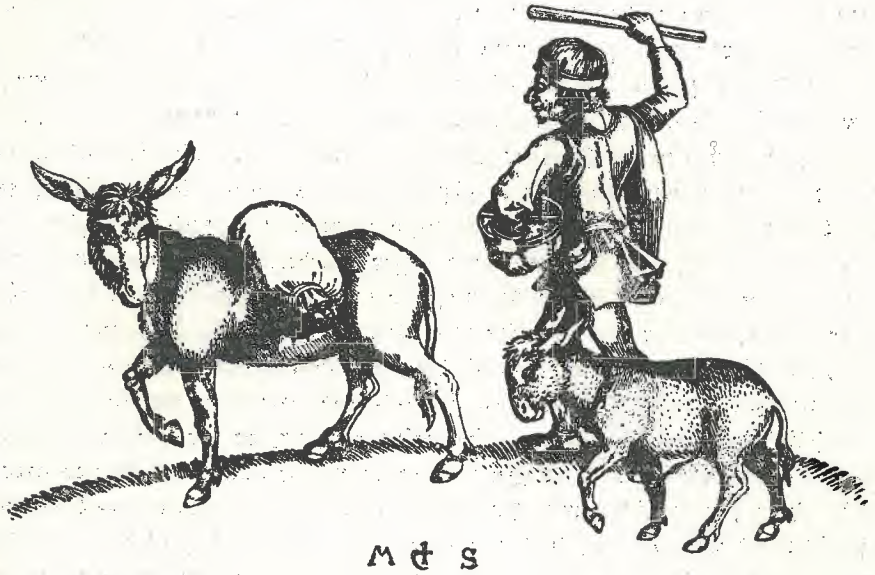
Wecken wir ſie denn aus dem langen Schlummer auf, ſie werden Wunder ſtaunen, in welchem Zuſtand ſie die Enkel finden; die kleine Schamröte mögen wir immerhin über uns ergehen laſſen. Und wenn ſie denn nun wachen, und wenn ſie unſerer ſich angenommen haben: dann, ums Himmels willen! laßt uns das alte Affenſpiel nicht wieder auch mit ihnen treiben und wie Knaben hinter ihnen ziehen und grimaſſierend, voll Affektation und hohlem, taubem Enthuſiasmus ihre Haltung und ihr Gebärdenſpiel und alles ihnen nachſtümpern, daß es ein kläglicher Anblick für Götter und Menſchen iſt. Ernſt und würdig ſind die Geſtalten, zu edel für eine ſolche Mummerei; wenn wir ſie dafür mißbrauchen wollen, dann laſſen wir ſie lieber unten ſchlafen. Nimmer läßt ſich, was eigentümlich einer Zeit und einer Bildungsſtufe iſt, in einer andern unmittelbar objektiv erreichen. Es kann wohl das Genie das Vergangene eben auch zum Objekte ſeiner bildenden Tätigkeit erwählen, es wird alsdann das Weſen des Neuen in die alte Form übertragen, und es entſteht eine halbſchlächtige Natur, die aber immer ihre innerſte Wurzel in der Gegenwart hat. Das aber iſt's nicht, was vorderhand uns not tut, nicht daß wir das Alte umbilden nach uns ſelbſt, wird an uns gefordert, ſondern daß wir uns in etwas nach dem Alten bildeten; daß wir an ihm aus der Zerfloſſenheit uns ſammlten, in der wir zerronnen ſind; daß wir einen Kern in uns ſelbſt geſtalten und einen feſten Widerhalt, damit in uns nicht das eigene Selbſt fernerhin verloren bleibt, das wird uns angemutet. Ernſt ſollen wir und Würde von dieſen ernſten Geſtalten lernen, die uns beide ſo unendlich im Leben fehlen; im Vertrauen auf uns ſelbſt ſollen wir unſere Eigentümlichkeit ausarbeiten, wie ſie die ihrige ausgearbeitet haben, aber wir ſelbſt aus unſerm eignen innern Lebensgrund hervor, nicht wie dummes Blei uns abermal in ihre Formen umgießen laſſen; in unſer Inneres ſollen wir einkehren, und dort, wo's beim Anſchlagen ſo hohl und hölzern klingt, wieder Natur und Innigkeit und gediegne Feſtigkeit zurückrufen; jenes unmäßigen Affengenies ſollen

wir in ihrem Angeſicht uns ſchämen und unſerer leeren Ziererei, unſeres prahleriſchen Renommierens: dann werden auch die Götter gnädig ſein und beſſere Zeiten ſenden.

So iſt denn unſere Zeit, nachdem es Abend vielmal und Morgen geworden, auch geworden, und Gott ſah, daß ſie gut war in ihrer Schlechtigkeit. Kraftlos nicht, aber unendlich betriebſam und verſtändig hat in ihr der Erdgeiſt zwiſchen Gold und Eiſen ſich geteilt; mit dem Stahle wühlt ſie in den eigenen Eingeweiden nach dem Bezoar, der ſie heilen ſoll; denn Leichenbläſſe liegt auf ihrem Angeſicht, und Krämpfe durchzucken ihr Gebein; wie ſollte ſie Geſang und Saitenſpiel da mögen! Und es iſt rührend, wie immer noch nicht die Sänger weichen wollen; alles Laub iſt gelb geworden, jeder Windhauch löſt mehr und mehr der dürren verſpäteten Blätter ab, und ſie fallen langſam traurig zu den andern Leichen nieder; immer aber ſitzen jene noch auf den kahlen Zweigen und ſingen unverdroſſen fort und hoffen, harren, klagen, und immer tiefer ſinkt die Sonne, länger weilt nach jedem Tag die Nacht, und die kalten dunkeln Mächte greifen immer tiefer in das Leben ein. Fliegt nach ihren Städten, laßt euch haſchen, ſingt im Käfig, ſie ſtreuen euch dafür euer Winterfutter. Nachdem wir viel Hoffart und Übermut getrieben, nachdem wir in Opium unſeres Lebens innern Stoff verſoffen, iſt die Zeit der elegiſchen Stimmung nun gekommen, und wir werden viel tun in der Gattung, ohne daß es irgend beſſer würde. Aber das werden wir gewonnen haben, daß wir in der Zerknirſchung wieder achten lernen die Geiſter und die Zeiten, die vor uns geweſen, die auch geſtritten und getrachtet und gekämpft, und die uns unter andern auch die Ehre zum Erbteil hinterlaſſen haben, die uns verkommen iſt. Wir ſtanden ſo hoch und waren in unſerer Höhe von Wonneſeligkeit ſo trunken; es war eine geſegnete Zeit, an der alle vorhergegangenen Jahrhunderte keuchend trugen wie Atlas an der Himmelskugel; es war ſo dunkel, ach ſo fürchterlich dunkel hinter uns in dieſem Mittelalter, und um uns her ſo licht und unausſprechlich klar; es war ein ſo ſtolzes Gefühl, mit den Überbleibſeln dieſer barbariſchen Zeit unſer eigen Werk zu vergleichen und das kindiſche Lallen der rohen ungeſchliffenen Naturmenſchen anzuhören, und wie ſie ſchwer und mit gebundenen Füßen nach der Schönheit gingen, die unſere Journale in kinderleichtem Spiel wegpflücken; wir wußten alles und aus allen Zeiten beſſer und dauerhafter in unſerem eigenen Vaterlande zu vollenden und konnten unſern poetiſchen Staat zum geſchloſſenen Staate machen: da kam der Widerſacher und verſuchte uns, das war ein greuelvoller Anblick, der uns verſinken machte, und wir ſchielen nun nach dem Himmel hin, ob der ſich nicht erbarmen möchte. So iſt die Hoffart zu Fall gekommen, und ſo wird's ewig ſein, bläht euch, treibt euch hohl von innen auf, ihr gewinnt an Breite wohl, aber alle Ge-

diegenheit ist hin, und ein Spott der Winde schwankt ihr ängstlich da; reißt gewaltsam aus dem Leben euch heraus, es wird euch verlassen, wenn es am nötigsten euch täte, und wenn ihr eben gerüstet steht zum Kampfe um alles und um eure Existenz, dann wird der fatale Schwindel kommen, und ihr seid impotent und lahm.

So wäre es daher verständig wohl, nicht ferner mehr so sehr zu pochen auf das, was wir geleistet, und bei unsern Vätern anzufragen, daß sie in unserer Misere uns ihren Geist nicht vorenthalten und uns erquicken in unserer Not, mit dem, was Gutes und Schönes sie gebildet; sie sind immer die Nächsten uns und werden es uns nicht entgelten lassen, was wir in den Tagen des Stolzes gegen sie verbrochen haben.



M & S

Von deutscher Kunst

Poeſie — Leidenſchaft

Johann Georg Hamann

icht Leier! — Noch Pinſel! — Eine Wurfſchaufel für meine Muſe, die Tenne heiliger Literatur zu fegen! — Poeſie iſt die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker; Malerei als Schrift; Geſang — als Deklamation; Gleichniſſe — als Schlüſſe; Tauſch — als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unſerer Urahnen; und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillſchweigen des Nachſinnens oder Erſtaunens ſaßen ſie; — und taten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen.

Sinne und Leidenſchaften reden und verſtehen nichts als Bilder. In Bildern beſteht der ganze Schatz menſchlicher Erkenntnis und Glückſeligkeit. Der erſte Ausbruch der Schöpfung und der erſte Eindruck ihres Geſchichtſchreibers; — — die erſte Erſcheinung und der erſte Genuß der Natur vereinigen ſich in dem Worte: Es werde Licht! Hiermit fängt ſich die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an. —

Rede, daß ich dich ſehe! — — Dieſer Wunſch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur iſt; denn ein Tag ſagt's dem andern, und eine Nacht tut's kund der andern. Ihre Loſung läuft über jedes Klima bis an der Welt Ende, und in jeder Mundart hört man ihre Stimme. —

Reden iſt überſetzen — aus einer Engelſprache in eine Menſchenſprache, das heißt Gedanken in Worte — Sachen in Namen, Bilder in Zeichen.

Man kann allerdings ein Menſch ſein, ohne daß man nötig hat, ein Autor zu werden. Wer aber guten Freunden zumutet, daß ſie den Schriftſteller ohne den Menſchen denken ſollen, iſt mehr zu dichteriſchen als philoſophiſchen Abſtraktionen aufgelegt. Wagt euch alſo nicht in die Metaphyſik der ſchönen Künſte, ohne in den Orgien und Eleuſiniſchen Geheimniſſen vollendet zu ſein. Die Sinne aber ſind Ceres, und Bacchus die Leidenſchaften; — alte Pflegeeltern der ſchönen Natur.

Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenſchaften. Wer ihre Werkzeuge verſtümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? Wenn eine einzige Wahrheit gleich der Sonne herrſcht, das iſt Tag. Seht ihr anſtatt dieſer einzigen ſo viel als Sand am Ufer des Meeres, hiernächſt ein klein Licht, das jenes ganze Sonnenheer an Glanz übertrifft, das iſt eine Nacht, in die ſich Poeten und Diebe verlieben. — —

Alle Farben der ſchönſten Welt verbleichen, ſobald ihr jenes Licht, die Erſtgeburt der Schöpfung, erſtickt. Iſt der Bauch euer Gott, ſo ſtehen ſelbſt die Haare

eures Hauptes unter ſeiner Vormundſchaft. Jede Kreatur wird wechſelsweiſe euer Schlachtopfer und euer Götze. Wider ihren Willen — aber auf Hoffnung — unterworfen, ſeufzet ſie unter dem Dienſt oder über die Eitelkeit; ſie tut ihr Beſtes, euer Tyrannei zu entwiſchen, und ſehnt ſich unter den brünſtigſten Umarmungen nach derjenigen Freiheit, womit die Tiere Adam huldigten, da Gott ſie zu dem Menſchen brachte, daß er ſähe, wie er ſie nennte, denn wie der Menſch ſie nennen würde, ſo ſollten ſie heißen.

Dieſe Analogie des Menſchen zum Schöpfer erteilt allen Kreaturen ihr Gehalt und ihr Gepräge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängt. Je lebhafter dieſe Idee, das Ebenbild des unſichtbaren Gottes, in unſerm Gemüt iſt, deſto fähiger ſind wir, ſeine Leutſeligkeit in den Geſchöpfen zu ſehen und zu ſchmecken, zu beſchauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in dem Menſchen iſt nicht nur ein Andenken, ſondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: Wer der Herr iſt. Jede Gegenwirkung des Menſchen in die Kreatur iſt Brief und Siegel von unſerm Anteil an der Göttlichen Natur, und daß wir ſeines Geſchlechts ſind... Wenn die Leidenſchaften Glieder der Unehre ſind, hören ſie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu ſein? Verſteht ihr den Buchſtaben der Vernunft klüger als jener allegoriſche Kämmerer der alexandriniſchen Kirche (Origines), der ſich ſelbſt zum Verſchnittenen machte um des Himmelreichs willen? —

Leidenſchaft allein gibt Abſtraktionen ſowohl als Hypotheſen Hände, Füße, Flügel — Bildern und Zeichen Geiſt, Leben und Zunge. — — Wo ſind ſchnellere Schlüſſe? — Wo wird der rollende Donner der Beredſamkeit erzeugt und ſein Geſelle — der einſilbige Blitz!

Warum ſoll ich Ihnen, nach Stand, Ehr und Würden unwiſſende Leſer, ein Wort durch unendliche umſchreiben, da Sie die Erſcheinungen der Leidenſchaften allenthalben in der menſchlichen Geſellſchaft ſelbſt beobachten können; wie alles, was noch ſo entfernt iſt, ein Gemüt im Affekt mit einer beſonderen Richtung trifft; wie jede einzelne Empfindung ſich über den ganzen Umkreis aller äußeren Gegenſtände verbreitet; wie wir die allgemeinen Fälle durch eine perſönliche Anwendung uns zuzueignen wiſſen und jeden einheimiſchen Umſtand zum öffentlichen Schauſpiele Himmels und der Erden ausbrüten. — Jede individuelle Wahrheit wächſt zur Grundfläche eines Plans... und ein Plan, geraumer als das Hemiſphär, erhält die Spitze eines Sehpunkts. — — Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung; — die Empfängnis und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke; — die Arbeit und Ruhe des Weiſen, ſein Troſt und ſein Ekel daran, liegen im fruchtbaren Schoße der Leidenſchaften vor unſern Sinnen vergraben.

Rembrandt / Chriſtus die Kranken heilend (Hundertguldenblatt)

Rembrandt / Die drei Kreuze

Die Blütezeiten der deutſchen Literatur

Wilhelm Scherer

an pflegt zwei Blütezeiten unſerer Literatur anzunehmen. Vermutlich aber hat es drei gegeben. Aus der erſten beſitzen wir allerdings nur ein Bruchſtück eines einzigen Liedes; aber verlorene Gedichte ſind ebenſo wichtig wie erhaltene, wenn man ihre Exiſtenz beweiſen und ihre Nachwirkungen feſtſtellen kann. Jene erſte Blütezeit war ſo erfindungsreich wie keine folgende; ſie hat Geſtalten geſchaffen, welche aus den tiefſten Kreiſen der ſittlichen Welt ihren Lebensatem ziehen und uns genau bekannt ſind, obgleich wir die Lieder, in denen ſie zuerſt erſchienen, niemals wiederfinden werden. Aber kann es einen ſtärkeren Beweis von der ſchöpferiſchen Macht des Wortes geben, als wenn dichteriſche Gebilde ohne ſchriftliche Fixierung und doch weſentlich unverändert fortleben, ja wenn ſie für lange Zeiten verſchwunden ſcheinen, um nachher doch wieder aufzuleben und abermals die Herzen des Volkes zu gewinnen? Die Poeſien jener erſten Blütezeit haben im 12. und 13. Jahrhundert mit bedeutenden Veränderungen der Form, mit geringen des Gehaltes, von neuem ihren Platz in unſerer Literatur eingenommen: das Nibelungenlied, die Gudrun, Hug- und Wolfdietrich, kurz die epiſchen Gedichte, deren Stoff wir als die deutſche Heldenſage bezeichnen.

Der große Umriß unſerer Literaturgeſchichte bekommt eine außerordentliche Klarheit, wenn man ſich gegenwärtig hält, daß ſie drei Höhepunkte erklommen hat, welche ungefähr je 600 Jahre voneinander abſtehen.

Um das Jahr 600 nach Chriſti Geburt — es ſei geſtattet, eine ſolche beſtimmte Zahl zu nennen, welche nur ganz ungefähr zu nehmen iſt —, um das Jahr 600 alſo, nachdem die gewaltige Umwälzung Europas vollzogen iſt, die Germanen auf die Völkerwanderung zurückblicken und zugleich die geiſtige Macht des beſiegten Römertums fühlen, erlebt das germaniſche Nationalepos ſeine Blüte. Glücklicher als die Deutſchen, beſitzen die Engländer in ihrem Beowulf ein ſchönes und wohlerhaltenes Probeſtück deſſen, was germaniſche Dichtkunſt damals vermochte.

Um das Jahr 1200 kommen, wie geſagt, jene in der Zwiſchenzeit halbvergeſſenen Stoffe der Heldenſage wieder in Aufnahme, und die uns bekannten Gedichte von den Nibelungen und von Gudrun entſtehen. Zugleich aber wirken Epiker und Lyriker vom erſten Range, Wolfram von Eſchenbach, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide, deren künſtleriſche Bildung zum Teil wenigſtens auf franzöſiſchen Muſtern beruht.

Um das Jahr 1800 beſitzt Deutſchland ſeinen Goethe, ſeinen Schiller, deren dichteriſche und gelehrte Genoſſen und Nachfolger, welche die Bildungszuflüſſe aus franzöſiſchen, engliſchen, antiken und älteren einheimiſchen Quellen in ſich vereinigen, läutern und dem nationalen Leben zuführen. Und wieder ſtehen die alten Heldenlieder auf: die Nibelungen erlangen neuen Ruhm; neue Poeten ergreifen den Stoff, und die Brüder Grimm werden die Führer einer neuen Wiſſenſchaft, welche die entſchwundenen Schöpfungen der Vorzeit mit ſorglicher Hand für die Gegenwart zu retten ſucht.

Wenn wir von Höhepunkten der Entwicklung ſprechen, ſo ſetzt dies voraus, daß ein Streben zu dieſen Punkten hin, ein Emporſteigen und nachher ein Herabſinken ſtattfinde. Die Höhepunkte ſind gleichſam Wellenberge, und den Wellenbergen müſſen Wellentäler entſprechen. Der tiefſte Stand der deutſchen Literatur, ſoweit wir ihren Verlauf beobachten können, fällt in das 10. und 16. Jahrhundert. Da iſt unſere dichteriſche Bildung am geringſten, die Poeſie verſchwindet von der Tagesordnung, ſie iſt keine allgemeine Angelegenheit des Volkes, ſie wird zu einem Agitationsmittel, zu einem Werkzeuge praktiſcher Tendenzen oder zu einem Mittel roheſter Unterhaltung. Sie iſt nicht ohne produktives Vermögen in bezug auf die Erfindung, ſie verbraucht maſſenhaften Stoff und ſchafft einzelne moraliſche Typen, meiſt Reſultate des Haſſes oder Scherzes, oft von großartigem Wurfe; aber es fehlt ihr der Zauber der Form; ſie iſt zu flüchtig, zu gleichgültig gegen äußere Schönheit; ſie mag ſich nicht vertiefen, um auszubilden und zu verfeinern; ſie überliefert das Beſte, was ſie hat, einem glücklicheren Geſchlecht als geſtaltloſen Stoff.

Wiederum ſtehen die Zeiten des tiefſten Verfalls um 600 Jahre voneinander ab. Der Gang unſerer Literaturgeſchichte läßt ſich daher auf ein merkwürdig einfaches Schema bringen: drei große Wellen, Berg und Tal, in regelmäßiger Abfolge.

Ach, nur zu regelmäßig! Wertvolle Errungenſchaften, kaum gewonnen, gehen regelmäßig wieder verloren, und wir müſſen von vorn anfangen. Das 9. Jahrhundert liefert gute geiſtliche Epen, die geiſtliche Poeſie des 12. Jahrhunderts weiß nichts mehr davon. Die Formvollendung des 13. Jahrhunderts iſt ſchon im 15. wie weggeblaſen; aus der grauenhaften Roheit des 16. kämpfen ſich talentloſe Dichter langſam wieder zu einer anſtändigen Sprache und einem gebildeten Verſe durch. Wir ſelbſt fühlen unmittelbar, wie die Nation aus den Idealen herauszuwachſen droht, welche zu Goethes Zeit unſeren Stolz und unſere Größe ausmachten. Andere Völker ſind darin glücklicher und wiſſen ihre literariſche Tradition beſſer zu wahren. Sie verſtehen es, die äſthetiſche Bildung gleichſam in große Kapitalien zu vereinigen, welche ſorgfältig beiſammengehalten und als Fideikommiſſe auf künftige Generationen vererbt werden. In Deutſchland verſchwinden große Vermögen ſehr raſch; das Reſultat iſt nicht allgemeine Wohlhabenheit, ſondern allgemeine Armut. Und aus bitterer Not müſſen ſich dann

ſtrebende Menſchen wieder mühſam herausarbeiten. Was wir darin leiſten, iſt wahrhaft ſtaunenswert. Wie die deutſche Literatur im 18. Jahrhundert ſich aus dem Unvermögen plötzlich zur höchſten Höhe ſchwingt, das iſt ein Phänomen, welches auf dem geiſtigen Gebiete kaum ſeinesgleichen hat, auf dem politiſchen nur mit den Taten gewaltiger Eroberer wie Alexanders des Großen verglichen werden kann. Aber das Reich, welches Leſſing und Goethe gründeten, war ebenſowenig von Dauer wie das Reich des Königs der Mazedonier.

Maßloſigkeit ſcheint der Fluch unſerer geiſtigen Entwicklung. Wir fliegen hoch und ſinken um ſo tiefer. Wir gleichen jenem Germanen, der im Würfelſpiel all ſein Beſitztum verloren hat und auf den letzten Wurf ſeine eigene Freiheit ſetzt und auch die verliert und ſich willig als Sklave verkaufen läßt. „So groß“ — fügt Tacitus, der es erzählt, hinzu — „iſt ſelbſt in ſchlechter Sache die germaniſche Hartnäckigkeit; ſie ſelbſt nennen es Treue.“

Treue! Hartnäckigkeit im Guten wie im Schlimmen! Vielleicht gibt es keinen Begriff, der für uns charakteriſtiſcher wäre. Wohl ſind wir unſeren Idealen treu, ſolange ſie uns beherrſchen; aber zuweilen verſpielen wir die Freiheit, und dann bekommen wir einen anderen Herrn. Der Schönheit haben wir nicht oft und nie lange gedient; aber es iſt kein Zweifel, daß uns ihr Dienſt ſtets ſittlich gehoben hat.

In der zweiten wie in der dritten Blüteperiode gewahren wir ein freies Umherblicken, das alle Vorurteile überwindet und im Adel der Seele das wahre Glück des Menſchen ſucht. Unabhängig von politiſchen Entzweiungen wächſt die Achtung auswärtiger Nationen; zwar ſucht ein patriotiſches Streben mit ihnen zu wetteifern und ſie zu überbieten, vor allem aber von ihnen zu lernen; man iſt großherzig genug, um nicht die Anerkennung der Fremden für eine Sünde gegen den Nationalſtolz zu halten, und ſo kommt uns der ausgebildetere romaniſche Formſinn zu Hilfe, läutert unſeren Geſchmack, verlockt uns zur Nachahmung, und, indem er uns zu unterwerfen ſchien, hat er uns ſelbſtändig gemacht.

Mit der Toleranz der Nationalitäten geht die Toleranz der Religionen Hand in Hand. Und werden wir duldſamer im ſittlichen Urteil, ſo herrſcht dafür ein feineres Gefühl von Ehre und leitet zu edler Menſchlichkeit. Der Starke mißbraucht nicht ſeine Übermacht, um den Schwachen zu ſchädigen, der Sieger achtet den unterlegenen Feind; dem Armen kommt Mitleid entgegen, dem Kranken willige Pflege; die grauſamen Regungen des Egoismus ſind zurückgedrängt; der Mächtige will nicht Furcht einjagen, ſondern Liebe gewinnen; der Wunſch, in heitere, zufriedene, dankbare Geſichter zu ſchauen, beſeelt viele Menſchen und gibt ihnen ſchöne Taten ein, und die Huldigungen zu empfangen, womit man der Liebenswürdigkeit den Weg beſtreut, erregt höhere Luſt als über die Köpfe von zitternden Sklaven dahinzuſchreiten. Das Individuum iſt von ſtarkem Selbſtgefühle geſchwellt, aber dieſes entſpringt aus dem Bewußtſein eines reinen Wollens. Den niedrigen Leidenſchaften iſt in guter Geſellſchaft Schweigen auferlegt.

Den Frauen bringt man einen geläuterten Enthuſiasmus, ja einen wahren Kultus entgegen. „Ehret die Frauen!“ mahnt Schiller, und Walther von der Vogelweide ſingt: „Durchſüßet und geblümet ſind die reinen Frauen; nichts gleicht der Wonne, ſie zu ſchauen, nichts in Lüften noch auf Erden noch in allen Auen.“

Die Frauen ſelbſt bilden ihr beſonderes Weſen mit Sorgfalt aus. Sie ſuchen nicht ihre Schwäche in einen blinkenden Panzer zu ſtecken, um ſie für Kraft auszugeben, aber ſie weben das feine, unzerreißbare Netz, worin ſich die Kraft wohl fangen läßt. Sie treten nicht an die Öffentlichkeit, um ins Allgemeine zu wirken, aber ſie wirken auf den Mann und durch ihn auf die Welt. Ihr Lächeln lohnt dem Tapferen, dem Gewandten, dem Schönredenden, dem Dichter. Sie ſind der Hort der guten Sitte, ſie verlangen maßvolle Haltung und gebildete Form. In ihrem Dienſte wendet ſich Poeſie vorzugsweiſe dem Seelenleben zu und leiſtet in Epos, Roman, Lyrik das Beſte

Über die deutſche Literatur

Friedrich der Große

(Auszug aus der Abhandlung von 1780)

Werfen wir einen Blick auf unſer Vaterland! Ich höre da eine Sprache reden, die jedes Reizes ermangelt und die jeder nach ſeiner Laune handhabt: ich höre wahllos gebrauchte Ausdrücke; man vernachläſſigt die paſſendſten und ausdrucksvollſten Worte, und der Sinn geht in einem Meer von Nebenſachen unter. Ich ſuche eifrig unſern Homer, Virgil, Anakreon, Demoſthenes, Cicero, Thucydides, Titus Livius zu entdecken; ich finde nichts; meine Mühe iſt verloren. Seien wir doch aufrichtig und geſtehen wir geradeaus, daß bisher die ſchönen Wiſſenſchaften auf unſerm Boden nicht gediehen ſind! Deutſchland hat Philoſophen gehabt, die den Vergleich mit den antiken aushalten, ja die ſie ſogar auf mehr als einem Gebiet übertroffen haben; ich behalte mir vor, ſie in der Folge zu erwähnen. In bezug auf die ſchönen Wiſſenſchaften aber müſſen wir unſere Armut zugeſtehn. Alles, was ich zugeben kann, ohne mich zu einem faden Schmeichler meiner Volksgenoſſen zu machen, iſt das, daß wir in der kleinen Gattung der Fabeln einen Gellert beſeſſen haben, der ſich an die Seite von Phädrus und Äſop ſtellen kann; die Dichtungen von Canitz ſind erträglich, nicht in bezug auf den Stil, ſondern mehr dadurch, daß er Horaz ſchwach nachahmt. Ich will auch die Idyllen von Geßner nicht übergehn, die einige Anhänger finden.

Immerhin muß man mir geſtatten, ihnen die Werke eines Catull, Tibull und Properz vorzuziehen...

Ich habe ſchon geſagt, man muß mit der Vervollkommnung der Sprache beginnen: Sie hat es nötig, gefeilt, gehobelt und durch geſchickte Hände gehandhabt zu werden. Klarheit iſt die erſte Regel, die ſich die vorſchreiben müſſen, die reden und ſchreiben, weil es ſich darum handelt, ſeine Gedanken zu malen und ſeine Ideen durch Worte auszudrücken. Wozu dienen die richtigſten, ſchärfſten, glänzendſten Gedanken, wenn man ſie nicht verſtändlich macht? Viele unſrer Schriftſteller gefallen ſich in einem verworrenen Stil, ſie häufen Parentheſe über Parentheſe, und oft findet man erſt am Ende einer ganzen Seite das Wort, von dem der Sinn des ganzen Satzes abhängt; nichts verdunkelt mehr die Konſtruktion. Sie ſind träge, ſtatt ausführlich zu ſein, und man würde leichter das Rätſel der Sphinx als ihren Gedankengang erraten...

Das gilt in demſelben Maße von der Exaktheit der bildlichen Ausdrücke; denn ich erinnere mich in meiner Jugend in einem Widmungsbriefe eines Profeſſors Heineccius an eine Königin dieſe ſchönen Worte geleſen zu haben: „Ihro Majeſtät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jetzigen Zeit.“ Kann man etwas Schlechteres ſagen? Warum ein Karfunkel? Hat die Zeit einen Finger? Wenn man ſie abbildet, malt man ſie mit Flügeln, weil ſie ohne Aufenthalt dahineilt, mit einer Waſſeruhr, weil die Stunden ſie einteilen, und man gibt ihr eine Sichel in die Hand, um anzudeuten, daß ſie alles, was beſteht, abmäht oder zerſtört. Wenn Profeſſoren ſich in einem ſo niedrigen und lächerlichen Stil ausdrücken, was ſoll man von ihren Schülern erwarten?...

Noch einen Fehler darf ich nicht übergehn, den niedriger und trivialer Vergleiche, die der Redeweiſe des Volkes entlehnt ſind. So drückte ſich zum Beiſpiel ein Dichter, der ſeine Werke ich weiß nicht welchem Beſchützer widmete, folgendermaßen aus: „Schieß, großer Gönner, ſchieß deine Strahlen armdick auf deinen Knecht hernieder.“ Was ſoll man zu dieſen armdicken Strahlen ſagen? Hätte man dieſem Dichter nicht ſagen müſſen: „Guter Freund, lerne erſt denken, ehe du dich ans Schriftſtellern machſt?“ Ahmen wir doch nicht den Armen nach, die für reich gelten wollen; geben wir doch unſere Armut gutwillig zu! Möge uns das vielmehr dazu ermutigen, durch unſere Bemühungen die Schätze der Literatur zu gewinnen, deren Beſitz den Ruhm der Nation vollſtändig machen wird!...

Um ſich davon zu überzeugen, wie wenig Geſchmack noch in unſrer Zeit in Deutſchland herrſcht, muß man ſich nur in unſre öffentlichen Schauſpielhäuſer begeben. Man wird dort die in unſre Sprache überſetzten erbärmlichen Stücke Shakeſpeares aufführen und die ganze Zuhörerſchaft vor Freuden außer ſich ſehen, wenn ſie dieſe lächerlichen Poſſen anhört, die würdig der Wilden von Kanada ſind. Ich nenne ſie ſo, weil ſie gegen alle Regeln des Theaters verſtoßen. Dieſe Regeln ſind nicht willkürlich; ſie finden ſich in der Poetik von Ariſtoteles, wo die Einheit des Orts, die Einheit der Zeit und die Einheit des Intereſſes als

einzige Mittel, die Trauerſpiele intereſſant zu machen, vorgeſchrieben werden; ſtatt deſſen umfaßt in dieſen engliſchen Stücken das Schauſpiel den Zeitraum von einigen Jahren. Wo iſt da die Wahrſcheinlichkeit? Da erſcheinen Laſtträger und Totengräber und halten Reden, die ihrer würdig ſind; dann kommen Fürſten und Könige. Wie kann dieſe bizarre Miſchung von Niedrigkeit und Größe, von Poſſenreißerei und Tragik rühren und gefallen? Man kann Shakeſpeare dieſe ſeltſamen Verirrungen verzeihen; denn die Geburt der Künſte iſt niemals der Zeitpunkt ihrer Reife. Aber da erſcheint jetzt noch ein „Götz von Berlichingen“ auf der Bühne, eine abſcheuliche Nachahmung dieſer ſchlechten engliſchen Stücke; und das Parterre applaudiert und verlangt mit Begeiſterung die Wiederholung ſolcher geſchmackloſen Plattheiten. Ich weiß, daß man über den Geſchmack nicht ſtreiten ſoll; doch muß man mir erlauben zu ſagen, daß diejenigen, die ebenſoviel Vergnügen an Seiltänzern und Puppenſpielen finden wie an den Tragödien Racines, nur die Zeit totſchlagen wollen; ſie ziehen das, was zu ihren Augen ſpricht, dem vor, was zu ihrem Geiſte ſpricht, und das, was nur eine Schauſtellung iſt, dem, was das Herz rührt...

Es iſt noch nicht lange her, daß die Männer der Wiſſenſchaft die Kühnheit gehabt haben, in ihrer Mutterſprache zu ſchreiben, und daß ſie nicht mehr erröten, Deutſche zu ſein. Man weiß, daß vor noch nicht langer Zeit das erſte bekannte Wörterbuch der deutſchen Sprache erſchienen iſt. Ich erröte darüber, daß ein ſo nützliches Werk mir nicht um ein Jahrhundert vorausgegangen iſt. Indeſſen fängt man jetzt an wahrzunehmen, daß ſich eine Umwandlung der Geiſter vorbereitet, der nationale Ruhm macht ſich vernehmlich, man wetteifert, ſich zur Höhe ſeiner Nachbarn zu erheben, und will ſich den Weg zum Parnaß wie den zum Nachruhm bahnen...

Um endlich nichts zu übergehn, was unſre Fortſchritte verzögert hat, füge ich noch hinzu den geringen Gebrauch, den man an den meiſten deutſchen Höfen von der deutſchen Sprache gemacht hat. Unter der Regierung des Kaiſers Joſeph ſprach man in Wien nur italieniſch; das Spaniſche herrſchte unter Karl IV. vor; und während der Herrſchaft Franz I., eines geborenen Lothringers, ſprach man an ſeinem Hofe ungezwungener franzöſiſch als deutſch, und ſo war es auch an den Höfen der Kurfürſten. Was war wohl der Grund davon? Ich wiederhole, die ſpaniſche Sprache, die italieniſche und die franzöſiſche waren feſtſtehende Sprachen, und die unſere war es nicht. Aber tröſten wir uns: in Frankreich iſt es ebenſo gegangen. Unter Franz I., Karl IX., Heinrich III. ſprach man in der guten Geſellſchaft mehr ſpaniſch und italieniſch als franzöſiſch: und die nationale Sprache kam erſt in Aufnahme, nachdem ſie geglättet, klar, elegant wurde und nachdem eine große Menge klaſſiſcher Bücher ſie durch ihre bilderreichen Ausdrücke verſchönert und zu gleicher Zeit ihre grammatiſche Grundlinie feſtgelegt hatte. Unter der Regierung Ludwigs XIV. verbreitete ſich das Franzöſiſche in ganz Europa, und das teilweiſe aus Vorliebe für die guten Autoren, die damals in

der Blüte ſtanden, auch wegen der guten Überſetzung der Alten, die man hier vorfand. Und jetzt iſt dieſe Sprache ein Paſſepartout geworden, der einen in alle Häuſer und in alle Städte einführt. Man reiſe von Liſſabon nach Petersburg und von Stockholm nach Neapel, überall kann man ſich mit Franzöſiſch verſtändlich machen. Durch dieſes einzige Idiom erſpart man ſich eine Menge von Sprachen, die man können müßte, die das Gedächtnis mit Worten überladen würden, an deren Stelle man es mit Dingen füllen kann, was weit mehr vorzuziehen iſt.

Das ſind die verſchiedenen Hinderniſſe, die uns nicht erlaubten, ebenſo raſch voranzukommen wie unſere Nachbarn. Jedoch überholen die, die als die letzten marſchieren, manchmal ihre Vorgänger; das könnte ſich bei uns raſcher, als man glaubt, ereignen, wenn die Souveräne Geſchmack an den Wiſſenſchaften gewinnen, wenn ſie diejenigen aufmuntern, die ſich die Sache angelegen ſein laſſen, wenn ſie diejenigen loben und belohnen, die den beſten Erfolg haben: wenn wir Mediceis hätten, würden wir auch Genies aufſtehen ſehen. Ein Auguſtus bringt auch einen Virgil hervor. Wir werden unſre klaſſiſchen Schriftſteller haben; jeder wird ſie leſen, um davon Nutzen zu haben; unſre Nachbarn werden deutſch lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen ſprechen; und es kann kommen, daß unſre fein und vollendet gewordene Sprache ſich aus Vorliebe für unſre guten Schriftſteller von einem Ende Europas bis zum andern verbreitet. Dieſe ſchönen Tage unſrer Literatur ſind noch nicht gekommen, aber ſie nahen ſich. Ich kündige ſie an, ſie ſind im Begriffe zu erſcheinen; ich werde ſie nicht ſehen, mein Alter verbietet mir die Hoffnung. Ich bin wie Moſes: ich ſehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten...

Über die deutſche Sprache und Literatur

Juſtus Möſer

(aus Anlaß der Schrift Friedrichs des Großen)

Edler, lieber Freund!

Es liegt völlig in dem großen Plane Ihres Königs, daß er nun auch einen Blick auf unſere deutſche Literatur geworfen hat. Nachdem er ſich an die vierzig Jahre damit beſchäftigt, ſeinem Staatskörper Stärke und Fertigkeiten zu geben, und ihn gelehrt hatte, die größten Bewegungen mit der leichteſten Mühe zu machen, ſo wagte er es, in ſeinem Werke über die Vaterlandsliebe* dieſer Maſchine ein Herz und eine Seele zu geben; und wie dieſe Schöpfung vorüber iſt,

* Lettres sur l'amour de la patrie ou correspondance d'Anapistémon et de Philopatros (1779).

kömmt er nun endlich auch zu den Wiſſenſchaften, welche den Putz dieſes zu allen Verrichtungen fähigen Körpers beſorgen ſollen. Andere Fürſten haben mit den letzteren, weil ſie mehr in die Augen ſpielen, angefangen oder, wo ſie ſich zuerſt mit der Organiſation ihres Staats befaſſet haben, dieſe ſo geſchwind und gewaltſam betrieben, daß die beſten Hebel darüber zerſprungen ſind. Er aber, ungeachtet er früh die Muſen liebte und von ihnen wieder geliebt wurde, hat ſich als ein weiſer Hausvater lange bei dem Notwendigen und Nützlichen verweilet und den Putz nicht eher ſeiner Aufmerkſamkeit wert geſchätzt, als es die natürliche Ordnung erforderte.

Allein dieſes ſcheint mir nicht in ſeinem Plane zu liegen, daß wir bei den Griechen, Lateinern und Franzoſen zu Markte gehen und dasjenige von Fremden borgen oder kaufen ſollen, was wir ſelbſt daheim haben können. Hier vermiſſe ich den Hausvater, und Sie haben, meiner Meinung nach, recht zu fragen, ob wir nicht ſelbſt unſere Eichen alſo ziehen können, daß ſie den härteſten, höchſten und reinſten Stamm geben, ihre Krone hoch empor tragen und ſo wenig in den Äſten ſohren (verdorren) als vom Mooſe bekümmert werden, oder ob wir ſolche von einem franzöſiſchen Kunſtgärtner zuſtutzen und aufſchnitzeln und unſere Wälder in einen regulären Sternbuſch verwandeln laſſen ſollen. Mit andern Worten: ob wir nicht beſſer tun, unſre Götze von Berlichingen, ſo wie es die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eignen Vollkommenheit aufzuziehen als ganz zu verwerfen oder ſie mit allen Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren.

Indes bleibt es doch immer eine wichtige Frage, ob wir wirklich eigne Gewächſe haben, die eine Kultur verdienen und ob unſre Art der Kultur der fremden vorzuziehen ſei. Hieran hat der König natürlicherweiſe gezweifelt, weil er ſonſt ganz gewiß das Einheimiſche dem Auswärtigen vorgezogen haben würde, und hier bin ich in der Tat verlegener als Sie wohl glauben, ungeachtet ich die veredelten Stauden unſers Bodens mehr als einmal vor mir aufgeſtellet und betrachtet habe.

Jedoch dieſes beiſeite und immer vorausgeſetzt, daß unſer Klima ſo gut als andre ſeine eignen Früchte habe, die zu unſern Bedürfniſſen wie zu unſerm Vergnügen vorzüglich beſtimmet ſind, ſo dünkt mich, daß wir allemal am ſicherſten handeln, ſolche ſo gut als möglich zu erzielen, und wenn wir dieſen Zweck erhalten, ſo müſſen ſie auch in dieſer Art ſchön und groß werden; denn alles in der Welt iſt doch nur relativ ſchön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von dem Könige ſo ſehr heruntergeſetzte Stück Götz von Berlichingen iſt immer ein edles und ſchönes Produkt unſers Bodens; es hat recht vielen geſchmeckt, und ich ſehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen ſollen; die höchſte Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles, was der König daran auszuſetzen hat, beſteht darin, daß es eine Frucht ſei, die ihm den Gaumen zuſammengezogen habe und welche er auf ſeiner Tafel

nicht verlange. Aber das entſcheidet ihren Wert noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt ſind, wird hoffentlich in unſerm Vaterlande eine geringe Zahl ſein, und wenn von einem Volksſtücke die Rede iſt, ſo muß man den Geſchmack der Hofleute beiſeiteſetzen.

Die wahre Urſache, warum Deutſchland nach den Zeiten der Minneſinger wieder verſunken oder ſolange in der Kultur ſeiner Sprache und der ſchönen Wiſſenſchaft überhaupt zurückgeblieben iſt, ſcheinet mir hauptſächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateiniſch gelehrten Männern erzogen ſind, die unſre einheimiſchen Früchte verachteten und lieber italieniſche oder franzöſiſche von mittelmäßiger Güte ziehen, als deutſche Art und Kunſt zur Vollkommenheit bringen wollten, ohne zu bedenken, daß wir auf dieſe Weiſe nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde.

Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerlei ſchöne Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Froſt bedecken, mit Mauern an die Sonne zwingen oder mit koſtbaren Treibhäuſern beim Leben erhalten mußten. Und einige unter uns waren töricht genug zu glauben, daß wir dieſe unſre halbreifen Früchte den Fremden, bei denen ſie urſprünglich zu Hauſe ſind, als Seltenheiten zuſchicken könnten; ſie waren ſtolz genug zu denken, daß die Italiener mit uns in unſern in feuchter Luft gebaueten Grotten ſchaudern würden.

Schön und groß aber können unſre Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopſtock, Goethe, Bürger und andere Neuere geleget haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche ſie zu bauen verſucht, gefehlt und das Gewählte nicht zur höchſten Vollkommenheit gebracht haben. Aber ihr Zweck iſt die Veredlung einheimiſcher Produkte, und dieſer verdient den dankbarſten Beifall der Nation, ſo wie er ihn auch wirklich erhielt, ehe dieſe in ihrem herzlichen Genuſſe von den alten verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten geſtöret und durch den Ton der Herren und Damen, die eine Pariſer Paſtete dem beſten Stücke Rindfleiſch vorziehen, ſkutzig gemacht wurden. Goethes Abſicht in ſeinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unſrer Vorfahren zu geben und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der franzöſiſch-deutſchen Bühne müde wären und, wie billig, Veränderung ſuchten. Leicht hätte er dieſer ſeiner Sammlung mit Hilfe einer nun faſt zum Ekel gebrauchten Liebesgeſchichte das Verdienſt der drei Einheiten geben und ſie in eine Handlung flechten können, die ſich angefangen, verwickelt und aufgelöſet hätte, wenn er aus dem einen Stücke drei gemacht und diejenigen Gemälde zuſammengeordnet hätte, welche ſich zu jeder Handlung ſchickten und ſich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Partien malen, und dieſe ſtehen zuſammen wie die Gemälde vieler großer Landſchaftsmaler, ohne daß die Galerie, worin ſie ſich befinden, gerade eine Epopöe iſt.

Daneben ſollten dieſe Partien wahre, einheimiſche Volksſtücke ſein; er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war und der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler ohne fremde, gelehrte Hilfe erzogen hatte. Und da ihm gewiß niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Kolorit vernachläſſiget oder wider das Koſtüm gefehlet habe, ſo behandelt man ihn wider ſeine Abſicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht bloß für den Hof gearbeitet und keine Epopöe oder kein reguläres Ganze geliefert hat. Die Wahl ſeiner Partien würde auch immer gut geblieben ſein, wenn es einige ſeiner Nachfolger nicht gar zu bunt gemacht hätten. Hieran aber iſt Goethe unſchuldig.

Jedoch ich will den Tadel des Königs, ſoweit er uns allgemein trifft, einmal als richtig annehmen und ihn alſo ausdrücken: daß wir Deutſche in der Wahl der Partien, die wir dem Auge oder dem Ohre dargeſtellet haben, zuwenig Geſchmack bewieſen und auch dieſe ſo wunderlich und abenteuerlich zuſammengeſtellet haben, wie es Shakeſpeare nach dem Urteile des Herrn von Voltaire getan haben ſoll; ich will einmal zugeben, daß wir noch kein einziges Stück haben, was mit den Meiſterſtücken eines Corneille oder Voltaire, die nicht leicht jemand höher ſchätzen kann, als ich ſie ſelbſt ſchätze, verglichen werden könnte — ſo kommt es doch immer auf die Frage an, ob wir auf unſerm Wege oder auf demjenigen, welchen andre Nationen erwählet haben, fortgehen dürfen, um das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, was die Natur für uns beſtimmt hat.

Der Weg, welchen die Italiener und Franzoſen erwählt haben, iſt dieſer, daß ſie zu ſehr der Schönheit geopfert, ſich davon hohe Ideale gemacht und nun alles verworfen haben, was ſich nicht ſogleich dazu ſchicken wollte. Hierüber iſt bei ihnen die dichteriſche Natur verarmt und die Mannigfaltigkeit verlorengegangen. Der Deutſche hingegen hat wie der Engländer die Mannigfaltigkeit der höchſten Schönheit vorgezogen und lieber ein plattes Geſicht mitunter als lauter Habichtsnaſen malen wollen.

Man ſieht die Verſchiedenheit der Wege, worauf dieſe Nationen zum Tempel des Geſchmacks gegangen ſind, nicht deutlicher, als wenn man den Tod Cäſars, ſo wie ihn Shakeſpeare und Voltaire uns gegeben haben, nebeneinander ſtellet. Voltaire ſagt es ausdrücklich, und man ſieht es auch leicht, daß er ihn durchaus dem Engländer abgeborget und nur dasjenige weggelaſſen habe, was ſich mit den Regeln eines guten Trauerſpiels und der franzöſiſchen Bühne nicht vereinigen ließe. Hier ſieht man beim Shakeſpeare ein aufgebrachtes Volk, bei dem alle Muskeln in Bewegung ſind, dem die Lippen zittern, die Backen ſchwellen, die Augen funkeln und die Lungen ſchäumen; ein bittres, böſes, wildes und wütendes Volk und einen hämiſchen Kerl mitunter, welcher dem armen Cinna, der ihm zuruft, er ſei nicht Cinna, der Mörder Cäſars, ſondern Cinna der Dichter, ſeiner elenden Verſe halber das Herz aus dem Leibe reißen will. — Und dieſe Löwen, Tiger und Affen führt Antonius mit der Macht ſeiner Beredſamkeit ge-

rade gegen die Mörder Cäſars, zu deren Unterſtützung ſie ſich verſammelt hatten. Was tut nun Voltaire? Er wiſcht alle dieſe ſtarken Züge aus und gibt uns ein glattes, ſchönes, glänzendes Bild, was in dieſer Kunſt nicht ſeinesgleichen hat, aber nun gerade von allem dem nichts iſt, was es ſein ſollte.

Wollen Sie die Sache noch deutlicher haben, ſo vergleichen Sie, mein Freund, einen engliſchen und franzöſiſchen Garten. In jenem finden Sie eben wie in Shakeſpears Stücken Tempel, Grotten, Klauſen, Dickichte, Rieſenſteine, Grabhügel, Ruinen, Felſenhöhlen, Wälder, Wieſen, Weiden, Dorfſchaften und unendliche Mannigfaltigkeiten wie in Gottes Schöpfung durcheinander vermiſcht; in dieſem hingegen ſchöne, gerade Gänge, geſchorne Hecken, herrliche, ſchöne Obſtbäume, paarweiſe geordnet oder künſtlich gebogen, Blumenbeete wie Blumen geſtaltet, Luſthäuſer im feinſten Geſchmack — und alles iſt ſo regelmäßig geordnet, daß man beim Auf- und Niedergehen ſogleich alle Einteilungen mit wenigen Linien abzeichnen kann und mit jedem Schritte auf die Einheit ſtößt, welche dieſe wenigen Schönheiten zu einem Ganzen vereiniget. Der engliſche Gärtner will lieber zur Wildnis übergehen als mit dem Franzoſen in Berceaux (Lauben) und Charmilles (Weißbuchenhecken) eingeſchloſſen ſein. Faſt ebenſo verhalten ſich die Italiener und Deutſchen, außer daß jene ſich in ihrer Art den Franzoſen und dieſe den Engländern, ihren alten Brüdern, nähern und mehr Ordnung in die Sachen bringen.

Welcher von dieſen beiden Wegen ſollte nun aber wohl der beſte ſein? Der Weg zur Einförmigkeit und Armut in der Kunſt, welchen uns der Konventionswohlſtand, der verfeinerte Geſchmack und der ſogenannte gute Ton zeigen, oder der Weg zur Mannigfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet? Ich denke immer der letztere, ob er gleich zur Verwilderung führen kann. Denn es bleibt doch wohl eine unſtreitige Wahrheit, daß tauſend Mannigfaltigkeiten, zur Einheit geſtimmt, mehr Wirkung tun als eine Einheit, worin nur fünfe verſammelt ſind, und daß ein zweichöriges Heilig von Bach etwas ganz anderes ſei als die ſchönſte Arie, dieſe mag noch ſo lieblich klingen.

Einwirkungen Goethes

Feuchtersleben

Goethes große Eigentümlichkeit wirkte auf seine Umgebung auf eine dreifache Art. Schwache, kleinliche und dabei, wie immer, eitle Narren, die ihn auf keine Weise zu fassen fähig waren, denen nur sein Ruhm und der sichtbare Ausdruck von Großheit, der ihm so eigen war, imponierte — suchten, so wohlfeil sie nur immer konnten, von diesen letzten Äußerlichkeiten etwas an sich zu bringen –

„und wie er sich räuspert und wie er spuckt,
das haben sie ihm glücklich abgeguckt";

die Jünglinge, die seine Jugend mitlebten, taten, als kämen sie ohne Umweg aus Jarthausen, Wahlheim oder Auerbachs Keller; — ja wenn's nur überhaupt ein Keller war! Es war ihnen ganz genial zumute, und sie gedachten vorderhand, ehe sie die Welt mit ihren Schöpfungen erbeben machen wollten, sich's recht wohl sein zu lassen. Der Rausch ging vorüber, die Jugend alterte — aber die Narrheit blieb oder vielmehr wuchs; denn der Jugend vergibt man sie, dem Alter nicht. Goethe kam, mit Steinen und Antiken beladen, aus Italien, sprach wenig und war vornehmer geworden. Nun setzten jene die Brille auf die Nase, gaben sich das Ansehen, Kunstkenner zu sein, und ließen dann und wann ein gnädiges Orakel zu uns armen Sterblichen herniederschallen. Sie taten, als sei ihnen ebenso ruhig zumute wie ihrem Meister, als stecke hinter ihren vieldeutigen Reden ebensoviel Sinn als hinter den seinen. Dies war das abscheuliche Unheil der Goethe-Tuerei, aus dem wir, leider! noch nicht völlig erlöst sind. — Eine zweite Art der Einwirkung, jener völlig entgegengesetzt, erlitten kräftige, originelle Naturen, die entweder eine innere Diskrepanz mit Goethes Wesen in sich fühlten oder, von vornherein jeder Übermacht feind, je mehr seine Würde sich entfaltete, desto mehr sich gegen sie waffneten. Diese Gegner haben dem Dichter, sobald sie nur

wahr und ehrlich waren, weit weniger geſchadet als jene Nachbeter; jetzt, wo Goethes Eigentümlichkeit und Verhältnis zu ſeiner Zeit und Welt immer klarer wird, werden ihrer immer wenigere, aber manche bedeutende fahren noch fort, ſich auf ihrem Sattel zu behaupten. — Die dritte Art ſeines Einfluſſes, den er zumal in nächſter Nähe geübt zu haben ſcheint, war die erfreulichſte. Sie glich der Wirkung, welche dieſelbe eine Sonne auf die mannigfachen Produkte der irdiſchen Vegetation ausübt: Jedes dieſer Gewächſe gedeiht nach dem Maßſtabe, der ihm eingeboren iſt. Und ſo kam durch Goethes Anregung, aber ohne ſeinen Zwang, mancher treffliche Geiſt zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt und der Sphäre, in welcher er für ſich etwas darſtellen konnte, was, in demſelben Kreiſe, keinem andern möglich war. Unterdrückung eigener Kräfte aus Verzweiflung am Gelingen, im Anblicke eines übergewaltigen Geiſtes, wirkte Goethe gar nicht; denn ſein ganzes Sein, Dichten und Lehren war anregend, aufmunternd, fördernd, belebend. Von jeder der geſchilderten Wirkungsarten geben die mannigfachen erſchienenen Korreſpondenzen intereſſante, der Menſchenbeobachter darf wohl ſagen, inſtruktive Beiſpiele. Uns iſt es, indem wir uns von den odioſen, uns leider nur zu gegenwärtigen der erſten und zweiten Art abwenden, nur darum zu tun, an der ſtillen Betrachtung zweier reinen, ans Wunderbare grenzenden Verhältniſſe der dritten Art unſer Denkvermögen zu üben und unſern innern Sinn aufzubauen. Nichts ſcheint mir unſerer Zeit mehr zu gebrechen, und nichts ſchein. ſie mir eben mehr zu bedürfen, als daß das Echte, das Tiefe, das ſich in ihr bewegt, ans Licht gezogen und — nicht im Poſaunenton wieder zu Grabe geblaſen — ſondern erkannt und durch Erkenntnis der dürſtenden Menſchheit angeeignet werde.

Brief über Goethes Wahlverwandtſchaften

Solger

Wenn ich meine vorläufige Meinung über die „Wahlverwandtſchaften“ ſagen ſoll, ſo muß ich ſchon diesmal nach Art der Rezenſenten, die freilich nicht meine Lieblingsart iſt, mit etwas allgemeiner Theorie anfangen. Doch bitte ich recht ſehr, dies nur als ein vorläufiges Wort anzuſehen. Es iſt hier wieder ein unerſchöpferiſches Kunſtwerk, ein immensum infinitumque, und ich kann noch bloß vom erſten Eindruck ſprechen...

Ich möchte die Hoffnung faſſen, daß aus dieſem Werke, dergleichen ich lange eins gewünſcht habe, den Menſchen einmal ein Licht aufgehen werde über das Schickſal überhaupt, und beſonders in der antiken Kunſt, worüber alle neueren Kunſtrichter unaufhörlich ſprechen, und das keiner ſo verſtanden hat wie ich.

Was ich aber darüber denke, ziehe ich nicht bloß aus der Geſtalt der Kunſtwerke ab, ſondern ich ſehe es in ſeinen innerſten Gründen ein, welche ich hier nicht entwickeln kann.

Die ganze alte Welt iſt die Welt der Gattung als eins und aus einem Stücke. Das Ebenbild Gottes in ihr iſt als die Idee der geſamten Menſchheit erſchienen, und es gab nur Menſchen innerhalb der Nationen. Es gab alſo auch nur ein Geſchick der Menſchheit: denn dieſe war die erſte Erzeugung Gottes, die zweite erſt ſetzte einzelne Menſchen ab. Dieſe einzelnen konnten daher nur beſtehen, ſolange ſie das Geſchick der Menſchheit zu dem ihrigen machten: wollten ſie ihr eigenes für ſich haben, ſo wurden ſie von jenem allgemeinen ergriffen und zertrümmert. Dies beweiſt nicht allein die Kunſt, welche es in ſeinen tiefſten Keimen darſtellt, ſondern auch die Geſchichte in den höchſten Reſultaten mit ihren Verbannungen, Oſtrazismen uſw. Kein großer Mann Griechenlands, der es durch ſeine Individualität war, iſt anders als im Elende geſtorben.

Was iſt nun aber jenes allgemeine Geſchick der Menſchheit? Äußerlich, was das Geſchlecht begrenzt, die phyſiſchen Gebrechen, denen jeder unterworfen iſt; innerlich die notwendige Art zu denken, die unwillkürliche Verknüpfung der Gedanken, die in dem Großen und Kleinen, dem Edlen und Schlechten dieſelbe iſt. Und daß er dieſen allgemeinen Geſetzen nicht entweichen kann, das ſtürzt eben den einzelnen. Das Drama iſt die wahrſte Darſtellung der Gattung als des Erſtgebornen und des Individuums als des Zweiten. Die alte Kunſt iſt alſo in ihren innerſten Gründen dramatiſch; ſelbſt in der Erzählung, wie bekannt, im Homer.

Ich übergehe die ſogenannte romantiſche Welt, welches mich zu weit führen würde, und komme auf die moderne. Hier iſt das Erſtgeborne das Individuum, welches das Ebenbild Gottes in ſich trägt. Und zwar trägt es dasſelbe in ſich nicht als das Allgemeine oder als den abſoluten Gott, ſondern als das, welches gerade dieſen beſtimmten Punkt endlicher Erſcheinung (welchen wir eben Individuum nennen) mit ſeinem eigenen, durchaus nur ihm gehörigen Weſen beſeelt. Es kann alſo heutzutage jeder ſeinen Gott nur in ſich ſelbſt finden und auch ſeine Philoſophie und ſeine Kunſt, oder wie ihr es nennen wollt. Das Zweite iſt die Gattung, und um kurz zu ſein, ſage ich nur, der Menſch lebt in der Gattung durch Anſchauung aller übrigen Individualitäten, welches das Syſtem der Ehre und der zweckmäßigen Staatseinrichtungen bildet. Sein Geſchick aber iſt ſeine Individualität, oder (recht verſtanden) ſein Charakter, und der Ausdruck dieſes Geſchicks die Liebe und Freundſchaft. Nur dadurch kann ihm das Ebenbild Gottes in ihm zugleich wirklich werden. Der Menſch hat jetzt kein anderes Geſchick als die Liebe. Wer ſeiner Individualität ſein Verhältnis zu der Gattung unterwirft, oder dies mit ihr vereinigt, der kommt durch. Und das ſtellt die Kunſt im Roman dar. Alle heutige Kunſt beruht auf dem Roman, ſelbſt das Drama (Iphigenie, Taſſo). Wer ſeine Individualität falſch verſteht und meiſtert, oder die Stimme

des Gewiſſens überhört und dem klügelnden Verſtande folgt, der geht unter. Und das iſt der Gipfel der heutigen Kunſt, der tragiſche Roman. Bei den Alten gibt es dagegen eine (ſozuſagen) romantiſche Tragödie, wo der Charakter gerechtfertigt und im Sturze ſelbſt verklärt wird (Oedipus in Kolonos).

Alles dies iſt von mir ſehr roh hingeſtellt. Ihr werdet euch das Wahre herausfühlen. Die protarchos ate liegt hier nicht bloß in dem Entſchluſſe, den Hauptmann und Ottilien kommen zu laſſen, ſondern ſchon in dem ſchwankenden Zuſtande, in dem die weislich von Gott getrennte Verbindung Eduards und ſeiner ehemaligen Geliebten, die ihm noch dazu ſelbſt Ottilien beſtimmte, doch geſchloſſen wird. Aber hier ſind eben die Motive gerade ineinandergewirrt, wie es ſein muß, wo Unheil entſtehen ſoll. Ich denke, niemand wird hier verkennen, wie im Verlaufe der Handlung ſelbſt alles von den Individualitäten ausgeht und dieſe immer einſeitiger werden (beſonders Eduard), je mehr ſie gegen die Umgebungen zu kämpfen haben. Dieſe Betrachtung, daß ſie dadurch einſeitiger werden, rechtfertigt mir auch den Eduard, der mir ſonſt zuwenig ſeiner ſelbſt mächtig iſt. Und doch bin ich nicht ganz mit ihm zufrieden. Ich glaube, alles würde gewonnen haben, wenn er innerlich größer wäre und doch fallen müßte. Aber das Größte und Heiligſte darin iſt wahrlich die ſo tief innerliche Ottilie, die ihr keuſches Inneres herausgeben muß an den Tag des Schickſals, der dieſer Sturm ihre Knoſpe aufweht und ihren heiligen Blütenſtaub verſtreut. Und göttlich iſt es, daß auch ihr erhabener Vorſatz und ihr Gelübde nichts mehr hilft. Sie kann ihre eigene innere Macht nur noch dazu anwenden, ſich durch ſich ſelbſt zu vernichten. So iſt es gründlich durchgeführt.

Die vielen Reflexionen und Beobachtungen ſind recht charakteriſtiſch. Sie gehen immer auf Beobachtung und Unterſuchung menſchlicher Individualität, ſelbſt wenn ſie von der Natur ausgehen. Seht, wohin ſelbſt das Studium der Natur dieſen wahrhaften Dichter des Zeitalters geführt hat! In der Natur ſelbſt erkennt er die Liebe, das ſind die Wahlverwandtſchaften. Eben dazu gehören die Details der Umgebungen, wovon ich mir auch nicht ein Jota rauben laſſe. Gerade dieſe ſind das ſichtbare Kleid der Perſönlichkeiten. Und ſie haben noch eine andere hohe Bedeutung. Sie ſind das tägliche Leben, worin ſich die Perſönlichkeit ausdrückt, ſofern ſie mit andern in äußere Berührung kommt und ſich von ihnen unterſcheidet. Dieſe bleiben immer der eigentümliche, gleichartige Ausdruck desſelben, während das Innere ſich gewaltſam umkehrt. Dieſe Umkehrung iſt eben ſchrecklich einleuchtend, wenn einmal der Blick zugleich auf die eigentümlichen Umgebungen fällt, die immer dieſelben blieben oder gleichartig fortſchritten.

Es könnte vielleicht ſcheinen, als wenn manches von dem, was ich zuerſt geſagt habe, einen Widerſpruch erlitte durch die Art, wie hier die Natur behandelt iſt, ja wie ſich dieſes ganze Buch auf die Natur gründet. Der geheime innere Zuſammenhang zwiſchen Eduard und Ottilien, „die ſich ſogar in den Kopfſchmerz geteilt haben“, der zuletzt, wo ſie ſo ſtill nebeneinander zu ſitzen pflegen, zur

wahren Anziehungskraft wird, Ottiliens Auffinden des Steinkohlenlagers durch bloße hohe Senſibilität, die Tätigkeit des Pendels in ihrer Hand, endlich überhaupt die Wahlverwandtſchaften ſelbſt zeigen deutlich, daß hier die allgemeine Verwandtſchaft der Natur mit ſich ſelbſt das Schickſal iſt, welches alles hervorbringt. Nun könnte man ſagen: alſo geht es nicht von den Individuen aus, ſondern von jener allgemeinen Macht.

Aber bei tieferer Anſicht wird jeder entdecken, daß dieſer Macht in der Hervorbringung der einzelnen Begebenheiten, Handlungen, Verhältniſſe auch nicht der geringſte Spielraum verſtattet iſt, ſondern ſie nur im Hintergrunde liegt, nicht als wirkliche Erſcheinung hervortritt, ſondern als das Weſen, welches innerhalb der Erſcheinung iſt. Und wie das durchgeführt iſt, das iſt wieder eine der alleraußerordentlichſten Vollendungen der Kunſt, der faſt nichts aus irgendeiner Zeit vorgezogen werden darf. Jede einzelne Regung oder Bewegung in dem ganzen Verlaufe iſt unmittelbar in dem Charakter der Perſonen gegründet, und wo jenes Naturverhältnis ausdrücklich erwähnt wird, erſcheint es entweder als zufällig bemerkt oder gar als Folge der perſönlichen Verhältniſſe, wie eben jene gegenſeitige Anziehung der beiden Liebenden. Ich muß noch einmal zurückgehn auf die Vergleichung mit den Alten. Bei ihnen beruht das Geſchick nicht auf Geſetzen der ſogenannten phyſiſchen Natur, ſondern der ſittlichen, und dieſe ſondert ſich auch ſchon ganz als Prinzip des Schickſals von jener ab. Bei ihnen werden auch die Handlungen der einzelnen Perſonen gänzlich vom Geſchick ſelbſt hervorgebracht, und der Charakter der Menſchen ſuppliert jenes erſt; hier iſt es gerade umgekehrt.

Die Größe des Gegenſtandes und die erhabene und reine Anſicht desſelben hat eine ſolche Einfachheit der äußeren Hilfsmittel der Darſtellung hervorgebracht, daß ſich auch hierin das Werk der alten Tragödie ſehr nähert, und daß man nach gemeiner Anſicht die Geſchichte ſelbſt faſt nur das Gerippe eines Romans nennen könnte. Daher rührt auch die große Kürze der Erzählung gegen die langen und häufigen Reflexionen, und auch dieſes, daß die Erzählung oft in das Präſens übergeht und mit kurzen, auf den erſten Anblick hart ſcheinenden Zügen Zuſtände der Perſonen umreißt.

Über die Details der Umgebungen habe ich mich ſchon geäußert. So wie dieſe das ganze tägliche wirkliche Leben der Perſonen immer in gleicher Schwebung erhalten und gleichſam als Folie dienen, ſo verhält ſich die Einflechtung von allem, was jetzt Mode iſt, als Gartenkunſt, Liebhaberei an der Kunſt des Mittelalters, Darſtellung von Gemälden durch lebende Perſonen und was ſonſt dahin gehört, zu dem Leben der Leſer und des geſamten Zeitalters. In der Behandlung dieſer Dinge liegt ebenfalls eine Kunſt, die ich nicht genug bewundern kann. Sie ſind als vollkommen gültig, wahr und in der Zeit lebendig aufgefaßt und von dem höchſten und reinſten Standpunkt aus dargeſtellt. Sie ſind ſogar in die Handlung ſelbſt als bedeutend verflochten: wenn zum Beiſpiel der Architekt am Ende

Rembrandt / Die Verkündigung

Rembrandt / Kreuzabnahme bei Fackelschein

beim Sarge Ottiliens dieſelbe Stellung annimmt, die er einſt als Hirte in dem Gemälde halten mußte, ſo ſind wir ganz auf einheimiſchem und friſchem Boden der Zeit. In dieſem Roman iſt, wie im alten Epos, alles, was die Zeit Bedeutendes und Beſonderes hat, enthalten, und nach einigen Jahrhunderten würde man ſich hieraus ein vollkommenes Bild von unſerm jetzigen täglichen Leben entwerfen können.

Eben dazu gehören die überall ausgeſtreuten Reflexionen. Es iſt heutzutage faſt kein anderes Mittel da, auf Menſchen zu wirken und in höherem Sinne in der menſchlichen Geſellſchaft geſellig zu leben, als eben das Privatgeſpräch und die Reflexionen darin. Wir müſſen jetzt wahrlich unſere ganze Welt und unſere ganze Lebenstätigkeit hauptſächlich darin ſuchen. Dieſe aber ſind auch hier wieder recht, was ſie im gemeinen Leben ſein ſollen, Betrachtungen über das Nächſte, was in den täglichen Sitten liegt, Betrachtungen aber, welche nie in Philoſophie übergehen und doch im wirklichen Leben ſelbſt allemal tief in das Weſentliche und wahrhaft Bedeutende eingreifen. Ja, dieſe Reflexionen ſind eigentlich das wahre Leben, das wir führen, inſofern wir uns über das ganz Gemeine und Sinnliche erheben. Es trägt alſo in ihrer Darſtellung recht die höchſte Aufgabe der Kunſt, nämlich das Tiefe und Innere in den Geſtaltungen der reinen Wirklichkeit ſelbſt zum Sein zu bringen. Und wie vollkommen iſt ſie hier gelöſt! Dieſe Reflexionen ſind das Element, worin das einzelne atmet, ſie ſind das Akkompagnement zu den Arien der Begebenheiten und Handlungen. Wer aber nicht einen Sinn hat, gebildet für Goethe und durch ihn, der wird ſie ohne Zweifel ſehr langweilig finden.

Goethe über Schiller

I.

iemer erinnerte an Schillers Perſönlichkeit. „Der Bau ſeiner Glieder, ſein Gang auf der Straße, jede ſeiner Bewegungen", ſagte er, „war ſtolz, nur die Augen waren ſanft." — „Ja," ſagte Goethe, „alles übrige an ihm war ſtolz und großartig, aber ſeine Augen waren ſanft. Und wie ſein Körper war ſein Talent. Er griff in einen großen Gegenſtand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her und ſah ihn ſo an und ſo und handhabte ihn ſo und ſo. Er ſah ſeinen Gegenſtand gleichſam nur von außen an; eine ſtille Entwicklung aus dem Innern war nicht ſeine Sache. Sein Talent war mehr deſultoriſch. Deshalb war er auch nie entſchieden und konnte nie fertig werden. Er wechſelte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe.

Und wie er überall kühn zu Werke ging, ſo war er auch nicht für vieles Motivieren. Ich weiß, was ich mit ihm beim Tell für Not hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben ſchießen laſſen wollte. Dies war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, dieſe Grauſamkeit doch wenigſtens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geſchicklichkeit ſeines Vaters gegen den Landvogt großtun laſſe, indem er ſagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume ſchieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorſtellungen und Bitten nach und machte es ſo, wie ich ihm geraten ...

Daß ich dagegen oft zuviel motivierte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine Eugenie iſt eine Kette von lauter Motiven, und dies kann auf der Bühne kein Glück machen.

Schillers Talent war recht fürs Theater geſchaffen. Mit jedem Stücke ſchritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den Räubern her ein gewiſſer Sinn für das Grauſame anklebte, der ſelbſt in ſeiner ſchönſten Zeit ihn nie ganz verlaſſen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im Egmont in der Gefängnisſzene, wo dieſem das Urteil vorgeleſen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erſcheinen ließ, um ſich an dem Effekt zu weiden, den das Todesurteil auf Egmont haben würde. Hierdurch ſollte ſich der Alba als unerſättlich in Rache und Schadenfreude darſtellen. Ich proteſtierte jedoch, und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Menſch.

Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiederſah, erſchien er mir vorgeſchritten in Beleſenheit, Gelehrſamkeit und

Urteil. Seine Briefe ſind das ſchönſte Andenken, das ich von ihm beſitze, und ſie gehören mit zu dem Vortrefflichſten, was er geſchrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen.“ Goethe ſtand auf und holte ihn. „Da ſehen und leſen Sie“, ſagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war ſchön und mit kühner Hand geſchrieben. Er enthielt ein Urteil über Goethes Anmerkungen zu „Rameaus Neffen“, welche die franzöſiſche Literatur jener Zeit darſtellen und die er Schillern in Manuſkript zur Anſicht mitgeteilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. „Sie ſehen,“ ſagte Goethe, „wie ſein Urteil treffend und beiſammen iſt und wie die Handſchrift durchaus keine Spur irgendeiner Schwäche verrät. Er war ein prächtiger Menſch, und bei völligen Kräften iſt er von uns gegangen. Dieſer Brief iſt vom 24. April 1805 — Schiller ſtarb am 9. Mai.“

Wir betrachteten den Brief wechſelweiſe und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der ſchönen Handſchrift, und Goethe widmete ſeinem Freunde noch manches Wort eines liebevollen Andenkens...

Aus Eckermanns Geſprächen, d. 18. Januar 1825.

II

Wir ſprachen... über Schillers „Fiesco“, der am letzten Sonnabend war gegeben worden. „Ich habe das Stück zum erſten Male geſehen“, ſagte ich, „und es hat mich nun ſehr beſchäftigt, ob man nicht die ganz rohen Szenen mildern könnte; allein ich finde, daß ſich wenig daran tun läßt, ohne den Charakter des Ganzen zu verletzen.“

„Sie haben ganz recht, es geht nicht“, erwiderte Goethe, „Schiller hat ſehr oft mit mir darüber geſprochen, denn er ſelbſt konnte ſeine erſten Stücke nicht leiden, und er ließ ſie, während wir am Theater waren, nicht ſpielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gern jene drei gewaltſamen Erſtlinge dem Repertoire gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu ſehr miteinander verwachſen, ſo daß Schiller ſelbſt an dem Unternehmen verzweifelte und ſich genötigt ſah, ſeinen Vorſatz aufzugeben und die Stücke zu laſſen, wie ſie waren.“

„Es iſt ſchade darum,“ ſagte ich, „denn trotz aller Roheiten ſind ſie mir doch tauſendmal lieber als die ſchwachen, weichen, forcierten und unnatürlichen Stücke einiger unſerer neueſten Tragiker. Bei Schiller ſpricht doch immer ein grandioſer Geiſt und Charakter.“

„Das wollte ich meinen“, ſagte Goethe. „Schiller mochte ſich ſtellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beſte dieſer Neueren; ja wenn Schiller ſich die Nägel beſchnitt, war er größer als dieſe Herren.“

Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichniſſes.

„Aber ich habe doch Personen gekannt," fuhr Goethe fort, „die sich über die ersten Stücke Schillers gar nicht zufrieden geben konnten. Eines Sommers in einem Bade ging ich durch einen eingeschlossenen sehr schmalen Weg, der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürst, und da in demselben Augenblicke einige mit Mehlsäcken beladene Maultiere auf uns zukamen, so mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier, in einem engen Stübchen, gerieten wir nach Art dieses Fürsten sogleich in tiefe Gespräche über göttliche und menschliche Dinge; wir kamen auch auf Schillers ‚Räuber', und der Fürst äußerte sich folgendermaßen: ‚Wäre ich Gott gewesen,' sagte er, ‚im Begriff die Welt zu schaffen, und ich hätte in dem Augenblicke vorausgesehen, daß Schillers ‚Räuber' darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen.'" Wir mußten lachen. „Was sagen Sie dazu?" sagte Goethe; „das war doch eine Abneigung, die ein wenig weit ging und die man sich kaum erklären konnte."

„Von dieser Abneigung", versetzte ich, „haben dagegen unsere jungen Leute, besonders unsere Studenten, gar nichts. Die trefflichsten, reichsten Stücke von Schiller und andern können gegeben werden, und man sieht von jungen Leuten und Studierenden weniger oder gar keine im Theater; aber man gebe Schillers ‚Räuber' oder Schillers ‚Fiesco', und das Haus ist fast allein von Studenten gefüllt." — „Das war", versetzte Goethe, „vor fünfzig Jahren wie jetzt und wird wahrscheinlich nach fünfzig Jahren nicht anders sein. Was ein junger Mensch geschrieben hat, wird auch wieder am besten von jungen Leuten genossen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt so sehr in der Kultur und gutem Geschmack fortschritte, daß selbst die Jugend schon über eine solche rohere Epoche hinaus wäre! Wenn auch die Welt im ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen. Mich irritiert das nicht mehr, und ich habe längst einen Vers darauf gemacht, der so lautet:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
und Jungens immer geboren.

Ich brauche nur zum Fenster hinauszusehen, um in straßenkehrenden Besen und herumlaufenden Kindern die Symbole der sich ewig abnutzenden und immer sich verjüngenden Welt beständig vor Augen zu haben. Kinderspiele und Jugendvergnügungen erhalten sich daher und pflanzen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn so absurd sie auch einem reifern Alter erscheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und sind sich zu allen Zeiten ähnlich. Deshalb soll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben."

Aus Eckermanns Gesprächen, d. 17. Januar 1827.

III.

„Ich habe niemals die Natur poetiſcher Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein früheres Landſchaftszeichnen und dann mein ſpäteres Naturforſchen mich zu einem beſtändigen genauen Anſehn der natürlichen Gegenſtände trieb, ſo habe ich die Natur bis in ihre kleinſten Details nach und nach auswendig gelernt, dergeſtalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote ſteht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. In Schillern lag dieſes Naturbetrachten nicht. Was in ſeinem ‚Tell' von Schweizerlokalität iſt, habe ich ihm alles erzählt; aber er war ein ſo bewundernswürdiger Geiſt, daß er ſelbſt nach ſolchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte.

Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen, und es läßt ſich ſagen, daß er ſowenig in der deutſchen als einer andern Literatur ſeinesgleichen hat. — — Durch alle Werke Schillers geht die Idee von Freiheit, und dieſe Idee nahm eine andre Geſtalt an, ſowie Schiller in ſeiner Kultur weiterging und ſelbſt ein andrer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte und die in ſeine Dichtungen überging; in ſeinem ſpäteren Leben die ideelle...

Daß nun dieſe phyſiſche Freiheit Schillern in ſeiner Jugend ſoviel zu ſchaffen machte, lag zwar teils in der Natur ſeines Geiſtes, größernteils aber ſchrieb es ſich von dem Drucke her, den er in der Militärſchule hatte leiden müſſen.

Dann aber in ſeinem reifern Leben, wo er der phyſiſchen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte faſt ſagen, daß dieſe Idee ihn getötet hat, denn er machte dadurch Anforderungen an ſeine phyſiſche Natur, die für ſeine Kräfte zu gewaltſam waren.

Der Großherzog beſtimmte Schillern bei ſeiner Hieherkunft einen Gehalt von tauſend Talern und erbot ſich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert ſein ſollte zu arbeiten. Schiller lehnte dieſes letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. ‚Ich habe das Talent', ſagte er, ‚und muß mir ſelber helfen können.' Nun aber, bei ſeiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Exiſtenz wegen jährlich zwei Stücke ſchreiben, und um dieſes zu vollbringen, trieb er ſich auch an ſolchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; ſein Talent ſollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote ſtehn."

Aus Eckermanns Geſprächen, d. 18. Januar 1827.

IV.

„Schiller erſcheint hier, wie immer, im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur; er iſt ſo groß am Teetiſch, wie er es im Staatsrat geweſen ſein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug ſeiner Gedanken herab;

was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch, und ſo ſollte man auch ſein! Wir andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Perſonen, die Gegenſtände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß: der Teelöffel geniert uns, wenn er von Gold iſt, da er von Silber ſein ſollte: und ſo, durch tauſend Rückſichten paralyſiert, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unſerer Natur ſein möchte, frei auszulaſſen. Wir ſind die Sklaven der Gegenſtände und erſcheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns dieſe zuſammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben."

Aus Eckermanns Geſprächen, d. 11. September 1828.

Über Schillers Geiſtestätigkeit

Wilhelm v. Humboldt

Was jedem Beobachter an Schiller am meiſten, als charakteriſtiſch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn als vielleicht je bei einem andern der Gedanke das Element ſeines Lebens war. Anhaltend ſelbſttätige Beſchäftigung des Geiſtes verließ ihn faſt nie und wich nur den heftigeren Anfällen ſeines körperlichen Übels. Sie ſchien ihm Erholung, nicht Anſtrengung. Dies zeigte ſich am meiſten im Geſpräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren ſchien. Er ſuchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenſtand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Geſpräch zu einem allgemeinen Geſichtspunkt, und man ſah ſich nach wenigen Zwiſchenreden in den Mittelpunkt einer den Geiſt anregenden Diskuſſion verſetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinſchaftlich zu gewinnendes Reſultat, ſchien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieſer ſich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterſchied ſich ſein Geſpräch am meiſten von dem Herderſchen. Nie vielleicht hat ein Mann ſchöner geſprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgendeiner leicht bei ihm anklingenden Saite nicht ſchwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle ſeltenen Eigenſchaften dieſes mit Recht bewunderten Mannes ſchienen, ſo geeignet waren ſie für dasſelbe, im Geſpräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband ſich mit dem Ausdruck, mit der Anmut und Würde, die, da ſie in Wahrheit allein der Perſon angehören, nur vom Gegenſtande herzukommen ſcheinen. So floß die

Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechseltätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit tat aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbsttätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloßer Lektüre überließ er sich nur spät abends und in seinen leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studieren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Tätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbsttätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrat des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Teil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigne Ansicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigne Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte.

Dabei verſäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lektüre zu machen; auch was er in dieſer Art Dienliches zufällig fand, prägte ſich ſeinem Gedächtnis feſt ein, und ſeine raſtlos angeſtrengte Phantaſie, die in beſtändiger Lebendigkeit bald dieſen bald jenen Teil des irgend je geſammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer ſo mittelbaren Auffaſſung...

Nachruf auf Karoline von Günderode

Achim v. Arnim

Wir ſtiegen ans Land und ſahen einander ſtillſchweigend an und wieſen auf die Landzunge, die im Strom verſunken. Ein edles, muſenheiliges Leben ſank da in ſchuldloſem Wahn, und der Strom hat den geweihten Ort ausgetilgt und an ſich geriſſen, daß er nicht entheiligt werde. Arme Sängerin, können die Deutſchen unſrer Zeit nichts als das Schöne verſchweigen, das Ausgezeichnete vergeſſen und den Ernſt entheiligen? Wo ſind deine Freunde? Keiner hat der Nachwelt die Spuren deines Lebens und deiner Begeiſterung geſammelt; die Furcht vor dem Tadel der Heilloſen hat ſie alle gelähmt. Nun erſt verſtehe ich die Schrift auf deinem Grabe, die von den Tränen des Himmels jetzt faſt ausgelöſcht iſt; nun weiß ich, warum du die Deinen alle nennſt, nur die Menſchen nicht! — Und wir gedachten mit Rührung dieſer Inſchrift, und einer ſagte ſie dem andern, der ſie vergeſſen hatte:

Erde, du meine Mutter, und du mein Ernährer, der
Lufthauch, / heiliges Feuer, mir Freund, und du,
o Bruder, der Bergſtrom, / und mein Vater, der
Äther, ich ſage euch allen mit Ehrfurcht / freundlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebet,
und ich gehe zur andern Welt, euch gern verlaſſend,
lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und
Mutter, lebt wohl!

Hyperion und Diotima

Friedrich Hölderlin

Der liebe Vaterlandsboden gibt mir wieder Freude und Leid. Ich bin jetzt alle Morgen auf den Höhn des korinthiſchen Iſthmus, und wie die Biene unter Blumen, fliegt meine Seele oft hin und her zwiſchen den Meeren, die zur Rechten und zur Linken meinen glühenden Bergen die Füße kühlen.

Beſonders der eine der beiden Meerbuſen hätte mich freuen ſollen, wär' ich ein Jahrtauſend früher hier geſtanden.

Wie ein ſiegender Halbgott wallte da zwiſchen der herrlichen Wildnis des Helikon und Parnaß, wo das Morgenrot um hundert überſchneite Gipfel ſpielt, und zwiſchen der paradieſiſchen Ebene von Sikyon der glänzende Meerbuſen herein, gegen die Stadt der Freude, das jugendliche Korinth, und ſchüttete den erbeuteten Reichtum aller Zonen vor ſeiner Lieblingin aus.

Aber was ſoll mir das? Das Geſchrei des Schakals, der unter den Steinhaufen des Altertums ſein wildes Grablied ſingt, ſchreckt ja aus meinen Träumen mich auf. Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und ſtärkt! Mir iſt, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als ſchlüge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt, und wenn mich einer einen Griechen nennt, ſo wird mir immer, als ſchnürt' er mit dem Halsband eines Hundes mir die Kehle zu.

Und ſiehe, mein Bellarmin! Wenn manchmal mir ſo ein Wort entfuhr, wohl auch im Zorne mir eine Träne ins Auge trat, ſo kamen dann die weiſen Herren, die unter euch Deutſchen ſo gerne ſpuken, die Elenden, denen ein leidend Gemüt ſo gerade recht iſt, ihre Sprüche anzubringen, die taten dann ſich gütlich, ließen ſich beigehn, mir zu ſagen: Klage nicht, handle!

O hätt' ich doch nie gehandelt! Um wie manche Hoffnung wär ich reicher! — Ja, vergiß nur, daß es Menſchen gibt, darbendes, angefochtenes, tauſendfach geärgertes Herz! Und kehre wieder dahin, wo du ausgingſt, in die Arme der Natur, der wandelloſen, ſtillen und ſchönen.

Hyperion an Bellarmin

Ich habe nichts, wovon ich ſagen möchte, es ſei mein eigen.

Fern und tot ſind meine Geliebten, und ich vernehme durch keine Stimme von ihnen nichts mehr.

Mein Geſchäft auf Erden iſt aus. Ich bin voll Willens an die Arbeit gegangen, habe geblutet darüber und die Welt um keinen Pfennig reicher gemacht.

Ruhmlos und einſam kehr' ich zurück und wandre durch mein Vaterland, das, wie ein Totengarten, weit umher liegt, und mich erwartet vielleicht das Meſſer

des Jägers, der uns Griechen wie das Wild des Waldes ſich zur Luſt hält. Aber du ſcheinſt noch, Sonne des Himmels! Du grünſt noch, heilige Erde! Noch rauſchen die Ströme ins Meer, und ſchattige Bäume ſäuſeln im Mittag. Der Wonnegeſang des Frühlings ſingt meine ſterblichen Gedanken in Schlaf. Die Fülle der allebendigen Welt ernährt und ſättiget mit Trunkenheit mein darbend Weſen.

O ſelige Natur! Ich weiß es nicht, wie mir geſchiehet, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Luſt des Himmels iſt in den Tränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten.

Mein ganzes Weſen verſtummt und lauſcht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Bruſt ſpielt. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Äther und hinein ins heilige Meer, und mir iſt, als öffnet' ein verwandter Geiſt mir die Arme, als löſte der Schmerz der Einſamkeit ſich auf ins Leben der Gottheit.

Eines zu ſein mit allem, das iſt Leben der Gottheit, das iſt der Himmel des Menſchen. Eines zu ſein mit allem, was lebt, in ſeliger Selbſtvergeſſenheit wiederzukehren ins All der Natur, das iſt der Gipfel der Gedanken und Freuden, das iſt die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag ſeine Schwüle und der Donner ſeine Stimme verliert, und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht. Eines zu ſein mit allem, was lebt! Mit dieſem Worte legt die Tugend den zürnenden Harniſch, der Geiſt des Menſchen den Zepter weg, und alle Gedanken ſchwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt wie die Regeln des ringenden Künſtlers vor ſeiner Urania, und das eherne Schickſal entſagt der Herrſchaft, und aus dem Bunde der Weſen ſchwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beſeliget, verſchönert die Welt.

Auf dieſer Höhe ſteh' ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Beſinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Aſyl, die ewigeinige Welt, iſt hin; die Natur verſchließt die Arme, und ich ſtehe wie ein Fremdling vor ihr und verſtehe ſie nicht.

Ach! Wär' ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wiſſenſchaft, der ich in den Schacht hinunterfolgte, von der ich jugendlich töricht die Beſtätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.

Ich bin bei euch ſo recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterſcheiden gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der ſchönen Welt, bin ſo ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrockne an der Mittagsſonne.

Oh! ein Gott iſt der Menſch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeiſterung hin iſt, ſteht er da wie ein mißratener Sohn, den der Vater aus dem Hauſe ſtieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.

An Diotima

Homburg, um Oſtern 1799

Hier unſern Hyperion, Liebe! Ein wenig Freude wird dieſe Frucht unſerer ſeelenvollen Tage Dir doch geben. Verzeih mir's, daß Diotima ſtirbt. Du erinnerſt Dich, wir haben uns ehmals nicht ganz darüber vereinigen können. Ich glaubte, es wäre, der ganzen Anlage nach, notwendig. Liebſte! Alles, was von ihr und uns, vom Leben unſeres Lebens hie und da geſagt iſt, nimm es wie einen Dank, der öfters um ſo wahrer iſt, je ungeſchickter er ſich ausdrückt. Hätte ich mich zu Deinen Füßen nach und nach zum Künſtler bilden können, in Ruhe und Freiheit, ja ich glaube, ich wär es ſchnell geworden, wonach in allem Leide mein Herz ſich in Tränen und am hellen Tage und oft mit ſchweigender Verzweiflung ſehnt. — Es iſt wohl der Tränen alle wert, die wir ſeit Jahren geweint, daß wir die Freude nicht haben ſollten, die wir uns geben können, aber es iſt himmelſchreiend, wenn wir denken müſſen, daß wir beide mit unſern beſten Kräften vielleicht vergehen müſſen, weil wir uns fehlen. Und ſieh! Das macht mich eben ſo ſtille manchmal, weil ich mich hüten muß vor ſolchen Gedanken. Deine Krankheit, Dein Brief — es trat mir wieder, ſo ſehr ich ſonſt verblinden möchte, ſo klar vor die Augen, daß Du immer, immer leideſt, — und ich Knabe kann nur weinen drüber! — Was iſt beſſer, ſage mir's, daß wir's verſchweigen, was in unſern Herzen iſt, oder daß wir uns es ſagen! — Immer hab' ich die Memme geſpielt, um Dich zu ſchonen, — habe immer getan, als könnt' ich mich in alles ſchicken, als wär' ich ſo recht zum Spielball der Menſchen und der Umſtände gemacht und hätte kein feſtes Herz in mir, das treu und frei in ſeinem Rechte für ſein Beſtes ſchlüge, teuerſtes Leben! Habe oft meine liebſte Liebe, ſelbſt die Gedanken an Dich mir manchmal verſagt und verleugnet; nur um ſo ſanft, wie möglich, um Deinetwillen dies Schickſal durchzuleben, — Du auch, Du haſt immer gerungen, Friedliche! Um Ruhe zu haben, haſt mit Heldenkraft geduldet, und verſchwiegen, was nicht zu ändern iſt, haſt Deines Herzens ewige Wahl in Dir verborgen und begraben, und darum dämmert's oft vor uns, und wir wiſſen nicht mehr, was wir ſind und haben, kennen uns kaum noch ſelbſt; dieſer ewige Kampf und Widerſpruch im Innern, der muß Dich freilich langſam töten, und wenn kein Gott ihn da beſänftigen kann, ſo hab' ich keine Wahl, als zu verkümmern über Dir und mir, oder nichts mehr zu achten als Dich und einen Weg mit Dir zu ſuchen, der den Kampf uns endet. Ich habe ſchon gedacht, als könnten wir auch von Verleugnung leben, als machte vielleicht auch dies uns ſtark, daß wir entſchieden der Hoffnung das Lebewohl ſagten ...

(Hier bricht das Schreiben mitten auf dem Bogen ab. Auf der Rückſeite, ſpäter geſchrieben:)

Reines Herzens zu ſein,
Das iſt das Höchſte,
Was Weiſe erſannen,
Weiſere taten.

Nachruf am Grabe Mörikes

Friedrich Theodor Viſcher

Hinabgeſunken, teurer Freund, iſt nun dein Irdiſches, und du biſt ganz Geiſt geworden und webſt unkörperlich im Weiten, in den Geiſtern und Herzen der Menſchen. Nicht ſo weithin wirſt du ſchweben und ſtrahlen wie jene größten Meiſter der Dichtung, die, mit dem Vollmaße der ſchauenden Kräfte begabt, die Welt bezwangen, auch nicht ſo weit wirſt du glänzen, wie jene dürftigeren Talente, die es der Menge recht machen, weil ſie ihre gewöhnlichen Vorſtellungen von Welt und Menſchheit ihr belaſſen und nur mit farbenreichen und duftloſen Blumen aufſchmücken. Du warſt nicht und wirſt nicht ſein berühmt bei jenen, die es nicht ahnen, welch ein Weſen es iſt, das dir bei deiner Geburt die ſanfte Geiſterhand auf Stirn und Lippen gelegt hat, die nicht finden können, was der Dichter ſinnet und meint, wenn er aus Licht und Äther magiſche Fäden ſpinnt und mit ihnen Herz und Welt, Geiſtesleben und Erde, Fels, Sonne, Mond und flüſternde Bäume und rauſchende Waſſer in ein Ganzes geheimnisvoll zuſammenſchlingt, — die es nicht faſſen, wie es doch kommt, daß der Dichter von dieſer und nicht von dieſer Welt iſt, daß er in unſere Welt eine zweite, eine Welt von holden und gewaltigen Wundern hineinſtellt, — die ihn nicht verſtehen, den Flor aus zartem Goldgeſpinſt, den er um die kahle Deutlichkeit der Dinge windet.

Aber es gibt eine Gemeinde, — und nur in der Vergleichung mit der breiten Menge iſt ſie klein, — eine ſtille Gemeinde, die ſich labt und entzückt an deinen wunderbaren, hellen, ſeligen Träumen und die hohe Wahrheit ſchaut in dieſen Träumen. Es gibt eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach redneriſchen Worten ſchätzt, die den feineren Wohllaut trinkt, der aus urſprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt.

Und ſie wird wachſen, dieſe Gemeinde, ſich erweitern zu Kreis um Kreis, Bund um Bund wird ſich bilden von Einverſtandenen in deinem Verſtändnis, und du wirſt ihnen nicht ferne ſein in der ſtillen Himmelsenge,

> Wo Lieb' und Freundſchaft unſeres Herzens Segen
> Mit Götterhand erſchaffen und erpflegen.

Uns aber, die wir mit dir ſein, dir ins Auge ſehen, den Klang deiner Stimme hören durften, jenen Ton, der aus Herzenstiefen und wie aus unbekannten Geiſtertiefen kam, uns bleibt, da du nun hingegangen, ein tiefes, unſagbares Weh. Denn da iſt ein guter Menſch geſchieden, — gut, wenn Gutſein doch etwas

anderes als nur Leiden des Schlechten, wenn es eine Kraft, ein Leben, wenn es Liebe bedeutet.

Ja, Liebe, das war es: herzliches Sichverſetzen in jeden fremden Zuſtand, in alles und jedes, was Menſchen ſind und leben und leiden, und auch in die arme, dunkle Seele der ſprachloſen Kreatur. Er verſtand jede Stimmung, man konnte in jeder das Herz bei ihm erleichtern, er fand die Gedanken, wenn ſie kaum auf die Lippen traten.

Dieſes Verſetzen, Eingehen, Teilen, Geben und Wiedergeben, und dazu ſein Geiſt und der ſprudelnde Scherz, nicht zu feindlicher Spitze geſchärft, milde hinlächelnd über menſchliche Schwächen, in freier, heiterer Nachbildung gern den Widerſinn der Torheit hervorſtellend, dies zuſammen ſchuf ein Ganzes, das rings um ihn alle Gemüter in einen Strom des Wechſelverkehrs tauchte, der einzig war und aus dem keiner anders als erfriſcht, getröſtet, verjüngt hinwegging.

Gut — weich — auch etwa zu weich, — aber dafür auch gut im Sinne jenes ſtolzen geiſtigen Adels, von dem es geſagt iſt:

Und hinter ihm in weſenloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine,

und jenes Adels, der eine keuſche Scheue iſt vor eitler Selbſtbeſpiegelung in ſich und andern, eine ſtrenge Scham, die es heilig meidet, das, was wir ſind, auch zu ſpielen, oder gar zu ſpielen, was wir nicht ſind.

Und gut, weil keine Erfahrung ihn verbitterte, die Welt ſchwarz zu ſehen. Mein letztes Geſpräch mit ihm galt jenen, die das Daſein für ſchlecht und für das Beſte das Nichts halten. Er nickte und blickte freundlich, als ich ſagte, wir machten ja die Welt, falls ſie ſchlecht wäre, noch ſchlechter, wenn wir in uns und andern das große, wahre Gut der ſchönen Täuſchung über die Übel des Daſeins und die Quelle aller wahren Freude, aller Lebenstüchtigkeit, den Glauben an ein ewig Feſtes zerſtörten, ein Bleibendes in den Wogen der Zeit, das Weſen hat, weil es unſichtbar iſt. Und ſo, freundlich blickend und nickend, bleibt er mir nun ins Gedächtnis geſchrieben

Wir ſehen dich nicht mehr freundlich blicken und nicken, wir dürfen nicht mehr in deine weiche Hand die unſrige legen; das Herz ſteht ſtill, das die Welt ſo innig in ſich hereinzog und ſo innig in ſie hinüberfloß. Wir wollen es uns ganz rein, ganz unverſehrt erhalten, dieſes Weh, denn auch in ihm, im Freundesweh, lebſt du, bis auch unſere Augen ſich ſchließen.

Leb wohl, lebenſchaffender Dichter, der den Schatz der geiſtigen Güter unſerer Nation um echte Perlen vermehrt hat; leb wohl, bejahender reicher Geiſt, leb wohl, du lebendiger, du guter Menſch, teurer, lieber Freund leb wohl!

Von deutſcher Baukunſt

Goethe

D. M. Ervini a Steinbach

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein ſuchte, der mir deuten ſollte: **Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis,** und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß ſich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergoſſen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, töriger und beſſer als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Beſitztümer gelangen würde, von Marmor oder Sandſteinen, wie ich's vermöchte.

Was braucht's dir Denkmal! Du haſt dir das herrlichſte errichtet; und kümmert die Ameiſen, die drum krabbeln, dein Name nichts, haſt du gleiches Schickſal mit dem Baumeiſter, der Berge auftürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinſten Teil notwendig ſchön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tauſend bietende Hände zu treffen, Felſengrund zu graben, ſteile Höhen drauf zu zaubern und dann ſterbend ihren Söhnen zu ſagen: ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geiſtes, vollendet das Begonnene in die Wolken.

Was braucht's dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausſpricht, iſt's Aberglaube oder Läſterung. Dem ſchwachen Geſchmäckler wird's ewig ſchwindeln an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Alſo nur, trefflicher Mann, eh' ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ozean wage, wahrſcheinlicher dem Tod als dem Gewinſt entgegen, ſiehe hier in dieſem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, ſchneid' ich den deinigen in eine deinem Turm gleich ſchlank aufſteigende Buche, hänge an ſeinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabei auf. Nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apoſtel aus den Wolken herabgelaſſen ward, voll reiner und unreiner Tiere; ſo auch voll Blumen, Blüten, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geſchoſſne Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botaniſierend eingeſammelt, dir nun zu Ehren der Verweſung weihe.

Es iſt im kleinen Geſchmack, ſagt der Italiener, und geht vorbei. Kindereien lallt der Franzoſe nach und ſchnellt triumphierend auf ſeine Doſe à la Grecque.

Was habt ihr getan, daß ihr verachten dürft? Hat nicht der ſeinem Grab entſteigende Genius der Alten den deinen gefeſſelt, Welſcher! Krochſt an den mächtigen Reſten Verhältniſſe zu betteln, flickteſt aus den heiligen Trümmern dir Luſthäuſer zuſammen und hältſt dich für Verwahrer der Kunſtgeheimniſſe, weil du auf Zoll und Linien von Rieſengebäuden Rechenſchaft geben kannſt. Hätteſt du mehr gefühlt als gemeſſen, wäre der Geiſt der Maſſen über dich gekommen, die du anſtaunteſt, du hätteſt nicht ſo nur nachgeahmt, weil ſie's taten und es ſchön iſt; notwendig und wahr hätteſt du deine Plane geſchaffen und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

So haſt du deinen Bedürfniſſen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich, du wollteſt auch ihrer brauchen und mauerteſt ſie ein, wollteſt auch Säulenreihen haben und umzirkelteſt den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das Ungehörige und Unnötige verachtet und haßt, deinen Pöbel trieb, ihre Herrlichkeit zu öffentlichen Kloaken zu proſtituieren, daß ihr die Augen wegwendet und die Naſen zuhaltet vor'm Wunder der Welt.

Das geht nun ſo alles ſeinen Gang: die Grille des Künſtlers dient dem Eigenſinne des Reichen; der Reiſebeſchreiber gafft, und unſre ſchönen Geiſter, genannt Philoſophen, erdrechſeln aus protoplaſtiſchen Märchen Prinzipien und Geſchichte der Künſte bis auf den heutigen Tag, und echte Menſchen ermordet der böſe Genius im Vorhof der Geheimniſſe.

Schädlicher als Beiſpiele ſind dem Genius Prinzipien. Vor ihm mögen einzelne Menſchen einzelne Teile bearbeitet haben. Er iſt der erſte, aus deſſen Seele die Teile, in Ein ewiges Ganzes zuſammen gewachſen, hervortreten. Aber Schule und Principium feſſelt alle Kraft der Erkenntnis und Tätigkeit. Was ſoll uns das, du neu-franzöſiſcher philoſophierender Kenner, daß der erſte zum Bedürfnis erfindſame Menſch vier Stämme einrammelte, vier Stangen drüber verband und Äſte und Moos drauf deckte? Daraus entſcheideſt du das Gehörige unſrer heutigen Bedürfniſſe, eben als wenn du dein neues Babylon mit einfältigem patriarchaliſchem Hausvaterſinn regieren wollteſt.

Und es iſt noch dazu falſch, daß deine Hütte die erſtgeborne der Welt iſt. Zwei an ihrem Gipfel ſich kreuzende Stangen vornen, zwei hinten und eine Stange quer über zum Firſt, iſt und bleibt, wie du alltäglich an Hütten der Felder und Weinberg erkennen kannſt, eine weit primärere Erfindung, von der du doch nicht einmal Principium für deine Schweinſtälle abſtrahieren könnteſt.

So vermag keiner deiner Schlüſſe ſich zur Region der Wahrheit zu erheben, ſie ſchweben alle in der Atmoſphäre deines Syſtems. Du willſt uns lehren, was wir brauchen ſollen, weil das, was wir brauchen, ſich nach deinen Grundſätzen nicht rechtfertigen läßt. Die Säule liegt dir ſehr am Herzen und in andrer Weltgegend wärſt du Prophet. Du ſagſt: Die Säule iſt der erſte, weſentliche Be-

ſtandteil des Gebäudes, und der ſchönſte. Welche erhabene Eleganz der Form, welche reine mannigfaltige Größe, wenn ſie in Reihen daſtehn! Nur hütet euch, ſie ungehörig zu brauchen; ihre Natur iſt, freizuſtehn. Wehe den Elenden, die ihren ſchlanken Wuchs an plumpe Mauern geſchmiedet haben!

Und doch dünkt mich, lieber Abt, hätte die öftere Wiederholung dieſer Unſchicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern ſogar antiker Tempel Intercolumnia mit Mauerwerk ausſtopften, dir einiges Nachdenken erregen können. Wäre dein Ohr nicht für Wahrheit taub, dieſe Steine würden ſie dir gepredigt haben.

Säule iſt mit nichten ein Beſtandteil unſrer Wohnungen; ſie widerſpricht vielmehr dem Weſen all unſrer Gebäude. Unſre Häuſer entſtehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; ſie entſtehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die ſtatt aller Säulen ſind, alle Säulen ausſchließen, und wo ihr ſie anflickt, ſind ſie belaſtender Überfluß. Eben das gilt von unſern Paläſten und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

Eure Gebäude ſtellen euch alſo Flächen dar, die, je weiter ſie ſich ausbreiten, je kühner ſie gen Himmel ſteigen, mit deſto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müſſen! Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hilfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab: vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen ſollſt, daß ſie aufſteige gleich einem hocherhabnen, weit verbreiteten Baume Gottes, der mit tauſend Äſten, Millionen Zweigen und Blättern wie der Sand am Meer rings um der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, ſeines Meiſters.

Als ich das erſtemal nach dem Münſter ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geſchmacks. Auf Hörenſagen ehrt' ich die Harmonie der Maſſen, die Reinheit der Formen, war ein abgeſagter Feind der verworrnen Willkürlichkeiten gotiſcher Verzierungen.

Unter die Rubrik gotiſch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle ſynonymiſchen Mißverſtändniſſe, die mir von unbeſtimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zuſammengeſtoppeltem, aufgeflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht geſcheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbariſch nennt, hieß alles gotiſch, was nicht in mein Syſtem paßte, von dem gedrechſelten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unſre bürgerlichen Edelleute ihre Häuſer ſchmücken, bis zu den ernſten Reſten der älteren deutſchen Baukunſt, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Geſang ſtimmte: „Ganz von Zierat erdrückt!“ und ſo graute mir's im Gehen vor'm Anblick eines mißgeformten krausborſtigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraſchte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tauſend harmonierenden Einzelnheiten beſtand, ich wohl ſchmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie ſagen, daß es alſo mit den

Freuden des Himmels ſei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, dieſe himmliſch-irdiſche Freude zu genießen, den Rieſengeiſt unſerer ältern Brüder in ihren Werken zu umfaſſen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu ſchauen ſeine Würde und Herrlichkeit. Schwer iſt's dem Menſchengeiſt, wenn ſeines Bruders Werk ſo hoch erhaben iſt, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forſchendes Schauen ermattetes Aug mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch ſie die unzähligen Teile zu ganzen Maſſen ſchmolzen, und nun dieſe, einfach und groß, vor meiner Seele ſtanden, und meine Kraft ſich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte ſich mir, in leiſen Ahndungen, der Genius des großen Werkmeiſters. Was ſtaunſt du, liſpelt er mir entgegen. Alle dieſe Maſſen waren notwendig, und ſiehſt du ſie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum ſtimmenden Verhältnis erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwei kleinere zur Seite beherrſcht, ſich der weite Kreis des Fenſters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und ſonſt nur Tageloch war, wie hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenſter forderte! das all' war notwendig, und ich bildete es ſchön. Aber ach, wenn ich durch die düſtern erhabnen Öffnungen hier zur Seite ſchwebe, die leer und vergebens dazuſtehn ſcheinen. In ihre kühne ſchlanke Geſtalt hab' ich die geheimnisvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Türme hoch in die Luft heben ſollten, deren, ach, nur einer traurig daſteht, ohne den fünfgetürmten Hauptſchmuck, den ich ihm beſtimmte, daß ihm und ſeinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und ſo ſchied er von mir, und ich verſank in teilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in ſeinen tauſend Öffnungen wohnen, der Sonne entgegenjauchzten und mich aus dem Schlummer weckten. Wie friſch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt ich ihm meine Arme entgegenſtrecken, ſchauen die großen harmoniſchen Maſſen, zu unzählig kleinen Teilen belebt; wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringſte Fäſerchen, alles Geſtalt und alles zweckend zum Ganzen; wie das feſtgegründete ungeheure Gebäude ſich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr ſchwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen ſich ſenkt der Wonneruh des Geiſtes, der auf ſolch eine Schöpfung herabſchauen und Gott gleich ſprechen kann: es iſt gut!

Und nun ſoll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutſche Kunſtgelehrte, auf Hörenſagen neidiſcher Nachbarn, ſeinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverſtandnen Worte gotiſch verkleinert, da er Gott danken ſollte, laut verkündigen zu können, das iſt deutſche Baukunſt, unſre Baukunſt, da der Italiener ſich keiner eignen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir ſelbſt dieſen Vorzug nicht zugeſtehen willſt, ſo erweis uns, daß die Goten ſchon wirklich ſo gebaut haben, wo ſich einige Schwierigkeiten finden

werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht dartuſt, ein Homer ſei ſchon vor dem Homer geweſen, ſo laſſen wir dir gerne die Geſchichte kleiner gelungner und mißlungner Verſuche und treten anbetend vor das Werk des Meiſters, der zuerſt die zerſtreuten Elemente in Ein lebendiges Ganze zuſammenſchuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiſte des Forſchens nach Wahrheit und Schönheit, verſchließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunſt, komm', genieße und ſchaue. Hüte dich, den Namen deines edelſten Künſtlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du ſchaueſt ſein treffliches Werk. Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, ſo gehab dich wohl, laß einſpannen, und ſo weiter nach Paris.

Aber zu dir, teurer Jüngling, geſell' ich mich, der du bewegt daſtehſt und die Widerſprüche nicht vereinigen kannſt, die ſich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderſtehliche Macht des großen Ganzen fühlſt, bald mich einen Träumer ſchiltſt, daß ich da Schönheit ſehe, wo du nur Stärke und Rauheit ſiehſt. Laß einen Mißverſtand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die ſchönen Künſte ſeien entſtanden aus dem Hang, den wir haben ſollen, die Dinge rings um uns zu verſchönern. Das iſt nicht wahr! Denn in dem Sinne, darin es wahr ſein könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philoſoph.

Die Kunſt iſt lange bildend, eh' ſie ſchön iſt, und doch ſo wahre, große Kunſt, ja oft wahrer und größer als die Schöne ſelbſt. Denn in dem Menſchen iſt eine bildende Natur, die gleich ſich tätig beweiſt, wenn ſeine Exiſtenz geſichert iſt. Sobald er nichts zu ſorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirkſam in ſeiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm ſeinen Geiſt einzuhauchen. Und ſo modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Geſtalten, hohen Farben ſeine Cocos, ſeine Federn und ſeinen Körper. Und laßt dieſe Bildnerei aus den willkürlichſten Formen beſtehn, ſie wird ohne Geſtaltsverhältnis zuſammenſtimmen, denn Eine Empfindung ſchuf ſie zum charakteriſtiſchen Ganzen.

Dieſe charakteriſtiſche Kunſt iſt nun die einzige wahre. Wenn ſie aus inniger, einiger, eigner, ſelbſtändiger Empfindung um ſich wirkt, unbekümmert, ja unwiſſend alles Fremden, da mag ſie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindſamkeit geboren werden, ſie iſt ganz und lebendig. Da ſeht ihr bei Nationen und einzelnen Menſchen dann unzählige Grade. Je mehr ſich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältniſſe, die allein ſchön und von Ewigkeit ſind, deren Hauptakkorde man beweiſen, deren Geheimniſſe man nur fühlen kann, in denen ſich allein das Leben des gottgleichen Genius in ſeligen Melodien herumwälzt; je mehr dieſe Schönheit in das Weſen eines Geiſtes eindringt, daß ſie mit ihm entſtanden zu ſein ſcheint, daß ihm nichts genug tut als ſie, daß er nichts aus ſich wirkt als ſie, deſto glücklicher iſt er, deſto tiefgebeugter ſtehen wir da und beten an den Geſalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin geſtiegen iſt, wird ihn keiner herabſtoßen. Hier ſteht ſein Werk, tretet hin und erkennt das tiefſte Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältniſſe, wirkend aus ſtarker, rauher, deutſcher Seele, auf dem eingeſchränkten düſtern Pfaffenſchauplatz des **medii aevi.**

Und unſer **aevum?** hat auf ſeinen Genius verziehen, hat ſeine Söhne umhergeſchickt, fremde Gewächſe zu ihrem Verderben einzuſammeln. Der leichte Franzoſe, der noch weit ärger ſtoppelt, hat wenigſtens eine Art von Witz, ſeine Beute zu Einem Ganzen zu fügen, er baut jetzt aus griechiſchen Säulen und deutſchen Gewölben ſeiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unſrer Künſtler, als er erſucht ward, zu einer altdeutſchen Kirche ein Portal zu erfinden, hab' ich geſehen ein Modell fertigen ſtattlichen antiken Säulenwerks.

Wie ſehr unſre geſchminkten Puppenmaler mir verhaßt ſind, mag ich nicht deklamieren. Sie haben durch theatraliſche Stellungen, erlogne Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anſpötteln, deine holzgeſchnitzteſte Geſtalt iſt mir willkommner.

Und ihr ſelbſt, treffliche Menſchen, denen die höchſte Schönheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr herabtretet, zu verkünden eure Seligkeit, ihr ſchadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröte, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eignen Kräfte ſind's, die ſich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er ſtark und behend wie der Löwe des Gebirges auseilt auf Raub. Drum erzieht ſie meiſt die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannigfaltigen Schauplatz erkünſteln könnt, ſtets im gegenwärtigen Maß ſeiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil dir, Knabe! der du mit einem ſcharfen Aug' für Verhältniſſe geboren wirſt, dich mit Leichtigkeit an allen Geſtalten zu üben. Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht und du jauchzenden Menſchengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlſt, das mutige Geſchrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbſt ſeine Gefäße anſchwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinſel lebt, du geſtrebt und gelitten genug haſt, und genug genoſſen, und ſatt biſt irdiſcher Schönheit, und wert biſt auszuruhen in dem Arme der Göttin, wert an ihrem Buſen zu fühlen, was den vergötterten Herkules neu gebar — nimm ihn auf, himmliſche Schönheit, du Mittlerin zwiſchen Göttern und Menſchen, und mehr als Prometheus leit' er die Seligkeit der Götter auf die Erde.

Der Kölner Dom

Georg Forſter

Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterſcheiden konnten. So oft ich Köln beſuche, geh' ich immer wieder in dieſen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meiſterwerke ſtürzt der Geiſt voll Erſtaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er ſich wieder mit ſtolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur eine Idee eines verwandten Geiſtes war. Je rieſenmäßiger die Wirkungen menſchlicher Kräfte uns erſcheinen, deſto höher ſchwingt ſich das Bewußtſein des wirkenden Weſens in uns über ſie hinaus. Wer iſt der hohe Fremdling in dieſer Hülle, daß er in ſo mannigfaltigen Formen ſich offenbaren, dieſe redenden Denkmäler von ſeiner Art, die äußeren Gegenſtände zu ergreifen und ſich anzueignen, hinterlaſſen kann? Wir fühlen Jahrhunderte ſpäter dem Künſtler nach und ahnden die Bilder ſeiner Phantaſie, indem wir dieſen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan ſich wölbenden Chors hat eine majeſtätiſche Einfalt, die alle Vorſtellung übertrifft. In ungeheurer Länge ſtehen die Gruppen ſchlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forſtes: nur am höchſten Gipfel ſind ſie in eine Krone von Äſten geſpalten, die ſich mit ihren Nachbarn in ſpitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, faſt unerreichbar iſt. Läßt ſich auch ſchon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beſchränkten Raume verſinnlichen, ſo liegt gleichwohl in dieſem kühnen Emporſtreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltſame, welches die Einbildungskraft ſo leicht in das Grenzenloſe verlängert. Die griechiſche Baukunſt iſt unſtreitig der Inbegriff des Vollendeten, Übereinſtimmenden, Beziehungsvollen, Erleſenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indeſſen an den gotiſchen Säulen, die einzeln genommen wie Rohrhalme ſchwanken würden und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Maſſe machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichſam auf nichts ruhen, luftig ſchweben, wie die ſchattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier ſchwelgt der Sinn im Übermut des künſtleriſchen Beginnens. Jene griechiſchen Geſtalten ſcheinen ſich an alles anzuſchließen, was da iſt, an alles, was menſchlich iſt; dieſe ſtehen wie Erſcheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläſte da, um Zeugnis zu geben von der ſchöpferiſchen Kraft im Menſchen, die einen iſolierten Gedanken bis auf das äußerſte zu verfolgen und das Erhabene ſelbſt auf einem exzentriſchen Wege zu erreichen weiß.

Ich erzähle dir nichts von den heiligen drei Königen und dem ſogenannten Schatz in ihrer Kapelle; nichts von der Glasmalerei auf den Fenſtern im Chor; nichts von der unſäglich reichen Ziſte von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelberts ruhen, und ihrer wunderſchönen ziſelierten Arbeit, die man heutigentages ſchwerlich nachzuahmen imſtande wäre. Meine Aufmerkſamkeit hatte einen wichtigeren Gegenſtand: einen Mann, der zum erſtenmal in dieſen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der gotiſchen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors vor Entzücken wie verſteinert war. Oh, es war köſtlich, in dieſem klaren Anſchauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichſam im Widerſchein, zu erblicken! Gegen das Ende unſeres Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einſamen, von unſeren Tritten widerhallenden Gewölben, zwiſchen den Gräbern der Kurfürſten, Biſchöfe und Ritter, die da im Stein gehauen liegen, manches ſchaurige Bild der Vorzeit in ſeiner Seele. In allem Ernſte, mit ſeiner Reizbarkeit und dem in neuen Bilderſchöpfungen raſtlos tätigen Geiſte möchte ich die Nacht dort nicht einſam durchwachen.

Ehrengedächtnis unſeres ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürer

Wackenroder

von einem kunſtliebenden Kloſterbruder

Nürnberg! du vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gaſſen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväteriſchen Häuſer und Kirchen, denen die feſte Spur von unſerer alten vaterländiſchen Kunſt eingedrückt iſt. Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine ſo derbe, kräftige und wahre Sprache führen! Wie ziehen ſie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendigwimmelnde Schule der vaterländiſchen Kunſt warſt und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunſtgeiſt in deinen Mauern lebte und webte: — da Meiſter Hans Sachs und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allen, Albrecht Dürer mit ſeinem Freunde, Wilibaldus Pirkheimer, und ſo viel andre hochgelobte Ehrenmänner noch lebten! Wie oft hab' ich mich in jene Zeit zurückgewünſcht! Wie oft iſt ſie in meinen Gedanken wieder von neuem vor mir hervorgegangen, wenn ich in deinen ehrwürdigen Bücherſälen, Nürnberg, in einem engen Winkel, beim Dämmerlicht der kleinen rundſcheibigen Fenſter ſaß und über den Folianten des wackern Hans Sachs oder

über anderem alten, gelben, wurmgefreſſenen Papier brütete; — oder wenn ich unter den kühnen Gewölben deiner düſtern Kirchen wandelte, wo der Tag durch buntbemalte Fenſter all das Bildwerk und die Malereien der alten Zeit wunderbar beleuchtet! — —

Ihr wundert euch wieder und ſehet mich an, ihr Engherzigen und Kleingläubigen! O ich kenne ſie ja, die Myrtenwälder Italiens, — ich kenne ſie ja, die himmliſche Glut in den begeiſterten Männern des beglückten Südens: — was rüft ihr mich hin, wo immer Gedanken meiner Seele wohnen, wo die Heimat der ſchönſten Stunden meines Lebens iſt! — ihr, die ihr überall Grenzen ſehet, wo keine ſind! Liegt Rom und Deutſchland nicht auf einer Erde? Hat der himmliſche Vater nicht Wege von Norden nach Süden, wie von Weſten nach Oſten über den Erdkreis geführt? Iſt ein Menſchenleben zu kurz? Sind die Alpen unüberſteiglich? — Nun, ſo muß auch mehr als eine Liebe in der Bruſt des Menſchen wohnen können. — —

Aber jetzt wandelt mein trauernder Geiſt auf der geweihten Stätte vor deinen Mauern, Nürnberg; auf dem Gottesacker, wo die Gebeine Albrecht Dürers ruhen, der einſt die Zierde von Deutſchland, ja von Europa war. Sie ruhen, von wenigen beſucht, unter zahlloſen Grabſteinen, deren jeder mit einem ehernen Bildwerk, als dem Gepräge der alten Kunſt, bezeichnet iſt, und zwiſchen denen ſich hohe Sonnenblumen in Menge erheben, welche den Gottesacker zu einem lieblichen Garten machen. So ruhen die vergeſſenen Gebeine unſers alten Albrecht Dürers, um deſſentwillen es mir lieb iſt, daß ich ein Deutſcher bin.

Wenigen muß es gegeben ſein, die Seele in deinen Bildern ſo zu verſtehen und das Eigne und Beſondere darin mit ſolcher Innigkeit zu genießen, als der Himmel es mir vor vielen andern vergönnt zu haben ſcheinet; denn ich ſehe mich um und finde wenige, die mit ſo herzlicher Liebe, mit ſolcher Verehrung vor dir verweilten als ich.

Iſt es nicht, als wenn die Figuren in dieſen deinen Bildern wirkliche Menſchen wären, welche zuſammen redeten? Ein jeglicher iſt ſo eigentümlich geſtempelt, daß man ihn aus einem großen Haufen herauskennen würde; ein jeglicher ſo aus der Mitte der Natur genommen, daß er ganz und gar ſeinen Zweck erfüllt. Keiner iſt mit halber Seele da, wie man es öfters bei ſehr zierlichen Bildern neuerer Meiſter ſagen möchte; jeder iſt im vollen Leben ergriffen und ſo auf die Tafel hingeſtellt. Wer klagen ſoll, klagt; wer zürnen ſoll, zürnt; wer beten ſoll, betet. Alle Figuren reden, und reden laut und vernehmlich. Kein Arm bewegt ſich unnütz oder bloß zum Augenſpiel und zur Füllung des Raums; alle Glieder, alles ſpricht uns gleichſam mit Macht an, daß wir den Sinn und die Seele des Ganzen recht feſt im Gemüte faſſen. Wir glauben alles, was der kunſtreiche Mann uns darſtellt; und es verwiſcht ſich nie aus unſerm Gedächtnis.

Wie iſt's, daß mir die heutigen Künſtler unſers Vaterlands ſo anders erſcheinen als jene preiswürdigen Männer der alten Zeit, und du vornehmlich, mein

geliebter Dürer? Wie iſt's, daß es mir vorkommt, als wenn ihr alle die Malerkunſt weit ernſthafter, wichtiger und würdiger gehandhabt hättet als dieſe zierlichen Künſtler unſrer Tage? Mich dünkt, ich ſehe euch, wie ihr nachdenkend vor eurem angefangenen Bilde ſtehet, — wie die Vorſtellung, die ihr ſichtbar machen wollt, ganz lebendig eurer Seele vorſchwebt, — wie ihr bedächtlich überlegt, welche Mienen und welche Stellungen den Zuſchauer wohl am ſtärkſten und ſicherſten ergreifen und ſeine Seele beim Anſehen am mächtigſten bewegen möchten, — und wie ihr dann, mit inniger Teilnahme und freundlichem Ernſt, die eurer lebendigen Einbildung befreundeten Weſen auf die Tafel treu und langſam auftraget. — Aber die Neueren ſcheinen gar nicht zu wollen, daß man ernſthaft an dem, was ſie uns vorſtellen, teilnehmen ſolle; ſie arbeiten für vornehme Herren, welche von der Kunſt nicht gerührt und veredelt, ſondern aufs Höchſte geblendet und gekitzelt ſein wollten; ſie beſtreben ſich, ihr Gemälde zu einem Probeſtück von recht vielen lieblichen und täuſchenden Farben zu machen; ſie prüfen ihren Witz in Ausſtreuung des Lichtes und Schattens; — aber die Menſchenfiguren ſcheinen öfters bloß um der Farben und um des Lichtes willen, wahrlich ich möchte ſagen, als ein notwendiges Übel im Bilde zu ſtehen.

Wehe muß ich rufen über unſer Zeitalter, daß es die Kunſt ſo bloß als ein leichtſinniges Spielwerk der Sinne übt, da ſie doch wahrlich etwas ſehr Ernſthaftes und Erhabenes iſt. Achtet man den Menſchen nicht mehr, daß man ihn in der Kunſt vernachläſſigt und artige Farben und allerhand Künſtlichkeit mit Lichtern der Betrachtung würdiger findet? —

In den Schriften des von unſerm Albrecht ſehr hochgeſchätzten und verteidigten Martin Luthers, worin ich, wie ich nicht ungern geſtehe, einiges aus Wißbegier wohl geleſen habe, und in welchen viel Gutes verborgen ſein mag, habe ich über die Wichtigkeit der Kunſt eine merkwürdige Stelle gefunden, die mir jetzt lebhaft ins Gemüt kommt.

Denn es behauptet dieſer Mann irgendwo ganz dreiſt und ausdrücklich: daß nächſt der Theologie unter allen Wiſſenſchaften und Künſten des menſchlichen Geiſtes die Muſik den erſten Platz einnehme. Und ich muß offenherzig bekennen, daß dieſer kühne Ausſpruch meine Blicke ſehr auf den ausgezeichneten Mann hingerichtet hat. Denn die Seele, aus welcher ein ſolcher Ausſpruch kommen konnte, mußte für die Kunſt gerade diejenige tiefe Verehrung empfinden, welche, ich weiß nicht woher, in ſo wenigen Gemütern wohnt, und welche, nach meinem Bedünken, doch ſo ſehr natürlich und ſo bedeutend iſt.

Wenn nun die Kunſt (ich meine, ihr Haupt- und weſentlicher Teil) wirklich von ſolcher Wichtigkeit iſt, ſo iſt es ſehr unwürdig und leichtſinnig, ſich von den ſprechenden und lehrreichen Menſchenfiguren unſers alten Albrecht Dürers hinwegzuwenden, weil ſie nicht mit der gleißenden äußeren Schönheit, welche die heutige Welt für das Einzige und Höchſte in der Kunſt hält, ausgeſtattet ſind. Es verrät nicht ein ganz geſundes und reines Gemüt, wenn ſich jemand vor einer

geiſtlichen Betrachtung, welche an ſich triftig und eindringend iſt, die Ohren zuhält, weil der Redner ſeine Worte nicht in zierlicher Ordnung ſtellet, oder weil er eine üble, fremde Ausſprache oder ein ſchlechtes Spiel mit Händen an ſich hat. Hindern mich aber dergleichen Gedanken, dieſe äußere und ſozuſagen bloß körperliche Schönheit der Kunſt, wo ich ſie finde, nach Verdienſt zu ſchätzen und zu bewundern?

Auch wird dir das, mein geliebter Albrecht Dürer, als ein grober Verſtoß angerechnet, daß du deine Menſchenfiguren nur ſo bequem nebeneinander hinſtellſt, ohne ſie künſtlich durcheinander zu verſchränken, daß ſie ein methodiſches Gruppo bilden. Ich liebe dich in dieſer deiner unbefangenen Einfalt und hefte mein Auge unwillkürlich zuerſt auf die Seele und tiefe Bedeutung deiner Menſchen, ohne daß mir dergleichen Tadelſucht nur in den Sinn kommt. Viele Perſonen aber ſcheinen von derſelben, wie von einem böſen quälenden Geiſte, ſo geplagt, daß ſie dadurch zu verachten und zu verhöhnen angereizt werden, ehe ſie ruhig betrachten können — und am allerwenigſten über die Schranken der Gegenwart ſich in die Vorzeit hinüberzuſetzen vermögen. Gern will ich euch zugeben, ihr eifrigen Neulinge, daß ein junger Schüler jetzt klüger und gelehrter von Farben, Licht und Zuſammenfügung der Figuren reden mag, als der alte Dürer es verſtand; ſpricht aber ſein eigener Geiſt aus dem Knaben oder nicht vielmehr die Kunſtweisheit und Erfahrung der vergangenen Zeiten? Die eigentliche, innere Seele der Kunſt faſſen nur einzelne auserwählte Geiſter auf einmal, mag auch ſchon die Führung des Pinſels noch ſehr mangelhaft ſein; alle die Außenwerke der Kunſt hingegen werden nach und nach, durch Erfindung, Übung und Nachdenken, zur Vollkommenheit gebracht. Es iſt aber eine ſchnöde und betrauernswerte Eitelkeit, die das Verdienſt der Zeiten ihrem eigenen ſchwachen Haupte zur Krone aufſetzt und ihre Nichtigkeit unter erborgtem Glanze verſtecken will. Hinweg, ihr weiſen Knaben, von dem alten Künſtler von Nürnberg! — und daß keiner verſpottend ihn zu richten ſich vermeſſe, der noch kindiſch darüber naſerümpfen kann, daß er nicht Tizian und Correggio zu Lehrmeiſtern hatte, oder daß man zu ſeiner Zeit ſo ſeltſam altfränkiſche Kleidung trug!

Denn auch um deswillen wollen die heutigen Lehrer ihn, ſo wie manchen andern guten Maler ſeines Jahrhunderts, nicht ſchön und edel nennen, weil ſie die Geſchichte aller Völker und wohl ſelbſt die geiſtlichen Hiſtorien unſerer Religion in die Tracht ihrer Zeiten kleiden. Allein ich denke dabei, wie doch ein jeder Künſtler, der die Weſen vergangener Jahrhunderte durch ſeine Bruſt gehen läßt, ſie mit dem Geiſt und Atem ſeines Alters beleben muß; und wie es doch billig und natürlich iſt, daß die Schöpfungskraft des Menſchen alles Fremde und Entfernte, und alſo auch ſelbſt die himmliſchen Weſen, ſich liebend nahebringt und in die wohlbekannten und geliebten Formen ſeiner Welt und ſeines Geſichtskreiſes hüllt.

Als Albrecht den Pinſel führte, da war der Deutſche auf dem Völkerſchauplatz unſers Weltteils noch ein eigentümlicher und ausgezeichneter Charakter von

feſtem Beſtand; und ſeinen Bildern iſt nicht nur in Geſichtsbildung und im ganzen Äußeren, ſondern auch im inneren Geiſte dieſes ernſthafte, grade und kräftige Weſen des deutſchen Charakters treu und deutlich eingeprägt. In unſern Zeiten iſt dieſer feſtbeſtimmte deutſche Charakter und ebenſo die deutſche Kunſt verlorengegangen. Der junge Deutſche lernt die Sprachen aller Völker Europas und ſoll prüfend und richtend aus dem Geiſte aller Nationen Nahrung ziehen; — und der Schüler der Kunſt wird belehrt, wie er den Ausdruck Raphaels und die Farben der venezianiſchen Schule und die Wahrheit der Niederländer und das Zauberlicht des Correggio, alles zuſammen nachahmen und auf dieſem Wege zur alles übertreffenden Vollkommenheit gelangen ſolle. — O traurige Afterweisheit! O blinder Glaube des Zeitalters, daß man jede Art der Schönheit und jedes Vorzügliche aller großen Künſtler der Erde zuſammenſetzen und durch das Betrachten aller und das Erbetteln von ihren mannigfachen großen Gaben ihrer aller Geiſt in ſich vereinigen und ſie alle beſiegen könne! — Die Periode der eigenen Kraft iſt vorüber; man will durch ärmliches Nachahmen und klügelndes Zuſammenſetzen das verſagende Talent erzwingen, und kalte, geleckte, charakterloſe Werke ſind die Frucht. — Die deutſche Kunſt war ein frommer Jüngling in den Ringmauern einer kleinen Stadt, unter Blutsfreunden häuslich erzogen; — nun ſie älter iſt, iſt ſie zum allgemeinen Weltmanne geworden, der mit den kleinſtädtiſchen Sitten zugleich ſein Gefühl und ſein eigentümliches Gepräge von der Seele weggewiſcht hat.

Ich möchte um alles nicht, daß der zauberhafte Correggio oder der prächtige Paolo Veroneſe oder der gewaltige Buonarroti ebenſo gemalt hätten als Raffael. Und eben auch ſtimme ich keineswegs in die Redensarten derer mit ein, welche ſprechen: „Hätte Albrecht Dürer nur in Rom eine Zeitlang gehauſet und die echte Schönheit und das Idealiſche vom Raffael abgelernt, ſo wäre er ein großer Maler geworden; man muß ihn bedauern und ſich nur wundern, wie er es in ſeiner Lage noch ſo weit gebracht hat.“ Ich finde hier nichts zu bedauern, ſondern freue mich, daß das Schickſal dem deutſchen Boden an dieſem Manne einen echt vaterländiſchen Maler gegönnt hat. Er würde nicht er ſelber geblieben ſein; ſein Blut war kein italieniſches Blut. Er war für das Idealiſche und die erhabene Hoheit eines Raffael nicht geboren; er hatte daran ſeine Luſt, uns die Menſchen zu zeigen, wie ſie um ihn herum wirklich waren, und es iſt ihm gar trefflich gelungen.

Dennoch aber fiel es mir, als ich in meinen jüngern Jahren die erſten Gemälde vom Raffael ſowohl als von dir, mein geliebter Dürer, in einer herrlichen Bildergalerie ſah, wunderbar in den Sinn, wie unter allen andern Malern, die ich kannte, dieſe beiden eine ganz beſonders nahe Verwandtſchaft zu meinem Herzen hätten. Bei beiden gefiel es mir ſo ſehr, daß ſie ſo einfach und gerade, ohne die zierlichen Umſchweife anderer Maler, uns die Menſchheit in voller Seele ſo klar und deutlich vor Augen ſtellen. Allein ich getraute mich damals nicht, meine Mei-

nung jemandem zu entdecken, weil ich glaubte, daß jeder mich verlachen würde, und wohl wußte, daß die mehresten in dem alten deutschen Maler nichts als etwas sehr Steifes und Trockenes erkennen. Ich war indes an dem Tage, da ich jene Bildergalerie gesehen hatte, so voll von diesem neuen Gedanken, daß ich damit einschlief und mir in der Nacht ein entzückendes Traumgesicht vorkam, welches mich noch fester in meinem Glauben bestärkte. Es dünkte mich nämlich, als wenn ich, nach Mitternacht, von dem Gemach des Schlosses, worin ich schlief, durch die dunklen Säle des Gebäudes ganz allein mit einer Fackel nach der Bildergalerie zuginge. Als ich an die Tür kam, hörte ich drinnen ein leises Gemurmel; — ich öffnete sie, — und plötzlich fuhr ich zurück, denn der ganze große Saal war von einem seltsamen Lichte erleuchtet, und vor mehreren Gemälden standen ihre ehrwürdigen Meister in leibhafter Gestalt da und in ihrer alten Tracht, wie ich sie in Bildnissen gesehen hatte. Einer von ihnen, den ich nicht kannte, sagte mir, daß sie manche Nacht vom Himmel herunterstiegen und hier und dort auf Erden in Bildersälen bei der nächtlichen Stille umherwankten und die noch immer geliebten Werke ihrer Hand betrachteten. Viele italienische Maler erkannt' ich; von Niederländern sah ich sehr wenige. Ehrfurchtsvoll ging ich zwischen ihnen durch; — und siehe! da standen, abgesondert von allen, Raffael und Albrecht Dürer Hand in Hand leibhaftig vor meinen Augen und sahen in freundlicher Ruhe schweigend ihre beisammenhängenden Gemälde an. Den göttlichen Raffael anzureden hatte ich nicht den Mut; eine heimliche ehrerbietige Furcht verschloß mir die Lippen. Aber meinen Albrecht wollte ich soeben begrüßen und meine Liebe vor ihm ausschütten; — allein in dem Augenblick verwirrte sich mit einem Getöse alles vor meinen Augen, und ich erwachte mit heftiger Bewegung.

Dieses Traumgesicht hatte meinem Gemüt innige Freude gemacht, und diese ward noch vollkommener, als ich bald nachher in dem alten Vasari las, wie die beiden herrlichen Künstler auch bei ihren Lebzeiten wirklich, ohne sich zu kennen, durch ihre Werke Freunde gewesen, und wie die redlichen und treuen Arbeiten des alten Deutschen vom Raffael mit Wohlgefallen angesehen wären und er sie seiner Liebe nicht unwert geachtet hätte.

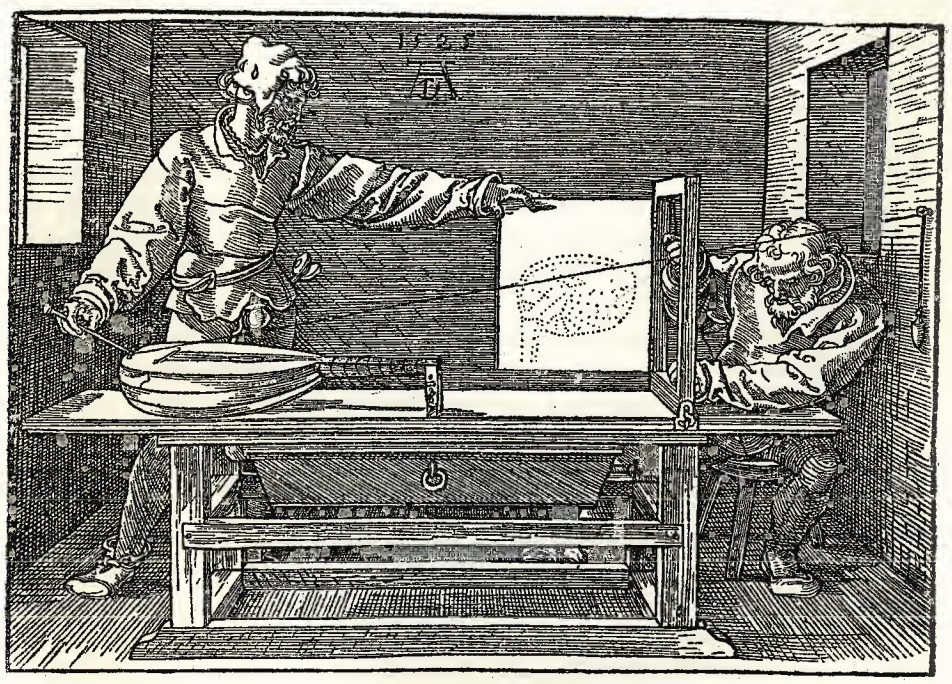
Das aber kann ich freilich nicht verschweigen, daß mir nachher bei den Werken der beiden Maler immer so wie in jenem Traum zumute war, daß ich nämlich bei denen des Albrecht Dürer wohl manchmal mich daran versuchte, ihr echtes Verdienst jemandem zu erklären und über ihre Vortrefflichkeiten mich in Worte auszubreiten wagte; bei den Werken Raffaels aber immer von der himmlischen Schönheit so überfüllt und bedrängt ward, daß ich nicht wohl darüber reden noch jemandem deutlich auseinandersetzen konnte, woraus mir überall das Göttliche hervorleuchte.

Aber ich will jetzt meine Blicke von dir nicht abwenden, mein Albrecht. Vergleichung ist ein gefährlicher Feind des Genusses; auch die höchste Schönheit der Kunst übt nur dann, wie sie soll, ihre volle Gewalt an uns aus, wenn unser

Auge nicht zugleich ſeitwärts auf andere Schönheit blickt. Der Himmel hat ſeine Gaben unter die großen Künſtler der Erde ſo verteilet, daß wir durchaus genötiget werden, vor einem jeglichen ſtille zu ſtehen und jeglichem ſeinen Anteil unſrer Verehrung zu opfern.

Nicht bloß unter italieniſchem Himmel, unter majeſtätiſchen Kuppeln und korinthiſchen Säulen — auch unter Spitzgewölben, kraus-verzierten Gebäuden und gotiſchen Türmen wächſt wahre Kunſt hervor.

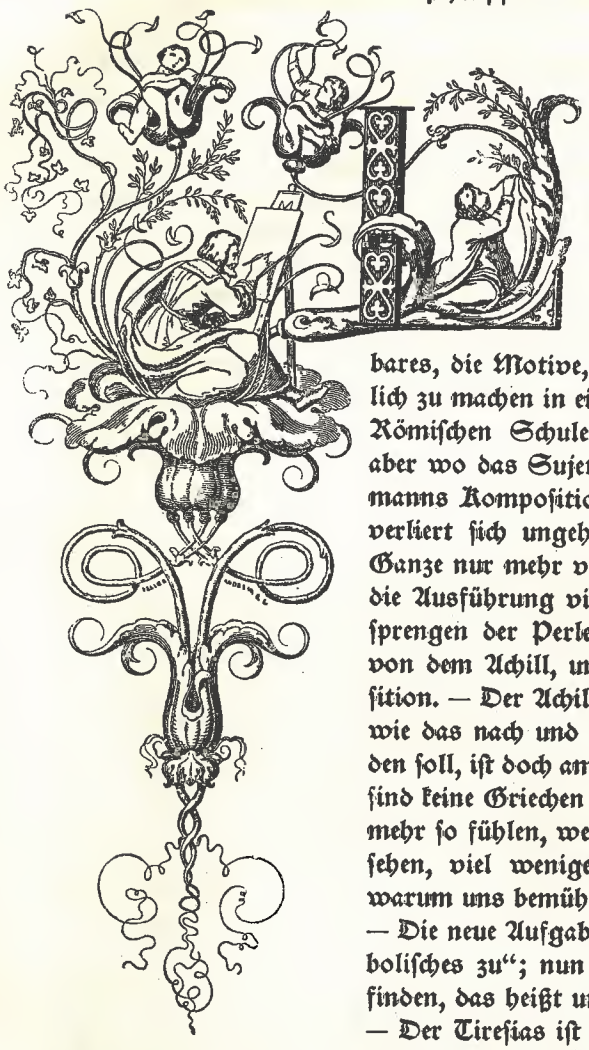
Friede ſei mit deinen Gebeinen, mein Albrecht Dürer! und möchteſt du wiſſen, wie ich dich lieb habe, und hören, wie ich unter der heutigen, dir fremden Welt der Herold deines Namens bin. — Geſegnet ſei mir deine goldene Zeit, Nürnberg! die einzige Zeit, da Deutſchland eine eigene vaterländiſche Kunſt zu haben ſich rühmen konnte. — Aber die ſchönen Zeitalter ziehen über die Erde hinweg und verſchwinden, wie glänzende Wolken über das Gewölbe des Himmels wegziehn. Sie ſind vorüber, und ihrer wird nicht gedacht; nur wenige rufen ſie aus innerer Liebe in ihr Gemüt zurück, aus beſtäubten Büchern und bleibenden Werken der Kunſt.



A. Dürer — Meßapparat, um eine Laute richtig zu zeichnen

Vorſatz des Malers

Philipp Otto Runge



Im Februar 1802. (Dresden)

Lange ſchon nimmt die Kunſtausſtellung in Weimar und das ganze Verfahren dort einen ganz falſchen Weg, auf welchem es unmöglich iſt, irgend etwas Gutes zu bewürken. Die Aufgabe des Achill's auf Skyros, wie ſie ſie da gaben, iſt etwas Unerreichbares, die Motive, die ſo verwickelt ſind, alle anſchaulich zu machen in einem Moment, iſt etwas, das bei der Römiſchen Schule wohl bisweilen erreicht worden, aber wo das Sujet nicht ein aufgegebenes war. Hoffmanns Kompoſition iſt ein Schwall von Figuren und verliert ſich ungeheuer in Nebenſachen, wodurch das Ganze nur mehr verwirrt wird; die Herren ſind durch die Ausführung vielleicht beſtochen worden. Das Zerſprengen der Perlenſchnur iſt nichts Charakteriſtiſches von dem Achill, und nur eine Rarität in der Kompoſition. — Der Achill und Skamander, ſamt den Sachen, wie das nach und nach zur Vollendung gebracht werden ſoll, iſt doch am Ende ein vergeblicher Wunſch; wir ſind keine Griechen mehr, können das Ganze ſchon nicht mehr ſo fühlen, wenn wir ihre vollendeten Kunſtwerke ſehen, viel weniger ſelbſt ſolche hervorbringen, und warum uns bemühen, etwas Mittelmäßiges zu liefern? — Die neue Aufgabe „läßt viel Empfindung und Symboliſches zu“; nun können wir ſitzen gehen und empfinden, das heißt uns: beim verkehrten Ende anfangen. — Der Tireſias iſt „eine neue Entdeckung in der Kompoſition“, — ja die Leute jagen nach Sujets, als wenn die Kunſt darin ſtäke, oder als wenn ſie nichts Lebendiges in ſich hätten. Muß denn ſo etwas von außen kommen? haben nicht alle Künſtler, die noch ein ſchönes Kunſtwerk hervorbrachten, erſt ein Gefühl gehabt? haben ſie ſich zu dem Gefühl nicht das paſſende Sujet gewählt?

Wir ſehen in den Kunſtwerken aller Zeiten es am deutlichſten, wie das Menſchengeſchlecht ſich verändert hat, wie niemals dieſelbe Zeit wiedergekommen iſt,

M. v. Schwind — Künſtlerwanderung

die einmal da war; wie können wir denn auf den unſeligen Einfall kommen, die alte Kunſt wieder zurückrufen zu wollen? In der ägyptiſchen Kunſt ſehen wir das Harte, Eiſerne und Rohe des Menſchengeſchlechts. Die Griechen empfanden ihre Religion, und ſie löſete ſich in Kunſtwerke auf. Michelangelo war der höchſte Punkt in der Kompoſition, das Jüngſte Gericht iſt der Grenzſtein der hiſtoriſchen Kompoſition, ſchon Raffael hat ſehr vieles nicht rein hiſtoriſch Komponiertes geliefert, die Madonna in Dresden iſt offenbar nur eine Empfindung, die er durch die ſo wohlbekannten Geſtalten ausgedrückt hat, nach ihm iſt eigentlich nichts Hiſtoriſches mehr entſtanden, alle ſchönen Kompoſitionen neigen ſich zur Landſchaft hin, — die Aurora von Guido; es hat noch keinen Landſchafter gegeben, der eigentliche Bedeutung in ſeinen Landſchaften hätte, der Allegorien und deutliche ſchöne Gedanken in eine Landſchaft gebracht hätte. Wer ſieht nicht Geiſter auf den Wolken beim Untergang der Sonne? Wem ſchweben nicht die deutlichſten Gedanken vor die Seele? Entſteht nicht ein Kunſtwerk nur in dem Moment, wann ich deutlich einen Zuſammenhang mit dem Univerſum vernehme? Kann ich den fliehenden Mond nicht ebenſo feſthalten wie eine fliehende Geſtalt, die einen Gedanken bei mir erweckt, und wird jenes nicht ebenſo ein Kunſtwerk? Und welcher Künſtler, der dieſes in ſich fühlt, den die Natur, die wir nur noch in uns ſelbſt, in unſrer Liebe, und an dem Himmel, rein ſehen, erweckt, wird nicht nach dem rechten Gegenſtande greifen, um dieſe Empfindung an den Tag zu legen? Wie könnte ihm da der Gegenſtand mangeln? Solch ein Gefühl muß alſo dem Gegenſtande noch vorausgehen; wie ungereimt alſo eine Aufgabe? — Wie können wir nur denken, die alte Kunſt wieder zu erlangen? Die Griechen haben die Schönheit der Formen und Geſtalten aufs höchſte gebracht in der Zeit, da ihre Götter zugrunde gingen; die neuern Römer brachten die hiſtoriſche Darſtellung am weiteſten, als die katholiſche Religion zugrunde ging: bei uns geht wieder etwas zugrunde, wir ſtehen am Rande aller Religionen, die aus der katholiſchen entſprangen, die Abſtraktionen gehen zugrunde, alles iſt luftiger und leichter als das Bisherige, es drängt ſich alles zur Landſchaft, ſucht etwas Beſtimmtes in dieſer Unbeſtimmtheit und weiß nicht, wie es anzufangen? ſie greifen falſch wieder zur Hiſtorie und verwirren ſich. Iſt denn in dieſer neuen Kunſt — der Landſchafterei, wenn man ſo will — nicht auch ein höchſter Punkt zu erreichen? der vielleicht noch ſchöner wird wie die vorigen? Ich will mein Leben in einer Reihe Kunſtwerke darſtellen; wenn die Sonne ſinkt und wenn der Mond die Wolken vergoldet, will ich die fliehenden Geiſter feſthalten; wir erleben die ſchöne Zeit dieſer Kunſt wohl nicht mehr, aber wir wollen unſer Leben daran ſetzen, ſie würklich und in Wahrheit hervorzurufen; kein gemeiner Gedanke ſoll in unſre Seele kommen; wer das Schöne und das Gute mit inniger Liebe in ſich feſthält, der erlangt immer doch einen ſchönen Punkt. Kinder müſſen wir werden, wenn wir das Beſte erreichen wollen.

Vom Bildermalen

Hans Thoma

in geborener Realiſt, wollte ich nichts anders malen, als was ich ſelber geſehen, ja ſelber gelebt hatte — wo ich hinſchaute, ſah ich auch Schönes genug. — Menſchen, Tiere, Landſchaften, im harmoniſchen Lichte vereinigt, ſchwebten mir vor. — Ahnungen, Möglichkeiten zu ſchönen Bildern — wenn ich nur einmal die Bilder ſo machen könnte, wie ich ſie mir vorſtellte. Programm hatte ich keines, auch keine Sorge, wie die Sache werden ſollte; ich dachte, daß, wenn ich einmal Bilder annähernd ſo malte, wie ſie mich traumartig umgaukelten, dieſelben auch aller Welt gefallen müßten. Jedermann würde ſich daran freuen, wie ich ſelber an dieſen eingefangenen Gebilden. Freilich habe ich da die Rechnung ohne den Wirt gemacht, wie ich Jahrzehnte hindurch erfahren mußte.

Zuerſt trat ich mit einem kleinen Bildchen: das braune Bernauer Bächlein im moosgrünen Tannenwald, an die Öffentlichkeit des Kunſtvereins; die Kritik war ſehr günſtig, es wurde genannt: „Ein Anklang an Hebel, voll Seele“ — auch ein zweites Bild, der „Bienenvater“, wurde ebenſo günſtig beurteilt — beide wurden auch angekauft. Wie fühlte ich mich da glücklich, von der Gunſt des Publikums getragen.

Ach ja, „die Seele“, das iſt ein merkwürdig Ding in der Kunſt und iſt gar ſchwer zu ſehen. Gar bald ſah man dieſe „Seele“ nicht mehr in dem, was ich machte — es ſah halt doch ganz anders aus, als was man im Kunſtverein zu ſehen verlangte und vielleicht auch als Seele zu kaufen wünſchte.

Im Jahre 1866 wußte ich nicht, wie es in Karlsruhe weitergehen ſollte. Ein Freund, Hermann Schumm, hatte in Baſel eine Lehrerſtelle an einer kunſtgewerblichen Anſtalt inne, er vermeinte, mir dort nun auch eine Zeichenlehrerſtelle verſchaffen zu können, und ich hoffte ſehr darauf, um auch endlich meinen paar Angehörigen eine beſſere Exiſtenzſicherheit gründen zu können; ich ging nach Baſel und betrieb die Sache — aber es ſchlug alles gänzlich fehl, und die Not wurde für uns alle größer denn je.

Nach Karlsruhe zurück wollte ich nicht; da half mir mein Freund ſo weit nach, daß ich auf gut Glück nach Düſſeldorf gehen konnte. Einige Empfehlungen von Karlsruhe aus ſollten dort wirkſam ſein.

In einem kleinen Atelier arbeitete ich in Düſſeldorf nun recht fleißig, mit dem guten Gefühl, in einer richtigen Malerſtadt zu ſein; ich ſtellte auch einiges aus, aber die Bilder waren Fremdlinge, und die Kunſthändler wußten nichts damit anzufangen — ſie bewegten ſich ſo gar nicht auf der Linie Achenbach-Vautier.

Die Karlsruher Empfehlungen versagten auf eine fast komisch zu nennende Art. Die Situation wurde ernst — sehr ernst —, ich bat einen befreundeten Maler, daß er einen Winkelkunsthändler, der sogenannten Kitsch für ein paar Taler in den Ateliers kaufte, zu mir schicken solle. Eine ganze Reihe kleiner Bilder wurde aufgestellt, als er kam; er sah sie lange an, ich stand erwartungsvoll dahinter — wie wichtig war mir die zu erwartende Kritik —, endlich sagte er: „Ich kann Ihre Bilder nicht brauchen für das Publikum, mit dem ich meine Geschäfte mache — das sind gute Bilder, aber nicht verkäuflich, ich kann sie nicht brauchen." Ich wollte auf jeden Preis eingehen, den er mir bieten wolle, er zog sich zurück, indem er sagte: „Ihre Bilder sind zu gut für mich und mein Publikum." Ich rief ihm unter der Türe noch nach, daß meine Bilder so schlecht seien wie irgendwelche — aber es half nichts.

Wie so oft im Leben, kam die Hilfe in der Not von ganz unerwarteter Seite; von einem Unbekannten wurde ein bei einer Kunsthandlung ausgestelltes Bild für 150 Taler gekauft — da war ich schön heraus.

Auf Empfehlungen gebe ich gar nichts, ich habe später nie mehr mir welche geben lassen. Es sind unnötige Belästigungen und haben nur für den alleräußerlichsten gesellschaftlichen Verkehr einigen Zweck. Die Menschen muß man selber finden, und man findet sie auch; so fand ich in Düsseldorf den Frankfurter Maler Otto Scholderer, von dem ich hörte, daß er sich mit größter Lebhaftigkeit über den Wert, den er meinen Bildern beilegte, aussprach. Wir wurden nun sehr befreundet; er hatte viel gesehen und hatte einen hohen Begriff von Kunst; seine weitgehende Sympathie für meine Arbeiten gewährte mir in dieser Zeit der Verlassenheit einen guten Halt. — Für die Düsseldorfer waren meine Bilder ganz und gar nicht; abfällige Kritik suchte sich lustig darüber zu machen. Ein berühmter Mann sprach es aus, daß er einen Zug von Melancholie in denselben finde, der ja in der Kunst auch sein Recht habe — in diesem Zusammenhang prophezeite man, daß, wenn ich so fortmale, mir nichts anderes übrig bleibe, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Im „Malkasten" wurden Karikaturen von meinen Bildern gemacht, es herrschte das große Hallo, das minderwertige Menschen immer anstimmen, wenn eine neue ungewohnte Erscheinung sie beunruhigt. Ein mir wohlgesinnter Maler namens Rainer Dahlen ärgerte sich über die Spötter und sagte ihnen: Übt euch nur einstweilen darauf ein, es kommt euch zugut, wenn die Zeit kommt, wo ihr die Bilder im Ernst nachahmt.

Derartige Gehässigkeiten haben mich zum Glück nie viel berührt — ich war eine fröhliche Natur, hatte auch stets das Gefühl von Talent und Können — und es steckte stets so viel Übermut in mir, daß ich mich über manchen Kunstfex lustig machen konnte — so konnte ich gar vieles als Komik empfinden, von dem andere meinten, es müßte mich niederdrücken. Ich war zwei Winter in Düsseldorf, habe auch bei dem dort entwickelten Kunsthandel einige Bilder verkauft, so daß ich fröhlich still weiter malen konnte. Das lustige Treiben im „Malkasten"

machte ich gar gerne mit. Im ganzen habe ich mich in Düſſeldorf wohlbefunden und denke gerne an den Aufenthalt zurück.

Im Frühling 1868 ging ich mit Scholderer nach Paris. Im Louvre ſah ich zum erſtenmal große Kunſt, und alles Düſſeldorferiſche war verſchwunden, ich wußte nun, daß ich im tiefſten Grund meiner Seele recht habe. — Auch die neuere franzöſiſche Malerei in ihrer Kühnheit und Freiheit ſprach ſehr zu mir, beſonders Delacroix. Intim berührten mich Millet, Rouſſeau, Corot uſw. Vor allem aber zog mich der ſtürmiſch revolutionäre Courbet an — was auch wohl erklärlich iſt nach der dumpfigen Malluft, in der ich in Düſſeldorf mich zwei Jahre befunden habe. Courbet hatte eine eigene große Ausſtellung, ich habe ihn auch im Atelier beſucht, da er Scholderer von Frankfurt her kannte, wo ja Courbet einige Zeit lebte.

Die Erinnerung, die ich von Paris, wo ich nur dies eine Mal die paar Wochen über war, hatte, iſt mir eine gar ſchöne geblieben — eine Stadt voll Lebensfreude, voll Kunſt, voll Licht mit einem ſo ſchönen ſilberlichthellen Wolkenhimmel darüber, es war im Mai, als ich dort war. — Die Eindrücke, die ich dort hatte, haben mich mächtig erregt, es war für mich eine Erweiterung des Lebenselementes. Ich ging von dort den Sommer über nach Bernau, und ich fühlte den Gewinn von Paris ſchon daraus, daß mir das früher einmal für unmaleriſch geltende Bernau nun großartig ſchön erſchien, ſo daß ich mich an ihm freuen konnte wie an einer wiedergefundenen Geliebten.

Es begann eine ſchaffensfrohe Zeit; ich grundierte große Leinwande und malte Bilder im Freien, Figuren und Landſchaften direkt nach der Natur — alles wurde lebendige Gegenwart, es bewegte mich keine Vergangenheit, es kümmerte mich keine Zukunft. Freund Lugo, den man in Karlsruhe ſo gerne das Extrem von mir nannte, kam auch nach Bernau, und wir Extreme freuten uns, daß wir ſo einig waren in all dem Genießen der Schönheiten der Natur, wie ſie dem Künſtler in den ſchönſten Stunden ſeines Daſeins gegeben ſind. — Ein Felſentälchen mit rauſchendem Bach und blumigen Wieſen nannte Lugo „das Tal der tauſend Freuden“. Das Bächlein hatte gutes Gefäll, und ſeine Kraft wird jetzt induſtriell ausgenützt — es hat dadurch ſehr verloren.

Im Herbſt wollte ich mit meinen neuen Bildern wieder nach Düſſeldorf — eine ganz richtige Idee; — aber unterwegs in Karlsruhe wollte ich doch meine Bilder zeigen. Die Profeſſoren der Kunſtſchule redeten mir, als ſie die Bilder geſehen, zu, wieder in Karlsruhe zu bleiben, denn es ſei ein Gewinn, wenn ich der Kunſtſchule erhalten bliebe, — ich ließ mich gerne überreden — und hatte dadurch ein recht ſchweres Jahr zu durchleben.

Meine Bilder, die ich ſo nach und nach im Kunſtverein ausſtellte, wurden als etwas Unerhörtes betrachtet. Die Kunſtfreunde ſind allerorts, und ſo auch in Karlsruhe, ſehr lebhafter Art — die öffentliche Kunſtmeinung war zudem in jener Zeit recht eng zuſammen, und ſo fuhr man mit Zorn, mit Spott und Hohn

darüber her — ſo was! — chineſiſch, japaniſch nannte man die Bilder, was heutzutag freilich nicht mehr für ſo ſchimpflich gilt wie im Jahre 1869. Eine Anzahl dieſer Kunſtvereinsmitglieder machte eine Eingabe an den Vorſtand, daß man mir das Ausſtellen durch einen Beſchluß ein für allemal verbieten ſolle. Der Kunſtſchulprofeſſor, der mir dies mitteilte, war ſehr erregt, ſagte auch, daß dies beim Vorſtand natürlich nicht durchgegangen wäre, ermahnte mich aber, daß ich doch auf die Stimme des Publikums zu achten hätte, und daß ich doch ſo malen ſollte, wie gebildete Menſchen es verlangten; bei meinem großen Talent müſſe mir dies auch nicht ſchwerfallen.

Wenn man dies lieſt, ſo könnte man etwa meinen, daß eine ſolche Entrüſtung des braven Bürgergefühls daher gekommen ſei, weil die Bilder etwa gegenſtändlich Unpaſſendes enthalten hätten — und ich muß, um nicht etwa dieſen Verdacht aufkommen zu laſſen, ausdrücklich ſagen, daß es die unſchuldigſten Gegenſtände von der Welt waren: Blumen, Landſchaften, Tiere und Menſchen — ſie waren von ſolider Zeichnung und Ausführung und ruhig harmoniſcher Farbe — ein tiefes ſattes Grün mag vorherrſchend geweſen ſein. Ich ſah ein, daß ich nicht länger in Karlsruhe bleiben durfte; die Geſellſchaft nannte einen gewiſſen Salat Thomaſalat, ich wußte die Zeichen der Zeit wohl zu deuten; wohin gehen, wußte ich freilich jetzt wieder nicht. Sich wehren gegen dieſe öffentliche Meinung wäre Unſinn geweſen — dumm war ich gerade nie — und ſtill aus dem Wege gehen war das richtigſte. Ich machte die „Fauſt im Sack“; das will heißen, ich machte mir hier und da ein Epigramm, womit ich mir Luft machte — die ich aber niemand zeigte; hier ſetze ich eines derſelben hin, das einem Kunſtfreund galt, den meine grünen Bilder auf das heftigſte erregt hatten; man erſehe daraus, daß ich doch nicht ganz ſo harmlos geweſen bin, wie manche Beurteiler es dahinſtellen könnten; es heißt „Farbenwirkungen“:

Vor rotem Tuche wird der Ochſe wild,
Du wurdeſt es, weil grün mein Bild.

Im allgemeinen übte ich die Tugend des Schweigens — durch ſolches Schweigen werden aber doch viele hinters Licht geführt, ſolche, die aus der Beharrlichkeit des Tuns nichts merken können — geſchieht ihnen ganz recht.

Heutzutage ſcheint es mit dem Kunſturteil beſſer zu ſein, man ſcheint etwas vorſichtiger zu ſein: damals hielt es jeder für eine Schmach, wenn er merkte, daß man ſeinem geſunden, im Kunſtverein gebildeten Menſchenverſtand, ſeinen zwei Augen nicht zutrauen wollte, daß er das volle Verſtändnis für alle Kunſt habe. — Einmal, als ich Rembrandt nur ſo erwähnte, um etwas über Farbenharmonie zu erklären, ſchrie mich einer an: „Ich ſehe es ja mit meinen geſunden Augen, daß ſo ein Rembrandt mit Dreck gemalt hat, und untendurch iſt, wenn man ihn mit unſren farbenfreudigen Bildern vergleicht, wie ſie jeden Sonntag im Kunſtverein ſind.“ — Da war ich ſchön ſtill; — denn wenn einer an ſeinen

geſunden Menſchenverſtand, an ſeine eignen Augen appelliert, zieht er ſich auf ein Gebiet zurück, auf das ihm ein Kluger nicht folgt — ſonſt kann ja nur noch die Prügelei losgehen. So ein geſunder Menſchenverſtand begreift alles, nur begreift er oft nicht, daß es Dinge geben ſollte, die er nicht begreift.

Im Frühling 1870 ging ich ſtill und, wie ich dachte, für immer von Karlsruhe fort; aber daß es doch nicht für immer war, daran war eine Prophezeiung, die mir im Jahre 1859 in St. Blaſien von einem ſehr alten Mann gemacht wurde, ſchuld — die gewiſſermaßen über mir ſchwebte und an die ich erſt wieder dachte, als ich im Jahr 1899 gegen alles Erwarten und Denken als Direktor nach Karlsruhe berufen wurde...

Den Sommer über war ich bei Mutter und Schweſter in Säckingen. Die volle Ruhe, die der Künſtler braucht, kam wieder über mich — ich war nicht verbittert, ich hatte anderes zu tun, als mich um Kunſtvereinsmitgliedermeinungen zu kümmern, ich lebte wieder mit der Natur zuſammen und ſah überall viel Schönes; ich brachte es zuſtande, wunſchlos, d. h. ohne allen Ehrgeiz, zu ſein. Ein ſchöner Trotz kam als Troſt über mich, ein Lebensmut, der mich nie mehr verlaſſen ſollte. Ein Gefühl der Genügſamkeit kam dazu — wozu ſollte ich danach ſtreben, in der Welt das, was man Bedeutung nennt, zu erlangen — ich fühlte eine ganz beſondere Macht in mir, die Macht der Unabhängigkeit von aller Weltmeinung.

Daß dieſer Zuſtand des Zurückziehens auch ſeine Gefahren in ſich trägt, weiß ich ſehr wohl — vor der Verbitterung, von der man gewöhnlich annimmt, daß ſie im Gefolge ſein müſſe, hat mich eine gute Gottesgabe bewahrt — ich hatte Humor — ein Ding, das in unſerer modernen Errungenſchaftsjagd immer mehr in Deutſchland zu verſchwinden ſcheint; bösartig biſſiger Witz wird ihn niemals erſetzen.

Es gibt Güter, die man ererbt, ohne daß man ſich deren bewußt wird — aber ſie begleiten doch unſer Leben wie geheimnisvolle Mächte. Meine Mutter war eine fromme Frau — in aller Not, mit der ſie oft heldenhaft zu kämpfen hatte, war ſie voll gläubigen Gottvertrauens. Das Evangelium war in ihrem einfach ſchlichten Sinn lebendig geworden. Ich war ja ein Kind der Zeit, nicht in ihrem Sinne gläubig, aber auch mich leitete etwas wie Glaubensſtärke und Gottvertrauen, und wenn ich dies mit modernen Anſichten anders nennen mußte, jetzt ſehe ich, daß es nur umgewortet war und im Weſen doch das gleiche war. Es iſt eine Kraft des Lebens, die im Gottesbewußtſein, im Bewußtſein des Zuſammenhangs aller Weltgeſchehniſſe und alles Weltdaſeins beruht. — Ich war getroſt: Troſt und Trotz ſind gewiß nahe Verwandte. Es gibt Lagen im Leben, in denen man ſich nur durch Trotz behaupten kann, durch Bejahung ſeines eigenſten Weſens — man wird dann freilich eigenſinnig geſcholten — aber das ſoll es ja auch ſein. Es fehlt uns ſo oft das Unabhängigkeitsgefühl, wir ſind meiſt feig und träg und fürchten uns vor dem einfältigſten Allerweltnachbarnurteil —

ſo daß es gar nichts ſchadet, wenn man einen Stoß erleidet, der einen in Harniſch bringt. Da ich ein Deutſcher bin, leide auch ich ſehr unter dieſem Abhängigkeitsgefühl, aber der Stoß brachte es mit ſich, daß ich mich meiner Haut, meiner Kunſt wehren mußte.

Stolz wie ein Engländer konnte ich freilich nicht ſagen: „Mein Haus iſt meine Burg", aber ich ſchwang mich dieſen Begebenheiten und all den ſpätern Zurückweiſungen und giftigen Kritiken gegenüber ſo weit auf oder auch zurück, daß ich ſagte: Dieſe Leinwand habe ich gekauft und bezahlt, ſie iſt mein, alſo kann ich ſie bemalen, wie ich es will! — Dieſer Standpunkt des Zurückziehens war gut für mich, ich hatte eine Verteidigungsſtellung, die uneinnehmbar war, aus der mich kein Kritiker mit ſeiner Feder herauskitzeln konnte.

Wenn der kritiſche Kunſtfreund mit ſeinem Verſtändnis in die Enge getrieben, ins Unſichere, ſich auf ſeinen geſunden Menſchenverſtand beruft, denſelben gleichſam zu einem feſten Halt materialiſierend, ihn für einen unwandelbaren Standpunkt haltend, ſo ſei es auch dem Maler vergönnt, ſich auf das Eigentumsrecht an ſeinen Leinwanden zu ſtützen und daraus einen Stützpunkt zu finden auf dem ſchlüpfrigen, mit Meinungen gepflaſterten Wege, der an den Abgründen der Kunſtphiloſophie ſich hinzieht.

Vermächtnis

Anſelm Feuerbach

Rom, dieſer gottbegnadeten Inſel des ſtillen Denkens und Schaffens, habe ich ſo viel zu danken. Es iſt mir in Wahrheit eine zweite Heimat geworden; und immer, wenn mein künſtleriſches Denkvermögen in Deutſchland brachgelegt wurde, durfte ich nur die italieniſche Grenze überſchreiten, und eine Welt von Bildern ſtieg in mir auf.

Ich fing an, das Alleinſein zu lieben, das ich früher ſo ſchwer ertragen hatte. Meinen Bekannten, die ſich über dieſen Hang beunruhigten, führte ich zu Gemüte, daß ich mich nie langweile, außer in langweiliger oder ſchlechter Geſellſchaft.

Es iſt eine alte Erfahrung, daß der Deutſche in Rom ſich aller Romantik entkleiden muß. Rom weiſt einem jeden diejenige Stelle an, für die er berufen iſt. Eine heiße und klare Sonne beleuchtet dieſe Trümmer im ſchärfſten Detail, ſo daß unſer ſo leicht phantaſtiſch erregtes Gemüt oft ſehr derb an die Wahrheit anrennt und ſich nicht ſelten daran ſtößt, wie ſie denn überhaupt faſt immer eine bittere Arznei iſt.

Das, was wir Poeſie nennen, können wir nicht brauchen; es kommen Zeiten der Ratloſigkeit und Niedergeſchlagenheit; doch nach und nach wachſen die empfangenen Eindrücke in der Seele und füllen ſie aus; dieſelbe Sonne beginnt unſer Inneres zu beleuchten und zu erwärmen. Ich habe dies an mir ſelbſt erlebt. Mit unverdorbenem Herzen, unklar aber bildungsfähig, war ich nach Rom gekommen. Raffaels und der Antike Schönheit, auf deutſchen Kathedern vorgetragen, in deutſchen Kunſtgeſchichten niedergeſchrieben, war auf mich nicht angewendet. Vielleicht gerade deshalb, weil meine Natur wahrhaftig war, mußte mir das verſchloſſen bleiben, wofür man jetzt ſchon in den Kinderſchuhen ſchwärmt.

Um ſo kräftiger und unwiderſtehlicher war das Erwachen des neuen Geiſtes in mir. Schon in Venedig verkündigte ſich das Tagesgrauen, in Florenz brach die Morgenröte herein, in Rom aber vollzog ſich das Wunder, welches man eine vollkommene Seelenwandlung und Erleuchtung nennen kann — eine Offenbarung.

Der lange römiſche Aufenthalt iſt eine Zeit fortwährenden paſſiven Widerſtandes gegen moderne Oberflächlichkeit und Exiſtenzſorgen für mich geweſen; zwei Feinde, von denen einer ſtark genug iſt, die Künſtlerſeele zu entmutigen. Von der Heimat geächtet und verbannt, kann ich das Rätſel des Nichtverkommenſeins nur in meinem biegſamen und doch ſtarken Naturell gelöſt finden, oder beſſer, die Raſſe hat mich gerettet und — die Kunſt ...

Was ich konnte und was ich zu lernen hatte, wußte ich genau, und demgemäß habe ich zum Erſchöpfen eines Gegenſtandes unendliche Studien als notwendig erachtet. Daß mir bei Bildern, wie die Iphigenie und die Kindergruppen eine einzige Seite nicht genügend dünkte, iſt der Grund, weshalb viele in der Auffaſſung ſich ähnelnde Werke eines und desſelben Grundgedankens periodenweiſe entſtanden, welche doch, jedes für ſich betrachtet, ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes darſtellen.

Von dieſer Strenge datiert ſich die Erſcheinung, daß an den beſten meiner Bilder nicht ein Jota zu ändern iſt und die meiſten den Gegenſtand erſchöpfen, während bei vielen modernen Malern gewöhnlich alles eben ſo gut auch anders ſein könnte.

Meine anfängliche Formloſigkeit erfüllte mich mit Entſetzen. Unermüdliche Mache bei ſtrengſter Beobachtung haben es dahin gebracht, daß ich die kleinſten Mängel auf den erſten Blick leicht erkenne.

Alle meine Werke ſind aus der Verſchmelzung irgendeiner ſeeliſchen Veranlagung mit einer zufälligen Anſchauung entſtanden. Das Ausgabebedürfnis war ſo ſtark, daß immer zuerſt die Geſtalten da waren, ehe ich den richtigen Namen für ſie fand.

Der Urſprung meiner Pietà war auf den Stufen der Peterskirche gefunden: eine Frau vom Lande, ob ſchlafend oder weinend, wußte ich nicht.

Hafis am Brunnen haftet ſich an eine mit wilden Roſen überrankte Mauer zwiſchen Baden-Baden und Lichtental.

Bei dem Sympoſion war die bacchiſche Gruppe des Alkibiades lange ſchon vorhanden; erſt bei dem Suchen eines ihr entſprechenden Gegengewichtes fiel mir in plötzlicher Eingebung das Gaſtmahl des Platon ein.

Auch bei den Titanen war wieder der lachende Poſeidon die Figur, welche mir zuerſt vorſchwebte und an die ſich dann unmittelbar die übrige Kompoſition rhythmiſch anreiht

Gewiſſe Haltungen und Bewegungen habe ich jahrelang mit mir herumgetragen, ehe ſie Verwendung fanden.

Ich muß es noch einmal wiederholen: wer nach Rom kommt und ſich einbildet, Form zu haben, der wird, wenn er ein einſichtiger Menſch iſt, alsbald finden, daß er von neuem ſehen lernen muß

Im Poſitiven die Poeſie feſtzuhalten, ſcheint mir die Aufgabe des Künſtlers zu ſein.

Man pflegt mich einen Idealiſten zu nennen, und doch hat vielleicht kein jetzt Lebender ſo viel und ſtets nach der Natur gearbeitet. Eine ſchablonenhafte Handſchrift, Schönſchreiberei ſich anzugewöhnen, mit der man alles ſchreibt und nichts ſagt, war mir von früh an ein Greuel.

Die Schreibſeligkeit in der Kunſt habe ich nur in der erſten Jugend getrieben. Alsdann, nachdem ich die Macht der natürlichen Erſcheinung erkannt hatte, war ich mir auch ſofort bewußt, daß ich mehr als andere zu ſtudieren habe, um der Natur gegenüber den heiligen Reſpekt zu bewahren und mich zugleich a forza del lavoro (kraft der Arbeit) zur Gedankenfreiheit aufzuſchwingen.

Der wahre Stil kommt dann, wenn der Menſch, ſelbſt groß angelegt, nach Bewältigung der unendlichen Feinheiten der Natur, die Sicherheit erlangt hat, in das Große zu gehen.

Mit einem Worte: Stil iſt richtiges Weglaſſen des Unweſentlichen.

Der ſogenannte Realiſt bleibt immer im Detail ſtecken. Realismus iſt die leichteſte Kunſtart und kennzeichnet ſtets den Verfall. Wenn die Kunſt das Leben nur kopiert, dann brauchen wir ſie nicht.

Rembrandt

Muſik

Jean Paul

Welche Stunden und Seelen und Körper müßten ſich aneinanderreihen, um dir nun eine einzige Innenfeier zu bereiten, welche du von der Tonkunſt in einer Minute wie von unſichtbaren Händen empfängſt! Habe groß und ſelig geweint, wie du nur willſt: die Tonkunſt ſpricht dir dein Herz nach und bringt dir alle Tränen wieder.

Mozart an den Baron

(Prag. Herbſt 1790)

ott weiß, wie ich mich manchmal placken und ſchinden muß, um das arme Leben zu gewinnen, und Stännerl will doch auch was haben. Wer Ihnen geſagt hat, daß ich faul würde, dem, (ich bitte Sie herzlich und ein Baron kann das ſchon thun) dem verſetzen Sie aus Liebe ein paar tüchtige Watſchen. Ich wollte ja immer immer fort arbeiten, dürfte ich nur immer ſolche Muſik machen wie ich will und kann, und wo ich mir ſelbſt was daraus mache. So habe ich vor drei Wochen eine Symphonie gemacht, und mit der morgenden Poſt ſchreibe ich ſchon wieder an Hofmeiſter, und biete ihm drei Klavier-Quatuor an, wenn er Geld hat. O Gott, wär' ich ein großer Herr, ſo ſpräch' ich: Mozart, ſchreibe du mir, aber was du willſt und ſo gut du kannſt; eher kriegſt du keinen Kreuzer von mir, bis du was fertig haſt, hernach aber kaufe ich dir jedes Manuſcript ab, und ſollſt nicht damit gehen um wie ein Fratſchelweib. O Gott, wie mich das alles zwiſchendurch traurig macht, und dann wieder wild und grimmig, wo dann freylich manches geſchieht, was nicht geſchehen ſollte. Sehen Sie, lieber guter Freund, ſo iſt es, und nicht wie Ihnen dumme oder böſe Lumpen mögen geſagt haben.

Doch dieſes a Cassa del diavolo, und nun komme ich auf den allerſchwerſten Punkt in Ihrem Brief, und den ich lieber gar fallen ließ, weil mir die Feder für ſo was nicht zu Willen iſt. Aber ich will es doch verſuchen, und ſollten Sie nur etwas zu lachen drinnen finden. Wie nämlich meine Art iſt beim Schreiben und Ausarbeiten von großen und derben Sachen? — Nämlich, ich kann darüber wahrlich nicht mehr ſagen als das, denn ich weiß ſelbſt nicht mehr, und kann auf weiter nichts kommen. Wenn ich recht für mich bin, und guter Dinge, etwa auf Reiſen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim ſpazieren, und in der

Nacht, wenn ich nicht ſchlafen kann, da kommen mir die Gedanken ſtromweis und am beſten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopf und ſumſe ſie wohl auch vor mich hin, wie mir andere wenigſtens geſagt haben. Halt ich nun feſt, ſo kömmt mir bald eins nach dem Andern bey, wozu ſo ein Brocken zu brauchen wär, um eine Paſtete daraus zu machen, nach Contrapunkt, nach Klang der verſchiedenen Inſtrumente etc. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht geſtört werde; da wird es immer größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopf wahrlich faſt fertig, wenn es auch lang iſt, ſo daß ich's hernach mit einem Blick, gleichſam wie ein ſchönes Bild, oder einen hübſchen Menſchen, im Geiſte überſehe, und es auch garnicht nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, ſondern wie gleich alles zuſammen. Das iſt nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir wie in einem ſchönen ſtarken Traum vor. Aber das Überhören, ſo alles zuſammen, iſt doch das beſte. Was nun ſo geworden iſt, das vergeß ich nicht ſo leicht wieder, und das iſt vielleicht die beſte Gabe, die mir unſer Herrgott geſchenkt hat. Wenn ich hernach einmal zum Schreiben komme, ſo nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie geſagt, hinein geſammelt iſt. Darum kommt es hernach auch ziemlich ſchnell aufs Papier, denn es iſt, wie geſagt, eigentlich ſchon fertig, und wird auch ſelten viel anders, als es vorher im Kopf geweſen iſt. Darum kann ich mich auch beym Schreiben ſtören laſſen und mag um mich herum mancherley vorgehen, ich ſchreibe doch, kann auch dabey plaudern, nemlich von Hühnern und Gänſen, oder von Gretel und Bärbel u. d. gl. Wie nun aber über dem Arbeiten meine Sachen überhaupt eben die Geſtalt oder Manier annehmen, daß ſie Mozartiſch ſind, und nicht in der Manier eines Andern, das wird halt eben ſo zugehen, wie daß meine Naſe eben ſo groß und herausgebogen, daß ſie mozartiſch und nicht wie bey andern Leuten geworden iſt. Denn ich lege es nicht auf die Beſonderheit an, wüßte die meine auch nicht einmal näher zu beſchreiben; es iſt ja aber wohl blos natürlich, daß die Leute, die wirklich ein Ausſehen haben, auch verſchieden von einander ausſehen wie von außen, ſo von innen. Wenigſtens weiß ich, daß ich mir das Eine ſo wenig als das Andere gegeben habe.

Damit laſſen Sie mich aus für immer und ewig, beſter Freund, und glauben Sie ja nicht, daß ich aus anderen Urſachen abbreche, als weil ich nichts weiter weiß.

Faſtnachtsrede von Floreſtan, gehalten nach einer Aufführung der letzten Symphonie von Beethoven

Robert Schumann

Floreſtan ſtieg auf den Flügel und ſprach: Verſammelte Davidsbündler, d. i. Jünglinge und Männer, die ihr totſchlagen ſollet die Philiſter, muſikaliſche und ſonſtige, vorzüglich die längſten. —

Ich ſchwärme nie, Beſte! — Wahrhaftig, ich kenne die Symphonie beſſer als mich. Kein Wort verlier' ich drüber. Es klingt alles ſo todledern darauf, Davidsbündler. Ordentliche Ovidiſche Triſtien feierte ich, hörte anthropologiſche Kollegien. Man kann ſchwerlich wild über manches ſein, ſchwerlich viele Satiren mit dem Geſichte malen, ſchwerlich tief genug als Jean Paul'ſcher Giannozzo im Luftballon ſitzen, damit die Menſchen nur nicht glauben, man bekümmerte ſich um ſelbige, ſo tief, tief unten ziehen zweibeinige Geſtalten, die man ſo heißt, durch eine ſehr enge Schlucht, die man allenfalls das Leben nennen könnte. — Gewiß, ich ärgerte mich gar nicht, ſo wenig als ich hörte. Hauptſächlich lachte ich über Euſebius. Ein rechter Schelm war er, als er einen dicken Mann ſo anfuhr. Der hatte ihn nämlich während des Adagios geheimnisvoll gefragt: „Hat Beethoven nicht auch eine Schlachtſymphonie geſchrieben, Herr?" — „Das iſt eben die Paſtoralſymphonie, Herr", ſagte unſer Euſeb gleichgültig. — „Ah, ah, richtig —", dehnte der Dicke fort, ſich beſinnend.

Der Menſch muß wohl Naſen verdienen, ſonſt hätte ihm Gott keine gegeben. Viel vertragen ſie, dieſe Publikums, worüber ich die herrlichſten Dinge berichten könnte; z. B. als Ihr, Kniff, mir einmal umwendetet im Konzert bei einem Fieldſchen Notturno. Das Publikum beſah ſich zur Hälfte ſchon inwendig, es ſchlief nämlich. Unglücklicherweiſe erwiſch' ich auf einem der abgelebteſten Flügelſchweife, der ſich je in eine Zuhörerſchaft ſchwang, ſtatt des Pedals den Janitſcharenzug, glücklicherweiſe piano genug, als daß ich mir den Wink des Zufalls konnte entgehen

laſſen, das Publikum glauben zu machen, es ließe ſich in der Ferne eine Art Marſch hören, den ich von Zeit zu Zeit in leiſen Schlägen wiederholte. Natürlich trug Euſebius das ſeinige zur Verbreitung bei; das Publikum rauchte aber vor Lob. —

Ähnliche Geſchichten fielen mir während des Adagios eine Menge ein, als der erſte Akkord im Endſatz einbrach. Was iſt er weiter, Kantor (ſagte ich zu einem Zitternden neben mir), als ein Dreiklang mit vorgehaltener Quinte in einer etwas verzwickten Verſetzung, weil man nicht weiß, ob man das Pauken-A oder das Fagotten-F für Baßton nehmen ſoll? Sehen Sie nur Türk, 19ter Teil, S. 71 — „Ah, Herr, Sie ſprechen ſehr laut und ſpaßen beſtimmt.“ Mit leiſer, fürchterlicher Stimme ſagte ich ihm ins Ohr: Kantor, nehmen Sie ſich vor den Gewittern in acht! der Blitz ſchickt keinen Livreebedienten, eh' er einſchlägt, höchſtens einen Sturm vorher und drauf einen Donnerkeil. Das iſt ſo ſeine Manier. — „Vorbereitet müſſen ſolche Diſſonanzen dennoch“ — da ſtürzte ſchon die andere herein. Kantor, die ſchöne Trompetenſeptime vergibt euch. —

Ganz erſchöpft von meiner Sanftmut war ich, ich hatte gut mit meinen Fäuſten geſtreichelt. —

Jetzt gabſt du mir eine ſchöne Minute, Muſikdirektor, als du das Tempo des tiefen Themas in den Bäſſen ſo herrlich auf der Linie trafſt, daß ich vieles vergaß vom Ärger am erſten Satz, in dem trotz des beſcheidenen Verhüllens in der Überſchrift „un poco maestoso“ die ganze langſam ſchreitende Majeſtät eines Gottes ſpricht.

„Was mag wohl Beethoven ſich unter den Bäſſen gedacht haben?“ — Herr, antwortete ich, ſchwerlich genug; Genies pflegen Spaß zu machen — es ſcheint eine Art Nachtwächtergeſang: — — Weg war die ſchöne Minute und der Satan wieder los. Und wie ich nun dieſe Beethovener anſah, wie ſie daſtanden mit glotzenden Augen und ſagten: „Das iſt von unſerm Beethoven, das iſt ein deutſches Werk — im letzten Satz befindet ſich eine Doppelfuge — man hat ihm vorgeworfen, er präſtiere dergleichen nicht — aber wie hat er es getan — ja, das iſt unſer Beethoven.“ Ein anderer Chor fiel ein: „Es ſcheinen im Werk die Dichtgattungen enthalten zu ſein, im erſten Satz das Epos, im zweiten der Humor, im dritten die Lyrik, im vierten (die Vermiſchung aller) das Drama.“ Wieder ein anderer legte ſich geradezu aufs Loben: ein gigantiſches Werk wär' es, koloſſal, den ägyptiſchen Pyramiden vergleichbar. Noch andere malten: die Symphonie ſtellte die Entſtehungsgeſchichte des Menſchen dar — erſt Chaos — dann der Ruf der Gottheit: „Es werde Licht!“ — nun ginge die Sonne auf über den erſten Menſchen, der entzückt wäre über ſolche Herrlichkeit — kurz, das ganze erſte Kapitel des Pentateuchs ſei ſie. — Ich ward toller und ſtiller. Und wie ſie eifrig nachlaſen im Text und endlich klatſchten, da packte ich Euſebius beim Arm und zog ihn die hellen Treppen hinunter mit ringsum lächelnden Geſichtern.

Unten im Laternendunkel ſagte Euſebius wie vor ſich hin: „Beethoven — was liegt in dieſem Wort! ſchon der tiefe Klang der Silben wie in eine Ewigkeit

hineintönend. Es iſt, als könne es kein anderes Schriftzeichen für dieſen Namen geben.“ Euſebius, ſagte ich wirklich ruhig, unterſtehſt du dich auch, Beethoven zu loben? Wie ein Löwe würde er ſich vor euch aufgerichtet und gefragt haben: wer ſeid ihr denn, die ihr das wagt? — Ich rede nicht zu dir, Euſebius, du biſt ein Guter — muß denn aber ein großer Mann immer tauſend Zwerge im Gefolge haben? Ihn, der ſo ſtrebte, der ſo rang unter unzähligen Kämpfen, glauben ſie zu verſtehen, wenn ſie lächeln und klatſchen? Sie, die mir nicht Rechenſchaft vom einfachſten muſikaliſchen Geſetz geben können, wollen ſich anmaßen, einen Meiſter im ganzen zu beurteilen? Dieſe, die ich ſämtlich in die Flucht ſchlage, laß' ich nur das Wort Kontrapunkt fallen, — dieſe, die ihm vielleicht das und jenes nachempfinden und nun gleich ausrufen: o, das iſt ſo recht auf unſer Korpus gemacht — dieſe, die über Ausnahmen reden wollen, deren Regeln ſie nicht kennen — dieſe, die an ihm nicht das Maß bei ſonſt gigantiſchen Kräften, ſondern eben das Übermaß ſchätzen — ſeichte Weltmenſchen — wandelnde Werthers Leiden — rechte verlebte, großtuige Knaben — dieſe wollen ihn lieben, ja loben? — —

Davidsbündler, im Augenblick wüßt' ich niemanden, der das dürfte, als einen ſchleſiſchen Landedelmann, der vor kurzem ſo an einen Muſikhändler ſchrieb: „Geehrter Herr, nun bin ich bald mit meinem Muſikſchrank in Ordnung. Sie ſollten ihn ſehen, wie er prächtig iſt. Innen Alabaſterſäulen, Spiegel mit ſeidenen Vorhängen, Büſten von Komponiſten, kurz prächtig. Um ihn aber auf das Köſtlichſte zu ſchmücken, bitte ich mir noch ſämtliche Werke von Beethoven zu ſchicken, da ich dieſen ſehr gern habe.“ Was ich aber ſonſt noch zu ſagen hätte, wüßt' ich meines Erachtens kaum. —

Beethoven an Goethe

Ew. Exzellenz! Wien, am 8. Februar 1823

Immer noch wie von meinen Jünglingsjahren an lebend in Ihren unſterblichen, nie veralternden Werken und die glücklichen, in Ihrer Nähe verlebten Stunden nie vergeſſend, tritt doch der Fall ein, daß auch ich mich einmal in Ihr Gedächtnis zurückrufen muß. — Ich hoffe, Sie werden die Zueignung an Ew. Exzellenz von „Meeresſtille“ und „Glückliche Fahrt“, in Töne gebracht von mir, erhalten haben. Beide ſchienen mir ihres Kontraſtes wegen ſehr geeignet, auch dieſen durch Muſik mitteilen zu können. Wie lieb würde es mir ſein zu wiſſen, ob ich paſſend meine Harmonie mit der Ihrigen verbunden! Auch Belehrung, welche gleichſam als Wahrheit zu betrachten, würde mir äußerſt willkommen ſein; denn letztere liebe ich über alles, und es wird nie bei mir heißen: **veritas odium parit.** — Es dürften vielleicht mehrere Ihrer immer einzig bleibenden Gedichte, in Töne gebracht von mir, erſcheinen, worunter auch „Raſtloſe Liebe“ ſich befindet. Wie hoch würde ich eine allgemeine Anmerkung überhaupt über das

Komponieren oder In-Muſik-ſetzen Ihrer Gedichte achten! — Nun eine Bitte an Ew. Exzellenz. Ich habe eine große Meſſe geſchrieben, welche ich aber noch nicht herausgeben will, ſondern nur beſtimmt iſt, an die vorzüglichſten Höfe gelangen zu machen. Das Honorar beträgt nur 50 Kreuzer. Ich habe mich in dieſer Abſicht an die Großherzoglich Weimariſche Geſandtſchaft gewendet, welche das Geſuch an Seine Großherzogliche Durchlaucht auch angenommen und verſprochen hat, es an ſelbe gelangen zu machen. Die Meſſe iſt auch als Oratorium gleichfalls aufzuführen, und wer weiß nicht, daß heutiges Tages die Vereine für die Armut dergleichen benötigt ſind! Meine Bitte beſteht darin, daß Ew. Exzellenz Seine Großherzogliche Durchlaucht hierauf aufmerkſam machen möchten, damit Höchſtdieſelben auch hierauf ſubſkribierten. Die Großherzoglich Weimariſche Geſandtſchaft eröffnete mir, daß es ſehr zuträglich ſein würde, wenn der Großherzog vorher ſchon dafür geſtimmt würde. Ich habe ſo vieles geſchrieben, aber erſchrieben — — beinahe gar nichts. Nun aber bin ich nicht mehr allein; ſchon über ſechs Jahre bin ich Vater eines Knaben meines verſtorbenen Bruders, eines hoffnungsvollen Jünglings im ſechzehnten Jahre, den Wiſſenſchaften ganz angehörig und in den reichen Schachten der Griechheit ſchon ganz zu Hauſe. Allein in dieſen Ländern koſtet dergleichen ſehr viel, und bei ſtudierenden Jünglingen muß nicht allein an die Gegenwart, ſondern ſelbſt an die Zukunft gedacht werden, und ſo ſehr ich ſonſt bloß nur nach oben gedacht, ſo müſſen doch jetzt meine Blicke auch ſich nach unten erſtrecken. — Mein Gehalt iſt ohne Gehalt. — Meine Kränklichkeit ſeit mehreren Jahren ließ es nicht zu, Kunſtreiſen zu machen und überhaupt alles das zu ergreifen, was zum Erwerb führt. — Sollte ich meine gänzliche Geſundheit wiedererhalten, ſo dürfte ich wohl noch manches andere Beſſere erwarten dürfen. — Ew. Exzellenz dürfen aber nicht denken, daß ich wegen der jetzt gebetenen Verwendung für mich Ihnen „Meeresſtille“ und „Glückliche Fahrt“ gewidmet hätte. Dies geſchah ſchon im Mai 1822, und die Meſſe auf dieſe Weiſe bekannt zu machen, daran ward noch nicht gedacht bis jetzt vor einigen Wochen. — Die Verehrung, Liebe und Hochachtung, welche ich für den einzigen, unſterblichen Goethe von meinen Jünglingsjahren ſchon hatte, iſt immer mir geblieben. So was läßt ſich nicht wohl in Worte faſſen, beſonders von einem ſolchen Stümper wie ich, der nur immer gedacht hat, die Töne ſich zu eigen zu machen. Allein ein eigenes Gefühl treibt mich immer, Ihnen ſo viel zu ſagen, indem ich in Ihren Schriften lebe. — Ich weiß, Sie werden nicht ermangeln, einem Künſtler, der nur zu ſehr gefühlt, wie weit der bloße Erwerb von ihr entfernt, einmal ſich für ihn zu verwenden, wo Not ihn zwingt, auch wegen andern für andere zu walten, zu wirken. — Das Gute iſt uns allzeit deutlich, und ſo weiß ich, daß Ew. Exzellenz meine Bitte nicht abſchlagen werden. — Einige Worte von Ihnen an mich würden Glückſeligkeit über mich verbreiten. — Ew. Exzellenz mit der innigſten, unbegrenzteſten Hochachtung verharrender Beethoven.

Das Heiligenſtädter Teſtament

Beethoven

on der Sorge gepeinigt, ſein Gehör ganz zu verlieren und dem ſeeliſchen Tode der Taubheit zu verfallen, ſucht Beethoven Ruhe in der Einſamkeit von Heiligenſtadt. Dort ſchreibt er im Oktober 1802 ſein erſchütterndes Teſtament nieder:

Für meine Brüder Karl und (Johann)* Beethoven. O ihr Menſchen, die ihr mich für feindſelig, ſtörriſch oder miſanthropiſch haltet oder erkläret, wie unrecht tut ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Urſache von dem, was euch ſo ſcheinet. Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Selbſt große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt; aber bedenket nur, daß ſeit ſechs Jahren ein heilloſer Zuſtand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verſchlimmert. Von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebeſſert zu werden, betrogen, endlich zu dem Überblick eines daurenden Übels (deſſen Heilung vielleicht Jahre dauren wird oder gar unmöglich iſt) gezwungen, mit einem feurigen, lebhaften Temperamente geboren, ſelbſt empfänglich für die Zerſtreuungen der Geſellſchaft, mußte ich früh mich abſondern, einſam mein Leben zubringen. Wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinausſetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines ſchlechten Gehörs dann zurückgeſtoßen, und doch war's mir noch nicht möglich, den Menſchen zu ſagen: ſprecht lauter, ſchreit, denn ich bin taub. Ach, wie wär' es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes zugeben ſollte, der bei mir in einem vollkommenern Grade als bei anderen ſein ſollte, eines Sinnes, den ich einſt in der größten Vollkommenheit beſaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben. — Oh, ich kann es nicht. Drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen ſehen werdet, wo ich mich gerne unter euch miſchte. Doppelt wehe tut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menſchlicher Geſellſchaft, dürfen feinere Unterredungen, wechſelſeitige Ergießungen nicht ſtatthaben. Ganz allein faſt, nur ſo viel, als es die höchſte Notwendigkeit fordert, darf ich mich in Geſellſchaft einlaſſen. Wie ein Verbannter muß ich leben; nahe ich mich einer Geſellſchaft, ſo überfällt mich eine heiße Ängſtlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr geſetzt zu werden, meinen Zuſtand merken zu laſſen. — So war es denn auch dieſes halbe Jahr, was ich auf dem Lande zubrachte. Von meinem vernünftigen Arzte aufgefordert, ſoviel als möglich mein

* Dieſer Name iſt von Beethoven aus unbekannten Gründen nicht hinzugeſchrieben.

Gehör zu ſchonen, kam er faſt meiner jetzigen natürlichen Dispoſition entgegen, obſchon, vom Triebe zur Geſellſchaft manchmal hingeriſſen, ich mich dazu verleiten ließ. Aber welche Demütigung, wenn jemand neben mir ſtund und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte, oder jemand den Hirten ſingen hörte und ich auch nichts hörte. Solche Ereigniſſe brachten mich nahe an Verzweiflung: es fehlte wenig, und ich endigte ſelbſt mein Leben. — Nur ſie, die Kunſt, ſie hielt mich zurück. Ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlaſſen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte, und ſo friſtete ich dieſes elende Leben — wahrhaft elend, einen ſo reizbaren Körper, daß eine etwas ſchnelle Veränderung mich aus dem beſten Zuſtande in den ſchlechteſten verſetzen kann. — Geduld — ſo heißt es, ſie muß ich nun zur Führerin wählen: ich habe es. — Dauernd, hoffe ich, ſoll mein Entſchluß ſein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht geht's beſſer, vielleicht nicht, ich bin gefaßt. — Schon in meinem achtundzwanzigſten Jahre gezwungen, Philoſoph zu werden, es iſt nicht leicht, für den Künſtler ſchwerer als für irgend jemand. — Gottheit, du ſiehſt herab auf mein Inneres, du kennſt es; du weißt, daß Menſchenliebe und Neigung zum Wohltun drin hauſen. O Menſchen, wenn ihr einſt dieſes leſet, ſo denkt, daß ihr mir unrecht getan, und der Unglückliche, er tröſte ſich, einen ſeinesgleichen zu finden, der trotz allen Hinderniſſen der Natur doch noch alles gut getan, was in ſeinem Vermögen ſtand, um in die Reihe würdiger Künſtler und Menſchen aufgenommen zu werden. — Ihr meine Brüder Karl und (Johann), ſobald ich tot bin, und Profeſſor Schmidt[1] lebt noch, ſo bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beſchreibe, und dieſes hier geſchriebene Blatt füget Ihr dieſer meiner Krankengeſchichte bei, damit wenigſtens ſoviel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir verſöhnt werde. — Zugleich erkläre ich Euch beide hier für die Erben des kleinen Vermögens (wenn man es ſo nennen kann) von mir. Teilt es redlich und vertragt und helft Euch einander. Was Ihr mir zuwider getan, das wißt Ihr, war Euch ſchon längſt verziehen. Dir, Bruder Karl, danke ich noch insbeſondre für Deine in dieſer letztern, ſpätern Zeit mir bewieſene Anhänglichkeit. Mein Wunſch iſt, daß Euch ein beſſeres, ſorgenloſeres Leben als mir werde. Empfehlt Euren Kindern Tugend: ſie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld; ich ſpreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich ſelbſt im Elende gehoben; ihr danke ich nebſt meiner Kunſt, daß ich durch keinen Selbſtmord mein Leben endigte. — Lebt wohl und liebt Euch! — Allen Freunden danke ich, beſonders Fürſt Lichnowsky[2] und Profeſſor Schmidt. — Die Inſtrumente von Fürſt Lichnowsky wünſche ich, daß ſie doch mögen aufbewahrt werden bei einem von Euch; doch entſtehe deswegen kein Streit unter Euch. Sobald ſie Euch aber zu was Nützlicherm dienen

[1] Der „vernünftige Arzt" Beethovens, Profeſſor an der Wiener Univerſität.
[2] Freund und Schüler Mozarts, eifrigſter Förderer Beethovens, dem er ein koſtbares Streichquartett ſchenkte.

können, so verkauft sie nur. Wie froh bin ich, wenn ich auch noch unter meinem Grabe Euch nützen kann! —

So wär's geschehen. — Mit Freuden eil' ich dem Tode entgegen. — Kömmt er früher, als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunstfähigkeiten zu entfalten, so wird er mir trotz meinem harten Schicksal doch noch zu frühe kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen. — Doch auch dann bin ich zufrieden: befreit er mich nicht von einem endlosen leidenden Zustande? — Komm, wann du willst: ich gehe dir mutig entgegen. — Lebt wohl und vergeßt mich nicht ganz im Tode. Ich habe es um Euch verdient, indem ich in meinem Leben oft an Euch gedacht, Euch glücklich zu machen; seid es! —

Heiligenstadt, am 6. Oktober 1802.

Ludwig van Beethoven.

Nachtrag:

Heiligenstadt, am 10. Oktober. — So nehme ich denn Abschied von Dir* — und zwar traurig. — Ja, die geliebte Hoffnung — die ich mit hierher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte geheilet zu sein, sie muß mich nun gänzlich verlassen. Wie die Blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist — auch sie für mich dürr geworden. Fast wie ich hierher kam, gehe ich fort — selbst der hohe Mut — der mich oft in den schönen Sommertägen beseelt — er ist verschwunden. — O Vorsehung — laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! — So lange schon ist der wahren Freude inniger Widerhall mir fremd. — O wann, o wann, o Gottheit — kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen! — Nie? — nein — oh, es wäre zu hart! —

* Vermutlich Beethovens Schülerin, die schöne Gräfin Giulietta Guicciardi.

Reden am Grabe Beethovens

Grillparzer

ndem wir hier am Grabe dieſes Verblichenen ſtehen, ſind wir gleichſam die Repräſentanten einer ganzen Nation, des deutſchen geſamten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte deſſen, was uns übrigblieb von dem dahingeſchwundenen Glanz heimiſcher Kunſt, vaterländiſcher Geiſtesblüte. Noch lebt zwar — und möge lange leben! — der Held des Sanges in deutſcher Sprache und Zunge; aber der letzte Meiſter des tönenden Liedes, der Tonkunſt holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händel und Bachs, von Haydn und Mozarts unſterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir ſtehen weinend an den zerriſſenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn ſo nennen! Denn ein Künſtler war er, und was er war, war er nur durch die Kunſt. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, ſo floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schweſter, des Leides Tröſterin, von oben ſtammende Kunſt. Feſt hielt er an dir, und ſelbſt als die Pforte geſchloſſen war, durch die du eingetreten bei ihm und ſprachſt zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge durch ſein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er ſtarb, lag's noch auf ſeiner Bruſt.

Ein Künſtler war er, und wer ſteht auf neben ihm?

Wie der Behemoth die Meere durchſtürmt, ſo durchflog er die Grenzen ſeiner Kunſt. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der ſpitzfindigſten Verwebung eigenſinniger Kunſtmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regelloſe Willkür ſtreitender Naturgewalten, alles hatte er durchmeſſen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortſetzen, er wird anfangen müſſen, denn ſein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunſt aufhört.

Adelaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers demütiges Lied! — Kinder ihr der drei- und viergeteilten Stimmen! brauſende Symphonie: „Freude ſchöner Götterfunken", du Schwanengeſang! Muſe des Lieds und des Saitenſpiels: ſtellt euch rings um ſein Grab und beſtreut's mit Lorbeeren!

Ein Künſtler war er, aber auch ein Menſch, Menſch in jedem, im höchſten Sinn. Weil er von der Welt ſich abſchloß, nannten ſie ihn feindſelig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer ſich hart weiß,

der flieht nicht! Die feinſten Spitzen ſind es, die am leichteſten ſich abſtumpfen und biegen oder brechen. Das Übermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich ſeines liebenden Gemüts keine Waffe fand, ſich ihr zu widerſetzen. Er entzog ſich den Menſchen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einſam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an ſein Grab bewahrte er ein menſchliches Herz allen Menſchen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, ſo ſtarb er, ſo wird er leben für alle Zeiten.

Ihr aber, die ihr unſerem Geleite gefolgt bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unſterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erſt öffnen ſich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er ſteht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantaſtbar für immer. Drum kehrt nach Hauſe, betrübt, aber gefaßt! Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt ſeiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinſtrömt in der Mitte eines jetzt noch ungebornen Geſchlechts, ſo erinnert euch dieſer Stunde und denkt: wir waren dabei, als ſie ihn begruben, und als er ſtarb, haben wir geweint.

Sechs Monden ſind's, da ſtanden wir hier an demſelben Orte; klagend, weinend: denn wir begruben einen Freund. Nun wir wieder verſammelt ſind, laßt uns gefaßt ſein und mutig: denn wir feiern einen Sieger. Hinabgetragen hat ihn der Strom des Vergänglichen in der Ewigkeit unbeſegeltes Meer. Ausgezogen, was ſterblich war, glänzt er ein Sternbild am Himmel der Nacht. Er gehört von nun an der Geſchichte. Nicht von ihm ſei unſere Rede, ſondern von uns.

Wir haben einen Stein ſetzen laſſen. Etwa ihm zum Denkmal? Uns zum Wahrzeichen! Damit noch unſre Enkel wiſſen, wo ſie hinzuknien haben, und die Hände zu falten, und die Erde zu küſſen, die ſein Gebein deckt. Einfach iſt der Stein, wie er ſelbſt war im Leben, nicht groß; um je größer, um ſo ſpöttiſcher wäre ja doch der Abſtand gegen des Mannes Wert. Der Name Beethoven ſteht darauf, und ſomit der herrlichſte Wappenſchild, purpurner Herzogsmantel zugleich und Fürſtenhut. Und ſomit nehmen wir auf immer Abſchied von dem Menſchen, der geweſen, und treten an die Erbſchaft des Geiſtes, der iſt und bleiben wird.

Selten ſind ſie, die Augenblicke der Begeiſterung, in dieſer geiſtesarmen Zeit. Ihr, die ihr verſammelt ſeid an dieſer Stätte, tretet näher an dies Grab. Heftet eure Blicke auf den Grund, richtet alle eure Sinne geſamt auf das, was euch wiſſend iſt von dieſem Mann, und ſo laßt, wie die Fröſte dieſer ſpäten Jahreszeit, die Schauder der Sammlung ziehen durch euer Gebein, wie ein Fieber tragt es hin in euer Haus, wie ein wohltätiges, rettendes Fieber, und hegt's und bewahrt's. Selten ſind ſie, die Augenblicke der Begeiſterung, in dieſer geiſtesarmen

Zeit. Heiliget euch! Der hier liegt, war ein Begeisterter. Nach Einem trachtend, um Eines sorgend, für Eines duldend, alles hingebend für Eines, so ging dieser Mann durch das Leben. — Nicht Gattin hat er gekannt, noch Kind; kaum Freude, wenig Genuß. — Ärgerte ihn ein Auge, er riß es aus und ging fort, fort bis ans Ziel. Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so laßt uns ums sammeln an seinem Grab. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels.

Zwei Briefe

Franz Schubert

An seinen Bruder Ferdinand

Den 12. Sept. 1825, Gmunden

Von Neumarkt, welches die letzte Post vor Salzburg ist, sieht man schon Bergesspitzen aus dem Salzburger Tal herausschauen, die eben mit Schnee bedeckt waren. Ungefähr eine Stunde von Neumarkt wird die Gegend schon wunderschön. Der Waller-See, welcher rechts von der Straße sein helles blaugrünes Wasser ausbreitet, belebt diese anmutige Gegend auf das herrlichste. Die Lage ist sehr hoch, und von nun an geht es immer abwärts bis nach Salzburg. Die Berge steigen immer mehr in die Höhe, besonders ragt der fabelhafte Untersberg wie zauberhaft aus den übrigen hervor. Die Dörfer zeigen Spuren von ehemaligem Reichtum. An den gemeinsten Bauernhäusern findet man überall marmorne Fenster- und Türstöcke, auch sogar manchmal Stiegen von rotem Marmor. Die Sonne verdunkelt sich, und die schweren Wolken ziehen über die schwarzen Berge wie Nebelgeister dahin; doch berühren sie den Scheitel des Untersberges nicht, sie schleichen an ihm vorüber, als fürchteten sie seinen grauenvollen Inhalt. Das weite Tal, welches mit einzelnen Schlössern, Kirchen und Bauernhöfen wie angesäet ist, wird dem entzückten Auge immer sichtbarer. Türme und Paläste zeigen sich nach und nach; man fährt endlich an dem Kapuzinerberge vorbei, dessen ungeheure Felswand hart an der Straße senkrecht in die Höhe ragt und fürchterlich auf den Wanderer herabblickt. Der Untersberg mit seinem Gefolge wird riesenhaft, ihre Größe will uns fast erdrücken. Und nun geht es durch einige herrliche Alleen in die Stadt selbst hinein. Festungswerke aus lauter Quadersteinen um-

Die Singer.

Joſt Amman

geben dieſen ſo berühmten Sitz der ehemaligen Kurfürſten. Die Tore der Stadt verkünden mit ihren Inſchriften die verſchwundene Macht des Pfaffentums. Lauter Häuſer von 4 bis 5 Stockwerken erfüllen die ziemlich breiten Gaſſen, und an dem wunderlich verzierten Hauſe des Theophraſtus Paracelſus vorbei geht es über die Brücke der Salzach, die trüb und dunkel mächtig vorüberbrauſt. Die Stadt ſelbſt machte einen etwas düſtern Eindruck auf mich, indem ein trübes Wetter die alten Gebäude noch mehr verfinſterte, und überdies die Feſtung, die auf dem höchſten Gipfel des Mönchberges liegt, in allen Gaſſen der Stadt ihren Geiſtergruß herabwinkt...

Von hier gingen wir in das Kloſter zu St. Peter, wo Michael Haydn reſidiert hat. Auch dieſe Kirche iſt wunderſchön. Hier befindet ſich, wie Du weißt, auch das Monument des M. Haydn. Es iſt recht hübſch, aber ſteht auf keinem guten Platz, ſondern in einem abgelegenen Winkel. Auch laſſen dieſe herumliegenden Zettelchen etwas kindiſch; in der Urne befindet ſich ſein Haupt. Es wehe auf mich, dachte ich mir, dein ruhiger, klarer Geiſt, du guter Haydn, und wenn ich auch nicht ſo ruhig und klar ſein kann, ſo verehrt dich doch gewiß niemand auf Erden ſo innig als ich. (Eine ſchwere Träne entfiel meinen Augen, und wir gingen weiter.) Mittags... beſtiegen wir den zwar nicht hohen, aber die allerſchönſte Ausſicht gewährenden Nonnenberg. Man überſieht nämlich das hintere Salzburger Tal. Dir die Lieblichkeit dieſes Tals zu beſchreiben, iſt beinahe unmöglich.

Denke Dir einen Garten, der mehrere Meilen im Umfange hat, in dieſem unzählige Schlöſſer und Güter, die aus den Bäumen heraus- oder durchſchauen, denke Dir einen Fluß, der ſich auf die mannigfaltigſte Weiſe durchſchlängelt, denke Dir Wieſen und Äcker, wie ebenſo viele Teppiche von den ſchönſten Farben, dann die herrlichen Waſſer, die ſich wie Bänder um ſie herumſchlingen, und endlich ſtundenlange Alleen von ungeheuren Bäumen, dieſes alles von einer unabſehbaren Reihe von den höchſten Bergen umſchloſſen, als wären ſie die Wächter dieſes himmliſchen Tals, denke Dir dieſes, ſo haſt Du einen ſchwachen Begriff von ſeiner unausſprechlichen Schönheit.

Den 21. September, Steyer

Harpffen vnd Lauten.

Joſt Amman

...Der folgende Morgen war... der ſchönſte Tag von der Welt und in der Welt. Der Untersberg, oder eigentlich der Oberſte glänzte und blitzte mit ſeinem Geſchwader und dem gemeinen Geſinde der übrigen Berge herrlich in oder eigentlich neben der Sonne. Wir fuhren durch das oben beſchriebene Tal, wie durchs Elyſium, welches aber vor jenem Paradies noch das voraus hat, daß wir in einer ſcharmanten Kutſche ſaßen, welche Bequemlichkeit Adam und Eva nicht hatten. Statt der wilden Tiere begegneten uns manche allerliebſte Mädchen —. Es iſt gar nicht recht, daß ich in einer ſo ſchönen Gegend ſo miſerable Späße mache, aber ich kann heut einmal nicht ernſthaft ſein. So ſteuerten wir denn, in Wonne verſunken über den ſchönen Tag und über die noch ſchönere Gegend, gemächlich fort, wo uns nichts auffiel als ein niedliches Gebäude, welches Monat-Schlößchen heißt, weil es ein Kurfürſt in einem Monat für ſeine Schöne aufbauen ließ. Das weiß hier jeder Menſch, doch ſtößt ſich niemand daran. Eine Toleranz zum Entzücken. Auch dieſes Gebäudchen ſucht durch ſeine Reize das Tal zu verherrlichen. Nach einigen Stunden gelangten wir in die zwar merkwürdige, aber äußerſt ſchmutzige und grausliche Stadt Hallein. Die Einwohner ſehen alle wie Geſpenſter aus, blaß, hohläugig und mager zum Anzünden. Dieſer ſchreckliche Kontraſt, den dieſer Anblick des Natzenſtadtls uſw. auf jenes Tal erzeugt, machte einen höchſt fatalen Eindruck auf mich. Es iſt, als wenn man von dem Himmel auf einen Miſthaufen fiele, oder nach einer Mozartſchen Muſik ein Stück von dem unſterblichen A. hörte... Wir fuhren alſo weiter über Golling, wo ſich ſchon die erſten hohen, unüberſteigbaren Berge zeigten, durch deren fürchterliche Schluchten der Paß Lueg führt. Nachdem wir dann über einen großen Berg langſam hinaufkrallten, vor unſerer Naſe ſowie zu den beiden Seiten ſchreckliche Berge, ſo daß man glauben könnte, die Welt ſei hier mit Brettern vernagelt, ſo ſieht man plötzlich, indem der höchſte Punkt des Berges erreicht iſt, in eine entſetzliche Schlucht hinab, und es droht einem im erſten Augenblick einigermaßen das Herz zu ſchüttern. Nachdem man ſich etwas von dem erſten Schreck erholt hat, ſieht man dieſe raſend hohen Felswände, die

ſich in einiger Entfernung zu ſchließen ſcheinen, wie eine Sackgaſſe, und man ſtudiert umſonſt, wo hier der Ausgang ſei. In dieſer ſchreckenvollen Natur hat auch der Menſch ſeine noch ſchreckenvollere Beſtialität zu verewigen geſucht. Denn hier war es, wo auf der einen Seite die Bayern, und die Tiroler auf der andern Seite der Salzach, die ſich tief, tief unten brauſend den Weg bahnt, jenes grauenvolle Morden vollbrachten, indem die Tiroler, in den Felſenhöhen verborgen, auf die Bayern, welche den Paß gewinnen wollten, mit hölliſchem Luſtgeſchrei herabfeuerten, welche getroffen in die Tiefe herabſtürzten, ohne je ſehen zu können, woher die Schüſſe kamen. Dieſes höchſt ſchändliche Beginnen, welches mehrere Tage und Wochen fortgeſetzt wurde, ſuchte man durch eine Kapelle auf der Bayern Seite und durch ein rotes Kreuz in dem Felſen auf der Tiroler Seite zum Teil zu bezeichnen, und zum Teil durch ſolche heilige Zeichen zu ſühnen. Du herrlicher Chriſtus, zu wieviel Schandtaten mußt du dein Bild herleihen. Du ſelbſt das gräßlichſte Denkmal der menſchlichen Verworfenheit, da ſtellen ſie dein Bild auf, als wollten ſie ſagen: Seht! die vollendetſte Schöpfung des großen Gottes haben wir mit frechen Füßen zertreten, ſollte es uns etwa Mühe koſten, das übrige Ungeziefer, genannt Menſchen, mit leichtem Herzen zu vernichten?

Rede an Webers letzter Ruheſtätte

Richard Wagner

Dezember 1844 in Dresden

ier ruhe denn! Hier ſei die prunkloſe Stätte, die uns deine teure Hülle bewahre! Und hätte ſie dort* in Fürſtengrüften geprangt, im ſtolzeſten Münſter einer ſtolzen Nation, wir wagten doch zu hoffen, daß du ein beſcheidenes Grab in deutſchem Boden dir lieber zur letzten Ruheſtätte erwählt. — Du gehörteſt ja nicht jenen kalten Ruhmſüchtigen an, die kein Vaterland haben, denen das Land der Erde das liebſte iſt, in welchem ihr Ehrgeiz den üppigſten Boden für ſein Gedeihen findet. — Zog dich ein verhängnisvoller Drang dorthin, wo ſelbſt das Genie ſich zu Markte bringen muß, um zu gelten, ſo wandteſt du zeitig genug ſehnſuchtsvoll deine Blicke nach dem heimatlichen Herde zurück, nach dem beſcheidenen ländlichen Sitze, wo dir an der Seite deines trauten Weibes Lied auf Lied aus dem Herzen quoll. „Ach, wäre ich wieder bei euch, ihr Lieben!“ das war wohl dein letzter Seufzer, mit dem du dort dahinſchiedeſt!

* Karl Maria v. Weber war 1826 in London geſtorben.

Der Organiſt.

Drey Pfeiffer.

Heertrummel.

Drey Geiger.

Joſt Amman

Warſt nun du ein ſo gemütvoller Schwärmer, wer will uns tadeln, wenn wir gerade dir mit gleicher Neigung begegnen, wenn auch wir dieſe Schwärmerei recht innig teilten und gern dem ſtillen Wunſche nachhingen, dich wieder bei uns in der lieben Heimat zu haben? Oh, dieſe Schwärmerei, ſie hat dich mit ſympathetiſcher Gewalt zum Liebling deines Volkes gemacht! Nie hat ein deutſcherer Muſiker gelebt als du! Wohin dich auch dein Genius trug, in welches ferne, bodenloſe Reich der Phantaſie, immer doch blieb er mit jenen tauſend zarten Faſern an dieſes deutſche Volksherz gekettet, mit dem er weinte und lachte, wie ein gläubiges Kind, wenn es den Sagen und Märchen der Heimat lauſcht. Ja, dieſe Kindlichkeit war es, die deinen männlichen Geiſt wie ſein guter Engel geleitete, ihn ſtets rein und keuſch bewahrte; und in dieſer Keuſchheit lag deine Eigentümlichkeit: wie du dieſe herrliche Tugend ſtets ungetrübt erhielteſt, brauchteſt du nichts zu erdenken, nichts zu erfinden, — du brauchteſt nur zu empfinden, ſo hatteſt du auch das Urſprünglichſte erfunden. Du bewahrteſt ſie bis an den Tod, dieſe höchſte Tugend, du konnteſt ſie nie opfern, dieſes ſchönen Erbmals deiner deutſchen Abkunft dich nie entäußern, du konnteſt uns nie verraten! — Sieh, nun läßt der Brite dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert dich der Franzoſe, aber lieben kann dich nur der Deutſche; du biſt ſein, ein ſchöner Tag aus ſeinem Leben, ein warmer Tropfen ſeines Blutes, ein Stück von ſeinem Herzen, — wer will uns tadeln, wenn wir wollten, daß deine Aſche auch ein Teil ſeiner Erde, der lieben deutſchen Erde, ſein ſollte?

Noch einmal, ſcheltet uns nicht, ihr, die ihr die Eigentümlichkeit des deutſchen Herzens verkanntet, dieſes Herzens, das ſo gern ſchwärmt, da, wo es liebt! War es Schwärmerei, mit der wir nach der teuren Hülle unſeres lieben Weber verlangten, ſo war es die Schwärmerei, die uns ihm ſo verwandt ſein läßt, die Schwärmerei, der all die herrlichen Blüten ſeines Geiſtes entkeimten, um deretwillen die Welt ihn bewundert und wir ihn lieben.

Ein Werk der Liebe glauben wir nun zu verrichten, wenn wir dich, lieber Weber, der du nie Bewunderung, ſondern nur Liebe ſuchteſt, den Augen der Bewunderung entziehen, um dich den Armen der Liebe zuzuführen. Aus der Welt, vor der du glänzteſt, geleiten wir dich zurück in die Heimat, in den Schoß deiner Familie! Fragt den Helden, der zum Siegen auszog, was ihn am meiſten beglückt nach den ruhmvollen Tagen auf dem Felde der Ehre? Gewiß, die Heimkehr in das Vaterhaus, wo ſein Weib, ſeine Kinder ſeiner harren. Und ſieh, wir brauchen hier nicht bildlich zu reden: dein Weib, deine Kinder harren deiner in Wirklichkeit. Bald vernimmſt du über dieſer Ruheſtätte den Tritt des treuen Weibes, das ſo lange, ſo lange deiner Wiederkunft harrte, und das jetzt an der Seite des teuren Sohnes die heißeſten Liebestränen dem zurückgekehrten Herzensfreunde weint. Sie gehört der Welt der Lebenden, — du biſt ein ſeliger Geiſt geworden, nicht Aug' in Auge kann ſie dich begrüßen; — da ſandte Gott einen Boten aus, der dich ganz nah', Aug' in Auge bei deiner Heimkehr begrüßen und

dir Zeugnis geben ſollte von der unvergänglichen Liebe deiner Treuen. Dein jüngſter Sohn ward zu dieſer Sendung auserwählt, das Band zwiſchen Lebenden und Dahingeſchiedenen zu knüpfen; ein Engel des Lichtes, ſchwebt er jetzt zwiſchen euch und bringt euch gegenſeitige Liebeskunde. — Wo iſt nun Tod? Wo iſt Leben? Wo beide ſich in ſo wunderbar ſchönem Bund vereinen, da iſt des ewigen Lebens Keim!

Laß auch uns, du teurer Dahingeſchiedener, mit in dieſen Bund treten! Wir kennen dann nicht Tod, nicht Verweſung mehr, nur Blüte und Gedeihen. Der Stein, der deine Hülle umſchließt, wird uns dann zu dem Fels der Wüſte, dem der Gewaltige einſt den friſchen Quell entſchlug: aus ihm ergießt ſich in die fernſten Zeiten ein herrlicher Strom ſtets verjüngten, ſchaffenden Lebens! — Du Quell alles Daſeins, laß uns dieſes Bundes ſtets eingedenk und würdig ſein!

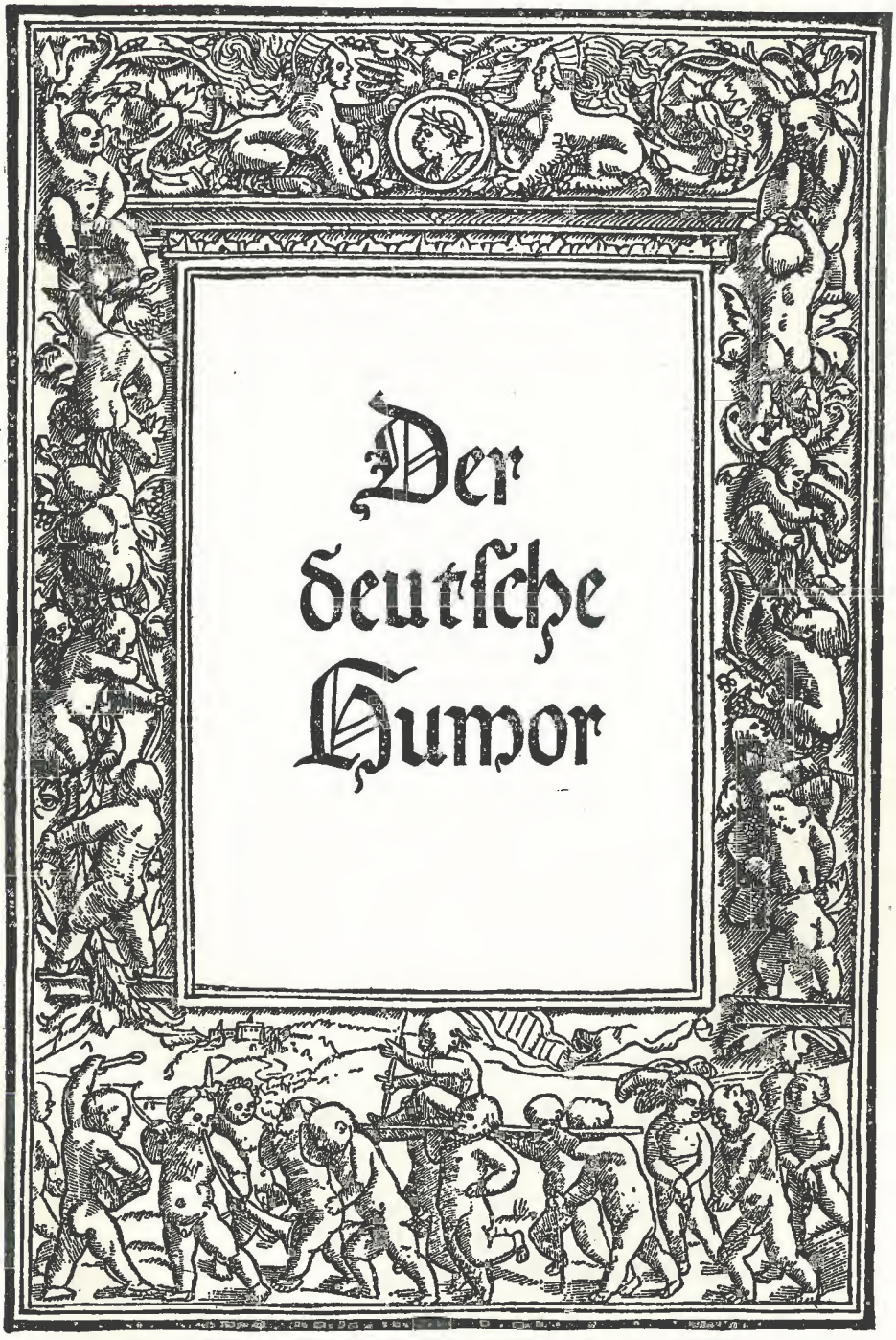
Bayreuth

Malwida von Meyſenbug

Im Monat Juli des Jahres 1879 begab ich mich von Italien auf die Reiſe nach Deutſchland, zu den erſten Aufführungen im Theater von Bayreuth. So war es nun wirklich geſchehen! Der Theaterbau, bei deſſen Grundſteinlegung wir, die wir Wagners Idee verſtanden und mit Begeiſterung erfaßt hatten, voll freudiger Hoffnung zugegen geweſen waren, denkend, daß das deutſche Volk ſeinem großen Meiſter mit bereitwilligſter Hilfe entgegenkommen werde — wir, die wir dann jahrelang mit tiefem Unmut die dumpfe Gleichgültigkeit von der einen, die gehäſſige Bosheit und den kleinlichen Neid von der andern Seite angeſehen hatten, ſo daß wir beinahe am Gelingen des Werks in bitterm Schmerz verzweifelt wären, — wir ſahen uns nun am Ziel. Die hohe Geſinnung eines großherzigen Fürſten hatte auch hier wieder helfend eingegriffen, da die Anzahl der gezeichneten Anteilſcheine die nötige Summe nicht eingebracht hatte, und die erſte Aufführung im Theater von Bayreuth, die Tetralogie der „Nibelungen“, war geſichert. Mit wahrem Glücksgefühl zog ich der kleinen deutſchen Stadt wieder zu, die ich mir zur letzten Heimat hatte wählen wollen, woran mich indeſſen die Ungunſt des Klimas gehindert hatte. Sie prangte nun im feſtlichen Schmuck und in der Hoffnung einer leuchtenden, ganz einzig daſtehenden Zukunft, die ihr der Genius mit ſeiner Wahl zu verheißen ſchien. Wie durch einen Zauber war dies vergeſſene Heim der geiſtvollen Schweſter Friedrichs des

Großen, der Markgräfin Wilhelmine, wieder zum Leben gerufen, und zu welchem Leben! Hier ſollte ein Kulturwerk entſtehen, wie die moderne Geſchichte nichts Ähnliches aufzuweiſen hatte, ein Kulturwerk im griechiſchen Geiſt, wo nur einmal im Jahr, losgelöſt von den Feſſeln der Alltäglichkeit, das deutſche Volk ſich verſammeln und im Spiegelbild höchſter Kunſtſchöpfungen ſein eigenes edelſtes Selbſt verklärt erkennen ſollte. So wenigſtens hatte ich Bayreuth verſtanden, ſo wenigſtens, glaube ich, verſtand es Friedrich Nietzſche damals und die kleine Anzahl derer, die ſich mit Begeiſterung von Anfang an um den Meiſter geſchart hatten. — — —

Wer vermöchte den Eindruck, die freudige Rührung und Ergriffenheit zu beſchreiben, die man empfand, als ſich zum erſten Male die Räume dieſes künſtleriſch erdachten, ſo einfach und ſo edel vornehm ausgeführten Baues öffneten; als man ſogleich begriff, wie nur ſo ein großes Kunſtwerk würdig anzuhören ſei, indem ein jeder Sitz im Haus nur die Bühne als Augenziel hatte und nicht eine hell erleuchtete Logenreihe mit geputzten Zuſchauern darin; als dann die Lampen erloſchen, das unſichtbare Orcheſter ſeine wunderbaren Töne wie aus einer Geiſterwelt hervorſandte, und als endlich der Vorhang auseinanderging und über den „myſtiſchen Abgrund“ hinüber, wie Liſzt den tiefen Raum zwiſchen der Bühne und den Zuſchauern genannt hatte, die Szene wie ein Traumbild ſichtbar wurde und Handlung und Muſik die Sinne ſo gefangen nahmen, daß man, der Alltagswelt entrückt, eine höhere Wirklichkeit erlebte! Nur wer ihn mit erlebt hat, dieſen erſten, entzückenden Eindruck der kaum für möglich gehaltenen Verwirklichung eines erhabenen Schöpfungsgedankens, kann es begreifen, mit welcher Inbrunſt ſich das Herz an die Hoffnung hingab, daß ein neues Kulturzeitalter, ſo wie unſere größten Geiſter es geträumt, für Deutſchland emporkeimen werde, daß die äußere, durch die Waffen gewonnene Macht ſich verklären könne in dem, was des deutſchen Geiſtes beſtes Erbteil iſt. Kein ſpäterer Erfolg des Bayreuther Unternehmens kam jemals wieder dem Glück dieſer Hoffnung gleich; denn wie Hohes auch erreicht wurde und noch wird, dieſe Hoffnung ſchlug doch fehl: das deutſche Volk blieb hinter ſeiner Aufgabe zurück.


Der
deutsche
Humor

Eulenſpiegel und die drei Schneiderknechte

Zu Brandenburg, nahe dem Markte, da war Eulenſpiegel zur Herberge wohl vierzehn Tage. Und hart daneben wohnte ein Schneider, der hatte drei Geſellen ſitzen auf einem Laden, die näheten. Und wenn Eulenſpiegel an ihnen vorbeiging, ſo ſpotteten ſie ſein oder warfen ihm einen Fetzen nach. Eulenſpiegel ſchwieg einſtweilen ſtill. Doch an einem Tage, als der Markt voller Leute war, hatte Eulenſpiegel in der Nacht vorher die Ladenpfoſten unten abgeſägt, ließ ſie aber ruhig auf den Steinen ſtehen.

Des Morgens legten die Schneiderknechte den Laden auf die Pfoſten und ſetzten ſich darauf und näheten. Als nun der Schweinehirt ausblies, daß jedermann ſeine Schweine austreiben ließe, da kamen des Schneiders Schweine auch aus ſeinem Hauſe und gingen unter das Fenſter und begannen ſich zu reiben an den Ladenpfoſten, ſo daß die Pfoſten von dem Reiben von dem Fenſter weggedrängt wurden und die drei Schneiderknechte unter dem Fenſter auf die Gaſſe kugelten. Und Eulenſpiegel gab auf ſie acht, und da ſie fielen, begann er laut zu rufen: „Sieh', ſieh', der Wind weht drei Fenſter"; er rief das über den Markt ſo laut, daß man es Eulenſpiegel hörte. Und die ganzen Markt zu und lachten Leute liefen her- und die Geſellen und ſpotteten, waren ſich nicht ſchämten ſich; ſie von dem Fenſter bewußt, wie ſie ren. Zuletzt wur- gekommen wa- den ſie gewahr, daß die Laden- pfoſten abgeſägt waren, und nun merkten ſie, daß es Eulenſpiegel getan hätte. Sie ſchlugen andere Pfähle darunter und wagten ſei- ner nicht mehr zu verſpotten.

Straßburger Eulenſpiegeldruck von 1515

Die Schildbürger verbergen ihre Glocken in den See

uf eine Zeit, als Kriegsgeſchrei einfiel, fürchteten die Schildbürger ihrer Hab und Güter ſehr, daß ihnen die von den Feinden nicht geraubt und hinweggeführt würden; ſonderlich aber war ihnen angſt für eine Glocke, welche auf ihrem Rathaus hing, gedachten, man würde ihnen dieſelbe hinwegnehmen und Büchſen daraus gießen. Alſo wurden ſie nach langem Ratſchlag eins, dieſelbe bis zu Ende des Krieges in den See zu verſenken, und ſie alsdann, wann der Krieg vorüber und der Feind hinweg wäre, wiederum herauszuziehen und wieder aufzuhängen, tragen ſie derowegen in ein Schiff und führen's auf den See.

Als ſie aber die Glocke wöllen hineinwerfen, ſagt einer ungefähr: „Wie wöllen wir aber den Ort wiederfinden, da wir ſie ausgeworfen haben, wann wir ſie gern wieder hätten?"

„Da laſſe dir", ſprach der Schultheiß, „kein graues Haar wachſen", ging damit hinzu, und mit einem Meſſer ſchnitt er einen Kerb in dem Schiff, an dem Ort, da ſie die Glocke hinausgeworfen, ſprechend: „Hier bei dieſem Schnitt wollen wir ſie wiederfinden." Ward alſo die Glocke hinausgeworfen und verſenkt.

Nachdem aber der Krieg aus war, fuhren ſie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen, aber die Glocke konnten ſie darum nicht finden, noch den Ort im Waſſer, da ſie ſolche hineingeſenkt. Mangeln ſie alſo noch heutigentags ihrer guten Glocke.

An ſeine Tiſchgenoſſen in Wittenberg

Luther

Koburg, den 28. April 1530

nade und Friede in Chriſto Jeſu, lieben Herren und Freunde!

Ich hab Euer aller Schreiben empfangen, und wie es allenthalben zuſtehet, vernommen. Auf daß Ihr wiederum vernehmet, wie es hier ſtehet, füge ich Euch zu wiſſen, daß wir, nämlich ich, Magiſter Veit und Cyriakus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen; wir ſind aber ſonſt wohl auf einen andern Reichstag gekommen. Es iſt ein Rubet (Wäldchen) gleich vor unſerm Fenſter hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt. Da iſt ein ſolches Zu- und Abreiten, ein ſolch Geſchrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären ſie alle trunken, voll und toll; da keckt Jung und Alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem ſo lange währen möge. Und möcht gerne wiſſen, ob auch ſolches Adels und reiſigen Zeugs auch etliche noch bei Euch wären. Mich dünkt, ſie ſeien aus aller Welt hieher verſammelt.

Ich hab ihren Kaiſer noch nicht geſehen; aber ſonſt ſchweben und ſchwänzen der Adel und großen Hanſen immer vor unſeren Augen, nicht ſehr köſtlich gekleidet, ſondern einfältig in einerlei Farbe alle ſchwarz und alle gleich grauaugig, ſingen alle gleich einen Geſang, doch mit lieblichem Unterſchied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläſte und Säle, denn ihr Saal iſt gewölbet mit dem ſchönen weiten Himmel, ihr Boden iſt eitel Feld, getäfelt mit hübſchen, grünen Zweigen; ſo ſind die Wände ſo weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nicht nach Roſſen und Harniſch, ſie haben gefiederte Räder, damit ſie auch den Büchſen entfliehen und einem Zorn entweichen können. Es ſind große mächtige Herren; was ſie aber beſchließen, weiß ich noch nicht.

So viel ich aber von einem Dolmetſcher habe vernommen, haben ſie vor, einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerſten, Haſer, Malz und allerlei Korn und Getreidig, und wird mancher Ritter hie werden und große Taten tun.

Alſo ſitzen wir hie im Reichstag, hören und ſehen zu mit großer Luſt und Liebe, wie die Fürſten und Herren ſamt andern Ständen des Reiches ſo fröhlich ſingen und wohlleben. Aber ſonderliche Freude haben wir, wenn wir ſehen, wie ritterlich ſie ſchwänzen, den Schnabel wiſchen und die Wehr ſtürzen, daß ſie ſiegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünſchen ihnen Glück und Heil, daß ſie allzumal an einen Zaunſtecken geſpießet wären.

Ich halte aber, es ſei nicht anders, denn die Sophiſten und Papiſten mit ihren Predigten und Schreiben, die muß ich alle auf einem Haufen alſo vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und ſehe, wie ſehr nützlich Volk es iſt, alles zu verzehren, was auf Erden iſt, und dafür zu kecken für die lange Weil.

Heute haben wir die erſte Nachtigall gehört; denn ſie hat dem April nicht wöllen trauen. Es iſt bisher eitel köſtlich Wetter geweſt, hat noch nie geregnet, ohne geſtern ein wenig. Bei Euch wird's vielleicht anders ſein. Hiemit Gott befohlen, und haltet wohl Haus.

Aus dem Reichstag der Malztürken, den 28. April 1530.

Simplex und der Einſiedel

Hans Jakob Chriſtoph von Grimmelshauſen

Ich entſchlief und erwachte nicht wieder bis wohl in den Tag hinein, da der Einſiedel vor mir ſtund und ſagte: „Auf, Kleiner, ich will dir Eſſen geben und alsdann den Weg durch den Wald weiſen, damit du wieder zu den Leuten und noch vor Nacht in das nächſte Dorf kommſt.“ Ich fragte ihn: „Was ſind das für Dinger, Leuten und Dorf?“ Er ſagte: „Biſt du denn niemalen in keinem Dorf geweſen und weißt auch nicht, was Leute oder Menſchen ſind?“ „Nein,“ ſagte ich, „nirgends als hier bin ich geweſen; aber ſage mir doch, was ſind Leute, Menſchen und Dorf?“ „Behüte Gott!“ antwortete der Einſiedel, „biſt du närriſch oder geſcheit?“ „Nein,“ ſagte ich, „meiner Meuder und meines Knäns Bub bin ich und nicht der Närriſch oder Geſcheit.“ Der Einſiedel verwunderte ſich mit Seufzen und Bekreuzigung und ſagte: „Wohl, liebes Kind, ich bin gehalten, dich um Gottes willen beſſer zu unterrichten.“ Darauf fielen unſre Reden und Gegenreden, wie folgendes ausweiſt.

Einſiedel: Wie heißt du?

Simplex: Ich heiße Bub.

Einſiedel: Ich ſehe wohl, daß du kein Mägdlein biſt. Wie hat dir aber dein Vater und Mutter gerufen?

Simplex: Ich habe keinen Vater und Mutter gehabt.

Einſiedel: Wer hat dir denn das Hemd geben?

Simplex: Ei, mein Meuder.

Einſiedel: Wie hieß dich denn dein Meuder?

Simplex: Sie hat mich Bub geheißen, auch Schelm, langöhriger Eſel, ungehobelter Rülz, ungeſchickter Tölpel und Galgenvogel.

Einſiedel: Wer iſt denn deiner Mutter Mann geweſen?

Simplex: Niemand.

Einſiedel: Bei wem hat deine Mutter des Nachts geſchlafen?

Simplex: Bei meinem Knän.

Einſiedel: Wie hat dich denn dein Knän geheißen?

Simplex: Er hat mich auch Bub genennet.

Einſiedel: Wie heißt aber dein Knän?

Simplex: Er heißt Knän.

Einſiedel: Wie hat ihn aber dein Meuder gerufen?

Simplex: Knän, und auch Meiſter.

Einſiedel: Hat ſie ihn niemals anders genennt?

Simplex: Ja, ſie hat. Einſiedel: Wie dann?

Simplex: Rülp, grober Bengel, volle Sau, alter Scheißer, und noch wohl anders, wenn ſie haderte.

Einſiedel: Du biſt wohl ein unwiſſender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eignen Namen nicht weißt.

Simplex: Eia, weißt du's doch auch nicht.

Einſiedel: Kannſt du auch beten??

Simplex: Nein, unſer Ann und mein Meuder haben als das Bette gemacht.

Einſiedel: Ich frage nicht hiernach, ſondern ob du das Vaterunſer kannſt?

Simplex: Ja ich.

Einſiedel: Nun ſo ſprich's dann.

Simplex: Unſer lieber Vater, der du biſt Himmel, heiliget werde Nam, zu kommes dein Reich, dein Will ſcheh Himmel ad Erden, gib uns Schuld, als wir unſern Schuldigern geba, führ uns nicht in kein bös Verſucha, ſondern erlös uns von dem Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Ama.

Einſiedel: Biſt du nie in die Kirchen gangen?

Simplex: Ja, ich kann wacker ſteigen und hab als ein ganzen Buſem voll Kirſchen gebrochen.

Einſiedel: Ich ſage nicht von Kirſchen, ſondern von der Kirchen?

Simplex: Haha, Kriechen! Gelt, es ſind ſo kleine Pfläumlein? Gelt du?

Einſiedel: Ach daß Gott walte, weißt du nichts von unſerm Herrn Gott?

Simplex: Ja, er iſt daheim an unſrer Stubentür geſtanden auf dem Helgen (Heiligenbild). Mein Meuder hat ihn mitgebracht und hingekleibt.

Einſiedel: Ach, gütiger Gott, nun erkenne ich erſt, was für eine große Gnade und Wohltat es iſt, wem du deine Erkenntnis mitteilſt, und wie gar nichts ein Menſch ſei, dem du ſolche nicht gibſt. Ach, Herr, verleihe mir, deinen heiligen Namen alſo zu ehren, daß ich würdig werde, um dieſe hohe Gnade ſo eifrig zu danken, als du freigebig geweſen, mir ſolche zu verleihen. Höre du, Simplici, denn anders kann ich dich nicht nennen, wenn du das Vaterunſer beteſt, ſo mußt du alſo ſprechen: Vater unſer, der du biſt im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel, unſer täglich Brot gib uns heut, und

Simplex: Gelt, du, auch Käs dazu?

Einſiedel: Ach, liebes Kind, ſchweig und lerne, ſolches iſt dir viel nötiger als Käs. Du biſt wohl ungeſchickt, wie dein Meuder geſagt hat. Solchen Buben, wie du biſt, ſteht nicht an, einem alten Mann in die Rede zu fallen, ſondern zu ſchweigen, zuzuhören und zu lernen. Wüßte ich nur, wo deine Eltern wohnten, ſo wollte ich dich wieder hinbringen und ſie lehren, wie ſie Kinder erziehen ſollten.

Simplex: Ich weiß nicht, wo ich hin ſoll: unſer Haus iſt verbrannt und mein Meuder hinweggelofen und wiederkommen mit dem Urſele, und mein Knän auch, und unſre Magd iſt krank geweſen und iſt im Stall gelegen; die hat mich fortlaufen heißen — was giſt do, was hoſt („Was gibſt du, was haſt du").

Einſiedel: Wer hat denn das Haus verbrannt?

Simplex: Ha, es ſind ſo eiſerne Männer kommen, die ſind ſo auf Dingern geſeſſen, groß wie Ochſen, haben aber keine Hörner; dieſelben Männer haben Schafe und Kühe und Säu geſtochen, Ofen und Fenſter eingeſchlagen, und da bin ich auch weggelofen, und da iſt darnach das Haus verbrannt geweſen.

Einſiedel: Wo war denn dein Knän?

Simplex: Ha, die eiſernen Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unſer alte Geiß die Füße geleckt, da hat mein Knän lachen müſſen und hat denſelben eiſernen Männern viel Weißpfennige (Silbermünzen) geben, große und kleine, auch hübſche gelbe, und ſonſt ſchöne klitzerechte Dinger und hübſche Schnüre voll weiße Küglein.

Einſiedel: Wann iſt dies geſchehen?

Simplex: Ei, wie ich der Schafe habe hüten ſollen; ſie haben mir auch meine Sackpfeife wollen nehmen.

Einſiedel: Wann haſt du der Schafe ſollen hüten?

Simplex: Ei, hörſt du es nicht? Da die eiſern Männer kommen ſind, und darnach hat unſer ſtrobelköpfigte Ann geſagt, ich ſoll auch weglaufen, ſonſt würden mich die Krieger mitnehmen; ſie hat aber die eiſernen Männer gemeint, und da bin ich weggelofen und bin hieherkommen.

Einſiedel: Wo hinaus willſt du aber jetzt?

Simplex: Ich weiß wahrlich nit! Ich will bei dir hier bleiben.

Einſiedel: Dich hier zu behalten, iſt weder meine noch deine Gelegenheit. Iß, alsdann will ich dich wieder zu Leuten führen.

Simplex: Ei, ſo ſage mir denn auch, was Leute für Dinger ſind?

Einſiedel: Leute ſind Menſchen wie ich und du; dein Knän, deine Meuder und eure Ann ſind Menſchen, und wenn deren viel beieinander ſind, ſo werden ſie Leute genennt.

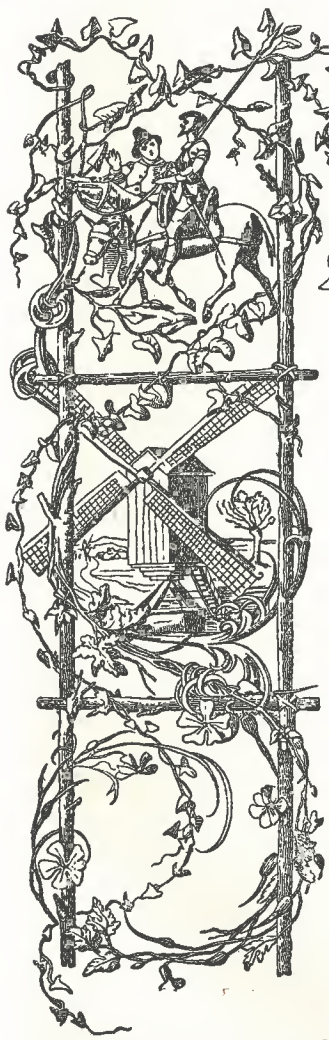
Simplex: Haha!

Einſiedel: Nun geh und iß! —

Ich fing an zu eſſen und hörte auf zu pappeln, welches nicht länger währte, als bis ich nach Notdurft gefuttert hatte und mich der Alte fortgehen hieß.

Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Scribenten

Christian Ludwig Liscow



Ich geſtehe, die Vernunft iſt eine Gabe Gottes; aber der Ausgang hat gewieſen, daß ſie ein ſchädliches Geſchenk geweſen iſt. Kaum war der erſte Menſch erſchaffen, ſo verleitete ihn ſeine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er ſich und ſeine Nachkommen unglücklich machte. Eva fing an zu grübeln, und da war es um ſie und um alle geſchehen. Sie würde es wohl gelaſſen haben, wenn ſie entweder keine Vernunft gehabt hätte oder nur ſo geſinnet geweſen wäre, als ich und meine vortrefflichen Brüder. Und dennoch lacht man uns aus.

Nachdem die Vernunft in der Mutter aller Lebendigen den erſten Schnitzer begangen hat, iſt ſie immer weiter verfallen; und unſere Feinde bekennen ſelbſt, daß ſie durch den Fehltritt, wozu ſie unſere Stammutter verleitet hat, im Grunde verderbet worden iſt. Sie muß alſo, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, nichts nützen. Ich weiß wohl, unſere Feinde ſagen, man müſſe ſich beſtreben, ſie auszubeſſern, und wieder zu der erſten Vollkommenheit zu bringen. Aber man hat nunmehro beinahe 6000 Jahre daran curiret, und noch iſt niemand, der das Herz hätte, zu ſagen daß es ſich zur Beſſerung anlaſſe. Ich gebe alſo einem Jeden zu bedenken: ob es nicht klüger gehandelt ſei, wenn man ſich an eine Eigenſchaft der Seele, die in einem ſo verzweifelten Zuſtande iſt, weiter nicht kehret, als wenn man in alle Ewigkeit ſeine Schande daran curiret, und unmögliche Dinge möglich machen will?

Ein ſehr altes ſcytiſches Sprichwort ſagt, daß es eine größere Kunſt ſei, aus einem ledigen, als aus einem vollen Glaſe zu trinken; und mich deucht, daß alſo, wenn die Vernunft zu Verfertigung einer Schrift ſo unumgänglich nöthig

iſt, als die guten Scribenten wollen, einer, der ohne Vernunft ein Buch ſchreiben kann, weit vortrefflicher und mehr zu bewundern iſt, als einer, der wenn er etwas zu Papier bringen will, allemal ſeine Vernunft zu Hilfe nehmen muß. Man muß nicht meinen, daß die Bücher, die ohne Vernunft geſchrieben werden, nicht ſo wohl gerathen, als diejenigen, die mit Verſtand gemacht ſind. Denn es gibt Bücher, die unſtreitig ohne Zuthun der Vernunft verfertigt, und doch ſo wohl geraten ſind, daß ſelbſt unſere Feinde darüber erſtaunen. Iſt es möglich, ſchreien ſie gemeiniglich, daß ein vernünftiger Menſch dergleichen Zeug ſchreiben könne? Ich verſichere ſie aber, daß es uns nicht nur möglich, ſondern gar etwas Leichtes iſt, ohne Vernunft ganz wunderbare Bücher zu ſchreiben. Sollten unſere Feinde wiſſen, wie geſchwinde wir mit unſern Schriften fertig werden, und wie wenig Mühe und Nachdenken wir darauf wenden: ſo würden ſie erſt über unſere Geſchicklichkeit erſtaunen; ſie würden, von dem Glanze unſerer Vortrefflichkeit gerühret, vor uns niederfallen und ohne Zeitverluſt ihre Vernunft ins Meer werfen, da es am tiefſten iſt.

Wir erkennen die Schädlichkeit der Vernunft, und kehren uns alſo wenig an ihre Regeln. Unſere Abſicht iſt, ein Buch zu ſchreiben. Dieſen Zweck erreichen wir, wenn wir ſo viel Papier, als dazu nöthig iſt, mit Buchſtaben bemalen. Ob der Sinn, der aus dieſen Buchſtaben heraus kömmt, wenn man ſie zuſammenſetzt, vernünftig iſt oder nicht, daran iſt uns wenig gelegen. Wollten wir Alles nach der Vernunft abmeſſen: ſo müßten wir denken; und das Denken greift den Kopf an, nimmt viel Zeit weg und nützet doch, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, nichts. So oft unſere Feinde unſere Schriften leſen, ſprechen ſie: Der Menſch kann nicht denken, und dennoch können ſie unmöglich läugnen, daß dieſer Menſch, der nicht denken kann, ein Buch geſchrieben habe, weil ſie es in Händen haben. Sie müſſen alſo, ſie mögen wollen oder nicht, geſtehen, daß man ſchreiben könne, ohne vorher zu denken.

Wir thun es, und befinden uns wohl dabei. Es iſt leichter und natürlicher, mit den Fingern zu ſchreiben, als mit dem Kopfe. Wer das letzte thut, iſt einem Gaukler ähnlich, der auf dem Kopfe tanzet. Dieſes mögen wir nicht von uns geſaget wiſſen und brauchen alſo unſere Finger, wenn wir ſchreiben, und nicht den Kopf. Wenn unſere Feinde die Gemächlichkeiten, welche dieſe Schreibart mit ſich führet, einzuſehen fähig wären: würden ſie uns gewiß beneiden. Ein guter Scribent muß ſeine beſten Jahre mit einem verdrießlichen Lernen verderben: weil er die abergläubige Einbildung hat, man könne ſonſt nicht ſchreiben. Wir hergegen fangen ganz frühe an zu ſchreiben, und warten nicht bis die böſen Tage kommen, und die Jahre herzutreten, da man ſagt: Sie gefallen mir nicht. Wir können gleich, ohne alle Vorbereitung, zum Werke ſchreiten; und ehe ein guter Scribent mit der Einſammlung der Sachen fertig iſt, die er zu ſeinem Zwecke nöthig achtet, haben wir uns zehnmal in Kupfer ſtechen laſſen, und den beſten Platz in den Buchläden eingenommen. Ein guter Scribent mag ſeine Zeit noch ſo wohl an-

gewandt und ſich zum Schreiben ſo geſchickt gemacht haben, als er immer will: ſo wird er doch allezeit geſtehen, daß einige Materien ihm zu hoch ſind, und ſelbſt von denen, die er verſtehet, nicht ohne vorhergegangene Überlegung und mit Furcht und Zittern ſchreiben. Uns iſt keine Materie zu hoch. Wir wiſſen Alles, ob wir gleich nichts wiſſen. Wir ſchreiben drauf los und kehren uns an nichts. Wir entdecken eine unſägliche Menge der gefährlichſten Irrthümer, die unſere Feinde gemeiniglich überſehen, und das in Schriften, die wir nicht geleſen haben, und die wir, wenn wir ſie leſen, kaum verſtehen.

Wir ſind mit der Ehre, welche uns unſere Schriften bringen, wohl zufrieden. Sind wir nicht ſo glücklich, daß wir den Beifall der guten Scribenten erhalten: ſo müſſen wir uns damit tröſten, daß es allezeit noch ſo billige Gemüther gibt, die das verächtliche Urtheil, welches die guten Scribenten von unſeren Schriften fällen, für verdächtig halten, weil es von unſeren Feinden herrühret, und ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen, unſere Schriften zu leſen. Unſere Schriften mögen alſo beſchaffen ſein, wie ſie wollen, ſo finden ſie doch allemal einen Verleger, Käufer und Leſer. Man frage nur die Buchhändler.

Münchhauſen

Gottfried Auguſt Bürger

Aus Bürgers „Vorrede zur deutſchen Überſetzung"

Es iſt in der Tat eine etwas ſonderliche Erſcheinung, die folgenden Erzählungen, die auf deutſchem Grund und Boden erzeugt ſind und in mannigfaltiger Geſtalt und Tracht ihr Vaterland durchwandert haben, endlich im Auslande geſammelt und durch den Druck bekannt gemacht zu ſehen. Vielleicht war auch hier Deutſchland gegen eigene Verdienſte ungerecht. Genug, wir befanden uns, trotz aller Spekulation unſerer lauerſamen Schriftſteller in dem Falle, ein eigenes Produkt aus der Fremde einführen zu müſſen.

Dieſe kleine Sammlung hat übrigens in beiden Ländern ihr Glück gemacht. Während das engliſche Original fünf Auflagen erlebte, ſo fand man ſich veranlaßt, auch von der deutſchen Überſetzung eine neue Ausgabe zu veranſtalten. Man hat dieſes Werkchen bei ſeiner zweiten deutſchen Ausgabe, ebenſo wie bei der erſten, nicht ſowohl als anvertrautes Gut, ſondern vielmehr als Eigentum behandelt, über das man nach eigenem Gutdünken zu ſchalten berechtigt iſt.

Des Freiherrn von Münchhauſen eigene Erzählung

ch trat meine Reiſe nach Rußland von Haus ab mitten im Winter an, weil ich ganz richtig ſchloß, daß Froſt und Schnee die Wege durch die nördlichen Gegenden von Deutſchland, Polen, Kur- und Livland, welche, nach der Beſchreibung aller Reiſenden, faſt noch elender ſind als die Wege nach dem Tempel der Tugend, endlich, ohne beſondere Koſten hochpreislicher, wohlfürſorgender Landesregierungen, ausbeſſern müßte. Ich reiſete zu Pferde, welches, wenn es ſonſt nur gut um Gaul und Reiter ſteht, die bequemſte Art zu reiſen iſt. Denn man riskiert alsdann weder mit irgend einem höflichen deutſchen Poſtmeiſter eine **Affaire d'honneur** zu bekommen, noch von ſeinem durſtigen Poſtillion vor jede Schenke geſchleppt zu werden. Ich ritt, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen. Nirgends war ein Dorf zu hören noch zu ſehen. Das ganze Land lag unter Schnee, und ich wußte weder Weg noch Steg.

Des Reitens müde, ſtieg ich endlich ab und band mein Pferd an eine Art von ſpitzem Baumſtaken, der über dem Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Piſtolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee nieder und tat ein ſo geſundes Schläfchen, daß mir die Augen nicht eher wieder aufgingen, als bis es heller, lichter Tag war. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als ich fand, daß ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhofe lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu ſehen; doch hörte ich's bald darauf irgendwo über mir wiehern. Als ich nun emporſah, ſo wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchturms gebunden war, und von da herunterhing. Nun wußte ich ſogleich, wie ich dran war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeſchneit geweſen; das Wetter hatte ſich auf einmal umgeſetzt; ich war im Schlaf nach und nach, ſowie der Schnee zuſammengeſchmolzen war, ganz ſanft herabgeſunken; und was ich in der Dunkelheit für den Stumpf eines Bäumchens, der über dem Schnee hervorragte, gehalten, und daran mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Kirchturms geweſen.

Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Piſtolen, ſchoß nach dem Halfter, kam glücklich auf die Art wieder zu meinem Pferde und verfolgte meine Reiſe.

Hierauf ging alles gut, bis ich nach Rußland kam, wo es eben nicht Mode iſt, des Winters zu Pferde zu reiſen. Wie es nun immer meine Maxime iſt, mich nach dem bekannten: ländlich, ſittlich zu richten, ſo nahm ich dort einen kleinen Rennſchlitten auf ein einzelnes Pferd und fuhr wohlgemut auf St. Petersburg los. — — — — — — — — — — — — —

Hans Sebald Beham — Kirchweihvergnügen

Eines Morgens ſah ich durch das Fenſter meines Schlafgemachs, daß ein großer Teich, der nicht weit davon lag, mit wilden Enten gleichſam überdeckt war. Flugs nahm ich mein Gewehr aus dem Winkel, ſprang zur Treppe hinab, und das ſo über Hals und Kopf, daß ich unvorſichtigerweiſe mit dem Geſicht gegen die Türpfoſte rannte. Feuer und Funken ſtoben mir aus den Augen; aber das hielt mich keinen Augenblick zurück. Ich kam bald zum Schuß; allein wie ich anlegte, wurde ich zu meinem großen Verdruſſe gewahr, daß durch den ſoeben empfangenen heftigen Stoß ſogar der Stein von dem Flintenhahne abgeſprungen war. Was ſollte ich nun tun? denn Zeit war hier nicht zu verlieren. Glücklicherweiſe fiel mir ein, was ſich ſoeben mit meinen Augen zugetragen hatte. Ich riß alſo die Pfanne auf, legte mein Gewehr gegen das wilde Geflügel an und ballte die Fauſt gegen eins von meinen Augen. Von einem derben Schlage flogen

wieder Funken genug heraus, der Schuß ging los, und ich traf fünf Paar Enten, vier Rothälse und ein Paar Waſſerhühner. Gegenwart des Geiſtes iſt die Seele namhafter Taten. Wenn Soldaten und Seeleute öfters dadurch glücklich davon kommen, ſo dankt der Weidmann ihr nicht ſeltener ſein gutes Glück.

So ſchwammen einſt auf einem Landſee, an welchen ich auf einer Jagdſtreiferei geriet, einige Dutzend wilder Enten allzu weit voneinander zerſtreut umher, als daß ich mehr denn eine einzige auf einen Schuß zu erlegen hoffen konnte; und zum Unglück hatte ich meinen letzten Schuß ſchon in der Flinte. Gleichwohl hätte ich ſie gern alle gehabt, weil ich nächſtens eine ganze Menge guter Freunde und Bekannten bei mir zu bewirten willens war.

Da beſann ich mich auf ein Stückchen Schinkenſpeck, welches von meinem mitgenommenen Mundvorrat in meiner Jagdtaſche noch übriggeblieben war. Dies befeſtigte ich an eine ziemlich lange Hundsleine, die ich aufdrehte und ſo wenigſtens noch um viermal verlängerte. Nun verbarg ich mich im Schilfgeſträuch am Ufer, warf meinen Speckbrocken aus und hatte das Vergnügen zu ſehen, wie die nächſte Ente hurtig herbeiſchwamm und ihn verſchlang. Der erſten folgten bald alle übrigen nach, und da der glatte Brocken am Faden gar bald unverdauet hinten wieder herauskam, ſo verſchlang ihn die nächſte, und ſo immer weiter. Kurz der Brocken machte die Reiſe durch alle Enten ſamt und ſonders hindurch, ohne von ſeinem Faden loszureißen. So ſaßen ſie denn alle daran wie Perlen an der Schnur. Ich zog ſie gar allerliebſt ans Land, ſchlang mir die Schnur ein halbes dutzendmal um Schulter und Leib und ging meines Wegs nach Hauſe zu.

Da ich noch eine ziemliche Strecke davon entfernt war und mir die Laſt von einer ſolchen Menge Enten ziemlich beſchwerlich fiel, ſo wollte es mir faſt leid tun, ihrer allzu viele eingefangen zu haben. Da kam mir aber ein ſeltſamer Vorfall zuſtatten, der mich anfangs in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Die Enten waren nämlich noch alle lebendig, fingen, als ſie von der erſten Beſtürzung ſich erholt hatten, gar mächtig an mit den Flügeln zu ſchlagen und ſich mit mir hoch in die Luft zu erheben. Nun wäre bei manchem wohl guter Rat teuer geweſen. Allein ich benutzte dieſen Umſtand, ſo gut ich konnte, zu meinem Vorteil, und ruderte mich mit meinen Rockſchößen nach der Gegend meiner Behauſung durch die Luft. Als ich nun gerade über meiner Wohnung angelangt war und es darauf ankam, ohne Schaden mich herunterzulaſſen, ſo drückte ich einer Ente nach der andern den Kopf ein, ſank dadurch ganz ſanft und allmählich gerade durch den Schornſtein meines Hauſes mitten auf den Küchenherd, auf welchem zum Glück noch kein Feuer angezündet war, zu nicht geringem Schrecken und Erſtaunen meines Koches.

Ein anderes Mal ſtieß mir in einem anſehnlichen Walde von Rußland ein wunderſchöner ſchwarzer Fuchs auf. Es wäre jammerſchade geweſen, ſeinen koſtbaren Pelz mit einem Kugel- oder Schrotſchuſſe zu durchlöchern. Herr Reineke ſtand dicht bei einem Baume. Augenblicklich zog ich meine Kugel aus dem Laufe,

lud dafür einen tüchtigen Brettnagel in mein Gewehr, feuerte, und traf ſo günſtig, daß ich ſeine Lunte feſt an den Baum nagelte. Nun ging ich ruhig zu ihm, nahm mein Weidmeſſer, gab ihm einen Kreuzſchnitt übers Geſicht, griff nach meiner Peitſche und karbatſchte ihn ſo artig aus ſeinem ſchönen Pelze heraus, daß es eine wahre Luſt und ein rechtes Wunder zu ſehen war.

Zufall und gutes Glück machen oft manchen Fehler wieder gut. Davon erlebte ich bald nach dieſem ein Beiſpiel, als ich mitten im tiefſten Walde einen wilden Friſchling und eine Bache dicht hintereinander hertraben ſah. Meine Kugel hatte gefehlt. Gleichwohl lief der Friſchling vorn ganz allein weg, und die Bache blieb ſtehen, ohne Bewegung, als ob ſie an den Boden feſtgenagelt geweſen wäre. Wie ich das Ding näher unterſuchte, ſo fand ich, daß es eine blinde Bache war, die ihres Friſchlings Schwänzlein im Rachen hielt, um von ihm aus kindlicher Pflicht fürbaß geleitet zu werden. Da nun meine Kugel zwiſchen beide hindurch gefahren war, ſo hatte ſie dieſen Leitzaum zerriſſen, wovon die alte Bache das eine Ende noch immer kauete. Da nun ihr Leiter ſie nicht weiter vorwärts gezogen hatte, ſo war ſie ſtehengeblieben. Ich begriff daher das übriggebliebene Endchen von des Friſchlings Schwanze und leitete daran das alte hilfloſe Tier ganz ohne Mühe und Widerſtand nach Hauſe.

Sie haben unſtreitig, meine Herren, von dem heiligen Schutzpatron der Weidmänner und Schützen, St. Hubertus, nicht minder auch von dem ſtattlichen Hirſche gehört, der ihm einſt im Walde aufſtieß, und welcher das heilige Kreuz zwiſchen ſeinem Geweih trug. Dieſem St. Hubertus habe ich noch alle Jahre mein Opfer in guter Geſellſchaft dargebracht, und den Hirſch wohl tauſendmal ſowohl in Kirchen abgemalt, als auch in die Sterne ſeiner Ritter geſtickt geſehen, ſo daß ich auf Ehre und Gewiſſen eines braven Weidmanns kaum zu ſagen weiß, ob es entweder nicht vorzeiten ſolche Kreuzhirſche gegeben habe, oder wohl gar noch heutigestags gebe. Doch laſſen Sie ſich vielmehr erzählen, was ich mit meinen eigenen Augen ſah. Einſt, als ich all mein Blei verſchoſſen hatte, ſtieß mir, ganz wider mein Vermuten, der ſtattlichſte Hirſch von der Welt auf. Er blickte mir ſo mir nichts dir nichts ins Auge, als ob er's auswendig gewußt hätte, daß mein Beutel leer war. Augenblicklich lud ich indeſſen meine Flinte mit Pulver und darüber her eine ganze Hand voll Kirſchſteine, wovon ich, ſo hurtig ſich das tun ließ, das Fleiſch abgezogen hatte. Und ſo gab ich ihm die volle Ladung mitten auf ſeine Stirn zwiſchen das Geweih. Der Schuß betäubte ihn zwar — er taumelte —, machte ſich aber doch aus dem Staube. Ein oder zwei Jahre danach war ich in eben demſelben Walde auf der Jagd: und ſiehe! zum Vorſchein kam ein ſtattlicher Hirſch mit einem voll ausgewachſenen Kirſchbaum, mehr denn zehn Fuß hoch, zwiſchen ſeinem Geweih. Mir fiel gleich mein voriges Abenteuer wieder ein; ich betrachtete den Hirſch als mein längſt wohlerworbenes Eigentum und legte ihn mit einem Schuſſe zu Boden, wodurch ich denn auf einmal an Braten und Kirſchtunke zugleich geriet; denn der Baum hing reichlich

voll Früchte, die ich in meinem ganzen Leben ſo delikat nicht gegeſſen hatte. Wer kann nun wohl ſagen, ob nicht irgendein paſſionierter heiliger Weidmann, ein jagdluſtiger Abt oder Biſchof, das Kreuz auf eine ähnliche Art durch einen Schuß auf St. Hubertus' Hirſch zwiſchen das Gehörn gepflanzt habe? Denn dieſe Herren waren ja von je und je wegen ihres Kreuz- und — Hörnerpflanzens berühmt, und ſind es zum Teil noch bis auf den heutigen Tag. — —

Ich will mich hier nicht auf Partikularitäten von meinen Pferde- und Hundeſtällen oder meiner Gewehrkammer einlaſſen, wie Stall-, Jagd- und Hunde-Junker ſonſt wohl zu tun pflegen; aber zwei von meinen Hunden zeichneten ſich ſo ſehr in meinen Dienſten aus, daß ich ſie nie vergeſſen kann, und ihrer bei dieſer Gelegenheit mit wenigem erwähnen muß. Der eine war ein Hühnerhund, ſo unermüdet, ſo aufmerkſam, ſo vorſichtig, daß jeder, der ihn ſah, mich darum beneidete. Tag und Nacht konnte ich ihn gebrauchen: wurde es Nacht, ſo hing ich ihm eine Laterne an den Schwanz, und nun jagte ich ſo gut, oder noch beſſer mit ihm, als am hellen Tage.

Ich jagte einſtmals zwei ganze Tage hinter einem Haſen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schuſſe kommen. — An Hexerei zu glauben, iſt meine Sache nie geweſen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt, allein, hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen am Ende. Endlich kam mir aber der Haſe ſo nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er ſtürzte nieder, und was meinen Sie, was ich nun fand? — Vier Läufe hatte mein Haſe unter dem Leibe und viere auf dem Rücken. Waren die zwei untern Paar müde, ſo warf er ſich wie ein geſchickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken ſchwimmen kann, herum, und nun ging es mit den beiden neuen wieder mit verſtärkter Geſchwindigkeit fort.

Nie habe ich nachher einen Haſen von der Art gefunden, und auch dieſen würde ich nicht bekommen haben, wenn mein Hund nicht ſo ungemeine Vollkommenheiten gehabt hätte. Dieſer aber übertraf ſein ganzes Geſchlecht ſo ſehr, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihm den Beinamen des Einzigen beizulegen, wenn nicht ein Windſpiel, das ich hatte, ihm dieſe Ehre ſtreitig machte. Dies Tierchen war minder wegen ſeiner Geſtalt, als wegen ſeiner außerordentlichen Schnelligkeit merkwürdig. Hätten die Herren es geſehen, ſo würden ſie es gewiß bewundert, und ſich gar nicht verwundert haben, daß ich es ſo lieb hatte und ſo oft mit ihm jagte. Es lief ſo ſchnell, ſo oft und ſo lange in meinem Dienſte, daß es ſich die Beine ganz bis dicht unterm Leib weglief und ich es in ſeiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachsſucher gebrauchen konnte, in welcher Qualität es mir denn ebenfalls noch manch liebes Jahr diente.

Ich gedenke dieſer wunderbaren Hündin mit eben dem Vergnügen als eines vortrefflichen litauiſchen Pferdes, welches nicht mit Geld zu bezahlen war. Ein Pferd, ſo gefügig, ſo mutvoll und feurig — Lamm und Buzephal zugleich —

mußte mich allezeit an die Pflichten eines braven Soldaten und an die erſtaunlichen Taten erinnern, welche der junge Alexander verrichtet hatte.

Wir zogen zu Felde, um die Ehre der ruſſiſchen Waffen, welche in dem Feldzuge unter Zar Peter am Pruth ein wenig gelitten hatte, wieder herzuſtellen. Dies gelang uns auch vollkommen durch verſchiedene, zwar müſelige, aber doch rühmliche Feldzüge.

Einem Manne, meine Herren, der einen Gaul, wie mein Litauer war, zu reiten vermochte, können Sie auch wohl ein Voltigier- und Reiterſtückchen zutrauen, welches außerdem vielleicht ein wenig fabelhaft klingen möchte. Wir belagerten nämlich, ich weiß nicht mehr welche Stadt, und dem Feldmarſchall war ganz erſtaunlich viel an genauer Kundſchaft gelegen, wie die Sachen in der Feſtung ſtänden. Es ſchien äußerſt ſchwer, ja faſt unmöglich, durch alle Vorpoſten, Wachen und Feſtungswerke hineinzugelangen. Auch war eben kein tüchtiges Subjekt vorhanden, wodurch man ſo etwas glücklich auszurichten hätte hoffen können. Vor Mut und Dienſteifer faſt ein wenig allzu raſch, ſtellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die ſoeben nach der Feſtung abgefeuert ward, und ſprang im Hui auf die Kugel, in der Abſicht, mich in die Feſtung hineintragen zu laſſen. Als ich aber halbweges durch die Luft geritten war, ſtiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe. Hm, dachte ich, hinein kommſt du nun wohl, allein wie hernach ſogleich wieder heraus? Und wie kann's dir in der Feſtung ergehen? Man wird dich ſogleich als einen Spion erkennen und an den nächſten Galgen hängen. Ein ſolches Bett der Ehre wollte ich mir denn doch wohl verbitten.

Nach dieſen und ähnlichen Betrachtungen entſchloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit wahr, als eine Kanonenkugel aus der Feſtung einige Schritte weit von mir vorüber nach unſerm Lager flog, ſprang von der meinigen auf dieſe hinüber, und kam, zwar unverrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unſrigen wieder an.

So leicht und fertig ich im Springen war, ſo war es auch mein Pferd. Weder Gräben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradeſten Weg zu reiten. Einſt ſetzte ich darauf hinter einem Haſen her, der querfeldein über die Heerſtraße lief. Eine Kutſche mit zwei ſchönen Damen fuhr dieſen Weg gerade zwiſchen mir und dem Haſen vorbei. Mein Gaul ſetzte ſo ſchnell und ohne Anſtoß mitten durch die Kutſche hindurch, wovon die Fenſter aufgezogen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen, und die Damen wegen dieſer Freiheit untertänigſt um Verzeihung zu bitten.

Ein anderes Mal wollte ich über einen Moraſt ſetzen, der mir anfänglich nicht ſo breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wendete ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größeren Anlauf zu nehmen. Gleichwohl ſprang ich auch zum zweiten Male noch zu kurz und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Moraſt.

Hier hätte ich unfehlbar umkommen müſſen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopfe, ſamt dem Pferde, welches ich feſt zwiſchen meine Knie ſchloß, wieder herausgezogen hätte.

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke, ging's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunſche. Ich hatte ſogar das Unglück, durch die Menge übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja, was noch ſchlimmer war, aber doch immer unter den Türken gewöhnlich iſt, ich wurde als Sklave verkauft.

In dieſem Stande der Demütigung war mein Tagewerk nicht ſowohl hart und ſauer, als vielmehr ſeltſam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide treiben, ſie daſelbſt den ganzen Tag lang hüten und dann gegen Abend wieder zurück in ihre Stöcke treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber ſogleich gewahr, daß zwei Bären ſie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes Waffenähnliches in Händen hatte als die ſilberne Axt, welche das Kennnzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans iſt, ſo warf ich dieſe nach den beiden Räubern, bloß in der Abſicht, ſie damit wegzuſcheuchen. Die arme Biene ſetzte ſich auch wirklich dadurch in Freiheit; allein durch einen unglücklichen, allzuſtarken Schwung meines Armes flog die Axt in die Höhe und hörte nicht auf zu ſteigen, bis ſie im Monde niederfiel. Wie ſollte ich ſie nun wiederkriegen? Mit welcher Leiter auf Erden ſie herunterholen?

Da fiel mir ein, daß die türkiſchen Bohnen ſehr geſchwind und zu einer ganz erſtaunlichen Höhe emporwüchſen. Augenblicklich pflanzte ich alſo eine ſolche Bohne, welche wirklich emporwuchs und ſich an eins von des Mondes Hörnern von ſelbſt anrankte. Nun kletterte ich getroſt nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. — Es war ein ziemlich mühſeliges Stückchen Arbeit, meine ſilberne Axt an einem Orte wiederzufinden, wo alle andere Dinge gleichfalls wie Silber glänzten. Endlich aber fand ich ſie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach! die Sonnenhitze hatte indeſſen meine Bohnen aufgetrocknet, ſo daß daran ſchlechterdings nicht wieder hinabzuſteigen war. Was war nun zu tun? — Ich flocht mir einen Strick von dem Häckerling, ſo lang ich ihn nur immer machen konnte. Dieſen befeſtigte ich an eins von des Mondes Hörnern und ließ mich daran herunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich feſt, und in der linken führte ich meine Axt. So wie ich nun eine Strecke hinuntergegleitet war, ſo hieb ich immer das überflüſſige Stück über mir ab und knüpfte dasſelbe unten wieder an, wodurch ich denn herunter gelangte. Nicht lange hierauf machten die Ruſſen mit den Türken Frieden, und ich wurde nebſt anderen Kriegsgefangenen wieder nach St. Petersburg ausgeliefert. Es herrſchte damals über ganz Europa ein ſo außerordentlich ſtrenger

Winter, daß die Sonne eine Art von Froſtſchaden erlitten haben muß, woran ſie ſeit der ganzen Zeit her bis auf den heutigen Tag geſiecht hat. Ich empfand daher auf der Rückreiſe in mein Vaterland großes Ungemach.

Ich mußte, weil mein Litauer in der Türkei geblieben war, mit der Poſt reiſen. Als ſich's nun fügte, daß wir an einen engen hohlen Weg zwiſchen hohen Dornenhecken kamen, ſo erinnerte ich den Poſtillion, mit ſeinem Horn ein Zeichen zu geben, damit wir uns in dieſem engen Paſſe nicht etwa gegen ein anderes entgegenkommendes Fuhrwerk feſtfahren möchten. Mein Kerl ſetzte an und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle ſeine Bemühungen waren umſonſt. Nicht ein einziger Ton kam heraus, welches uns ganz unerklärlich, ja in der Tat für ein rechtes Unglück zu achten war, indem bald eine andere uns entgegenkommende Kutſche auf uns ſtieß, vor welcher nun ſchlechterdings nicht vorbei zu kommen war. Nichtsdeſtoweniger ſprang ich aus meinem Wagen und ſpannte zuvörderſt die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen nebſt den vier Rädern und allen Päckereien auf meine Schultern und ſprang damit über Ufer und Hecke, ungefähr neun Fuß hoch, welches, in Rückſicht auf die Schwere der Kutſche, eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. Durch einen anderen Rückſprung gelangte ich, als die fremde Kutſche vorüber, wieder in den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unſeren Pferden, nahm unter jeden Arm eins, und holte ſie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anſpannen und gelangte glücklich am Ende der Station zur Herberge.

Noch hätte ich anführen ſollen, daß eins von den Pferden, welches ſehr mutig und nicht über vier Jahre alt war, ziemlichen Unfug machen wollte; denn als ich meinen zweiten Sprung über die Hecke tat, ſo verriet es durch ſein Schnauben und Trampeln ein großes Mißbehagen an dieſer heftigen Bewegung. Dies verwehrte ich ihm aber bald, indem ich ſeine Hinterbeine in meine Rocktaſche ſteckte. In der Herberge erholten wir uns wieder von unſerm Abenteuer. Der Poſtillion hängte ſein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich ſetzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, ihr Herren, was geſchah! Auf einmal ging's: Tereng! tereng! teng! teng! Wir machten große Augen und fanden nun auf einmal die Urſache aus, warum der Poſtillion ſein Horn nicht hatte blaſen können. Die Töne waren in dem Horne feſtgefroren, und kamen nun, ſowie ſie nach und nach auftauten, hell und klar zu nicht geringer Ehre des Fuhrmannes heraus; denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine ziemliche Zeit lang mit der herrlichſten Modulation, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den Preußiſchen Marſch — Ohne Lieb' und ohne Wein — Als ich auf meiner Bleiche — Geſtern Abend war Vetter Michel da — nebſt noch vielen anderen Stückchen, auch ſogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder. — Mit dieſem letzten endigte ſich dann dieſer Tauſpaß, ſo wie ich hiermit meine ruſſiſche Reiſegeſchichte.

Trinkgelage und Würfelſpiel

Eine ſonderbare Wirtszeche

Johann Peter Hebel

Manchmal gelingt ein mutwilliger Einfall, manchmal koſtet's den Rock, oft ſogar die Haut dazu. Diesmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drei luſtige Studenten auf einer Reiſe keinen roten Heller in der Taſche hatten, alles war verjubelt, ſo gingen ſie doch noch einmal in ein Wirtshaus und dachten, ſie wollten ſich ſchon wieder hinaushelfen und doch nicht wie Schelmen davonſchleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirtin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken guten Mutes und führten miteinander ein gar gelehrtes Geſpräch, als wenn die Welt ſchon viele tauſend Jahre alt wäre und noch ebenſolang ſtehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahres alles wieder ſo komme und ſei, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor ſechstauſend Jahren auch geweſen ſei. „Ja," ſagte endlich einer zur Wirtin — die mit einer Stickerei ſeitwärts am Fenſter ſaß und aufmerkſam zuhörte —, „ja, Frau Wirtin, das müſſen

wir aus unſern gelehrten Büchern wiſſen.“ Und einer war ſo keck und behauptete, er könne ſich wieder dunkel erinnern, daß ſie vor ſechstauſend Jahren ſchon einmal dageweſen ſeien, und das hübſche freundliche Geſicht der Frau Wirtin ſei ihm noch wohlbekannt. Das Geſpräch wurde noch lange fortgeſetzt, und je mehr die Wirtin alles zu glauben ſchien, deſto beſſer ließen ſich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche Brezel ſchmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide ſtand. Als ſie gegeſſen und getrunken hatten, rückten ſie mit der Liſt heraus, worauf es abgeſehen war.

„Frau Wirtin,“ ſagte einer, „es ſteht diemal um unſere Batzen nicht gut, denn es ſind der Wirtshäuſer zu viele an der Straße. Da wir aber an Euch eine verſtändige Frau gefunden haben, ſo hoffen wir als alte Freunde hier Kredit zu haben, und wenn's recht iſt, ſo wollen wir in ſechstauſend Jahren, wenn wir wiederkommen, die alte Zeche ſamt der neuen bezahlen.“ Die verſtändige Wirtin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden und freute ſich, daß die Herren ſo vorliebgenommen, ſtellte ſich aber unvermerkt vor die Stubentür und bat, die Herren möchten nur ſo gut ſein und jetzt einſtweilen die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die ſie vor ſechstauſend Jahren ſchuldiggeblieben ſeien, weil doch alles ſchon einmal ſo geweſen ſei, wie es wiederkomme. Zum Unglück trat eben der Vorgeſetzte des Ortes mit ein paar braven Männern in die Stube, um miteinander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urteil gefällt und vollzogen: Es ſei aller Ehren wert, wenn man ſechstauſend Jahre lang geborgt habe. Die Herren ſollten alſo augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen oder ihre noch ziemlich neuen Oberröcke in Verſatz geben. Dies letzte mußte geſchehen, und die Wirtin verſprach, in ſechstauſend Jahren, wenn ſie wiederkommen und beſſer als jetzt bei Batzen ſeien, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzuſtellen.

Dies iſt geſchehen im Jahr 1805 am 17ten April im Wirtshaus zu Segringen.

Des Feldpredigers Attila Schmelzle Selbſtverteidigung

Jean Paul

Nichts iſt wohl lächerlicher, meine werten Freunde, als wenn man einen Mann für einen Haſen ausgibt, der vielleicht gerade mit den entgegengeſetzten Fehlern eines Löwen kämpft, wiewohl nun auch der afrikaniſche Leu ſeit Sparmanns Reiſe als ein Feigling zirkuliert. Ich bin indes in dieſem Falle, Freunde. Ihr freilich wißt alle, daß ich gerade umgekehrt den Mut und den Waghals (iſt er nur ſonſt kein Grobian) vergötterte, z. B. meinen Schwager, den Dragoner, der wohl nie in ſeinem Leben einen Menſchen allein ausgeprügelt, ſondern immer einen ganzen geſelligen Zirkel zugleich. Wie furchtbar war nicht meine Phantaſie

ſchon in der Kindheit, wo ich, wenn der Pfarrer die ſtumme Kirche in einem fort anredete, mir oft den Gedanken: „wie, wenn du jetzt geradezu aus dem Kirchenſtuhle hinaufſchrieſt: ich bin auch da, Herr Pfarrer!“ ſo glühend ausmalte, daß ich vor Grauſen hinaus mußte! — So etwas wie Rugendas Schlachtſtücke — entſetzliches Mordgetümmel — Seetreffen und Landſtürme bei Toulon — aufſliegende Flotten — und in der Kindheit Prager Schlachten auf Klavieren — und kurz, jede Karte von einem reichen Kriegsſchauplatz; dies ſind vielleicht zu ſehr meine Liebhabereien, und ich leſe — und kaufe nichts lieber. — Es iſt bekannt, daß ich immer, wenigſtens zehn Acker weit, von jedem Ufer voll Badgäſte und Waſſerſchwimmer fern ſpazieren gehe, um für mein Leben zu ſorgen, bloß weil ich gewiß vorausſehe, daß ich, falls einer davon ertrinken wollte, ohne weiteres (denn das Herz überflügelte den Kopf) ihm, dem Narren, rettend nachſpringen würde, in irgendeine bodenloſe Tiefe hinein, wo wir beide erſöffen. — Und wenn das Träumen der Widerſchein des Wachens iſt, ſo frag' ich euch Treue, erinnert ihr euch nicht mehr, daß ich euch Träume von mir erzählt habe, deren ſich kein Cäſar, Alexander und Luther ſchämen darf? Hab' ich nicht — um nur an einige zu erinnern — Rom geſtürmt und mich mit dem Papſte und dem Elefantenorden des Kardinal-Kollegiums zugleich duelliert? Bin ich nicht zu Pferde, worauf ich als Revue-Zuſchauer geſeſſen, in ein **bataillon carré** eingebrochen, und habe in Aachen die Perücke Karls des Großen, wofür die Stadt jährlich zehn Rthlr. Friſiergeld zahlt, und darauf in Halberſtadt von Gleim Friedrichs Hut erobert, und beide aufeinander aufgeſetzt, und habe mich doch noch umgekehrt, nachdem ich vorher auf einem erſtürmten Walle die Kanonen gegen den Kanonier ſelber umgekehrt? — Habe ich nicht mich beſchneiden und doch als Jude mich zählen laſſen, und mit Schinken bewirten, wiewohl's Affenſchinken am Orinoko waren (nach Humboldt)? Und tauſend dergleichen.

Doch genug! Es iſt Zeit, mit wenigem die Verleumdung meines Feldpredigeramtes, die leider auch in Flätz umläuft, bloß dadurch, wie ein Cäſar den Alexander zu zerſtäuben, daß ich ſie berühre. Es laufen nämlich im Flätziſchen unſinnige Gerüchte um, daß ich aus bedeutenden Schlachten Reißaus genommen (ſo pöbelhaft ſpricht man), und daß nachher, als man Feldprediger zu Dank- und Sieges-Predigten geſucht, nichts zu haben geweſen. Das Lächerliche davon erhellt wohl am beſten, wenn ich ſage, daß ich in gar keinem Treffen geweſen bin, ſondern mehrere Stunden vor demſelben mich ſo viele Meilen rückwärts dahin gezogen habe, wo mich unſere Leute, ſobald ſie geſchlagen worden, notwendig treffen mußten. Zu keiner Zeit iſt der Rückzug wohl ſo gut — ein guter aber wird für das Meiſterſtück der Kriegskunſt gehalten — und mit ſolcher Ordnung, Stärke und Sicherheit zu machen, als eben vor dem Treffen, wo man ja noch nicht geſchlagen iſt. — —

Ordentlich als wäre der Patengeiſt des Taufnamen Attila mehr, als ſich's gehört, in mich gefahren, iſt mir daran gelegen, immer nur meinen Mut zu

beweiſen, was ich denn hier wieder mit einigen Zeilen tun will, teuerſte Freunde! Ich könnte die Beweiſe ſchon durch bloße Schlüſſe und gelehrte Zitate führen. Z. B. wenn Galen bemerkt, daß Tiere mit großen Hinterbacken ſchüchtern ſind: ſo brauch' ich bloß mich umzuwenden und dem Feinde nur den Rücken — und was darunter iſt — zu zeigen, wenn er ſehen ſoll, daß es mir nicht an Tapferkeit fehlt, ſondern an Fleiſch. — Wenn nach bekannten Erfahrungen Fleiſchſpeiſen herzhaft machen: ſo kann ich dartun, daß ich hierin keinem Offizier nachſtehe, welcher bei ſeinem Speiſewirt große Bratenrechnungen nicht nur machen, ſondern auch umſaldiert beſtehen läßt. Hier entſinn' ich mich vergnügt eines wackern Sous-Lieutenants, der bei mir beichtete — wiewohl er mir noch das Beichtgeld ſchuldig iſt, ſo wie noch beſſer ſeinen Wirtinnen das Sündengeld — welcher in Rückſicht der Herzhaftigkeit vielleicht etwas von jenem indiſchen Hunde hatte, den Alexander geſchenkt bekommen, als einen Hunds-Alexander. Der Mazedonier ließ zur Probe auf den Wunderhund andere Helden- oder Wappen-Tiere anlaufen — erſtlich einen Hirſchen — aber der Hund ruhte; — dann eine Sau — er ruhte; — ſogar einen Bären — er ruhte: jetzt wollt' ihn Alexander verurteilen, als man endlich einen Löwen einließ; da ſtand der Hund auf und zerriß den Löwen. Ebenſo der Sous-Lieutenant. Ein Duellant, ein Auswärts-Feind, ein Franzoſe iſt ihm nur Hirſch und Sau und Bär, und er bleibt liegen; aber nun komme und klopfe an ſein älteſter ſtärkſter Feind, ſein Gläubiger, und fordere ihm für verjährte Freuden jetziges Schmerzens-Geld ab, und woll' ihm ſo Vergangenheit und Zukunft zugleich abrauben: der Lieutenant fährt auf und wirft den Gläubiger die Treppe hinab. Leider ſteh' ich auch erſt bei der Sau und werde natürlich verkannt.

Quo — ſagt Livius XII, 5 mit Recht — **quo timoris minus est, eo minus ferme periculi est**, oder zu deutſch: Je weniger man Furcht hat, deſto weniger Gefahr iſt faſt dabei; ich kehre den Satz ebenſo richtig um: Je weniger Gefahr, deſto kleiner die Furcht; ja, es kann Lagen geben, wo man ganz und gar von Furcht nichts weiß — worunter meine gehört. Und deſto verhaßter muß mir jede Afterrede über Haſenherzigkeit erſcheinen.

Ich ſchicke meiner Ferienreiſe noch einige Tatſachen voraus, welche beweiſen, wie leicht Vorſicht — d. h. wenn ein Menſch nicht dem dummen Hamſter gleichen will, der ſich ſogar gegen einen Mann zu Pferde auflehnt — für Feigheit gelte. Ich wünſche übrigens nur, ich könnte ebenſo glücklich einen ganz andern Vorwurf, den eines Waghalſes, ablehnen, wiewohl ich doch im Folgenden gute Fakta beizubringen gedenke, die ihn entkräften.

Was hilft der Helden-Arm ohne ein Helden-Auge? Jener wächſet leicht ſtärker und nerviger, dieſes aber ſchleift ſich nicht ſo bald wie Gläſer ſchärfer. Indeß aber die Verdienſte der Vorſicht fallen weniger ins Auge (ja mehr ins Lächerliche) als die des Mutes. Wer mich z. B. bei ganz heiterem Himmel mit einem wachstuchenen Regenſchirme gehen ſieht: dem komm' ich wahrſcheinlich ſo lange lächer-

lich vor, als er nicht weiß, daß ich ihn als Blitzſchirm führe, um nicht von einem Wetterſtrahl aus blauem Himmel (wovon in der mittleren Geſchichte mehr als ein Beiſpiel ſteht) getroffen zu werden. Der Blitzſchirm iſt nämlich ganz der Reimarus'ſche; ich trage auf einem langen Spazierſtocke das wachstuchene Sturmdach, von deſſen Giebel ſich eine Goldtreſſe als Ableitungskette niederzieht, die durch einen Schlüſſel, den ſie auf dem Fußſteig nachſchleift, jeden möglichen Blitz leicht über die ganze Erdfläche ableitet und verteilt. Mit dieſem Paradonner (paratonnerre portatif) in der Hand will ich mich wochenlang ohne die geringſte Gefahr unter dem blauen Himmel herumtreiben. Indeß deckt dieſe Taucherglocke noch gegen etwas anderes — gegen Kugeln. Denn wer gibt mir im Herbſt Schwarz auf Weiß, daß kein verſteckter Narr von Jäger irgendwo, wenn ich die Natur genieße und durchſtreife, ſeine Kugelbüchſe in einem Winkel von 45° ſo abdrückt, daß ſie im Herunterfallen bloß auf meinem Scheitel aufzuſchlagen braucht, damit es ſo gut iſt, als würd' ich ſeitwärts ins Gehirn geſchoſſen?

Noch eine Geſchichte ſei genug, um zu beweiſen, wie lächerlich gerade die ernſthafteſte Vorſicht bei allem innern Mute oft außen dem Pöbel erſcheinet. Reiter kennen die Gefahren auf einem durchgehenden Pferde längſt. Mein Unſtern wollte, daß ich in Wien auf ein Mietspferd zu ſitzen kam, das zwar ein ſchöner Honigſchimmel war, aber alt und hartmäulig wie der Satan, ſo daß die Beſtie in der nächſten Gaſſe mit mir durchging und zwar — leider bloß im Schritte. Kein Halten, kein Lenken ſchlug an; ich tat endlich auf dem Selbſtſtreitroß Notſchuß auf Notſchuß und ſchrie: „Haltet auf, ihr Leute, um Gotteswillen aufgehalten, mein Gaul geht durch!" Aber da die einfältigen Menſchen das Pferd ſo langſam gehen ſahen, wie den Reichshofrats-Prozeß und den ordinären Poſtwagen: ſo konnten ſie ſich durchaus nicht in die Sache finden, bis ich in heftigſter Bewegung wie beſeſſen ſchrie: „haltet doch auf, ihr Pinſel und Penſel, ſeht ihr denn nicht, daß ich die Mähre nicht mehr halten kann?" Jetzt kam den Faulpelzen ein hartmäuliges ſchrittlings ausziehendes Pferd lächerlich vor — halb Wien bekam ich dadurch wie einen Bartſtern-Schwanz hinter meinen Roß-Schweif und Zopf nach — Fürſt Kaunitz, ſonſt der beſte Reiter des Jahrhunderts (des vorigen), hielt an, um mir zu folgen — ich ſelber ſaß und ſchwamm als aufrechtes Treib-Eis auf dem Honig-Schimmel, der in einem fort Schritt für Schritt durchging. — Ein vieleckiger rockſchößiger Briefträger gab rechts und links ſeine Briefe in den Stockwerken ab und kam mir ſtets mit ſatiriſchen Geſichtszügen wieder nach, weil der Schimmel zu langſam auszog. — Der Schwanzſchleuderer (bekanntlich der Mann, der mit einer zweiſpännigen Waſſertonne über die Straße fährt, und ſie mit einem drei Ellen langen Schlauch aus einem blechernen Trichter benetzt) fuhr ungemein bequem den Hinterbacken meines Pferdes nach und feuchtete während ſeiner Pflicht jene und mich ſelber kühlend an, ob ich gleich kalten Schweiß genug hatte, um keines friſchern zu bedürfen. — Ich geriet auf meinem hölliſchen trojaniſchen Pferd (nur war ich ſelber das untergehende Troja, das ritt) nach

Malzleinsdorf (einer Wiener Vorſtadt), oder waren's für meine gepeinigten Sinne ganz andere Gaſſen? — Endlich mußte ich abends ſpät nach dem Retraiteſchuß des Praters im letztern zu meinem Abſcheu und gegen alle Polizeigeſetze auf dem geſetzloſen Honigſchimmel noch herum reiten, und ich hätte vielleicht gar auf ihm übernachtet, wenn nicht mein Schwager, der Dragoner, mich geſehen und noch feſt auf dem durchgegangenen Gaule gefunden hätte. Er machte keine Umſtände — fing das Vieh — tat die luſtige Frage: warum ich nicht voltigiert hätte, ob er gleich recht gut weiß, daß dazu ein hölzerner Gaul gehört, der ſteht — und holte mich herab — und ſo kamen alle berittenen Weſen unberitten und unbeſchädigt nach Hauſe.

Zeitgemäßer guter Rat

Hermann von Pückler-Muskau

In unſerm Anti-Midasſchen Zeitalter, das alles Gold in Papier verwandelt, bleibt keine lohnende Spekulation mehr übrig, als — wiederum aus Papier Gold zu machen. Dies kann geſchehen entweder durch Schreiben, ein weites Feld, oder durch Anlegung von Papiermühlen.

Beides empfehle ich aus eigener Erfahrung, beſonders aber meinen lieben Kollegen und Landsleuten, den Gutsbeſitzern, das letztere. Denn ich und viele derſelben wiſſen wohl, daß ſeit der glücklichen Epoche des ſchwer erkämpften allgemeinen Weltfriedens und der dadurch erlangten reſpektiven Freiheit, dieſer hohen Wohltat der heiligen Allianz, dennoch ſonderbarerweiſe die Welt immer ärmer werden will, vor allem aber die (freilich für den Staat am wenigſten wichtigen) Grundbeſitzer ihre Einnahmen fortwährend in demſelben Verhältnis ſchmelzen ſehen, wie auf der andern Seite ihre Abgaben ſich vermehren und gleich Unkraut luſtig emporwuchern. Nur ein Zweig gutsherrlichen Beſitztums machte davon immer die rühmlichſte Ausnahme und entſchädigte reichlich — eben jene nie genug zu preiſenden Papiermühlen, wahre Retter in der Not, die uns auch beweiſen, welchen eminenten Platz alte und neue Lumpen jederzeit bei uns einzunehmen berufen ſind.

Billig aber iſt es zugleich, die hohe hierbei obwaltende Weisheit der Regierung anzuerkennen, denn Weisheit kann gewiß niemals darin beſtehen, Veraltetes völlig umzuſtoßen, um ein junges Neue zu ſchaffen, ſondern nur darin: das Vorhandene klug zum langſamen Vorwärtsſchreiten auf demſelben Wege zu benutzen; gewiſſermaßen altbacknes Brot (das man nicht wegwerfen darf) ſo lange

wieder aufzubacken, bis es einen ganz andern Geſchmack erhält, und doch immer noch dasſelbe bleibt. So lehren es wenigſtens unſre geſchickteſten Staatsmänner. Es muß alſo begründet ſein. — Was aber iſt, wenn wir die Sache aufs genaueſte beleuchten wollen, unter dem jetzt bei uns Vorhandenen wohl die Hauptſache? — Ohne allen Zweifel Papier und Schreiber. — Was iſt damit ferner zu erlangen? Nichts dringender, als noch mehr Papier und noch mehr Schreiber. Das übrige wird ſich dann ſchon von ſelbſt finden. — Ich glaube, dieſes Räſonnement iſt ebenſo einfach als logiſch. Wenn alſo unſre Behörden Rieße auf Rieße häufen, Ströme von Tinte, aber keinen Blutstropfen mehr vergießen; wenn ſie wenig handeln, dagegen aber zwanzigmal mehr ſchreiben als vonnöten ſcheint, ſo werden ſie dadurch nur die Wohltäter derer, welche dem Zeitgeiſte zu folgen verſtehen und unter denen die Papiermüller eine der erſten Stellen einnehmen. Der tiefe Denker ahnt aber noch einen größeren, ja einen myſtiſchen Zweck. Dürfte ich nur eine Ecke des Vorhanges lüften, ich würde ſagen: Bedenket, zu welchen unzähligen Dingen Papier zu gebrauchen iſt, bedenket, daß aus Dünger die Saat hervorgehet. Doch genug! **Sapienti sat!**

Laßt uns wieder deutlicher ſprechen. Jedem Unparteiiſchen muß unſer Zuſtand beneidenswert erſcheinen. Wir ſind zwar arm, aber wir haben teure Regierungen, und iſt nicht das Teuerſte immer das Beſte, nur das Schlechteſte wohlfeil? — Wir haben Regierungen, die unaufhörlich, unermüdlich, Tag und Nacht regieren, und iſt dieſe Tätigkeit nicht ein wahrer Segen, im höchſten Grade lobenswert? Ihr Perſonal überſteigt, mit muſterhafter Vorſicht, die Notdurft doppelt und dreifach. Wir werden alſo nie Mangel leiden am Regiertwerden, ein großes Glück für alle Nationen, da keine des Gängelbandes entbehren kann.

So erfreulich iſt ſchon die Gegenwart, aber zu wieviel herrlicheren Hoffnungen berechtigt uns, bei dieſer Richtung der Kultur, nicht noch die Zukunft! Eine große, eine philoſophiſche Zeit beginnt ihre Knoſpen zu entfalten. Statt Krieg: Diplomatie; — ſtatt Kanonenſchüſſe: Tintenklexe; — ſtatt der Jury: Dampfſchreiber; — ſtatt einer Konſtitution: Papier ohne Ende, die erhabenſte Erfindung unſeres Jahrhunderts. Es fehlt nur noch eins. Gelingt es einem unſrer Miniſter noch, aus Akten und Makulatur Kuchen zu backen, ſo iſt das Ideal erreicht. Der Einbildungskraft ſchwindelt faſt vor den Reſultaten, die dem Vaterlande hieraus erſprießen könnten. Das Huhn im Topfe wäre überflügelt. Dann wäre mehr noch als die gewünſchte Gleichheit da: Schon ſehe ich im Geiſte einen ewigen Sonntag uns umleuchten, die ganze Nation geadelt oder geheimratet, ja ſelbſt das Vaterunſer einer Veredelung fähig, indem wir, ſtatt wie jetzt um Brot zu bitten und dennoch Hunger zu leiden, künftig, mit Zuverſicht der Erfüllung, beten könnten: Herr! gib uns unſren Kuchen täglich. — Bis dahin aber, Patrioten, begnügt euch mit dem Schwarzbrote, was ihr noch habt, oder auch nicht habt. Im letztern Falle ſchreibt oder werdet Papiermacher! **Probatum est.**

Strobeliana

Wilhelm Raabe

(Aus der „Chronik der Sperlingsgaſſe“)

rei Uhr. Ich habe mir eine Zigarre angezündet, den Bogen neben mich ins Fenſter gelegt und beginne meine Beobachtungen. Zuerſt bringe ich zu Papier natürlich das Wetter: das holdſeligſte Himmelblau, den prächtigſten Sonnenſchein. Hätte ich nur einen Funken poetiſchen Feuers in mir, ſo würde ich mir beide durch ein junges, ſchönes Paar perſonifizieren, welches da hoch oben im Himmelszelt auf ſeinem weißen, weichen Wolkendiwan tändelt und koſt und total vergeſſen hat, daß noch ſoviel hunderttauſend deutſche Hausfrauen auf — Märzſchnee warten zum Seifekochen! Wahrhaftig, da iſt ja eine Fliege! Welch ein Fund für einen Chronikenſchreiber! Summend ſtößt ſie gegen die ſonnebeſchienenen Scheiben, die wir ſchnell ſchließen wollen, um das arme Tierchen zu ſeinem Beſten vor dem heuchleriſchen Frühling da draußen zu bewahren. Sie ſcheint auch jetzt ihre Torheit einzuſehen, ſie läßt ab und umfliegt mich. Halt, jetzt ſetzt ſie ſich auf mein Knie, nach mehreren vergeblichen Angriffen auf meine Naſenſpitze; ſie nimmt den Kopf zwiſchen beide Vorderbeine, kratzt ſich hinter den Ohren und — — — kleiner ...! — Dahin geht ſie, eine Spur hinterlaſſend auf meinem Knie und — in der Chronik der Sperlingsgaſſe. Ich wollte, es gäbe ein Sprichwort: „Schämt euch vor den Fliegen an der Wand.“ Um wieviel menſchliche Tollheiten und Torheiten ſchnurren dieſe winzigen Flügelweſen! Wer weiß, was der Punkt, den der kleine Touriſt da eben niedergelegt hat, eigentlich bedeutet! Wer weiß, ob es nicht ein deponiertes Tagebuch iſt, voll der geiſtreichſten Bemerkungen; ein Tagebuch, das man nur aufzurollen und zu entziffern brauchte wie einen ägyptiſchen Papyrus, um wunderbare, unerhörte Dinge zu erfahren. Welch eine Revolution würde es hervorbringen, wenn dem ſo wäre; wenn man ſich vor den Fliegen an der Wand ſchämen müßte! Wie würden die Fliegenklatſchen in Gang kommen! Arme Fliegen! Kein „redlicher Greis in geſtreifter kalmankener Jacke“ würde euch mehr verſchonen „zur Wintergeſellſchaft“. Wie den Vogel Dudu würde man euch ausrotten, und höchſtens — einige in Uniform geſteckt, mit einer Kokarde auf jedem Flügel, als Regierungsbeamte beſolden. Es wäre ſchrecklich, und ich breche ab. —

Dreieinviertel Uhr. — Welche Reiſegedanken dieſer blaue Himmel ſchon wieder in mir erweckt! An ſolchen Vorfrühlingstagen, wo der Geiſt die Laſt des Winters noch nicht ganz abgeſchüttelt hat, iſt's, wo die Sehnſucht nach der Ferne

uns am mächtigſten ergreift. Es iſt ein ſonderbares Ding um dieſe Sehnſucht, die wir nie verlieren, ſo alt wir ſein mögen. Da zupft etwas an unſerm tiefſten Innern: Komm heraus, komm heraus, was ſitzeſt du ſo ſtill, du Tor, und hältſt Maulaffen feil? Hier findeſt du nicht, worüber du grübelſt, wonach du dich ſehnſt, ohne es zu kennen. Sieh, wie blau, wie duftig die Ferne! Viel, viel weiter liegt's! Komm heraus, heraus!

Bah, dieſe blaue, duftige Ferne; wie oft hab' ich mich von ihr verlocken laſſen. Die Erde läßt uns ja nicht los; wir ſind ihre Kinder, und ſie iſt nichts ohne uns, wir nichts ohne ſie. — Folge jetzt der lockenden Stimme, deine Füße werden ſchon in dem weichen Boden verſinken; närriſche Sprünge wirſt du mit den Erdklößen an den Stiefeln machen! Fühle, daß zur Zeit, wo die Sehnſucht am ſtärkſten iſt, auch die Feſſeln am ſtärkſten ſind; kehre um, ziehe Pantoffeln an und nimm die geſtrige Zeitung vor die Naſe: das Glück liegt nicht in der Ferne, nicht über dem wechſelnden Mond! —

Dreieinhalb Uhr. — Da höre ich eben unten in der Gaſſe eine merkwürdige Redensart aus dem Munde eines Tagelöhners, der einen andern, ſehr übelgelaunt Ausſehenden mit den Worten auf die Schulter klopft: „Man muß nie verzweifeln; kommt's nicht gut, ſo kommt's doch ſchlecht heraus!" In demſelben Augenblick öffnet ſich nebenan ein Fenſter. Eine beſchmierte rote Sammetmütze auf einem Wald ſchwarzer Haare beugt ſich hervor; es iſt mein würdiger Freund Monſieur Anaſtaſe Tourbillon, ſeines Zeichens ein franzöſiſcher Sprachlehrer. Er ſcheint die Redensart drunten auch gehört und — verſtanden zu haben und gähnt: „Ah, oui, quelle bête allemande! Eh vogue la galère, jusqu'à la mort tout est vie!"

Da habt ihr die beiden Nationen und.... Wetter! — da gebe ich nicht acht und — meine Fliege von vorhin entſchlüpft ſummend aus dem wiedergeöffneten Fenſter! Nie mehr wird ſie wieder meinen Freund Wacholder umſchwirren, nie mehr auf dem Rande der Zuckerdoſe umherſpazieren oder gegen die Scheiben ſtoßen! Sie hat, was ſie wollte — unbegrenzte Freiheit, aber ach — heute abend — keinen warmen Ofen mehr, ſich daran zu wärmen; in den Rinnſteinen der Sperlingsgaſſe fließt weder Milch noch Honig! — Verflucht ſei die Freiheit! Amen!

Dreidreiviertel Uhr. Die meiſten Dichterwerke der neueſten Zeit gleichen dem Bild jenes italieniſchen Meiſters, der ſeine Geliebte malte als Herodias und ſich in dem Kopfe des Täufers auf der Schüſſel porträtierte. Da pinſeln uns die Herren ein Weibsbild, Tendenz genannt, hin, welches anzubeten ſie heucheln, und welches auf dem Präſentierteller, hochachtungsvoll und ergebenſt, uns das verzerrte Haupt des werten Schriftſtellers ſelbſt überreicht. Die Nützlichkeit ſolchen Treibens läßt ſich nicht abſtreiten, alſo — nur immer zu! — Wie komm ich darauf? —

Vier Uhr. — Es iſt merkwürdig; ſeit ich dieſes Blatt bemale, iſt dieſelbe Traumſeligkeit über mich gekommen, welche dieſer Chronik ein ſo zerfetztes, zerlumptes Anſehen gegeben hat. Wacholder hat recht, es iſt ein eigentümlich behagliches Gefühl, ſeinen Gedankenſpielen ſich ſo ganz und gar hinzugeben, ohne ſich geiſtherausquälend im Kreiſe zu drehen wie ein hartleibiger Pudel.

Wo war ich eben, als das Kindergeſchrei drunten auf der Straße mich aufweckte? Ich will verſuchen, es der Chronik einzuverleiben, worin zugleich für meinen ehrenwerten Freund Wacholder die größte Genugtuung für meine vorigen Reden liegen wird.

Es war an einem Sonntagmorgen im Juli, als ich auf braunſchweigiſchem Grund und Boden am Uferrand der Weſer lag und hinüberblickte nach dem jenſeitigen Weſtfalen. Früh vor Sonnenaufgang war ich, über Berg und Tal ſtreifend, mit dem erſten Strahl im Oſten, in ein gleichgültiges Dorf hinabgeſtiegen. Ich hatte Kaffee getrunken unter der Linde vor dem Dorfkrug, hatte behaglich das Treiben des Sonntagmorgens im Dorf belauſcht und andächtig der kleinen Glocke zugehört, die in dem ſpitzen ſchiefergedeckten Kirchturm läutete. Manchem hübſchen, drallen, niederſächſiſchen Mädchen, das ſich über den ſonderbaren, plötzlich ins Dorf geſchneiten Fremdling wunderte, hatte ich lächelnd zugenickt; ich hatte Bekanntſchaft mit der geſamten Kinder-, Gänſe- und Entenwelt des „Krugs“ gemacht, dem weißen Spitz den Pelz geſtreichelt und manche Frage über „Woher und Wohin“ beantwortet. Mit meinem Wirt (der zugleich Ortsvorſteher war) hatte ich das Bienenhaus beſucht; darauf die Gemeinde, den Kantor und Paſtor in die Kirche gehen ſehen, und hatte mich zuletzt allein im Hofe unter der Linde gefunden, nur umgeben von der quakenden, piepſenden, geflügelten Schar des Federviehs. Aus dieſem dolce far niente hatte mich plötzlich das Schreien eines Kindes aufgeſchreckt. Es drang aus dem Haus hinter mir und bewog mich, aufzuſtehen und in das niedere, vom Weinſtock umſponnene Fenſter zu ſehen. Eine alte Frau war eben beſchäftigt, einen widerſpenſtigen, heulenden, ſtrampelnden Bengel von vier Jahren mit Waſſer, Seife und einem wollenen Lappen tüchtig zu waſchen, welcher Prozedur drei bis vier andere kleine „Blaen“ angſtvoll zuſahen, wartend, bis die Reihe an ſie kommen würde.

„Nun, Mutter“, ſagte ich, mich auf die Fenſterbank lehnend, „und Ihr ſeid nicht in der Kirche?“

Die Alte ſah auf und ſagte lachend: „Et geit nich immer, ek mott düſſe lüttgen Panzen waſchen un antrecken — Herre — Kinderſchrieen is ok een Geſangbauksverſch!“

Ich nahm den Hut ab und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Welch eine wunderbar ſchöne Predigt lag in den fünf Worten des alten Weibes! Eine Schwalbe beſchrieb eben ihren Bogen um mich, ihrem Neſte unter dem niedrigen Dachrande zu, und klammerte ſich, ihre Beute im Schnabel, an die Tür ihrer

kleinen Wohnung, begrüßt von dem jubelnden Gezwitſcher der federloſen Brut. Ich konnte der alten Frau kein Wort mehr ſagen.

„Kinderſchrieen is ok een Geſangbauksverſch!“ murmelte ich leiſe, zu meinem Tiſch unter der Linde zurückgehend. Ich riß ein Blatt aus meiner Brieftaſche, ſchrieb darauf: Kinderſchrieen is ok een Geſangbauksverſch, und zog es mit einem Strauß Waldblumen unter das Hutband.

Träumend ſchritt ich dann durch die Tür des Dorfkirchhofs, vorüber an den bunten, geputzten Gräbern, zu dem offenen Kirchtor (auf dem Lande braucht der Proteſtantismus ſeine Kirche während des Gottesdienſtes noch nicht zu ſchließen) und lehnte andächtig an der Eſche davor. Mit großer Freude hörte ich, wie der junge Paſtor eine Gellertſche Fabel in das Gleichnis aus dem fernen Orient ſchlang, während die Schwalben in dem heiligen Gebäude hin und her ſchoſſen und ein verirrter Schmetterling ſeinen Weg durch die geöffnete Kirchtür eben wieder zurückfand.

„Kinderſchrieen is ok een Geſangbauksverſch!“ rief ich, über die niedere Mauer in das freie Feld ſpringend und durch die gelben Kornwogen, mit ihrem Kranz von Flatterroſen am Rande, der Weſer zuwandernd. Da hatte ich mich ins Gras unter einen Weidenbuſch geworfen und träumte in das Murren des alten Stromes neben mir hinein, während drüben im katholiſchen Lande eine Prozeſſion ſingend den Kapellenberg zu dem Marienbild hinaufzog, und hinter mir die proteſtantiſchen Orgeltöne leiſe verklangen. Welch ein wundervoller, blauer, lächelnder Himmel über beiden Ufern, über beiden Religionen, welch eine wogende Gefühlswelt im Buſen, anknüpfend an die fünf Worte der alten Bäuerin! Ich war damals jünger als jetzt und legte das Geſicht in die Hände:

„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
dafür! Gefühl iſt alles“ — — — —

Ein näher kommender Geſang weckte mich plötzlich; ich blickte auf. Brauſend und ſchnaufend, die gelben Fluten gewaltig peitſchend, kam der „Hermann“ die Weſer herunter. Der Kapitän ſtand auf dem Räderkaſten und griff grüßend an den Hut, als das Schiff vorbeiſchoß. Hunderte von Auswanderern trug der Dampfer an mir vorüber, hinunter den Strom, der einſt ſo viele Römerleichen der Nordſee zugewälzt hatte. Ein Männerchor ſang: „Was iſt des Deutſchen Vaterland“, und die alten Eichen ſchienen traurig die Wipfel zu ſchütteln; ſie wußten keine Antwort darauf zu geben, und das Schiff flog weiter. Die Weſer trägt keine fremden Leichen mehr zur Nordſee hinab; wohl aber murrend und grollend ihre eigenen unglücklichen Söhne und Töchter! — Ich verließ meinen Ruheplatz und ging durch den Buchenwald den nächſten Berg hinauf bis zu einer freien Stelle, von wo aus der Blick weit hinausſchweifen konnte ins ſchöne Land des Sachſengaus. Welch eine Scholle deutſcher Erde! Dort jene blauen

Höhenzüge — der Teutoburger Wald! Dort jene ſchlanken Türme — die große germaniſche Kulturſtätte, das Kloſter Corvey! Dort jene Berggruppe — der Ith! **cui Idistaviso nomen,** ſagt Tacitus. Ich bevölkerte die Gegend mit den Geſtalten der Vorzeit. Ich ſah die achtzehnte, neunzehnte und zwanzigſte Legion unter dem Prokonſul Varus gegen die Weſer ziehen und lauſchte ihrem fern verhallenden Todesſchrei. Ich ſah den Germanicus denſelben Weg kommen und lauſchte dem Schlachtlärm am Idiſtaviſus, bis der große Arminius, der **„turbator Germaniae"**, durch die Legionen und den Urwald ſein weißes Roß ſpornte, das Geſicht unkenntlich durch das eigene herabrieſelnde Blut, geſchlagen, todmüde. Ich ſah, wie er die Cherusker von neuem aufrief zum neuen Kampf gegen die **„urbs"**; wie das Volk zu den Waffen griff: **pugnam volunt, arma rapiunt; plebes, primores, juventus, senes!**

Aber wo iſt denn die Puppe? kam mir damit plötzlich in den Sinn. Ich ſchleuderte den Tacitus ins Gras, ſtellte mich auf die Zehen, reckte den Hals aus, ſo lang als möglich, und ſchaute hinüber nach dem Teutoburger Walde. Da eine vorliegende „Bergdruffel" (wie Joach. Heinr. Campe ſagt) mir einen Teil der fernen blauen Höhen verbarg, gab ich mir ſogar die Mühe, in eine hohe Buche hinaufzuſteigen, wo ich auch das Fernglas zu Hilfe nahm. Vergeblich; — nirgends eine Spur vom Hermannsbild! Alles, was ich zu ſehen bekam, war der große Chriſtoffel bei Kaſſel, und mit einem leiſen Fluch kletterte ich wieder hinunter von meinem luſtigen Auslug. Hatte ich aber einen leiſen Segenswunſch von mir gegeben, ſo ließ ich jetzt einen um ſo lauteren los. Ich ſah ſchön aus! „Das hat man davon," brummte ich, während ich mir das Blut aus dem aufgeritzten Daumen ſog, „das hat man davon, wenn man ſich nach deutſcher Größe umguckt: einen Dorn ſtößt man ſich in den Finger, die Hoſen zerreißt man, und zu ſehen kriegt man nichts als — den großen Chriſtoffel." Ärgerlich ſchob ich mein Fernglas zuſammen, ſteckte den Tacitus zurück in die Taſche und ging hinkend den Berg hinunter, wieder der Weſer zu. Ärgerlich warf ich mich, am Rande des Fluſſes angekommen, abermals ins Gras. Was hatte ſich alles zwiſchen die gefühlsſelige Stimmung von vorhin und den jetzigen Augenblick gedrängt! Der Himmel war noch ebenſo blau, die Berge noch ebenſo grün, der Papierſtreifen von vorhin ſteckte noch neben den Waldblumen an meinem Hute, und doch — wie verändert blickte mich das alles an! Hätte das Dampfſchiff mit ſeinen Auswanderern nicht ſpäter kommen können, da es doch ſonſt immer lange genug auf ſich warten läßt?! Hätte ich Narr nicht unterlaſſen können, nach dem Hermannnsbild auszuſchauen? Wie ruhig könnte ich dann jetzt im Graſe meinen Mittagsſchlaf halten, ohne mich über den großen Chriſtoffel, den ſo viele brave Katten mit ihrem Blute bezahlt haben, zu ärgern! — Ich verſuchte mancherlei, um meinen Gleichmut wieder zu gewinnen; ich kitzelte mich mit einem Grashalm am Naſenwinkel, ich porträtierte einen dicken, gemütlichen Froſch, der ſich unter einem Klettenbuſch ſonnte, — es half alles nichts! — Der Dämon Mißmut ließ

mich nicht los, wütend sprang ich auf, schrie: Hole der Henker die Wirtschaft! und marschierte brummend auf Rühle zu. — — — — — — —

Wetter, was ist das für ein Lärm in der Sperlingsgasse? Heda, — da ist ein Hundefuhrwerk in einen Viktualienkeller hinabgepoltert, und ich — ich, der Karikaturenzeichner Ulrich Strobel, sitze hier und schmiere Unsinn zusammen! Hol' der Henker auch die Chronik der Sperlingsgasse! — Adieu, Wacholder!

Das
deutſche
Leid

Ludwig Richter — Bürgerſtunde

Pedanterie

Jacob Grimm

Das Pedantiſche aber, glaube ich, wenn es früher noch gar nicht vorhanden geweſen wäre, würden die Deutſchen zuerſt erfunden haben. Man verſetze ſich in einen Kreis von Diplomaten, denen es obliegt, in verwickelter Lage die Geſchicke der Länder zu wägen, und forſche, von welcher Seite aus in Kleinigkeiten hundert Anſtände und Schwierigkeiten erhoben werden, in der Hauptſache der Verhandlung leichteſtes Nachgeben und Ablaſſen eintrete; es kann keine andere als die der deutſchen Geſandten ſein, und unſere Nachbarn haben ihren Vorteil daraus zu ziehn lange ſchon verſtanden. Eben das iſt Pedanterie, im Geringfügigen eigenſinnig zu widerſtreben und nicht zu gewahren, daß uns daneben ein großer Gewinn entſchlüpft, daher auch im Luſtſpiel der Pedant jedesmal der Braut, um die er geworben hat, verluſtig geht. Er hat für das Neue keinen Enthuſiasmus, nur Krittelei, für das Hergekommene taube Beſchönigungen, ohne allen Trieb ihm auf den Grund zu ſehn.

In der Sprache aber heißt pedantiſch, ſich wie ein Schulmeiſter auf die gelehrte, wie ein Schulknabe auf die gelernte Regel alles einbilden und vor lauter Bäumen den Wald nicht ſehn; entweder an der Oberfläche jener Regel kleben und von den ſie lebendig einſchränkenden Ausnahmen nichts wiſſen, oder die hinter vorgedrungnen Ausnahmen ſtill blickende Regel gar nicht ahnen. Alle

grammatiſchen Ausnahmen ſcheinen mir Nachzügler alter Regeln, die noch hier und da zucken, oder Vorboten neuer Regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden. Die pedantiſche Anſicht der Grammatik ſchaut über die Schranke der ſie befangenden Gegenwart weder zurück noch hinaus, mit gleich verſtockter Beharrlichkeit lehnt ſie ſich auf wider alles in der Sprache Veraltende, das ſie nicht länger faßt, und wider die Keime einer künftigen Entfaltung, die ſie in ihrer ſeichten Gewohnheit ſtören.

Bismarck an Roon / Beſſerwiſſerei

Es iſt keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles beſſer verſtände als ſämtliche gelernten Fachmänner, während es doch in anderen Ländern viele gibt, die einräumen, von manchen Dingen weniger zu verſtehen als andere und deshalb ſich beſcheiden und ſchweigen.

Schopenhauer / Schwerfälligkeit

Der wahre Nationalcharakter der Deutſchen iſt Schwerfälligkeit: ſie leuchtet hervor aus ihrem Gange, ihrem Tun und Treiben, ihrer Sprache, ihrem Reden, Erzählen, Verſtehen und Denken, ganz beſonders aber aus ihrem Stil im Schreiben, aus dem Vergnügen, welches ſie an langen, ſchwerfälligen, verſtrickten Perioden haben, bei welchen das Gedächtnis ganz allein, fünf Minuten lang, geduldig die ihm aufgelegte Lektion lernt, bis zuletzt, am Schluß der Periode, der Verſtand zum Schluß kommt und die Rätſel gelöſt werden.

Hans Meyer / Die deutſche Philiſterei

Ihre höchſte Blüte entfaltet die deutſche Empfindlichkeit im deutſchen Philiſter, und die übrigen ungeſelligen Untugenden blühen daneben üppig in ihm mit. In ihm haben ſich Familien- und Heimſinn zur beſchränkten Familienſimpelei und zu engem Lokalintereſſe verkehrt, in ihm iſt der deutſche Idealismus größtenteils vom perſönlichen Egoismus überwuchert; der deutſche Individualismus hat ſich in ihm zur einſeitigen bornierten Selbſtüberhebung verhärtet. Unfähig, die Dinge und Perſonen objektiv zu betrachten, und immer nur imſtande, an die Welt und ihre Geſchehniſſe den kleinen Maßſtab ſeines lieben Ich anzulegen und ſie danach zu beurteilen und zu bewerten, ſieht der deutſche Philiſter an den Menſchen und Dingen auch nur das Kleine, Unzulängliche, Fehlerhafte, und wenn er ſich der Größe einer Erſcheinung nicht verſchließen kann, ſo ſetzt

Johann Gottfried Schadow — Raucher

und zieht er ſie bewußt und unbewußt herab, nur um ſein kleines Selbſt darüber erheben zu können und ſein maßlos geſteigertes Selbſtgefühl zu befriedigen. Kein Volk behandelt ſeine Genies ſo ſchlecht wie das deutſche, und daran iſt vor allem der deutſche Philiſter ſchuld. Mit Neid betrachtet er den Nächſten, dem der Erfolg größere oder doch ſcheinbar größere Tüchtigkeit beilegt als ihm ſelbſt, mit Schadenfreude begleitet er des anderen Mißerfolg. Mit Argwohn ſchaut er um ſich, ob jemand den faden Kern hinter der dicken harten Schale errate, und ſeine Empfindlichkeit ſucht in Grobheit Stärke vorzutäuſchen, wenn er das Geheimnis ſeiner inneren Schwäche angetaſtet glaubt.

Anmaßend, überhebend, dogmatiſch iſt der deutſche Philiſter gegen jeden, den er für geiſtig oder geſellſchaftlich unter ihm ſtehend hält; zankſüchtig, hämiſch und rechthaberiſch iſt er gegen ſeine Standesgenoſſen, aber ſchmeichleriſch und unterwürfig gegen jeden Höherſtehenden, weil er davon für ſich perſönlichen Gewinn erhofft und im Verkehr mit Höherſtehenden nicht nur direkt Befriedigung ſeiner Eitelkeit findet, ſondern auch indirekt dadurch, daß er ihm neuen Anlaß zur Selbſtüberhebung über diejenigen gibt, die dieſes Verkehrs nicht teilhaftig ſind. Urteilslos wie er iſt, beruft ſich der Philiſter gern auf die Heiligkeit ſeiner moraliſchen Überzeugung und meint damit doch nur ſeinen eigenſinnigen Dogmatismus. Habe er auch noch ſo unrecht, immer will er die ſeiner Würde gebührende Rückſicht gewahrt wiſſen und beantwortet die Verletzung dieſer Rückſicht mit Empfindlichkeit. Er hat deshalb auch keinen Humor und duldet ihn nicht; denn dieſer läßt andere gutmütig über ſich lachen und lacht mit. Wo ſo

die nationalen Tugenden in lauter nationale Fehler übertrieben werden und umſchlagen, da gibt es natürlich auch kein nationales Empfinden, ja ſogar der Patriotismus des Philiſters iſt anmaßend, leer und windig, weil ohne tiefes Gemüt und ohne Ideal.

Die deutſche Philiſterei, welche die Kehrſeite der nationalen Tugenden und insbeſondere die Ausartung des deutſchen Individualismus darſtellt, iſt nach Art und Verbreitung ein ſehr weſentlicher Beſtandteil des deutſchen Volkstums. In allen Stufen der Entwicklung und Ausbildung durchſchlingt ſie das deutſche Volksleben, und ſie würde dem Zuſammenleben und der gemeinſamen Arbeit noch ſchädlicher ſein, als ſie es ſchon iſt, wenn ſie nicht wieder vielfach wettgemacht würde durch die beiden Kräfte des deutſchen Volkstums, die unbeſiegbar ſind, den Idealismus und das Gemüt; dieſe ſchlagen verbindende Brücken über die gefährlichen Klüfte, die der ſtarre Individualismus und die bornierte Philiſterei aufreißen.

Bogumil Goltz / Der Philiſter

Nicht die Kleinſtaaterei hat die Deutſchen kleinſtädtiſch und philiſtrös gemacht, ſondern die angeborene Philiſterei, d. h. die Mikrologie, die Kleinmeiſterei, die Kleinigkeitskrämerei, die Mikroſkopie, die Winkelpoeſie, die Behaglichkeit in der kleinſten Sphäre, die Abſonderungsſucht, das Sonderlingsweſen, die Originalität im kleinſten Stil, der angeborene Partikularismus, der Individualismus, in Summa die Qualitäten und Talente, welche der Deutſche mit der jüdiſchen Raſſe gemein hat, haben die kleinſten Staaten und die Kleinſtaaterei großgeheckt; haben dem Deutſchen die Winkelſtaaten, die Winkelwirtſchaften, die Winkelpolitik, die Winkelreligion, die Winkelphiloſophie, das Winkelrecht, die Winkelſitten und Winkelkritik, die Winkelpoeten, die Winkelpropheten und -autoritäten ſo liebgemacht, daß man ſie ihm ſchwerlich abwendigmachen kann, ohne ihm das Eingeweide im Leibe herumzuwenden...

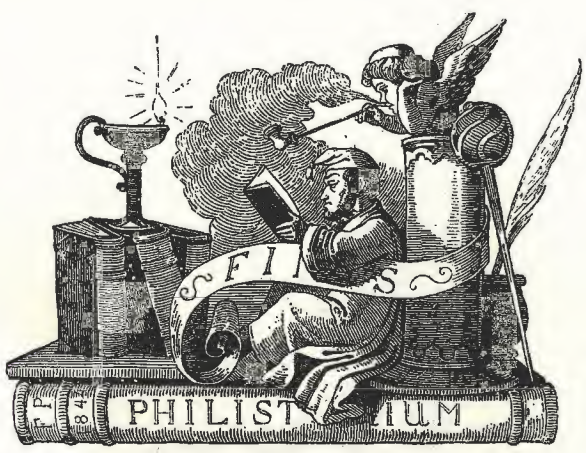
Die deutſche Philiſtereriſtenz ſpiegelt außer dieſen Karikaturprozeſſen auch ein hiſtoriſches Kulturelement heraus; ſie birgt nicht nur einen geſunden Kern von Menſchenverſtand und Sitte, ſondern beruht auf dem Prinzip, in welchem das Grundweſen der deutſchen Raſſe beſteht, auf dem Individualismus, der ſich nicht der großen Welt und ihren Formen dienſtbar machen will wie der Romane und Slawe, ſondern ſich von der Perſönlichkeit und dem Familienleben zur Welt bildet und dieſen Prozeß da abzuſchneiden pflegt, wo das Außenleben die individuelle Natur zu abſorbieren und das Gemüt zu beeinträchtigen droht. — Wenn man dagegen einwenden will, daß eben der Eigenſinn und Mechanismus, mit welchem der deutſche Bürger und Kleinſtädter den politiſchen und kosmopolitiſchen Bildungsprozeß inhibiert, ſeine garſtige Borniertheit und Trivialität verſchuldet, ſo iſt außer acht gelaſſen, daß nicht nur Starrſinn und Beſchränktheit,

Rembrandt / Tod der Maria

Rembrandt ⁄ Bettlerfamilie

ſondern daß die anerkannte Notwendigkeit einer Abſchließung von Verwicklungen mit Geſchichte und Politik, mit idealen Lebenskreiſen, mit Künſten und Wiſſenſchaften jene philiſterhafte Lebensart diktieren, und daß man nur nach Frankreich gehen darf, um ſich zu überzeugen, daß in dieſen Ländern die Weltbildung der Maſſen eine Affektation, eine Frechheit und Lüge, daß ſie mit Unſittlichkeit und Irreligioſität gepaart iſt, daß ſie die Innigkeit des Familienlebens abſorbiert hat, während die ſogenannte Philiſterei aus der Liebe zum deutſchen Familienleben, zur Wahrhaftigkeit hervorgeht, mit der natürlichen Beſcheidenheit und Schämigkeit, mit der Abneigung vor der Öffentlichkeit und Oſtentation zuſammenhängt und auf dieſe Weiſe die natürliche Schutzwehr gegen hohle Weltbürgerlichkeit und falſche Aufklärerei geworden iſt.

Der Philiſter iſt ein Gewohnheitsmenſch, wie der Pedant ein Formenrigoriſt; aber wir Deutſche ſollten nie vergeſſen, daß wir der tyranniſchen und trivialen Gewohnheit auch die Gewohnheiten und die Treue des Herzens, daß wir ihr die konſtant gewordenen hiſtoriſchen Gefühle, die Repetitionen der Vergangenheit, mit einem Worte: das Gemüt und Gewiſſen, als die Grundlage der Charakterſtabilität und der Religioſität, der beſten deutſchen Tugenden verdanken; daß ohne Gewiſſen und Stabilität in Formen weder eine Geſchäftsordnung noch eine ſolide Kunſtbildung und förmliche Wiſſenſchaft möglich iſt; daß Philiſterei und Pedanterie die deutſche Exzentrizität, die Phantaſieſtücke, die Genieſtreiche und den deutſchen Idealismus neutraliſieren.



Der deutſche Durſt

Luther

s muß ein jeglich Land ſeinen eigenen Teufel haben, Welſchland ſeinen, Frankreich ſeinen, unſer deutſcher Teufel wird ein guter Weinſchlauch ſein, muß Sauff heißen, daß er ſo durſtig und hellig iſt, das mit ſo großen Sauffen Weines und Bieres nicht kann gekühlt werden, und wird ſolcher ewiger Durſt Deutſchlands Plage bleiben, habe ich Sorge, bis an den Jüngſten Tag. („Wider Hans Worſt", 1541.) Und in einer Predigt aus dem Jahre 1525: Darum iſt ja Deutſchland ein arm, geſtraft und geplagt Land mit dieſem Saufteufel und gar erſäuft in dieſem Laſter, daß es ſein Leib und Leben und dazu Gut und Ehre ſchändlich verzehrt und durchaus eitel Säuleben führt, daß, wenn man es malen ſollt, ſo müßt man es einer Sau gleich malen!

Bismarck / Zeittotſchlagen

Bei uns Deutſchen wird mit wenigem ſoviel Zeit totgeſchlagen wie mit Biertrinken. Wer beim Frühſchoppen ſitzt oder beim Abendſchoppen und gar noch dazu raucht und Zeitungen lieſt, hält ſich für voll ausreichend beſchäftigt und geht mit gutem Gewiſſen nach Haus in dem Bewußtſein, das ſeinige geleiſtet zu haben.

Die Läſterzungen

Bogumil Goltz

an hat dem Deutſchen nicht mit Unrecht die Läſterzunge vorgeworfen. Er verſteht es in Wirtshäuſern und in Boudoirs, in vertrauten Mitteilungen und in Schandkritiken, die Leute zugleich naiv und kritiſch abzutun, die ihm widerwärtig oder unbequem ſind. Der Franzoſe plaudert und treibt Spaß, der Pole macht ſeinen Affekten Luft, der Italiener verfolgt und intrigiert bis auf den Tod, oder er klatſcht aus Langeweile wie ein altes Weib, er läſtert aus Mangel an reellem Stoff und getrieben von ſeinem lebhaften Geiſt. Der gebildete Ruſſe wie der Spanier ſtrebt mit der Verläſterung einen beſtimmten Zweck an; der Gegner wird moraliſch oder körperlich aus dem Wege geräumt; die Läſterung iſt nur das Mittel dazu und wird eben Intrige, indem ſie ein letztes Ziel und einen beſtimmten Gegenſtand ins Auge faßt. Der Franzoſe, der Pole, der Italiener, der Spanier, ſie alle fühlen ſich nur vorübergehend und bei beſtimmter Veranlaſſung zu Verunglimpfungen aufgelegt, die ſchon darum in die Klaſſe der Mokerien gehören, weil ſie gewöhnlich aus Laune und Geiſt, um des Amüſements und des Witzes willen verſchuldet werden.

Der Deutſche aber macht aus giftigen Bemerkungen und Zwiſchenträgereien ſehr oft eine witzloſe und langweilige Lebensart, eine permanente Herzenserleichterung, die ſo ſehr zur andern Natur wird, daß er ſie um ihrer ſelbſt willen, wie den Genuß ſtarker Getränke, wie irgendeine Hausmedizin brauchen muß, wenn er nicht die letzten Sprungfedern ſeiner geiſtigen Regſamkeit und ſeine Lebensluſt verlieren ſoll. Man kann ihm leichter Schnupf- und Rauchtabak verbieten. Er verleumdet zu gründlich, zu ſcharfſinnig, ruhig, ernſt und überlegt, um ein bloßer Klätſcher, Plauderer oder ſo einer zu ſein, der für eine ihm widerfahrene Unbill augenblicklich Revanche nehmen muß. Es handelt ſich bei der deutſchen Läſterung um eine tief eingewurzelte chroniſche Lebensart, um ein Lebensbedürfnis, eine Geſundheitsmaßregel, Diät, Berauſchung, um ein Opiat.

Der Deutſche kann ohne dieſen Stimulus nicht ſein. Er will niemand vernichten, will nur ſchaden, wenn er in Perſon angegriffen iſt, aber er will räſonieren, er braucht Perſönlichkeiten, die er bemakeln und zergliedern kann. Er iſt ein geborner Phyſiolog und Pſycholog, auch wenn er nicht Philoſophie ſtudiert hat. Er muß alſo den Leuten ins Eingeweide greifen, er muß es herauswenden; er muß ſich und andere im Reflektieren, Mokieren und Interpretieren deutlich machen, wie der Nebenmenſch organiſiert, was er eigentlich wert iſt und wie-

Dörfliches Wirtshaus, Augsburger Holzschnitt von 1537

viel in der vergleichenden Anatomie, oder wenn man ihn an eine Norm hält, noch von ihm übrigbleibt. — Der Deutsche ist ein gründlicher, ein unergründlicher, ein abgründlicher Mensch. Er ist alles ganz und gar; er ist also auch so gründlich, närrisch oder gemütlich in der Verlästerung; nicht weil er Unheil stiften, sondern weil er seine Naturanlagen, sein Talent und seinen Drang entwickeln will; und zu diesem Drange gehört auch das Räsonieren, die Kritik, das Taxieren, das Ab- und Auswägen bis auf ein Haar; gehört die vergleichende Methode auch in der Blasphemie. Der Deutsche urteilt über seinen Mitchristen, trotz des Christentums (oder vielmehr erst durch dasselbe gestärkt, geharnischt und potenziert), mit demselben Eifer, mit derselben Beharrlichkeit ab, wie wenn von seiner Sentenz das Wohl und Wehe der Weltgeschichte und Wissenschaft abhängig wäre. Er ist ein geborner Schulmeister und Schülermensch; er schreibt also Zensuren mit dem Munde, solange er lebt. Da sich dies nicht mit Gründlichkeit und Bequemlichkeit den Leuten ins Gesicht machen läßt, so geschieht's im Rücken; das ist die Naturgeschichte der deutschen Verlästerung. Sie ist unserm Menschenschlage so sehr eine andre Natur, daß diese Sünde uns nicht einmal Gewissensbeschwerden macht, wiewohl wir zur gewissenhaftesten Rasse des Erdbodens gehören. Die Lästersucht ist die zur Leidenschaft gewordene Kritik, und diese selbst geht beim Deutschen aus einer Urteilskraft hervor, deren Entwicklung bei keinem andern Volke sich als einen so vorherrschenden Prozeß darlegt.

Das Schlaraffenland

Die politiſche Unfähigkeit

Im tiefſten Gefühl, in der überſchüſſigen Seele liegt nicht nur die politiſche Unfähigkeit des Deutſchen, liegen nicht nur ſeine Dummheiten und Miſeren, ſondern auch der heilige Grund ſeines Gemütslebens, ſeines Humors, ſeiner humanen ſchönen Bildung, Sitte und Religioſität. — Von der Zeit an, da man aus der deutſchen Literatur und Kunſt, aus den deutſchen Lebensarten und Humoren nicht mehr den ſentimentalen Faktor extrahieren, ſondern das deutſche Sündenregiſter mit ihm beginnen wird, werden freilich die deutſchen Dummheiten und Tölpeleien, wird die politiſche Unmündigkeit, aber auch die deutſche Natur und Übernatur, die Seite des deutſchen Weſens verſchwunden ſein, um derentwillen es überhaupt lohnt, daß ein deutſches Volk exiſtiert.

Martin Luther / Neuerungsſucht

Wir Deutſchen ſind ſolche Geſellen, was neu iſt, da fallen wir auf, und hangen daran wie die Narren, und wer uns wehret, der macht uns noch toller darauf; wenn aber niemand wehret, ſo werden wir ſelbſt bald müde und ſatt, gaffen darnach auf ein anders Neues, ſo hat der Teufel das Vortheil, daß keine Lehr noch Traum ſo ungeſchickt kann aufkommen, er findet Schüler darzu, und je ungeſchickter, je eher.

Meiners / Nachahmungsſucht

Die deutſche Nation machte ſich unter allen Völkern der Erde durch die meiſten und wichtigſten Erfindungen um das menſchliche Geſchlecht verdient; und dieſe erfindungsreiche Nation ahmte zwei Jahrhunderte blindlings franzöſiſche und ſeit einem Menſchenalter engliſche Moden nach. War dann oder iſt dann der Deutſchen Erfindungsgeiſt von den höheren Ständen, als Muſtern der Mode, oder von den Künſtlern und Künſtlerinnen gewichen, welche für die Beherrſcher und Beherrſcherinnen der Mode arbeiten? Unſre Verfaſſungen, Verwaltungen und Geſetze, unſere Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften, unſere Schul- und Lehranſtalten hatten von jeher und haben auch jetzt ein deutſches Gepräge: warum die Bedeckungen und Verzierungen des Körpers nicht? Unſere Künſtler und künſtlichen Arbeiter wurden ſchon lange in ganz Europa bewundert und belohnt. Unſere Schriftſteller lieſt man in allen Ländern und überſetzt man in alle Sprachen. Alle unſere bisherigen Nebenbuhler geſtehen uns in den meiſten Wiſſenſchaften den erſten Rang zu; und wir ſollten noch immer in Kleidung und Putz knechtiſche Nachahmer ſein?

Doſtojewſki (1877) / Leichtſinn

Begeiſterung für ſich ſelber, Stolz und unanfechtbarer Glaube an ihre unumſchränkte Macht haben ja alle Deutſchen ohne Ausnahme wie trunken gemacht. Dieſes Volk, das ungewöhnlich ſelten geſiegt hat, dafür aber bis zur Seltſamkeit oft beſiegt worden iſt, — dieſes Volk beſiegte plötzlich einen Feind, der faſt immer und überall Sieger geweſen. Da es aber nun einmal klar war, daß es ihn nicht n i ch t-beſiegen konnte, infolge der muſtergültigen Organiſation ſeiner großen Armee und der eigenartigen Umgeſtaltung derſelben nach völlig neuen Grundſätzen, und außerdem, da es ſo geniale Führer an der Spitze hatte, ſo war es für den Deutſchen natürlich ganz unmöglich, darauf nicht bis zur Trunkenheit ſtolz zu werden. Hier braucht man gar nicht den uralten Zug des deutſchen Charakters, die ſelbſtzufriedene Prahlerei eines jeden Deutſchen, in Betracht zu ziehen. Anderſeits: aus dem ſo kürzlich noch zerſtückelten ſtaatlichen Organismus entſtand plötzlich ſolch ein feſtes Ganzes, daß der Deutſche nicht gut auch hierüber in Zweifel geraten konnte und daher einwandlos glaubte, die Einigung ſei tatſächlich und für immer vollbracht, und für den deutſchen Organismus bräche nun ein neue, glänzende und große Phaſe der Entwicklung an. Und ſo wuchſen denn nicht nur Stolz und Chauvinismus, ſondern es ſchoß ſogar ein richtiger Leichtſinn auf. Was konnte es noch für Fragen geben, — nicht nur für irgendeinen kriegeriſchen Ladenjüngling oder Bäckergeſellen, ſondern ſelbſt für einen Profeſſor oder Miniſter?“

Prahlhans

Karl Hillebrand / Dünkel

Ein geiſtreicher italieniſcher Politiker, der uns vortrefflich kennt, ſagte einſt dem Schreiber dieſer Zeilen: „Nein, eitel ſeid ihr nicht, aber hochmütig“; und oft mußte der deutſche Freund dieſer Worte gedenken während der letzten Jahre. Schon vor unſern politiſchen Erfolgen regte ſich jener Hochmutsteufel in der deutſchen Wiſſenſchaft und ſuchte für das Germanentum die Rolle des erwählten Volkes zu beanſpruchen. Schon früherhin mochte man hin und wieder von unſerer ganz abſonderlichen kulturhiſtoriſchen Miſſion hören; ſchon in den vierziger Jahren begann, im Gegenſatze zu den humanitariſchen Anſichten des 18. Jahrhunderts und unſerer klaſſiſchen Literaturperiode, das Gerede von den

„deutſchen Tugenden“ ſelbſt im Munde bedeutender Männer aufzukommen, und die übertriebene Beſcheidenheit der früheren Tage einem etwas anmaßlichen Selbſtgefühl Platz zu machen. Deutſcher Fleiß und deutſche Treue, deutſche Redlichkeit und deutſche Frömmigkeit, deutſche Offenheit und deutſche Gewiſſenhaftigkeit, deutſcher Wille und deutſcher Familienſinn, deutſche Tiefe und deutſches Gemüt namentlich hörte man ſchon damals gar vielfach preiſen, als wären ſie Monopole deutſcher Nation. Schon begann man hie und da herabzuſehen auf Romanen und Slawen mit dem den Engländern eigentümlichen Überlegenheitsbewußtſein Irländern oder Indern gegenüber ... Die geſchmackvolle Zitation von Paracelſus' Worten in der Antwort deutſcher Profeſſoren auf die Adreſſe der Dubliner Univerſität: „Engländer, Franzoſen, Italiener uns nach, nicht wir euch“, war nur das Losbrechen, in einem Augenblick mangelhafter Selbſtüberwachung, eines Gefühles, das ſich in gar manche deutſche Gelehrtenbruſt eingeniſtet hatte.

Titelſucht

Price Collier

In Deutſchland geht nicht nur ein wahrer Regen von Titeln auf die Bevölkerung nieder, ſondern es wird auch amtlich und ganz deutlich feſtgeſtellt, mit welchem Titel der Titelinhaber angeredet werden ſoll. Bei einem mir bekannten Fall verſäumte es eine Dame, ſich in einem Brief an einen der kleinen auf ihrem Gut tätigen Beamten als „Ihre ſehr ergebene ...“ zu unterſchreiben, worauf der Betreffende ſich ſofort ſchriftlich ausbat, man möchte die an ihn gerichteten Briefe in der üblichen Weiſe unterzeichnen. Man zog einen Rechtsanwalt zu Rate, und dieſer erklärte, ihm ſei ſchon einmal ein ſolcher Fall vorgekommen, der zugunſten des in ſeiner Eitelkeit verletzten Klägers entſchieden worden wäre.

Einen herz- und mannhaften Gegenſatz gegen eine ſolche Lebensauffaſſung bietet das Beiſpiel des Admirals X. Er hatte lange und mit Ehren gedient, und kurz ehe er in den Ruheſtand trat, ſagte ein Freund zu ihm: „Ich höre, daß man Sie in den Adelſtand erheben will.“ — „Bei Gott, Herr, nicht ohne Kriegsgericht!“ lautete die umgehende Antwort. In England iſt es nämlich ſchon ſo weit gekommen, daß ein wahrhaft vornehmer und gebildeter Gentleman aus guter Familie es als eine Beleidigung oder einen ſchlechten Witz auffaßt, wenn man ihm den Adel anträgt.

Bei unſeren deutſchen Freunden iſt das anders: ſie haben einen wahren Hunger auf dieſe flüchtigen Beſcheinigungen vorübergehender Anerkennung. Ich

Chodowiecki — Landpartie nach Franz.-Buchholz

habe an vielen, ſehr vielen gaſtlichen Tafeln in Berlin geſeſſen, wo keine Bruſt der Medaillen bar war und nur die einzige Feldzugsmedaille, die einer der Gäſte beſaß, ſorgfältig verpackt bei ihm zu Hauſe lag. Und was nun gar die Titel anbelangt, ſo iſt in einem kleinen Bande, wie dem vorliegenden, kein Raum, um ſie alle aufzuzählen. Und die Frauen führen die Titel ihrer Gatten und nennen ſich „Frau Oberpoſtaſſiſtent“, „Frau Regierungsaſſeſſor“, bis hinauf zu der Frau des Reichskanzlers, deren Titel und Würden man ihr übrigens am Geſicht und der Haltung anſieht. Vor einiger Zeit las ich in der Zeitung die Todesanzeige einer achtzigjährigen Frau, die von den Hinterbliebenen ernſthaft mit dem Titel einer Tierarztwitwe beehrt wurde.

Nachahmungsſucht

Wolfgang Menzel

Der bekannte Nachahmungstrieb der Deutſchen herrſcht auch vorzüglich in ihrer Literatur. Man ſchätzt ſich glücklich und wirft es ſich zugleich vor, den Fremden nachzuhinken und zu ſtottern. Man ſtreitet ſich ſeit mehr als tauſend Jahren über ein Phänomen in unſerm Nationalcharakter, wie über eine Neigung

des Herzens, welche die Moral zu verbieten ſcheint. Schon in den Zeiten der Römer gab es zwei Parteien in Deutſchland: Nachahmer und Puriſten. Verächtlich ſind die Affen, die immer nur nach fremden roten Lappen ſpringen, verächtlich die Entarteten, die ſich ſchämen, Deutſche zu ſein. Das Vorurteil, daß die deutſche Natur eine Art Bärenhaftigkeit und Ruſtizität ſei, die ſchlechterdings eines fremden Tanzmeiſters bedürfe, hat ſich nur bei ſolchen erzeugen und erhalten können, die wirklich recht plebejiſch geartet waren. Lächerlich aber ſind die Toren, die ein Urdeutſchtum von allen fremden Schlacken reinigen und um die deutſchen Grenzen ein moraliſches Mautſyſtem einrichten, ja der Sonne ſelbſt gebieten möchten, nur über Deutſchland zu leuchten...

Abgeſehen... von dem notwendigen, in der Natur begründeten und in der Geſchichte uralten, wechſelſeitigen Unterricht der Völker, zeichnet uns Deutſche vorzugsweiſe eine außerordentliche Vorliebe für das Fremde und ein ſeltenes Geſchick der Nachahmung aus, die eben deshalb auch zu Übertreibungen und unnatürlichem Vergeſſen des eigenen Wertes führen.

Die tiefſte Quelle jener Neigung iſt die Humanität des deutſchen Charakters. Wir ſind durchaus Kosmopoliten. Unſere Nationalität iſt, keine haben zu wollen, ſondern gegen nationelle Beſonderheit etwas allgemeingültiges Menſchliches geltend zu machen. Wir haben ein beſtändiges Bedürfnis, in uns das Ideal eines philoſophiſchen Normalvolkes zu verwirklichen. Wir wollen die Bildung aller Nationen, alle Blüten des menſchlichen Geiſtes uns aneignen. Dieſe Neigung iſt ſtärker als unſer Nationalſtolz, ſolange wir nicht eben in ihr unſern Nationalſtolz ſuchen. Auch andre Völker wollen ein Normalvolk ſein, und ohne dieſen Glauben gäbe es gar keinen Nationalſtolz, aber ſie wollen keineswegs ſich verleugnen, ſondern nur allen andern ihr Gepräge aufdrücken. Auch andre Völker ſchätzen das Fremde, aber ſie werfen ſich ſelbſt dagegen nicht weg. Doch hat auch die Entäußerung ihr Gutes und ihren natürlichen Grund. Der Liebe iſt immer eine ſtarke Selbſtverleugnung eigentümlich. Dem Intereſſe für das Fremde, der Liebe, aus welcher alle Bildung entſpringt, ſchadet nichts mehr als der Egoismus, der Kultur nichts mehr als der Nationaldünkel. Eine gewiſſe Reſignation iſt notwendig, wenn wir vollkommen für das Fremde empfänglich werden wollen. Unterſuchen wir die Hinderniſſe, welche bei ſo vielen Völkern die Fortſchritte der Kultur aufgehalten haben, ſo werden wir ſie weniger in der Roheit derſelben als in der Selbſtzufriedenheit und in den Vorurteilen ihres Nationalſtolzes finden. Immer aber ſind ja die edelſten Völker zugleich die toleranteſten geweſen, und die niedrigſten immer die eitelſten.

Es iſt indes nicht nur jene philoſophiſche Richtung unſeres Charakters, die Bildungsfähigkeit und Wißbegier, der Entwicklungstrieb und das ideale Streben, ſondern auch eine poetiſche Richtung, ein romantiſcher Hang, der uns das Fremde lieben macht. Eine poetiſche Illuſion ſchwebt verſchönend um alles Fremde und nimmt die Phantaſie gefangen. Was nur fremd iſt, erweckt eine romantiſche

Stimmung in uns, ſelbſt wenn es ſchlechter iſt, als was wir längſt ſelbſt haben. Darum nehmen wir ſo vieles von Fremden an, was uns keineswegs in unſrer Entwicklung weiterbringt, und die Einbildung macht erſt eine Neigung verderblich, die der Verſtand billigen muß, indem er ſie ermäßigt. Wenn die Einbildung einmal übertreibt, ſo begehen wir immer zwei Fehler zugleich: den der blinden ſklaviſchen Hingebung an das Fremde und den einer blinden Verkennung unſrer ſelbſt. Wir beſitzen die poetiſche Gabe, uns zu myſtifizieren, gleichſam in dramatiſche Perſonen zu verwandeln und einer fremden Illuſion hinzugeben. Viele Gelehrte denken ſich ſo ins Griechiſche, viele Romantiker ſo ins Mittelalter, viele Politiker ſo ins Franzöſiſche, viele Theologen ſo in die Bibel hinein, daß ſie von allem, was um ſie vorgeht, nichts mehr zu wiſſen ſcheinen. Dieſer Zuſtand hat einige Ähnlichkeit mit Wahnſinn und führt oft zu Wahnſinn. Den auf dieſe Weiſe Beſeſſenen kommt die ungemeine Bildungsfähigkeit der deutſchen Geſinnung und Sprache zu Hilfe... Gäbe es außer uns nur noch ein Volk, ſo würden wir uns wahrſcheinlich ganz in dasſelbe hineinſtudieren, bis nichts mehr von uns übrigbliebe. Da es aber viele gibt, die wir alle nacheinander nachahmen, und da ſie miteinander in Widerſpruch ſtehen, ſo wird das Gleichgewicht immer wiederhergeſtellt*.

Abſage an die Deutſchen

Hölderlin

So kam ich unter die Deutſchen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demütig kam ich, wie der heimatloſe blinde Ödipus zum Tore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing und ſchöne Seelen ihm begegneten. — Wie anders ging es mir.

Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wiſſenſchaft und ſelbſt durch Religion barbariſcher geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung

* Ähnlich ſagt Stendhal in ſeinen „Bekenntniſſen eines Egoiſten" (1808): „Der Deutſche iſt das Gegenteil vom Franzoſen. Anſtatt alles ſich anzupaſſen, paßt er ſich allem andern an. Wenn er über die Geſchichte Aſſyriens gerät, iſt er Aſſyrier. Lieſt er die Abenteuer des Cortez, ſo iſt er Spanier oder Mexikaner. Wenn er ins Nachdenken verfällt, dann hat in ſeinen Augen alle Welt recht; darum vermag er zwanzig Jahre lang über etwas zu träumen und kommt doch oft nie ganz damit zum Schluß. Der Franzoſe iſt behende, er beurteilt ein Volk ſamt ſeinen phyſiſchen und moraliſchen Gebräuchen in einer Minute. Der Italiener beobachtet lange und lernt die Eigentümlichkeiten eines Volkes und ſeine Gewohnheiten auf der Jagd nach dem Glücke vollkommen verſtehen."

So ſagt auch Simrock:

„In Rom, Athen und bei den Lappen
Da ſpähn wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Blinden tappen
Umher im eignen Vaterhaus."

und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das, mein Bellarmin! waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag' ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das seine, wirst du sagen, und ich sag' es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in sich ersticken, wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt, muß nicht mit dieser kargen Angst, buchstäblich heuchlerisch das, was er heißt, nur sein, mit Ernst, mit Liebe muß er das sein, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Tun, und ist er in ein Fach gedrückt, wo gar der Geist nicht leben darf, so stoß' er's mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutschen aber bleiben gerne beim Notwendigsten, und darum ist bei ihnen auch so viele Stümperarbeit und sowenig Freies, Echterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos sein für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlaßnen Unnatur auf solchem Volke!

Die Tugenden der Alten seien nur glänzende Fehler, sagt' einmal, ich weiß nicht, welche böse Zunge; und es sind doch selber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein schöner Geist, und ohne Seele war von allem, was sie taten, nichts getan. Die Tugenden der Deutschen aber sind ein glänzend Übel und weiter nichts; denn Notwerk sind sie nur, aus feiger Angst, mit Sklavenmühe dem wüsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die von Schönem gern sich nährt; ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der toten Ordnung dieser Menschen.

Ich sage dir, es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden göttlich rein sich meist erhält, das treiben diese allberechnenden Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt, und können es nicht anders: denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt gesetzt, und wenn es feiert und wenn es liebt und wenn es betet und selber, wenn des Frühlings holdes Fest, wenn die Versöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löst, und Unschuld zaubert in ein schuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strahle berauscht, der Sklave seine Ketten froh vergißt und von der gottbeseelten Luft besänftiget, die Menschenfeinde friedlich wie die Kinder sind, — wenn selbst

die Raupe ſich beflügelt und die Biene ſchwärmt, ſo bleibt der Deutſche doch in ſeinem Fach und kümmert ſich nicht viel ums Wetter.

Aber du wirſt richten, heilige Natur! Denn wenn ſie nur beſcheiden wären, dieſe Menſchen, zum Geſetze ſich nicht machten für die Beſſern unter ihnen! wenn ſie nur nicht läſterten, was ſie nicht ſind, und möchten ſie doch läſtern, wenn ſie nur das Göttliche nicht höhnten! — — — — — Es iſt auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künſtler ſieht, und alle die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten, ſie leben in der Welt wie Fremdlinge im eigenen Hauſe, ſie ſind ſo recht wie der Dulder Ulyſſes, da er in Bettlergeſtalt an ſeiner Türe ſaß, indes die unverſchämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landläufer gebracht?

Voll Lieb' und Geiſt und Hoffnung wuchſen ſeine Muſenjünglinge dem deutſchen Volke heran; du ſiehſt ſie ſieben Jahre ſpäter, und ſie wandeln wie die Schatten, ſtill und kalt, ſind wie ein Boden, den der Feind mit Salz beſäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt, und wenn ſie ſprechen, wehe dem! der ſie verſteht, der in der ſtürmenden Titanenkraft wie in ihren Proteuskünſten den Verzweiflungskampf nur ſieht, den ihr geſtörter ſchöner Geiſt mit den Barbaren kämpft, mit denen er es zu tun hat.

Es iſt auf Erden alles unvollkommen, iſt das alte Lied der Deutſchen. Wenn doch einmal dieſen Gottverlaſſenen einer ſagte, daß bei ihnen nur ſo unvollkommen alles iſt, weil ſie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetaſtet laſſen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil ſie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben ſchal und ſorgenſchwer und übervoll von kalter, ſtummer Zwietracht iſt, weil ſie den Genius verſchmähn, der Kraft und Adel in ein menſchlich Tun, und Heiterkeit ins Leiden, und Lieb' und Brüderſchaft den Städten und den Häuſern bringt. Und darum fürchten ſie auch den Tod ſo ſehr, und leiden, um des Auſternlebens willen, alle Schmach, weil Höheres ſie nicht kennen als ihr Machwerk, das ſie ſich geſtoppelt...

Deutſche Siege

Ulrich von Hutten

Dann greifen ſie auch alles mit großem Ungeſtüm an, aber führen ſelten etwas durch. — „Das iſt allerdings ein Fehler an dieſem Volke, wie du ſagſt; aber Kriegsübung haben ſie wie heutzutage keine ander Nation, und in Waffen ſind ſie unüberwindlich. Zum Herrſchen ſind ſie dagegen weniger geſchickt. So mögen und können ſie wohl Reiche erobern, ſie zu behalten aber und zu decken, ſind ſie nicht bedacht, und es trifft bei ihnen zu, daß ſie zwar zu ſiegen, nicht aber den Sieg zu benutzen verſtehen."

Dieſer päpſtliche Legat wird der erſte ſein, der leer heimkommt, zum großen Schrecken der Heiligen Stadt, wo man nie geglaubt hätte, daß die Barbaren ſich das unterſtehen würden. — „So gehören demnach die Deutſchen noch zu den Barbaren?“ — „Nach der Römer Urteil. Sieht man aber auf gute Sitten und freundlichen Verkehr, auf Fleiß in allen Tugenden, auf Beſtändigkeit und Redlichkeit des Gemüts, ſo ſind ſie das gebildetſte Volk, dagegen die Römer die greulichſten Barbaren.“

Dämmerungen für Deutſchland

Jean Paul

er Franzoſe liebt ſeine Volkbrüder feurig, wo er ſie finde, und noch dabei, — vielleicht eben darum — ſeinen Beherrſcher; er verficht heldenmüthig ſeinen Waffenbruder und ſeinen Fürſten. — In Deutſchland aber läuft der Epheu der Vaterlandliebe mehr am Throne empor als auf dem Boden umher; nämlich wir haben immer einen großen Fürſten — groß entweder geographiſch, oder heroiſch, oder ſittlich — vonnöthen, um erſt an ihm das Vaterland zu lieben. Noch hat uns das Unglück nicht ſo viel Vaterlandliebe gegeben, als das Glück den Franzoſen davon gelaſſen, ja zugelegt. Oder ſoll unſer geſchriebenes und gemurmeltes Geklage über Mangel an Geld, an Handel, an Kriegglück, an Kriegverſtand, an Patriotismus ein Zeuge des Patriotismus ſein, indeß er ſich nicht mit ſeinen beſeelenden Flammen, nämlich mit einer ſelbſt-vergeſſenen Aufopferung für Geſammtheiten, Bürgerſchaften u. ſ. w. thätig erweiſt? Anſtatt z. B. unter die Krieglaſt der Menge die eigne Schulter zum Tragen unterzuſtellen, zieht ſich jeder hinweg und beklagt blos das allgemeine Beladen unbeladen.

Deutſche Geſellſchaftlichkeit

In der Geſellſchaft erſcheint der Deutſche ſelten als Menſch, d. h. als Geſellſchafter, ſondern als guter Beamter, Profeſſor, Soldat. Wie der Büttnergeſelle nach den Geſetzen ſeines Handwerks nicht ohne Schlägel oder Triebel, Bandmeſſer oder ſonſtiges Werkzeug auch nur drei Häuſer weit ausgehen darf: ſo zeigen wir uns ungern in Geſellſchaft anders als mit unſerm juriſtiſchen oder mediziniſchen oder anderem Triebel und Schlägel in der Hand, gleichſam um damit anzuzeigen, weß Handwerks man ſei. Daher gibt es keinen köſtlichern Ge-

ſellſchafter als einen Profeſſor, nämlich für Profeſſoren; und ſo iſt ein Juriſt einer der beſten Unterhalter für Juriſten; — und ſo jeder vor der offenen Lade ſeines Gewerks. — Daher reift die jugendliche Freiheit und Beſtimmbarkeit, und unſre All- und Weltſeitigkeit im Schreiben endlich durch langes Geſchäft zur Einſeitigkeit im Leben. — Was übrigens jetzt in unſeren Klubs, Harmonieen, Kaſinen einen gemeinſchaftlichen Ton gibt, iſt das politiſche Kannengießen, und zweitens die Klubs ſelber, als Kongreſſe aus allen Ständen.

Wir

Die deutſche Seele beſteht nicht, wie nach Thales die menſchliche, aus Waſſer, nicht, wie nach Demokritus, aus Feuer, ſondern, wie nach Hippokrates, aus beiden. Dieſe Miſchung von Feuer und Kälte — zu welcher ich noch die geographiſche von Süd- und Nord-Deutſchland bringe — könnte uns ſehr entwickeln und zu hohem Wuchſe treiben.

Deutſche Oppoſition

Kein Land ſagt ſich ſelber ſo viele Wahrheiten, als Deutſchland; denn ſeine kleinen Staaten bilden ſich durch ihre Zerfällung ſo ſehr zu freien wechſelſeitigen Oppoſizionparteien gegen einander aus, daß ein Fürſt, der ſich aus Gründen ungern von ſeinen Unterthanen eine Wahrheit ſagen läßt, ſich ſolche leicht von benachbarten in Druck anſchafft. Dieſen Vortheil vergleiche ich mit dem ähnlichen der Ehe; denn indeß ein vornehmer Hageſtolz ſich Jahre lang mit Fehlern durch alle Geſellſchaften ziehen kann, ohne ein einziges Rügewort zu vernehmen: ſo genießt in der Ehe jede, ſogar die ſchönſte Dame, wie ſehr auch die ganze Stadt als eine männliche Sirene ihr ſchmeichle, das Glück, daß wenigſtens ihr Mann einen ganz andern Ton anſtimmt, ja zuweilen den Text lieſet und wettert; was aber auch die Frau mit Dank erwiedert, indem ſie den Gatten gleichfalls durchnimmt und warm hält; ſo daß Eheleute von Stande oder Mitteln in Wochen mehr Freimüthiges hören, als Unvermählte in Jahren.

Kälte der Deutſchen gegen Deutſche

Wenn in London alle daſige Franzoſen einander kennen und ſuchen; und wenn es eben in Paris der Britte mit Britten thut: ſo fragt der Deutſche in London und Paris — nach dem Zeugniß einer Monatſchrift gleichen Namens — nach keinem andern daſigen Deutſchen, ſondern denkt, der Narr hätte wol

auch zu Hauſe bleiben können, und der andere daſige Deutſche iſt dasſelbe von jenem Denker überzeugt. Wenn manches andere Volk, gleich Venedig, auf eigenthümlichen Inſeln wohnt, ſo hauſen wir wie Chineſer auf Gondeln, um alle dieſe Inſeln und alle Welt zu umfahren. So können wir auch ſagen, daß wir, nachdem wir aus unſern dunkeln, einſamen, müßigen Wäldern heraus ſind und erſchaffen, und Erfindungen und Schöpfungen aller Art auf Arm und Rücken tragen, damit in alle Welt hauſieren, und uns mit jeder ausländiſchen Hauptſtadt verquicken, ſo daß wir ſogar, wenn uns körperlich Landesverweiſung fehlt, uns zu Hauſe eine angenehme geiſtige zu genießen geben. Iſt der Menſch nach Ariſtoteles ein nachahmendes Weſen: ſo möchte wol der Deutſche ein potenzierter Menſch ſein, weil er allem nachahmt, ſogar Nachahmern; und es iſt auf ihn glücklich anzuwenden, was Gall vom Menſchengehirn behauptet, daß dieſes eine Summarie aller Thiergehirne auf einmal ſei, ſo wie umgekehrt jedes thieriſche ein Stückchen menſchliches enthalte.

Da wir, wie unter allen Vögeln nur die Schnepfen, in allen Welttheilen zu haben ſind; da nach Archenholz nie ein großer Ausländer bei uns wohnhaft blieb, aber wol große Deutſche im Auslande: ſo ſchlagen andere Völker unſern Preis bei überladnem Markte nicht hoch an. Wiewol wir uns, wie Jupiter, in alle fremden Geſtalten verwandeln, und auch wie er, ſelten in eine ſchönere, weil wir uns in Alles verlieben: ſo haben wir doch nicht wie er das Glück, damit zu erobern und zu befruchten. Der Britte, der Franzoſe, der Spanier, der Italiener etc., dieſe gefallen mit ihren Eigenthümlichkeiten ſogar in Auslanden, wo entgegengeſetzte gebieten. Würden wir aber nicht mehr Lob bekommen, wenn wir uns mehr Lob ertheilten? Und könnte ein Volk die höchſte Seligkeit nicht anderswo ſuchen, als in der ſogenannten Selbervernichtung der Quietiſten?

Der Urſachen dieſer deutſchen Selbſt-Kälte ſind ſo viele, daß man nicht alle bekannter anführen kann, geſchweige alle unbekannten. Man bringt genug von jenen zum Vorſchein, wenn man anführt, daß das vorige deutſche Reich in mehr als dreihundert unverbundne verwandte Staaten zerfallen war, welche einander weniger gleichgültig waren, als häufig verhaßt, weil von jeher Verwandte, Gränznachbarn, Gränzvölker, Gränzreligionen den Tönen glichen, wovon zwei nur dann den größten Mißton angeben, wenn ſie einander am nächſten ſind wie de und des. Eine eben ſo bekannte Urſache deutſcher Selbſt-Kälte mag ſein, daß wir, da ſo oft ausländiſche Völker uns die Saat großer Erfindungen, z. B. die Welſchen alte Literatur und Muſik zugeworfen, welche wir dann begoſſen und bis zur Reife ausgebildet haben, daß wir von unſerer Bewunderung gegen die Samenhändler uns leicht gegen uns Pfleger und Gärtner erkälten ließen. — Sollte nur hier der Ort dazu ſein, ſo ließe ſich wol das Gleichniß machen, daß wir die in unſere Zaunkönig-Neſter gelegten Guckguks-Eier fremder Erfindungen mit ſolchem Feuer ausbrüten und verpflegen, als Bechſtein in ſeiner Naturgeſchichte von den wahren Zaunkönigen, Zeiſigen etc. berichtet, welche den frem-

Rembrandt / Landschaft mit dem Jäger

Rembrandt / Landschaft mit drei Bäumen

den Eiern zu Gefallen ihre eigenen aus dem Neste stoßen, und sich mager und federkahl am jungen Guckguk ätzen, bis er endlich aus dem Neste halbgroß austretend gar von allen benachbarten Zeisigen, Stieglitzen und andern Kleinen bewillkommt und empfangen und um die Wette gefüttert wird.

Als eine dritte bekannte Ursache deutscher Selbst-Kälte könnte man (indeß mit Einschränkung) noch anbringen, daß, da Deutschland sonst immer der Turnierplatz und Fechtboden auswärtiger Krieger, gleichsam das Elis aller fremden olympischen Kriegspiele gewesen, indeß auf andere Länder oft in einem Jahrhundert, wie Rußland, oder in Jahrhunderten, wie England, kein fremder Kriegfuß gesetzt wurde, daß, sagt man, Deutschland bei solchen Durchzügen und öftern Siegen fremder Völker diesen sich, wenn nicht befreundet, doch dem eignen Volke sich selber entfremdet habe, wie ja in den Kreuzzügen bei noch größerer Abtrennung der Völker geschehen. Gleichwohl ist diese Ursache nur eingeschränkt zu geben, denn Welschland war eben sowol die Arena europäischer Fechter als Deutschland, aber ohne besonderen Verlust der Selbstliebe. Und auch über Deutschland darf man fragen: hob sich nicht aus dem dreißigjährigen Kriege der Reichsboden — gleichsam der Kredenzteller eignen Blut- und fremden Gift-Kelches — endlich zum Ararat-Gebirge empor, auf welchem nach der Blut-Sündflut drei Kirchen-Schiffe ankerten und ruhten, und noch ruhen?

Leibniz schreibt dem dreißigjährigen Kriege noch das Einwandern oder Einlassen so vieler Wörter-Fremdlinge zu, so daß unsere Sprache, wie sonst ein preußisches Regiment, halb aus Ausländern bestehen mußte. Doch ist dieses nicht ganz aus der Länge des Krieges zu erklären; — denn warum nahmen die Ausländer nicht eben so gut deutsche Wörter mit nach Haus, — sondern meistens aus dem Streben, daß der Deutsche nicht gern den Ruhm verlieren will, ein Jupiter xenius oder hospitalis fremder Wörter und Moden, der geistigen und leiblichen Einkleidungen zu sein, und dieses letztere wieder darum, weil früher so manche Völker uns an poetischer und geselliger Bildung voran liefen. Wenn wir dadurch auf der einen Seite einen höhern und uneigennützigern Duldgeist, als der bloße Handel zweien Völkern gab, errangen, indem unsere Duldung auch von geistigen Gegenfüßlern glaubt, daß sie so gut wie die geographischen ihre Köpfe nach einem und Einem Himmel richten: so entzog freilich auf der andern Seite der Hof eines Louis XIV. durch seine höhere Bildung Ende des 17. und Anfangs des 18. Jahrhunderts unserer Sprache an Höfen so viel Stimmen- und Tafelfähigkeit, daß gerade an deutschen die deutsche so wenig zu hören war, als in der Türkei ein türkischer Hund, indeß umgekehrt Karl der Große in Frankreich selber Deutsch zur Hofsprache erhob.

So kommen wir denn bei der zweiten Abtheilung an, welche uns zu beweisen verspricht, daß wir nach unserer Sprache wenig fragen und sie oft unsere Sache nicht ist. So viel ist erwiesen, daß man in Paris bogenlang in Zeitungen und stundenlang in Kaffeehäusern urtheilt und zankt, nicht etwa über eine neue Prose

oder Poesie, sondern schon über eine neue Wortfügung, ja über ein neues Wort. Aber dieß offenbart wenigstens eine Liebe gegen die Sprache, von welcher die Liebe gegen das Vaterland nicht weiter entfernt liegt, als von der Zunge das Herz, das man ja sogar am Ende auf dieser haben kann. Die Muttersprachen sind die Völkerherzen, welche Liebe, Leben, Nahrung und Wärme aufbewahren und umtreiben. Dieses Herz einem Volke ausschneiden, heißt, das Lebendige ins Todt-Gedruckte übersetzen und unter die Presse geben. Daher ist der Untergang oder die Vertilgung jeder, auch der ärmsten Sprache, das Verdunkeln und Vertilgen einer Facette oder Fläche am polyedrischen Auge der Menschheit für das All: jede Sprache sollte heilig bewahrt werden, so wie in Rußland jede einmal erbaute Kirche niemals verfallen und verschwinden darf. —

Der Deutsche ist gegen keine Sprache so kalt als gegen seine so reiche.

Unsere Sprach-Kälte zeigt sich schon darin, daß bei uns, so wie Ein Schreibmeister hundert verschiedne Schreibhände und Fäuste aus seiner Schule entläßt, so der Rechtschreib-Lehrer eine Unzahl von Recht- oder Unrecht-Schreibungen erlebt. In England, Italien und Frankreich gibts nur eine. — Aber was ist die Zahl aller deutschen Heterographieen gegen den deutschen Grammatiken-Kongreß? Nicht als ob wir so viele deutsche Sprachregellehren geschrieben hätten — denn jährlich geben wir bessere und mehre lateinische, französische, griechische als deutsche, — sondern eben, um kaufmännisch zu reden, aus Mangel einer Kompagnie-Grammatik hält sich jeder Autor seine Propre-Grammatik. Er hat von dieser — die ganze Auflage der Sprachlehre macht er blos in seinem Kopfe — nichts zu beweisen, als daß er in seiner Eigen-Grammatik fest nistend beharrt und nicht nachgibt. Ist er dann nur einige Büchermessen lang nicht auszubeißen gewesen: so darf er sich in seiner privilegierten Neu-Sprache ferner fort verschnappen.

Unter die rühmlichen Ursachen dieser Sprachkälte gehört das ewige deutsche Fortschreiten in Dicht- und Denk- und Prose-Kunst, das mit den Bahnen leicht die Ziele wechselt. Wir sind doch mit nichts fertig, was freilich in einem eignen und anderen Sinne der Mensch auch niemals nöthig hat, denn sonst wäre ihm sowol irdische Zukunft als überirdische entbehrlich. Ein Deutscher durchlebt in Dicht-, Denk- und Prose-Kunst so vielerlei Bildung-Alter, und diese so schnell hintereinander und alle ausländischen Bildung-Alter dabei wieder in seine einheimischen hineinziehend, daß er immer zu seinem Heute mit einiger Kälte gegen sein Gestern aufwacht, weil er sich fragen kann: „legt' ich mich nicht gestern als Gottsched nieder und stehe heute als Klopstock auf, und morgen — merk' ich — als Goethe?" Aber an diesem Bildung-Wechsel muß natürlich die Sprache, worin ja jeder vorgeht, sich selber mit umwechseln, aber auf Kosten der Liebe gegen ihre vorige Gestalt. Allerdings sind wir — insofern als die Wörter die weiter tragenden Samenstäubchen der wissenschaftlichen Samenkörner sind — mehr den zarten stillen Blumen ähnlich, welche, ungleich den Thieren, in jedem

Frühling ihre Befruchtwerkzeuge von neuem erzeugen, um mit diesen neue Blumen zu gebären. Nur zu bedauern (entweder ernst- oder scherzhaft) sind in diesem Falle Ausländer, welche mühsam unsere Sprache erlernen, aber solche, wenn sie nach ein paar Jahren wiederkommen, nicht mehr erkennen.

Eine andere Ursach' unserer Sprach-Kälte ist vielleicht der vorigen im Rühmlichen verwandt. Da die Deutschen theils literarisch, theils auf der Post sich unter alle Ausländer begeben, und gleichsam auf der langen Völker-Brücke wohnen, so gehen vor uns alle fremde Völker vorüber, und wir hören sie alle ihre eigne Sprache reden, und hören gut zu, setzen aber unser Sprechen und Antworten aus Lebensart eben in gutes Zuhören oder Schweigen oder auch Übersetzen. — Geschwätzige Völker, welche den ganzen Tag die Prose abnützen, haben sich schon vorher ausgesprochen, z. B. Italiener in der Poesie, bis sogar auf die welschen Nachtigallen, deren Schlag schwächer ist als der nordischen ihrer, und welche man daher öfter in der Schüssel als im Bauer findet. Hingegen wortkarge, stumme Völker, von den Arabern an bis zu den Britten und Deutschen herüber, und bis zur nordischen Mythologie, hatten in der Poesie feurige geflügelte Zungen. Die Norder sind kalte gebrannte Wasser, aber leicht zu brennenden entzündbar.

Auseinanderstrebende Kräfte

Bismarck

Es liegt ohne Zweifel etwas in unserem Nationalcharakter, was der Vereinigung Deutschlands widerstrebt. Wir hätten die Einheit sonst nicht verloren oder hätten sie bald wiedergewonnen. Wenn wir in die Zeit der deutschen Größe, die erste Kaiserzeit, zurückblicken, so finden wir, daß kein anderes Land in Europa in dem Maße die Wahrscheinlichkeit für sich hatte, eine mächtige nationale Einheit zu erhalten wie gerade Deutschland. Blicken Sie im Mittelalter von dem russischen Reiche der Rurikschen Fürsten bis zu den westgotischen und arabischen Gebieten in Spanien, so werden Sie finden, daß Deutschland vor allen die größte Aussicht hatte, ein einiges Reich zu bleiben: Was ist der Grund, der uns die Einheit verlieren ließ und uns bis jetzt gehindert hat, sie wieder zu gewinnen? Wenn ich es mit einem kurzen Worte sagen soll, so ist es, wie mir scheint, ein gewisser Überschuß an dem Gefühle männlicher Selbständigkeit, welcher in Deutschland den einzelnen, die Gemeinde, den Stamm veranlaßt, sich mehr auf die eigenen Kräfte zu verlassen als auf die der Gesamtheit.

Über die Klage, daß der deutſchen Jugend der Idealismus fehle

Paul de Lagarde

(Geſchrieben in Rom 1885)

I.

Wenn man ſich Klarheit über die Behauptung verſchaffen will, der Idealismus habe in der deutſchen Jugend abgenommen oder ſei ihr ganz und gar verlorengegangen, ſo wird man zu allererſt feſtzuſtellen haben, was man unter Idealismus verſteht.

Darüber wird man ohne weiteres einig ſein, den Idealismus für die Anhänglichkeit an das Ideal zu erklären.

Das, worüber man ohne weiteres einig iſt, wiegt entweder ſehr ſchwer oder ſehr leicht. In unſerem Falle wiegt es ſehr leicht. Denn wir müſſen, um in jener Erklärung einen wirklichen Wert in der Hand zu halten, wiſſen, was das Ideal iſt.

Gerechtigkeit nennt man diejenige Eigenſchaft des Menſchen, welche ihn veranlaßt, ſelbſt zu tun, was Recht iſt, und — dieſe Seite der Sache wird leicht vergeſſen — nicht zu leiden, daß Unrecht getan werde. Allein als die Carolina galt, war das Recht ein anderes als in den Tagen des Cocceji, des Svarez: in unſeren Tagen iſt es ein anderes, als es noch vor zwanzig Jahren war. Daraus folgt, daß auch die Gerechtigkeit von Zeit zu Zeit anders ausſieht.

Was dem Chineſen als ſchön gilt, weicht erheblich von dem ab, was wir ſchön nennen: und ſelbſt unter demjenigen Volke, welchem vor anderen das Gefühl für das Schöne eigen geweſen ſein ſoll, dem der Griechen, würden die Geſinnungsgenoſſen des Phidias und des Praxiteles die Künſtler nicht gelobt haben, welche den Apollo des Belvedere, welche den Laokoon gemacht.

Die Anwendung dieſer Sätze auf den Idealismus ergibt, daß der Idealismus nicht zu faſſen iſt als Anhänglichkeit an das, ſondern als Anhänglichkeit an ein Ideal.

Sind wir dadurch dahin gelangt, die Vielheit der Ideale als denkbar und vielleicht ſogar als vorhanden anzuerkennen, ſo folgt mit Notwendigkeit weiter, daß es viele Idealismen gibt. Es wäre dann aber, ehe man über Mangel an Idealismus ſich aufregte, erforderlich, ſich darüber zu entſcheiden, welches das wahre Ideal wäre, denn nur durch dieſe Entſcheidung kämen wir zu der Einſicht, was der wahre Idealismus iſt: daß der falſche Idealismus fehlte, wäre ja kein Schaden. Dabei iſt immer ſchon wieder etwas ſtillſchweigend angenommen: daß nur ein einziges wahres Ideal exiſtiert: denn möglich wäre auch, daß die

Vielheit der Ideale, alſo die Vielheit der Idealismen, ein von Gott Gewolltes ſei. Wie es ſich damit verhält, wird am Ende dieſes Aufſatzes deutlich geworden ſein: hier nur die Bemerkung, daß der Punkt doch vielleicht nicht im Rechte wäre, wenn er der Linie vorwürfe, eine Dimenſion, wenn er der Fläche vorwürfe, zwei, dem Körper vorwürfe, gar drei Dimenſionen zuviel zu beſitzen, daß der Körper Grund hätte, ſich reicher zu fühlen als das Nichts Punkt, aus deſſen irgendwelcher Bewegung ſein Großvater und Vater und ſchließlich er ſelbſt hervorgegangen iſt: daß aber der Körper wiederum gar keinen Grund hätte, dem Punkte die Berechtigung zur Exiſtenz zu beſtreiten, da er ſelbſt am letzten Ende dem bewegten Punkte oder dem Punkte und der Bewegung ſein eigenes Daſein dankt.

Wer klagt nun darüber, daß unſerer Jugend der Idealismus fehle? Einmal die, welche die Ideale derjenigen Periode, in welcher ſie ſelbſt ſich entwickelt haben, von ihren Söhnen und Enkeln nicht verehrt oder nicht lebhaft genug verehrt finden: weiter einige von denen, welche, in einer kommenden oder nicht kommenden Zukunft lebend, die Gedanken der Zukunft, obwohl dieſe von der Menge doch heuer gar nicht gedacht werden können, ſchon heuer als Gemeingut der Nation anerkannt wünſchen.

Wie Unrecht haben beide!

Der 1866 geborene Deutſche kann und darf nicht empfinden wie der, welcher 1815 oder 1820 oder 1830 zur Welt gekommen iſt. Wären die Deutſchen 1830 auf der Stufe angelangt geweſen, auf welcher ſie ſtehenbleiben ſollen, nun gut: ſo hätte, wer alles im Jahre 1830 die Herzen Bewegende noch heute warm und als ein ſeinem geiſtigen Leben Genügendes empfände, die Befugnis, jeden zu tadeln, der nicht ſeinesgleichen wäre, nicht ſeinerlei Empfindungen hegte, nicht ſeinerlei Träume ſpänne. Aber, mein würdiger Greis, ſind denn die Ideale deiner Jugend noch jetzt die deinen? oder haſt du hinzugefügt, hier ein Stück, da ein Stück? haſt du fallen laſſen, hier etwas, da etwas? und nennſt du Ideal deiner Jugend dein Ideal nur darum, weil du, wie alle Menſchen das tun, in der Jugend gelernt haſt, was Ideal iſt? Wenn aber das nicht, was ſchiltſt du die Nachgeborenen, daß ſie nicht mögen, was im Ernſte auch du nicht magſt? daß ſie mehr verlangen, als du 1830 verlangteſt, wie du ſelbſt jetzt in aller Stille mehr verlangſt? wie wagſt du zu behaupten, daß die heute dem Daſein ausgeſetzte Jugend ein Ideal nicht habe, weil ſie dasjenige Ideal nicht hat, welchem du ſelbſt nicht mehr folgſt, ſondern welchem zu folgen du dir nur einbildeſt?

Und, mein Beſter, du ſcheinſt mir dein Ideal nur zum Prunken oder faſt nur zum Prunken zu beſitzen. Was hilft, ein Ziel als das Endziel alles Menſchenlebens feiern und niemanden zu ihm hin führen? Dein Ideal iſt ein wertloſes, weil es nicht einmal dich mehr begeiſtert, alter Mann, der du durchaus nicht den Eindruck machſt, die auf der ſtaubigen Straße ziehenden Wanderer durch Wink und Anruf und Wort zu dem Orte leiten zu wollen, an welchem es gut ſein iſt.

Diejenigen, welche imſtande ſind, ſchon jetzt die Gedanken der Zukunft zu denken, klagen nicht, daß die Jugend unideal ſei. Es mag Leute geben, welche ſich einen Stachelbeerſtrauch vorzuſtellen vermögen und zu beſitzen wünſchen, welcher Kokosnüſſe oder Ziegenlämmer trägt: ſolchen wäre alles zuzutrauen, auch die unbilligſte Klage. Es gibt aber gewiß Leute, welche aus dem Keime die Pflanze ahnen können. Mehr noch, es gibt Leute, welche ſelbſt Wurzeln der Zukunft ſind, nicht über eine möglichſt gute, aber mit ihnen nicht zuſammenhängende Welt träumen. Dieſe wahren Idealiſten ſind geduldig: ſie ſchelten nicht, ſie warten. Frage das Weizenkorn, woher es die Kraft nimmt, eine Ähre zu werden: es weiß es nicht. Mute ihm zu, zur Eiche zu erwachſen: es gehorcht dir nicht. Es wächſt, und ſeine innere, in ihm verborgene Geſtalt entfaltet ſich zur äußeren Geſtalt, welche jeder ſieht und jeder als die allein mögliche, weil als die wahre, weil als die vorgeſehene, anerkennt: dieſe Geſtalt erkennen ſchließlich ſogar diejenigen an, welche eigentlich etwas ganz anderes gewachſen haben wollten. Unſer Vaterland, jedes Vaterland iſt da, wo ſeine Zukunft iſt. Die Zukunft aber kommt: durch uns kommt ſie, aus uns kommt ſie, und ſie tut dies, weil ſie in dem Weltenplane Gottes vorgeſehen iſt. Unſer Genie iſt die Geduld und die Kraft zu leben. Wir klagen nicht.

Wo unſere Jugend nur von ferne Zukunft in der Gegenwart ahnt, da dient ſie dieſer Zukunft. Sie dient unſichtbaren, ungreifbaren, unerweisbaren Mächten: ſie glaubt, ſie hat ein Ideal. Tauſende von Jünglingen ſind 1870 in den Krieg gezogen, mit leuchtenden Augen, mit flammenden Herzen, von Vater und Mutter, von Geſchwiſtern und der Hoffnung eigenen Herdes weggezogen, und diejenigen, welche nicht mitgekonnt haben in den grauſigen Tod, in den ſchönen Tod, die haben im ſtillen ihre bitteren Tränen geweint, daß ſie zu Hauſe bleiben mußten. Was für Opfer bringt auch ſchon der junge Gelehrte: wie viele Entſagungen legt er ſich auf: wie ſetzt er Leben und Geſundheit ein, um Wahrheit zu finden, Wahrheit, die leuchte, Wahrheit, die nütze! Das Gewiſſen der Jugend, wie haarſcharf wägt es Ehre und Schande, Fehler gegen Laſter: wie will dieſe Jugend durchaus wahrhaftig, ehrlich, echt ſein, auch da, wo es ihr Vorteil wäre zu lügen, zu heucheln, zu ſcheinen!

Es kann auch gar nicht anders ſein. Das Weſen des Menſchen beſteht darin, ideal zu empfinden: nur dadurch, daß er dies tut, unterſcheidet er ſich vom Tiere. Unſere öffentliche Meinung iſt nur zu unduldſam: ſie will das, was ſie nicht ſowohl ſelbſt als Ideal beſitzt, als vielmehr als Ideal zu rühmen für geboten hält, als das einzige denkbare Ideal anerkannt wiſſen: ſie überlegt nicht, daß Idealismus überall da vorhanden iſt, wo der Menſch aus innerem Bedürfniſſe wider ſeinen eigenen Vorteil, wider ſeine Bequemlichkeit, wider die ihn umgebende Welt handelt. Und weiter bedenkt dieſe öffentliche Meinung nicht, daß Idealismus nicht ein Zuſtand, ſondern eine Fähigkeit iſt, eine Fähigkeit, welche dem Menſchen niemals und nirgends verlorengeht: dieſe Fähigkeit wird aber zur

Wirklichkeit nur durch das Ideal selbst. Dies muß erscheinen, es muß erkennbar sein: sowie es das ist, gibt es auch sofort Idealisten: die Eigenschaft des Idealisten, durch welche, den Zustand, in welchem er Idealist ist, schlage ich vor, Idealität zu nennen.

II.

Ist also die Klage, welche ich jetzt genauer formuliere, als sie gewöhnlich formuliert wird, ganz oder bis zu einem gewissen Grade begründet, daß es unserer Jugend an Idealität (nicht an Idealismus) fehle, so ist durch diese Klage ausgesprochen, daß es unserer Zeit an Idealen mangle.

Und an diesen mangelt es ihr in der Tat.

Erstens mangelt es ihr an Idealen, weil sie zu viele Ideale hat und darum das eine durch das andere unmöglich gemacht wird.

Ihr habt einen Kehricht von Idealen zusammengefegt, und ihr mutet der Jugend zu, wie ein Lumpensammler in diesem Kehricht nach dem zu suchen, was sie brauchen kann. **Fritto misto** ist allerdings ein rasch fertiges Gericht: was Giacomo und Jean und Bob und Michel gestern übrig gelassen, die Reste der Vergangenheit von allen Tellern zusammengekratzt und aus allen nicht leer gegessenen Töpfen zusammengeschüttet, das ist bald für heute in eine Form gebracht, welche durch ihre Neuheit den Unwissenden darüber täuscht, daß ihr Inhalt nur der Ablehnung würdig ist. Sprecht heute das Wort, das heute gesprochen werden muß: sprecht nicht heute, was man gestern gehört, befolgt und dadurch beseitigt hat. Das achtzehnte, siebenzehnte, sechzehnte Jahrhundert mögen wunderschöne Jahrhunderte gewesen, und vor ihnen werden auch schon Zeiten über die Erde gezogen sein, in denen die Sonne schien, Quellen sprangen, das Meer glänzte, Bäume blühten und Frucht trugen und Menschen gut waren und gut handelten. Aber alle diese Zeiten sind vergangen: was in ihnen nicht vergangen ist, sind wir, ihrer aller Söhne, aus ihnen hervorgewachsen, aber unweigerlich von ihnen fortwachsend, Männer mit eigenen Herzen und eigenen Zielen. Das Ideal läßt sich nicht inventarisieren. Das Ideal liegt in demjenigen Menschen, der das heute ist, was er heute sein soll. Der auf der Höhe seiner Aufgabe stehende Mensch ist der Erbe, der Inbegriff, die reife Frucht dessen, was vor ihm war, und darum der Ahne, die Wurzel der Zukunft, und darum, weil er Erbe und Ahne zu gleicher Zeit ist, ist er ein Ideal. Abstrakte Ideale gibt es nicht.

Ihr, die ihr klagt, der Jugend fehle der Idealismus, seid sehr ungerecht, gerade das der Jugend vorzuenthalten, was allein ihren Idealismus zur Tat und Wahrheit werden lassen kann, den Sohn Gottes, den Idealmenschen. Es soll Menschwerdungen Gottes so viele geben, wie es Menschen gibt, und ihr habt, die einen diesen, die anderen jenen Menschen ausgesucht, den ihr als **Non plus ultra** von ganzer oder halber oder sonst wie geteilter Gottmenschlichkeit anpreist, und

nach dieſem wünſcht ihr unſere Jugend zu modeln. Schablonen verkauft ihr: ihr unterlaſſet, die Probe auf eurer Forderungen Durchführbarkeit zu machen, denn ihr unterlaſſet, ſelbſt Gottmenſchen irgendwelcher, auch nur eurer Art zu ſein. Die Ideale der Jugend ſind aber zunächſt Männer, aus denen eine Idee leuchtet und kämpft.

Ihr habt nicht einmal durch diejenige Idealität, welche euch vielleicht bekannt und geläufig iſt, über das Weſen der Idealität überhaupt euch einen Aufſchluß zu verſchaffen gewußt. Die Redensart wird oft gebraucht, ein Mädchen ſehe in einem Manne, ein Mann in einem Mädchen ſein Ideal. Vortrefflich: die Sprache lügt nicht. Aber dann iſt das Ideal, wie ich eben ausführte, eine Menſchwerdung. Dann iſt es für jedes Ehepaar einzig in ſeiner Art. Dann iſt es ausſchließend. Dann iſt ſein Quell die unbedingte Wahrhaftigkeit. Denn wodurch iſt die Ehe — auf eine Ehe laufen ja jene Idealverhältniſſe hinaus, falls ſie etwas taugen — wodurch iſt die Ehe die Wurzel der Geſchichte? Dadurch, daß in ihr zwei Menſchen unbedingt wahr gegeneinander ſind: ſie ſind gezwungen, es zu ſein, denn jeder Gedanke, jedes Gefühl, jede Regung des einen iſt dem andern auch ohne deutendes Wort bekannt, wird als Äußerung des Weſens betrachtet, dient als Anlaß zur Erfüllung einer Pflicht. Wodurch wirkt die Ehe? Dadurch, daß ſie ein ausſchließendes Verhältnis iſt und darum den Ernſt der Verbannung in ſich trägt, welcher als das ſicherſte Zeichen der einzigartigſten Ausſchließlichkeit gelten darf: Eheleute gehören nur einander. Wodurch iſt die Ehe einzig in ihrer Art? Dadurch, daß ſie als Träger von Idealen Individuen zuſammenbringt, wie ſie ſo wie ſie ſind, kein anderes Mal ſich finden: Individuen, welche von vornherein nur einmal exiſtieren und welche danach durch ihre gemeinſame Geſchichte jeden Tag origineller werden, welche nur als **suissimi generis** Eltern eines **genus**, einer **gens**, ſogar einer Nation werden können.

Was von dieſem allen hat das Ideal unſerer Alten an ſich? Es iſt nicht ehehaft, dieſes Ideal, und darum iſt es kein Ideal. Nicht umſonſt iſt das Verhältnis Iſraels zu Jahwe, der Gemeinde zu Chriſtus, das Verhältnis der minnenden Seele zu Gott von Iſraeliten, Chriſten, Perſern unter dem Bilde einer Ehe betrachtet und empfunden worden.

Was unternehmen unſere Alten, wenn ſie ein unvermitteltes, unerklärtes, auf ihrem Standpunkte unerklärbares Nebeneinander des jüdiſchen, griechiſchen, römiſchen, deutſchen, romantiſchen Ideals empfehlen?

Gutſchmecker vermögen ein Eſſen zu komponieren, bei welchem ein Gericht das andere ergänzt und hebt: vor Jahren hat Jakob Moleſchott nachgewieſen, daß lange, ehe die Geſetze der Ernährung bekannt waren, der Inſtinkt die Menſchen dahin gebracht hat, zuſammen zu verzehren, was die dem Magen nötigen Stoffe erſt in der Verbindung bietet. So könnte auch Ideal neben Ideal aufgetragen werden, aber nur von einem Sachverſtändigen der Idealität. Die Menge kann es hier nicht bringen.

Unſere Jugend lehnt, ohne zu wiſſen warum, euer Ideal ab, weil es ihr zu buntſcheckig iſt und darum unſchön vorkommt. Eines nach dem andern, eines als die von Gott geordnete Entwicklung des andern, und am letzten Ende, wenn eines die Vorſtufe des andern, doch keines von den geweſenen allen, ſondern das letzte, neueſte unſer Ideal: die Tür zum Tempel, der Tempel vielleicht, vielleicht ſogar das Allerheiligſte des Tempels, nicht die Treppe, welche zur Tür und zu dem, was hinter der Tür folgt, führen ſollte und führt.

III.

Das Bild von der Treppe mag den Übergang zum letzten Abſchnitte meiner Auseinanderſetzung liefern. Ich verſuchte zu zeigen, daß die Idee des Gottmenſchen wie die Idee des Reiches Gottes denen fehlt, welche an unſerer Jugend die Idealität vermiſſen; ich will jetzt noch zeigen, daß die an das Reich Gottes Glaubenden ein poſitives Ideal als Ende aller Entwickelung kennen, und daß auch dies Ideal unſern Klagenden nicht geläufig iſt.

Das Ideal iſt der Operationsplan für die gerade fälligen Pflichten. Dieſe Pflichten zu erkennen, ſind wir vorbereitet durch die früheren Epochen unſerer Geſchichte: aber mit dem Erkennen iſt es nicht genug. Pflichten ſind nicht dazu da, gewußt, ſondern dazu da, getan zu werden. Pflicht aber wird allemal im Gegenſatze zu irgend etwas getan: ſie iſt ein Kampf. Gegen uns, gegen die Welt neben uns, gegen die Reſte der Welt unſerer Vorfahren. Wir dürfen es Rekruten — und die Jugend beſteht aus Rekruten — nicht verdenken, wenn ſie nur unter der Bedingung marſchieren, daß ſie ſiegen ſehen. Und bei uns ſieht die Jugend nicht einmal kämpfen.

Es iſt bei uns nicht erkannt, daß das Ideal nicht aus Büchern, ſondern in Perſonen erfaßt wird, aus Büchern nur, ſofern dieſe inſpiriert, das heißt der Ausdruck einer Perſönlichkeit ſind. Es iſt bei uns nicht erkannt, daß das Ideal nicht ein Nebeneinander verſchiedener mehr oder weniger netter oder gar notwendiger Dinge, ſondern ein Syſtem, ein Reich von Idealen iſt. Es iſt drittens auch nicht erkannt, daß das Ideal nicht dazu da iſt, ſchön gefunden zu werden, ſondern dazu da, die Welt zu überwinden, das heißt die Menſchheit zu erlöſen.

Marſchiert nur einmal gegen die Vielerleiheit der Ideale, die ſich untereinander auffreſſen möchten und nur aus Haß, Selbſtſucht und dem Inſtinkte ihres eigenen Unwerts heraus Toleranz üben: was gilt es, ihr werdet Soldaten, das heißt Idealiſten, genug haben. Aber der Krieg muß da ſein, die Fahnen müſſen wehen, die Trompeten geblaſen werden. Ihr Alten ſucht für ein abſtraktes Ideal Bediente, denen ihr eine Livree oder den ſchwarzen Kammerdienerfrack mit weißer Halsbinde und baumwollenen Handſchuhen verheißt. Dafür kommt die Jugend nicht. Sie will Krieg für ein konkretes Ideal führen, ſie will Gefahr, Wagnis, Wunden, Tod, will nicht das Einerlei wiederkäuen, das ihre Großväter bereits

gekaut haben. Die Jugend beſteht aus Perſonen und will Perſönliches, die Jugend wird die Zukunft erleben, deshalb kann ſie nur von der Zukunft leben.

Ich klage nicht, daß unſerer Jugend Idealität mangele: ich klage an: die Männer, vor allem die Staatsmänner klage ich an, welche der Jugend die Ideale nicht bieten, an denen allein der überall vorhandene Idealismus der Jugend zur Idealität zu werden vermag.

Habe ich Recht mit dem Glauben, daß das Ideal als Programm der Pflichten von Jahr zu Jahr wechſelt, weil unſere Pflichten eine nach der anderen erledigt werden und nach der Erledigung der einen jedesmal ſofort eine andere ſich meldet, ſo kann ein Staat nicht ſeine Geltung behalten, der das Bleibende, den status quo, in einer Weiſe betont, daß er dem Zukünftigen, dem Werdenden, nicht gerecht werden kann.

Habe ich Recht mit dem Glauben, daß das Ideal nicht die Inventariſierung der Träume, Gedanken, Erwerbungen der Vergangenheit iſt, ſondern das auf der Vergangenheit erwachſene wahre, der Zukunft, der Ewigkeit zuſtrebende Leben der Gegenwart, niemals eine Summe, ſondern ſtets ein Quotient, ſo muß ich den Schaden der Zeit darin ſuchen, daß das Nebeneinander von Reſten der Arbeit alter Tage — deren jeder doch ſeine eigene, jetzt abgetane Aufgabe gehabt hat — für uns nichts iſt als Schutt, welcher uns am Fortſchreiten hindert, oft geradezu zum Straucheln oder Fallen bringt.

In Deutſchland gehen die Klagen wie eine Epidemie um. Der Reichskanzler hat einmal im Reichstage vorwurfsvoll gefragt, ob ſchon jemals jemand einen zufriedenen Deutſchen geſehen habe. Ich hoffe, es wird niemals jemand einen zufriedenen Deutſchen ſehen. Daß wir klagen, iſt der ſicherſte Erweis, daß wir leben, wenn anders Leben darin beſteht, aus Unzufriedenheit mit der Gegenwart in die Zukunft hineinzuwachſen. Fauſt verfällt dem Teufel nur dann, wenn er zum Augenblicke ſagt: Verweile doch, du biſt ſo ſchön. Unzufriedenheit iſt der erſte Schritt zum Streben, und wer immer — das heißt jeder, der — ſtrebend ſich bemüht, der iſt nicht erlöſt, den können wir, die himmliſchen Mächte, erlöſen.

Alle Welt weiß, daß das älteſte Geſchlecht in nicht geringem Grade mit der Jugend unzufrieden iſt: ich habe, obwohl mir Haar und Bart weiß ſind, in dieſem Aufſatze der Jugend zum Worte gegen die Alten verholfen, zu einem Worte, welches die Jugend weder hätte finden können, noch, falls ſie es ja gefunden, hätte ausſprechen dürfen. So iſt die Unzufriedenheit allgemein. Die Luft drückt: bald wird der Wind ſtoßen, der Staub wirbeln, das Gewitter grollen, und nach ihm wird der ruhig ſtrömende Regen kommen, welcher Fluren und Wälder und Herzen erquicken ſoll.

Und es bleibt bei der Bitte: Unſer Brot für morgen gib uns heute: gib uns die dereinſtigen Beſitzens in Freuden ſichere, ehrfürchtige Hoffnung auf eines neuen, noch nie dageweſenen Tages Licht und Arbeit.

Die
deutsche
Zukunft

Vaterland

Ernſt Moritz Arndt

Himmel und Erde iſt unſer größtes Vaterland, unſer großes Europa, unſer kleines Deutſchland. Wer ſein Kleines nicht liebt und verteidigt, iſt des Großen und Größeren nicht wert und wird es nimmer gewinnen. Wir waren Menſchen, ehe wir Bürger wurden; aber was für Menſchen? Wir wollen durch die Bürgerſchaft zur höheren Menſchlichkeit; darum müſſen wir unſer Volk und unſer Vaterland lieben.

Wir ſind Deutſche, wir bewohnen ein ſchönes, großes, reiches Land, ein Land hoher Erinnerungen, unſterblicher Taten, unvergeßlicher Verdienſte um die Welt alter und neuer Zeit. Wir ſind der Nabel der europäiſchen Erde, der Mittelpunkt des Norden und des Süden. Ihr wißt, die Griechen ſetzen ihr Delphi in den Mittelpunkt. Wo iſt unſer Phöbus, der ſein Heiligtum vor dem wilden Getümmel des Krieges und dem ſchlimmeren Geſchrei des Pöbels ſchirme? Wo ſind unſere Orakel und Weisſagungen? Dreifüße und Prieſter genug; aber der letzte heilige Krieg ſcheint ausgebrochen, man ſcheut keine Heiligtümer mehr. Aber unſer iſt es, Fremden zu zeigen, daß wir Heiligtümer tragen, unſer, ſie zu verteidigen: der Gott erſcheint nur, wo Menſchen ſind. Die Streiter und Rächer werden kommen; dies ſei das jüngſte Orakel.

Geiſt der Zeit

Ernſt Moritz Arndt

Wahrheit und Verſöhnung

Wir haben eine traurige Welt, wir haben ſchreckliche Bilder geſehen; aber dies alles ſind nur Schatten und Zeichen, des Lebens Geheimnis und Deutung liegt tief im Grunde, den Augen unſichtbar, nur mit dem Gemüte begreiflich. Schlimm und verworren iſt das Zeitalter, aber verworrene und ſchlimme Epochen ſind geweſen, doch iſt die Welt beſtanden, und ſüße und ſchimmernde Blüten der Schönheit und Menſchlichkeit ſind nach Vulkanen und Donnerwettern aufgegangen. Wie ſollte auch das Menſchengeſchlecht beſtehen in ſolchem Unheil und in ſolcher Angſt, wenn nicht innerſt im Leben hoch über allem Schein die unendliche Liebe und Wahrheit wohnte und unſichtbar zuſammenhielte, was ſcheinbar auseinanderfällt? Wie ſollte hier oben, wenn Unrecht und Gewalt laut und

frech gebieten, der letzte Rest von Zucht, der letzte Schimmer von Hoffnung das Menschengeschlecht noch zügeln und erquicken, wenn der Glaube an ein unsichtbares und ewiges, göttliches Leben nicht unvertilgbar wäre? Ja der Mensch glaubt an die Ewigkeit und Weisheit der Natur, an einen heiligen Geist in ihr, an den Unsichtbaren und Allwaltenden; so richtet er sich aus dem Grausen und den Ruinen empor. Nicht zwecklos und zufällig fährt eine große und schreckliche Naturkraft dahin, die Vorsehung muß einen Zweck, eine Arbeit für sie haben. Warum gab sie uns anderen sonst die Furcht und das Erstaunen, den Gehorsam, der wider Willen den Gewaltigen dienen und ihr Werk befördern muß? Die Kraft, die Homer und Newton zeugte, die den Weinstock auf Hügeln und den Weizen in den Tälern wachsen läßt, hat auch Neronen und Attilas geboren und begräbt in Erdbeben Städte und Inseln.

Aber auch wir sind ein Teil Gottes, spricht der Apostel, uns ward das Herz voll Lust und Mut, die lichte, gewölbte Stirn voll göttlichen Verstandes gegeben, ewig in der Natur erschaffen wie ihre äußeren Bilder und Scheine, das mannigfaltige Spiel des Lebens; wir gehören dem All der Dinge an, glücklicher und weiser, je frömmer und einfältiger wir ihm gehorchen, aber in dem Spiel seines Scheinlebens stehen wir frei und göttlich in Selbstkraft und Selbstgefühl und sollen durch sie spielen und kämpfen. Nach ewigen Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit, deren Quelle tiefer rinnt als das sterbliche Wort, sollen wir die Welt richten und halten. Hinweg also mit der neuen Hexenlehre, hinweg mit dem niedrigen Fatalismus, die uns zurufen: Der Starke soll herrschen, und der Schwache soll dienen! Eine höhere Stimme ruft: Der Gerechte soll herrschen, und der Freie wird gehorchen. Die Guten sollen kämpfen gegen den Teufel, die Schwachen gegen den Starken, der nicht als ein Herrscher der Wahrheit kommt. Die Natur aus ihrer geheimen Fülle schuf die erhabne Kraft nicht, damit wir uns vor ihr wie vor Götzen niederwerfen und sklavisch dienen. Nein, wo das Böse erscheint, und sei es mit Lucifers betrügendem Engelslicht, da erscheint die wilde Kraft, die das Göttliche selbst zerstören möchte, wenn sie könnte, und das heilige Orakel der Menschenbrust tönt: Kämpfe und ringe gegen dieses bis in den Tod!..

Und ihr Völker? Mußten darum so viele eins sein, damit das allgemeine Schlechte in der großen Masse nicht erscheine? Leere Täuschung! Auch an dem Schneescheitel des Riesen Montblanc sieht man die schwarzen Felsen durchscheinen. Mußten darum so viele eins sein, damit der einzelne nichts sei? So war es nicht im Anfang, so sollte es nicht sein, als Völker und Staaten wurden. Nein, damit durch Sicherheit und Gesetz würde, was der einzelne nicht schaffen und erhalten konnte, damit das Edelste und Größte, was der einzelne dachte und empfand, durch Begeisterung vieler als Tat und Werk aufgehen könnte, damit große Kräfte, große Tugenden vieler herrlicher und göttlicher erscheinen, damit das Gesetz des Allgemeinen, Schönheit und Gerechtigkeit, als die leuchtende Sonne der Menschheit aufginge, darum sind Staaten gestiftet. Bürger, der du in einem

Ganzen stehst, fühle zuerst den Menschen; was ihn erniedrigt, erniedrigt den Staat; der Mut, die Kraft, die Tugend, wodurch der einzelne herrlich ist, verherrlicht auch das Volk. Aber so sind wir, wessen der einzelne sich schämt, des schämt er sich in dem Volke nicht, was der einzelne nicht ohne Rache dulden darf, duldet knechtisch das Volk, was den einzelnen mit Schande brandmarkt, ist im ganzen Volke nur Unglück oder Torheit. Dies ist es, ihr Europäer, alles ist in den dicken Leib der Masse gefahren und meint, daß das Schändliche sich darin vor Schande retten könne, man hat den Sinn, die Freiheit, die Tugend des einzelnen verachtet, man hat das Tote als Maschine des Staats über den Menschen gestellt, — der Mensch ist verschwunden, und der elende Bürger kann die Maschine nicht bewegen. So steht ihr verzagt und verzweifelt. Was rettet euch vom Verderben? Völker, glaubt für den Menschen und Bürger ein Gesetz, und straft seine Übertretung an euch und an andern! Fürsten, lernt die erhabne Geduld der Wahrheit wieder, und freie, gerechte Männer, fertig in Rat und Tat, mit dem Schwert und mit der Wage werden sich um eure wankenden Throne versammeln. Wenn jeder einzelne sich herrlich fühlt, das Volk würdig, das Gesetz heilig, das Vaterland unsterblich, die Fürsten edel, — dann fürchtet euch nicht, die Welt ist gerettet. Hundert solche sind Zehntausenden gleich.

Ich schaue umher und suche, denn von allen vier Winden her betäuben mich die ewigen Klänge Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Ich will sie sehen, aber ich fürchte sie nicht zu finden, denn das Gute, was wirklich ist, pflegt nicht so auf den Gassen zu klingen. Wo ist die Gerechtigkeit dieser Zeit? Hundert Bilder sind vorher vorübergegangen und haben sie gezeigt. Wo ist die Humanität? Ich habe oben gesagt, was sie sein soll. Es ist eine alte Klage und Sage nicht bloß bei den Poeten, daß die Gerechtigkeit, die heiligste Tochter der Himmlischen, in der frühesten Zeit dem irdischen Lärm und Blutvergießen entwich; sie sitzt seitdem am ewigen Stuhl des Zeus, hält ihm das Zepter und richtet mit mildem Sinn die Völker und Könige auf Erden. Aber verschwunden war sie den Irdischen nicht, sie trugen ihr heiliges Bild als des Erhabensten was je erschienen war, unauslöschlich in der Brust; aber Betörung und Schwächung haben gegengewirkt; sie fühlen, was sie sollten, und tun und leiden kümmerlich, was sie müssen. Und die Menschlichkeit? Sie war dem Sinn der alten Welt fremd, die neue hat sie geboren, ach, nur im faulen Verstande, nicht in rüstiger Tat. Gerechtigkeit ist die allwirkende und ordnende, Humanität die allduldende und allbildende; nur vereint können beide die jetzige Menschheit vollenden. Wie spielt man mit ihnen betört und betörend! Greuel, welche die Welt verderben, liegen offen da, Völker rächen sich nicht durch das Schwert, nicht durch das schneidende Wort, deswegen dürfen Zerstörer und Tyrannen sie tun; sie fahren hin ohne Gegengewicht und zertrümmern. Die Bösen wissen, was sie tun... Und eure Menschlichkeit? Gerecht sei der Mensch, stolz und göttlich denkend von seinem Geschlecht; dann erst kann er menschlich sein und mit dem milden Sinn des Christentums die ver-

dorbene Welt ſtrafen und aufrichten, das Tote aus den Gräbern erwecken, die ſchlafende Kraft aus den Brüſten, dann darf er die Schuld mit den weichen Armen himmliſchen Mitleids umſchlingen und das Elend durch Schönheit mit dem Leben verſöhnen. Leichte, liebenswürdige Göttin, du lebſt in dem Auge und Herzen der Guten, die freundliche, ſpielende, welche das ſtarke und tapfre Geſchlecht nach den Mühen der Tugend mit Blumen bekränzt und durch Bilder und Träume über den Staub emporſpielt. Du biſt nicht auf Erden, du biſt der Gerechtigkeit ewige Geſellin. Was man ausruft von Kanzeln und Thronen, auf Schlachtfeldern und Jahrmärkten mit deinem Namen, iſt eine Gauklerin mit deiner Maske; ſo ſiehſt du nicht aus. Nur der Tapfre darf die Schönheit beſitzen. Was ſollen dieſe trägen, eitlen, knechtiſchen Geſellen mit dir, unter deren ſchlaffen Händen und weichen Herzen alles mürb und geſtaltlos wird? Afferei treiben ſie mit dem Heiligen, zur Mode erniedrigen ſie die Kunſt, zur Weinerlichkeit das Mitleid, und die lahmen und jämmerlichen Geſtalten, die aus ſolcher Erbärmlichkeit hervorgehen, laſſen ſie durch ihre Humanität und Bildung werden und ſchelten die Tüchtigkeit und Wahrheit der Väter Unhuld und Barbarei. Damit alle ihre Jämmerlichkeit ungeſtoßen und ungeſchlagen durchgehe, damit ihre Ziererei für Empfindung, ihre Eitelkeit für Bildung, ihre Weichlichkeit für Zartheit, damit ihr ganzes hohles und leeres Schattenleben doch für etwas Wirkliches gelte, dazu haben ſie die Äffin, die ſie mit ihrem Namen nennen und anbeten. Hinweg mit ihr! Es iſt keine Menſchlichkeit, dieſe zu dulden, es gibt keine für das Unrechte und Böſe, es gibt keine für die Halblügen und Halbwahrheiten, womit ein ausgeartetes Menſchengeſchlecht ſpielt.

Und wie iſt die Menſchenwürdigung? Ach, die ſchlechteſte. Man verſteckt ſich auch hier hinter dem dicken Leib der Welt und meint Wunder, was geworden ſei, ſeitdem durch den Geiſt alles zur Einheit und Möglichkeit, Maſchine zu ſein und Maſchinerie zu verſtehen, hingebracht iſt. „Jetzt erſt ſind weiſe, menſchenbildende Staaten, wo alle Kräfte aufeinander wirken, alle Strebungen ineinander greifen, alles eines Ziels und einer Kunſt iſt.“ Aber iſt in dem Gerüſt Kraft, iſt hohe Einheit in duldender Erbärmlichkeit? Iſt das, ſo iſt freilich dieſe Menſchheit herrlicher als die vergangenen. Zeigt mir die Herrlichkeiten eures Staats, zeigt mir das Glück und die Bildung eurer Bürger, zeigt mir die feſte Ewigkeit eurer klugen Maſchinen. Ihr ſtaunt, daß man nach dem fragt, was iſt? Ich ſage euch dann, was iſt. Die Majeſtät, das ſtolze Vertrauen des einzelnen iſt dahin, das kühnſtille Wirken einer edlen Natur iſt durch tauſend Bande des Staates ſeit der Wiege gefeſſelt, die Kunſtgerüſte, welche die Menſchen dumm, feig und ſchwach gemacht, halten nicht mehr und fallen zuſammen, und die Armen, nachdem ihr Kerker zerſtört iſt, wiſſen in der friſchen, freien Welt nicht zu ſtehen, zu gehen, zu finden, die meiſten gaffen verwundert, viele trauernd. Doch nur in der toten faulen Maſſe haben ſie ſich bis jetzt gefühlt, ſie treiben ſich darin auch noch fort, und die Allgemeinheit der Vernichtung ſcheint dem einzelnen das Gefühl ſeiner

Schmach zu lindern. Wie das bröcklige Alte fällt, kommen Konſtitutionenſchmiede und Tyrannen nach und bearbeiten das Seelenloſe mit einem Übermut, der immer wächſt, weil er keinen Widerſtand findet. Hunderttauſende werden durch die Bauexperimente zerſchmettert, Hunderttauſende im wilden Treiben der Herrſchaft zerſtört. Was kümmert es dieſe? Jene ſollten ſelbſt einen Wert auf ſich ſetzen. Sind ſie kümmerlich und ſchlecht, kümmerlicher und ſchlechter wird der Geiſt ſein, ſie zu gebrauchen und zu beherrſchen.

Alles ſteht im Nichts, und alles ſtrebt und arbeitet zum Nichts hin. Es fällt und ſtürzt alles Alte, und die Zeit hat der Einreißer, der Zerſtörer, Probemacher, Verwirrer, Gaukler und Deſpoten die Menge geſandt, die Vernichtung zu beſchleunigen. Iſt die Stunde der Aufräumung und Zerſtörung ſo plötzlich gekommen? Muß der Schutt und die Verweſung durch Blut raſcher weggeſpült werden? Iſt das Geſchlecht in ſolche Nichtigkeit, Schwäche und Untauglichkeit verſunken, daß es ſchnell vergehen muß, damit eine freudigere kadmeiſche Nachkommenſchaft werde, die ſein jämmerliches Bild nicht mehr ſehen muß, um nicht daran verſteint und in der friſchen Weltſchöpfung aufgehalten zu werden? Sind wir rettungslos verdorben, unfähig hoher Phantaſie und erhabnen Gefühls, unfähig kühner Geduld, unfähig freien Gehorſams, unwürdig alles Glücks und aller Freiheit? Steht noch immer der alte Weltzirkel der Geſchichte, daß, wenn alles in Weichlichkeit, Unmännlichkeit, Überkünſtelung vergeht, Verjüngung durch Zerſtörung kommen muß? O ſo laßt uns verderben und die tiefe Weisheit anbeten, die wir nicht verſtehen! So brülle, Krieg, mit deinen tauſend Hälſen und ſtampfe mit den eiſernen Füßen Städte und Länder zu Brei! So ſchimmert, blutige Tyrannen, mit der Geißel und dem Schwert, und unerbittlich miſche der wütende Kampf das Gute und Schlechte, das Ganze und das Verweſete in einer Verwüſtung! Die Barbarei wird nachkommen, Armut wird nach dem Elend Freiheit und Gerechtigkeit gebären, und ausgeſtorbene Tugenden werden in das erfriſchte Mark der Welt fahren und herrſchen. Iſt das, ſo laßt uns verderben!

Aber weil dieſe Arbeiter auf Erden friſch ſind, unwiſſend, was ſie tun, laß uns in unſerem Himmel nicht faul ſein, wiſſend, was wir tun ſollen. Aus dieſem vollen Nichts, was jetzt iſt, kann nichts werden, wer darin ſtillſteht, kommt um, wer darin leben kann, iſt ein Sünder oder Tor. Der unendliche Geiſt iſt wach, nie hatte er dieſe Höhe erflogen. Aber er hat die Arbeit der Vernichtung gefördert, er iſt fertig. Bringt ihn aus dem Himmel herab und zeigt ihn in ganzer Glorie den Menſchen, daß ſie verſtummen, zittern und ſehen, worin ſie ſind. Durch ihn, den Unendlichen, kann dieſe Welt nur wieder verjüngt werden, die er zerſtört hat. Ihr Edleren und Weiſeren auf, auf mit Freude und Mut! Tut eure Pflicht und zeigt den Verzweifelten die Rettung und Erlöſung.

Tyrannen und Könige werden Staub, Pyramiden und Koloſſe zerbröckeln, Erdbeben und Vulkane, Feuer und Schwert tun ihr Amt, das Größte verſchwin-

det; nur eine Unſterbliche lebt ewig, die Wahrheit. Wahrheit und Freiheit ſind das reine Element des Lebens des göttlichen Menſchen, durch ſie iſt er, ohne ſie nichts. Iſt nicht alles Wahn, was wir ſehen und empfinden, treiben nicht die Beſten betört mit der betörten Zeit dahin, kann der treue Wille nicht verwunden, ſo hat das kühnſte Wort ſeine Verſöhnung. Ich liebe die Menſchen.

Deutſcher Glaube

Es iſt der Glaube der Edleren und Beſſeren, der die Erde in den Himmel erhebt und den Menſchen und das Volk durch die allmächtige Idee zu jeder kühnſten Tat und tapferſten Tugend kräftigt und ermutigt. Denn wenn ihr glaubet und bekennt, daß das Vaterland ein glorreiches, freies, unvergängliches Deutſchland ſein ſoll; wenn ihr glaubet und bekennet, daß die Deutſchen immer fromme, freie, tapfere und gerechte Männer ſein ſollen — ſo wird der Glaube die neue Zeit gebären, und unſere Enkel und Urenkel werden diejenigen als ihre Retter und Erhalter ſegnen, welche auch in den dunkelſten Tagen nicht verzweifelt haben, daß eine deutſche Morgenröte wieder aufgehen würde. Und wir haben nun die Morgenröte geſehen und wollten in den Nebeln der Frühe verzweifeln, daß die Sonne nicht durchdringen werde?

Deutſche Religion

Deutſches Volk! Für der Väter Torheit und Wahnſinn iſt genug gebüßt in früheren Tagen durch herrliche Opfer, durch lange Kriege, durch Millionen Leichen, durch verwüſtete Städte und Gefilde. Laßt euch nicht verführen, laßt nicht neu werden, was längſt vergeſſen und veraltet iſt. Bedenkt, daß wir alle Chriſten, daß wir alle Deutſche, daß wir Söhne der Germanen ſind, die am Rhein und an der Donau, am Pontus und am Nordmeer die Schmach der Welt an Römern rächten. Ein Volk zu ſein, ein Gefühl zu haben für eine Sache, mit dem blutigen Schwert der Rache zuſammenzulaufen, das iſt die Religion unſerer Zeit: Durch dieſen Glauben müßt ihr einträchtig und ſtark ſein, durch dieſen den Teufel und die Hölle überwinden. Laßt alle die kleinen Religionen und tut die große Pflicht der einzig höchſten, und hoch über dem Papſt und Luther vereinigt euch in ihr zu einem Glauben. Das iſt die höchſte Religion, zu ſiegen oder zu ſterben für Gerechtigkeit und Wahrheit, zu ſiegen oder zu ſterben für die heilige Sache der Menſchheit, die durch alle Tyrannei in Laſten und Schanden untergeht; das iſt die höchſte Religion, das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürſten, als Väter und Mütter, als Weiber und Kinder; das iſt die höchſte Religion, ſeinen Enkeln einen ehrlichen Namen, ein freies Land, einen ſtolzen Sinn zu hinterlaſſen; das iſt die höchſte Religion, mit dem teuer-

ſten Blute zu bewahren, was durch das teuerſte, freieſte Blut der Völker erworben ward. Dieſes heilige Kreuz der Welterlöſung, dieſe ewige Religion der Gemeinſchaft der Herrlichkeit, die auch Chriſtus gepredigt hat, macht zu eurem Banner und nach der Rache und Befreiung bringt unter grünen Eichen auf dem Altar des Vaterlandes dem ſchützenden Gotte die fröhlichen Opfer.

Deutſche Erziehung

Lernten unſere Knaben und Jünglinge von Jugend auf tüchtig deutſch leben wie die Fürſten weiland im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert und läſen unſere alten, tapferen Geſchichten und Chroniken und freuten ſich des Sanges und Klanges unſerer deutſchen Lieder und Heldenſagen als Heldenherzen und Volksherzen — denn Volksherz iſt Heldenherz — wahrlich, wir würden andere Männer erwachſen ſehen. Doch Gott, der uns ſo weit geholfen hat, wird ja auch hier Licht aufgehen laſſen aus der Finſternis, daß ſie endlich begreifen, was das Rechte iſt, und daß ſie nur durch deutſches Gemüt und deutſches Leben und deutſche Rede deutſche Menſchen beherrſchen können.

Erneuerung des Volkstums

Der iſt in dem rechten Himmel, worin Demut und das Gefühl unſerer irdiſchen Beſchränktheit und Bedürftigkeit wohnen ſoll, der auch das Geringſte erkennt und ehrt, wodurch redliche und treue Menſchen an dem Guten bauen, der auch das kleinſte Steinchen und Hölzchen würdigt, das ſie zum großen Tempelbau Gottes und des Vaterlandes herbeitragen. Denn in dem vielen Einzelnen beſteht das Ganze, in dem vielen Kleinen das Große. Nur die Geſinnung, womit der Menſch handelt, macht hienieden alles klein oder groß. Bei uns iſt das Eigentümliche im äußern Leben ſo verwiſcht, ſo mit fremden Farben übertüncht und überkleckſt, ſo mit fremden Weiſen und Geſtalten verkleidet und verlarvt, daß unſer inneres Leben, wie geiſtig und idealiſch es auch ſein mag, doch nie etwas Großeigentümliches, etwas in Freude und Schönheit der Geſtalt Echtdeutſches werden kann, bis dieſe fremdartige, welſche Gleißnerei und Ziererei aus unſern Weiſen und Sitten verbannt iſt. Wer alſo für deutſche Art, Sitte, Sprache, Tracht etwas Würdiges und Tüchtiges tut, erſcheine es einzeln auch noch ſo klein, ja wer nur dahin wirkt, daß das Welſche und Fremde allmählich als häßlich, albern und abgeſchmackt von uns erkannt wird, was es ja wirklich auch iſt, der tut etwas ſehr Löbliches und Verdienſtliches und ſoll ſich durch die vornehmen Wolkenlächler im Sonnenſcheinmantel nicht ſtören laſſen. Und würde durch alles dieſes Streben das Rechte und Zweckmäßige, kurz das, was mit einem Worte deutſch heißen dürfte, auch noch nicht gefunden, noch wirklich in das

Leben und Gemüt des Volks gebracht, ſo haben dieſe ſchon dadurch für das Beſſere und für die beſſere deutſche Zeit gewirkt, daß ſie die elende Jämmerlichkeit und Poſſierlichkeit aufdeckten und offenbarten, worin wir uns als Affen der Welſchen und Engländer ſolange vornehm gebrüſtet haben.

In vielen von uns iſt ein dunkles Gefühl erwacht, daß es für jedes Volk, das als Volk beſtehen und behandeln will, einen eigentümlichen Boden gebe, eine Grundkraft und Grundart, welche man Volkstümlichkeit und bei den Deutſchen alſo deutſche Art und deutſche Volkstümlichkeit oder mit einem kurzen Worte Deutſchheit nennen könnte. Von dieſer faſt vergeſſenen und lange verſchwiegenen Deutſchheit und von deutſcher Volkstümlichkeit und deutſcher Art und Sitte und Sprache hat man in unſern Tagen, wo Gott uns Sieg und Wiederaufrichtung verliehen hat, wieder angefangen zu reden und zu predigen und aus den verſchiedenſten Zungen und Herzen zu ſingen und zu klingen.

Ahnenſtolz

Stolz auf menſchliche Würde, ſtolz auf die blutigen Fehden und ſtilleren Arbeiten unſerer Väter, wodurch wir Licht und Finſternis unterſcheiden und vor und hinter uns ſehen können, ſtolz darauf, daß wir Europäer, daß wir Proteſtanten ſind, können und wollen wir Männlichkeit, Freiheit, Tapferkeit als Erbteil von unſern Altvordern behaupten und unſern Kindern und Enkeln überliefern.

Was uns eint

Das Große und Ganze, das, was euer deutſches Gemeingut und eure deutſche Gemeinehre iſt, das, wodurch ihr alle Deutſche heißet und wodurch eure Vorfahren ein glorreiches und freies Volk waren — das müſſet ihr arbeiten und ſtreben, das müſſet ihr lieben und ſehnen, daß muß euer Ziel und euer Stolz ſein, das muß euch zu einer Kraft vereinigen gegen eure Dränger und die Vereinigten ewiger und feſter zuſammenhalten, als Eidſchwüre und Vorträge halten können.

Deutſche Zukunft

Schon haben Gott und die Geſchichte ihre ewige Herrlichkeit offenbart; ſie werden ſie auch an uns offenbaren, wenn wir, was treu, was gläubig, was ſtolz und edel iſt, walten laſſen und wieder zu den Sternen ſchauen und mit den alten Germanen ſprechen: Wir fürchten nichts als Gott.

Ausſprüche

Friedrich Ludwig Jahn

Deutſchlands Einheit

Deutſchlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenſchein der Manneskraft, und iſt jetzt der Abendſtern, der mir zur ewigen Ruhe winkt.

Wert des Volkstums

Nach zweitauſend Irrjahren wäre es wohl endlich einmal hohe Zeit für das älteſte und menſchenreichſte Volk Europas, die Deutſchen, ſich mit ſich ſelbſt untereinander für Zeitwelt und Nachwelt zu verſtändigen: „Was waren wir vormals? was ſind wir jetzt? wie kamen wir dahin? was ſollten wir ſein? wie konnten wir es werden und wenn wir es geworden ſind, bleiben?“

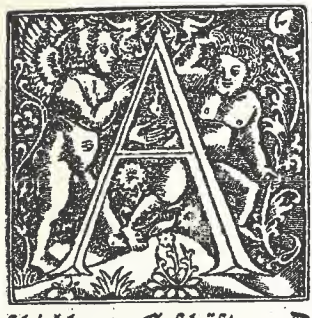
Was müſſen wir tun, um nicht unterzugehen?

Johann Gottlieb Fichte

Wir müſſen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies ſein ſollten, Deutſche. Wir ſollen unſern Geiſt nicht unterwerfen: ſo müſſen wir eben vor allen Dingen einen Geiſt uns anſchaffen und einen feſten und gewiſſenhaften Geiſt; wir müſſen ernſt werden in allen Dingen und nicht fortfahren, bloß leichtſinnigerweiſe und nur zum Scherze dazuſein; wir müſſen uns haltbare und unerſchütterliche Grundſätze bilden, die allem unſern übrigen Denken und unſerm Handeln zur feſten Richtſchnur dienen; Leben und Denken muß bei uns aus einem Stücke ſein und ein ſich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müſſen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunſtſtücke von uns werfen; wir müſſen, um es mit einem Worte zu ſagen, uns Charakter anſchaffen; denn Charakter haben und deutſch ſein, iſt ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unſerer Sprache keinen beſonderen Namen, weil ſie eben ohne alle unſer Wiſſen und Beſinnung aus unſerm Sein unmittelbar hervorgehen ſoll.

Brief an Gervinus

Jacob Grimm



ußer unſerer Landsmannſchaft, auf die ich immer noch ein gutes Stück gebe, die ich jetzt ſogar enger geſchürzt wünſche, hat in vielen Dingen gemeinſame Forſchung und Sinnesart, zu Göttingen gleiches Schickſal uns verbunden. Seit Reinhart Fuchs nahmen Sie an meinen Arbeiten beſtändig Teil und hielten das Streben, allen Ernſtes in unſere Sprache, Sage und Geſchichte zu dringen für ein unmittelbar der gegenwärtigen und künftigen Zeit zugute kommendes unaufſchiebbares Geſchäft. — Das Buch, mit deſſen Zueignung, wie niemand als Ihre liebe Frau weiß, ich mich ſchon lange umtrug, war gerade fertig, als die Verhängniſſe dieſes Jahres hereinbrachen, die mich, wären ſie vor dem Druck eingetroffen, bewogen haben würden, damit ganz zurückzuhalten; jetzt habe ich Ihnen anderes auszuſprechen, als was mir ſonſt angelegen hätte, und den etwas übermütigen Ton meiner doch mit einer düſteren Ahnung ſchließenden Vorrede muß ich herabſtimmen. Denn es kann kommen, daß nun lange Zeit dieſe Studien danieder liegen, bevor das wühlende öffentliche Geräuſch ihnen wieder Raum geſtatten wird; ſie müſſen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns ſtehender Jugend gemuten, wenn ans Ohr der Wachenden ein roher Wahn ſchlägt, alle unſere Geſchichte von Arminius an ſei als unnütz der Vergeſſenheit zu übergeben und bloß am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unſerer Zeit mit dem heftigſten Anſpruch zu hängen. Solcher Geſinnung iſt im höchſten Grade einerlei, ob Geten und Goten jemals geweſen ſeien, ob Luther in Deutſchland eine feſte Macht des Glaubens angefacht oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben habe, das ſie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unſrer Stärke Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel, ob ſie fortan Deutſche heißen oder Polen und Franzoſen, gelüſtet dieſe Selbſtſüchtigen nach dem bodenloſen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluten ſoll.

Wie verſchieden davon war Ihre von jeher politiſche, aber für die Herrlichkeit des lebendigen Vaterlandes ſtreitende Richtung. Ihre Geſchichte der Poeſie legt immer den Maßſtab an die Dichter, ob ſie es auferbaut und des Volks geiſtigen Fortſchritt in der Seele empfunden und gepflegt haben. Sogar für die Tierfabel geht das ſittliche Beiſpiel oder auch die Satire Ihnen über das weichere epiſche Leben, wobei ich doch beherzigte, daß es im Gegenſatz zum offenen Bekenntnis auch eine ſtille, alles Epimythiums entratende Förderung des Volks gibt, und einige Ihrer Urteile über Goethe ſchienen mir ungerecht, in deſſen Jugend und Blüte kein deutſcher Aufſchwung fiel, deſſen Alter die Politik müde

ſein mußte, und der doch ſo geſungen hat, daß ohne ihn wir uns nicht einmal recht als Deutſche fühlen könnten. So ſtark iſt dieſe heimliche Gewalt vaterländiſcher Sprache und Dichtung.

Jetzt haben wir das Politiſche im Überſchwang, und während von des Volks Freiheit, die nichts mehr hindern kann, die Vögel auf dem Dach zwitſchern, ſeiner heißerſehnten uns allein Macht verleihenden Einheit kaum den Schatten. O daß ſie bald nahe und nimmer von uns weiche!

In wie ungelegner Zeit nun mein Buch erſcheine, das vom vorgeſteckten Ziel ſich nicht abwandte, iſt es doch, wer aus ſeinem Inhalt Aufgabe und Gefahr des Vaterlandes ermeſſen will, durch und durch politiſch. Es lehrt, daß unſer Volk nach dem abgeſchüttelten Joch der Römer ſeinen Namen und ſeine friſche Freiheit zu den Romanen in Gallien, Italien, Spanien und Britannien getragen, mit ſeiner vollen Kraft allein den Sieg des Chriſtentums entſchieden und ſich als undurchbrechlichen Damm gegen die ungeſtüm nachrückenden Slawen in Europas Mitte aufgeſtellt hat. Von ihm zumal gelenkt wurden die Schickſale des ganzen Mittelalters, aber welche Höhe der Macht wäre ihm beſchieden geweſen, hätten Franken, Burgunden, Langobarden und Weſtgoten gleich den Angelſachſen ihre angeſtammte Sprache behauptet. Mit deren Aufgeben gingen ſie uns und großenteils ſich ſelbſt verloren; Lothringen, Elſaß, die Schweiz, Belgien und Holland ſind unſerm Reich, wir ſagen noch nicht unwiederbringlich entfremdet. Viel zäher auf ihre Mutterſprache hielten die Slawen, und darum kann uns heute ein übermütiger Slawismus bedrohen; in unſerer innerſten Art lag je etwas nachgiebiges, der ausländiſchen Sitte ſich anſchmiegendes, ſollen wir von dem Fehler bis zuletzt nicht geneſen?

Der ſich zunächſt dem Forſcher in der Sprache enthüllende Grundſatz, daß zwiſchen großen und waltenden Völkern (neben welchen es jederzeit unterwürfige und bewältigte gab) auf die Dauer allein ſie ſcheide und anders redende nicht erobert werden ſollen, ſcheint endlich die Welt zu durchdringen. Aber auch die innern Glieder eines Volks müſſen nach Dialekt und Mundart zuſammentreten oder geſondert bleiben; in unſerm widernatürlich geſpaltnen Vaterland kann dies kein fernes, nur ein nahes, keinen Zwiſt, ſondern Ruhe und Frieden bringendes Ereignis ſein, das unſre Zeit, wenn irgendeine andere mit leichter Hand heranzuführen berufen iſt. Dann mag, was unbefugte Teilung der Fürſten, die ihre Leute gleich fahrender Habe zu vererben wähnten, zerſplitterte, wieder verwachſen, und aus vier Stücken ein neues Thüringen, aus zwei Hälften ein ſtarkes Heſſen erblühen, jeder Stamm aber, deſſen Ehre die Geſchichte uns vorhält, dem großen Deutſchland freudige Opfer bringen.

Mein Blick ſucht in lichte Zukunft einzudringen, wenn auch noch über uns ſchwer ein wolkenbedeckter Himmel ſteht und nur am Saum der Berge die Helle vorbricht. Vielleicht, bevor einige Menſchenalter vergangen ſind, werden

ſich nur drei europäiſche Völker in die Herrſchaft teilen: Romanen, Germanen, Slawen.

Und wie aus der letzten Feindſchaft zwiſchen Schweden und Dänen der ſchlummernde Trieb ihres engen Verbandes erwacht iſt, wird auch unſer gegenwärtiger Hader mit den Skandinaven ſich umwandeln zu brüderlichem Bunde zwiſchen uns und ihnen, welchen der Sprache Gemeinſchaft laut begehrt. Wie ſollte dann, wenn der große Verein ſich Binnenmarken ſetzt, die ſtreitige Halbinſel nicht ganz zum feſten Lande geſchlagen werden, was Geſchichte, Natur und Lage fordert, wie ſollten nicht die Jüten zum alten Anſchluß an Angeln und Sachſen, die Dänen zu dem an Goten wiederkehren? Sobald Deutſchland ſich umgeſtaltet, kann Dänemark unmöglich wie vorher beſtehn.

Frankfurt, 11. Juni 1848. Jacob Grimm.

Zwei Wege

Friedrich Ratzel

An geiſtiger Aufnahmefähigkeit übertrifft kein Volk das unſre. Es iſt faſt noch mehr das Volk der Überſetzer als das Volk der Denker und Dichter. In wiſſenſchaftlicher Arbeit faſt jeder Art ſteht es freilich an der Spitze; und nachdem die Deutſchen in den Jahrhunderten ihres kleinſtaatlichen und kleinbürgerlichen Verfalls wenig an den großen Entdeckungen und Erfindungen teilgenommen hatten, iſt im letzten Jahrhundert eine Reihe der wichtigſten Erfindungen in den angewandten Wiſſenſchaften in Deutſchland gemacht worden. Vielleicht zeigt ſich aber hier ſchon ein Überwiegen der fleißigen und gründlichen Arbeit über die ſchöpferiſche.

Es gibt Völker von geſtaltungskräftigerer Phantaſie, wenn auch nicht von reicherer. Beſonders in den bildenden Künſten und zum Teil auch in der Poeſie ſcheinen Völker von keltiſcher Miſchung den Deutſchen darin überlegen zu ſein. Damit hängt der gewaltige, die eigne Schöpferkraft lähmende Einfluß der franzöſiſchen und der engliſchen Literatur auf die deutſche zuſammen. Nur in der Muſik ſind gerade als Schöpfer neuer Weiſen die Deutſchen allen andern voran. Man wird um ſo mehr darauf achten müſſen, daß die methodiſche Schulung nicht die Freiheit der Geiſter über das notwendige Maß bändigt. In der deutſchen Natur liegt ein phlegmatiſcher Zug, den man nicht in die Stubenhockerei ausarten laſſen darf, ebenſo wie die Fähigkeit, ſich ein- und unterzuordnen, nicht in ſtummen Gehorſam ausarten ſoll. Das geiſtige Leben der Nation braucht freie, ſelbſtſchaffende Perſönlichkeiten. Sein Bedürfnis begegnet ſich mit dem des Staates, dem nicht mit einem Bildungsideal gedient iſt, das erſeſſenes Bücherwiſſen über Lebenserfahrung und Weltkenntnis ſtellt.

Einſt ergoß Deutſchland den Überfluß ſeiner Bevölkerung einfach wie dem natürlichen Gefälle folgend nach Oſten. Was jenſeits der Saale und der Elbe deutſch iſt, wurde weſentlich dadurch gewonnen. Heute iſt Deutſchland mit einer abſolut großen, an Dichtigkeit über die aller ſeiner Nachbarn außer Belgien und den Niederlanden hinausgewachſenen Bevölkerung zwiſchen Länder eingekeilt, die alle ſchon ſo bevölkert ſind, daß ſie keine ſtarke Zuwanderung mehr aufnehmen können. Übrigens würde die deutſche Einwanderung heute auch aus politiſchen Gründen abgelehnt werden, wo ſie früher, wie in Rußland, willkommen geheißen wurde. Deutſchland iſt alſo vor die Notwendigkeit geſtellt, ſich den freien Zugang in die Kolonialländer der gemäßigten Zone offen zu halten, wo es noch genug Länder gibt, deren Bevölkerung dünn im Vergleich zu der Deutſchlands iſt. Iſt doch Neuſeeland ſiebzigmal, die braſilianiſche Provinz Sa. Caterina dreißigmal ſo dünn bevölkert. Dieſe Forderung, die ganz unabhängig von der gegenwärtigen und jeweiligen politiſchen Konſtellation, von kühnen Plänen und ängſtlichen Erwägungen iſt, ſich vielmehr als eine Forderung der Natur des Volkskörpers, vergleichbar dem Hunger und Durſt, hinſtellt, wird immer mehr eine Hauptaufgabe der deutſchen Politik werden.

Zum Wiederaufbau des deutſchen Hauſes

Wilhelm Heinrich Riehl

Will ein Volk ſich jung bewahren, dann muß es ſeine überlieferten Sitten pflegen und weiterbilden. In den Sitten des Hauſes verjüngt ſich das ſtaatliche und geſellſchaftliche Leben.

Man hat ſo oft das kalte Wort geſprochen, daß das deutſche Volk nur in ſeiner Literatur und Wiſſenſchaft ſich einig wiſſe. Deutſchland iſt aber auch im großen und ganzen immer noch einig in der nationalen Idee des deutſchen Hauſes. Es gibt noch eine deutſche „Familienſitte“, und die durchlöcherte und zerriſſene Sitte des „Hauſes“ könnte aus dieſer wiederhergeſtellt werden. Noch ſind wir einig in der Familie, aber wir wiſſen uns nicht mehr einig darin. In der Literatur wiſſen wir uns allerdings längſt ſchon einig. Das Bewußtſein des deutſchen Hauſes als des köſtlichſten nationalen Kleinods, in welchem die Stärke unſerer Nation geborgen lag und für die Zukunft liegt, das Bewußtſein der Einigkeit in deutſcher Hausſitte muß wieder gewonnen werden. Wir können uns nicht tiefer entwürdigen, als wenn wir die Ausländerei ins deutſche Haus eindringen laſſen. Mit unſern

häuslichen Sitten müſſen wir die Grundpfeiler unſers Volkstums retten und bewahren, des in aller ſeiner lebensprühenden Vielgeſtaltung dennoch einigen deutſchen Volkstums.

In der Erhaltung der altüberlieferten Sitten des deutſchen Hauſes kann man darum nicht zäh und eigenſinnig genug ſein. Man ſoll annehmen, daß dieſe Sitten ſchon dann poſitiv gut ſind, wenn ſie nur kein nachweisliches Unheil ſtiften. Selbſt wenn ſich für ein harmloſes Herkommen des Familienlebens gar kein eigentlicher Zweck mehr auffinden läßt, ſoll man ihm aus Gnaden das Leben ſchenken. Man kann aus einer Mauer einen kleinen Stein losbröckeln, welcher für ſich ſo gut wie gar nichts trägt und hält, und noch einen und immer mehrere, und von keinem einzelnen derſelben wird man ſagen können, daß er zur Feſtigkeit der Mauer durchaus notwendig ſei, und wenn man Hunderte von dieſen einzelnen ſämtlich überflüſſigen Steinen herausgezogen hat, gibt es doch ein Loch, und die Mauer ſtürzt ein. Geradeſo geht es mit an ſich ganz gleichgültigen Sitten des Hauſes.

Jede Familie muß den ariſtokratiſchen Stolz haben, eine eigenartige Familie zu ſein. Sie ſollte darum alles ſorgfältig ſammeln und bewahren, was ihren beſonderen Charakter dokumentiert.

Mit dieſem Familienkonſervatismus iſt es aber im deutſchen Bürgerhauſe jetzt meiſt gar traurig beſtellt. Man liebt es ja hier, das Auseinanderfallen der Familie als die Folge der Beweglichkeit unſerer Kapitalwirtſchaft, unſerer unendlich wandelbaren bürgerlichen Erwerbs- und Verkehrsverhältniſſe zu faſſen und darum als etwas echt Modernes, Großſtädtiſches, Faſhionables wohl gar zu bewundern. Unſere Väter haben ſich emanzipiert von der Kleinſtädterei, und wir müſſen uns von der Großſtädterei emanzipieren. Selbſt in den begütertſten, gebildetſten Bürgerkreiſen wiſſen ja die meiſten Leute nicht einmal mehr, wer und was ihr Urgroßvater war. Das wäre ja ganz bäueriſch, noch etwas vom Urgroßvater zu wiſſen! Indem alſo die Familienkunde hier ſelten über den Großvater hinaufreicht, umfaßt ſie gerade nur den kleinen natürlichen Kreis von Geſchlechtern, die mit Lebensende und Lebensanfang einander noch zu erleben pflegen. Und doch haben unſere Väter noch fleißiger Notizen über die Familie aufgezeichnet als wir. Was wird nun vollends die kommende Generation von ihren Vorgängern wiſſen?

Da kann alſo auch in der Sitte des Hauſes von Familienüberlieferungen kaum mehr die Rede ſein. Ihr ſprechet von deutſcher Einheit, als ob der Bundestag oder das Parlament oder der Kaiſer oder ſonſt wer eine deutſche Einigung machen ſolle; ihr ſelber verratet aber das einige deutſche Volkstum, indem ihr das Familienbewußtſein gefliſſentlich einſchlafen laßt, die Familienüberlieferung austilgt, den Geiſt und die Sitte des deutſchen Hauſes austreibt, die uns ſo tief und ſtark verbunden halten. Ihr wollt national ſein in der Politik und ſeid kosmo-

politiſch im eigenen Hauſe, wiſſet ihr nicht, daß, wer den Teufel bannen will, ſelber rein ſein muß?

Man nimmt jetzt häufig wahr, daß die alten Leute in dem raſchen Wechſel unſeres Lebens die Sitten ihrer Jugend ſelber vergeſſen, und die Großväter, welche den Enkeln von den Herrlichkeiten vergangener Tage — von denen ihres Großvaters Vater von alten Leuten erzählen hörte, da er noch jung war — im treueſten Chronikenſtile berichten, exiſtieren auch aus dieſem Grunde ſchon lange nur noch in den Romanen.

Man hat gut reden von dem natürlichen Zuſammenhang der Familie mit dem Wohnhauſe in einer Zeit, wo die Mehrheit der Stadtleute zur Miete wohnt. Wie viele von ihnen wiſſen denn noch, in welchem Hauſe ſie geboren wurden? Daß ſo viele Menſchen auch nur noch wiſſen, wie alt ſie ſelber ſind, iſt ſchon ein halbes Wunder.

An alledem ſollen die modernen wirtſchaftlichen Verhältniſſe ſchuld ſein. Man beklagt dann mitleidig das Familienleben als das notwendige Opfer dieſer Verhältniſſe. Iſt dann aber das Geld und der Erwerb das Höhere und nicht vielmehr die Familie? Die Sittlichkeit und Eigenartigkeit des Volkstumes, wie ſie durch die Familie bedingt iſt, ſteht höher als das materielle Vermögen des Volkes. Und wenn die materielle Volkswirtſchaft eine Richtung genommen hat, durch welche das deutſche Haus aus allen Fugen geriſſen wird, dann iſt damit nur bewieſen, daß dieſe wirtſchaftliche Richtung eine ſchlechte und verwerfliche ſei. Auf dem Reichtum eines Volkes, welches ſein Haus verleugnen muß, um im Erwerb wetteifern zu können mit anderen Völkern, ruht doch kein Segen. Statt alſo das Haus als ein notwendiges Opfer unſeres modernen Wirtſchaftslebens zu beklagen, ſollte man vielmehr die ökonomiſchen Entwicklungen den ſittlichen unterordnen und lieber die ganze moderne Nationalökonomie zum Teufel gehen laſſen als unſer deutſches Haus.

Das bürgerliche Haus, zu dem ich nach dieſer Abſchweifung zurückkehre, hat keinen Stammbaum und braucht keinen zu haben. Aber eine Familienchronik ſollte in jedem Bürgerhauſe, in welchem man leſen und ſchreiben kann, angelegt werden. Vordem waren in der Hausbibel ein paar Blätter vorgebunden, wo der Hausvater Geburten, Sterbefälle und Familienverbindungen eintrug. Es war das gleichſam ein offizieller Akt, und der Hausvater fühlte ſich in ſeiner patriarchaliſchen Würde, wenn er eine Urkunde in dieſes Hausarchiv brachte. Man ſollte nun aus dieſen einzelnen Blättern ein kleines Heft machen; es wird auch in der Bibel noch Platz finden und iſt da an einem guten Ort. Will man eine umfangreichere Familienchronik anlegen, ſo kann ſie neben dieſem Haupturkundenbuche immer noch ein beſonderes Buch bilden.

Als ſich im achtzehnten Jahrhundert die Sitte des Hauſes lockerte, begannen viele Bürgersleute ſolche Familiennotizen in den Kalender einzutragen. Allein

der Kalender bezeichnet den Wandel der Zeit, die Bibel das ewige Beharren im Wechſel. Darum wäre es ein Zeichen, daß man die Zopfheit abgeſchworen, wenn man das Hausarchiv wieder in die Bibel zurückverlegte; der Kalender war nicht feuerfeſt genug.

Als es altmodiſch geworden war, auch nur noch die gedrängteſte Hauschronik im Kalender zu führen, kamen die Tagebücher und Selbſtbekenntniſſe auf. Sie charakteriſieren ihre Zeit. Es war die Periode der ſubjektiven Genialität, des Humanitarismus. Im achtzehnten Jahrhundert, als die feinere Sitte in Deutſchland unter das Joch der franzöſiſchen gebeugt war, und im Anfange des neunzehnten, als das franzöſiſche Soldatenregiment Deutſchland in Banden ſchlug, graſſierten auch die ſentimentalen Tagebücher vorzugsweiſe. Es waren das auch die Tage der endloſen Briefſchreiberei, und in den bogenlangen Briefen, die zuſammen wieder ein Tagebuch bildeten, beſpiegelte ſich der Freund und machte ſich ſchön angeſichts des Freundes. In ſolchen Bekenntniſſen ſpricht nur noch der einzelne von ſich ſelbſt: das Haus verſchwindet vor der Privatperſon. Die Familienchronik iſt dem Hauſe gegenüber eine öffentliche Urkunde, das Tagebuch iſt ein geheimes Papier, bei dem der Autor jedoch im ſtillen wünſcht, es möchten andere darüber kommen und ſchwarz auf weiß ſehen, welch eine Seele er geweſen.

Anfangs hatte dieſe franzöſiſche Rokokomode der Selbſtſchau einen Anflug von idealer Tendenz, allmählich aber ſchälte ſich die einfältigſte Selbſtvergötterung heraus. In den Tagebüchern, wo lauter perſönliche Stimmungen, Eindrücke und Anregung Tag für Tag notiert ſind, macht ſich eben der Verfaſſer gewöhnlich nur ſelber etwas weis und ſtellt ſich vor den Spiegel, um mit ſeiner eigenen werten Perſon zu kokettieren. Wer nicht ein raffinierter Selbſtquäler iſt, der kann ſolch ein Tagebuch gar nicht führen, ohne fortwährend zu beſchönigen, zu lügen und zu heucheln. Ganz anders iſt es bei der Familienchronik, wo der einzelne ſich objektiv fühlt als Teil eines Ganzen, wo er nicht die biegſamen Empfindungen und Reflexionen niederzuſchreiben hat, ſondern die feſten Tatſachen.

Darum charakteriſieren die Familienchroniken ein ſtarkes und geſundes, die geheimen Tagebücher ein ſchwächliches und kränkelndes Geſchlecht.

Was gäben wir nicht darum, wenn wir auch nur von den nächſten Vorfahren unſerer bedeutenden Männer trockene Hauschroniken beſäßen! Ganze Laſtwagen voll Selbſtbekenntniſſe würden auch nur wenige ſolcher Urkundenbücher nicht aufwiegen. In unſere ganze Kulturgeſchichte käme ein anderes Fundament, wenn Chroniken der Art allmählich wieder Sitte des Hauſes würden.

Die allgemeine Einführung iſt gar nicht ſchwer; es braucht immer nur wieder ein jeder bei ſich ſelber anzufangen.

Bei den Engländern und ſelbſt bei den Dänen und Schweden rühmt man eine ziemlich allgemein im Volk verbreitete Kenntnis der vaterländiſchen Geſchichte. Nicht von allen deutſchen Gauen wird man das gleiche rühmen können. In

Gegenden, wo die alte Familienhaftigkeit noch festsitzt (und von England wie von Skandinavien mag man dies wohl eher behaupten als von manchem mitteldeutschen Landstrich), da ist auch eine Stätte bereitet für den dem Vaterland zugewandten historischen Sinn.

Ich habe in diesem Buch fast auf jeder Seite von den Bauern reden müssen, gleich als seien die ursprünglichsten und nationalsten Formen unseres Familienlebens nur in dem Bauernhause zu finden. Dem ist auch in der Tat so, und es erwachsen hieraus weittragende Folgerungen für den Wiederaufbau des Hauses. Das deutsche Volk ist von Hause aus ein Landvolk gewesen, während uns Griechen und Römer als ein Stadtvolk entgegentreten. Das deutsche Volk siedelte sich zuerst nur in Höfen und Weilern an, unter fremdländischem Einfluß bildeten sich nachgehends die Städte; der Stand des freien Grundbesitzers war der Urstand des deutschen Volkes. Im gesellschaftlichen und politischen Leben wurde der deutsche Städtebürger im Mittelalter eigenartig, mächtig, er schuf neue große Entwicklungskreise unserer nationalen Existenz. Darum mußte ich in meiner „bürgerlichen Gesellschaft" sagen, daß der deutsche Bürger keineswegs bloß ein beweglich gewordener Bauer sei. Es ist eine selbständige soziale Erscheinung. Ganz anders steht es aber mit den Formen unseres häuslichen Lebens. Die Sitte des Hauses ist viel älteren Ursprungs als der Gesellschaftsorganismus; sie wurzelt bei uns durchaus in jener Zeit, wo die Deutschen noch ein Landvolk waren. Unser eigenstes Familienleben stammt aus dem Bauernhause. Das römische Volkstum ging aus von „der Stadt" als solcher, von Rom. Erst aus dem römischen Stadtbürger ging der römische Gesellschaftsbürger, der römische Staatsbürger hervor. Die Blüte römisch-nationaler Sitte bekundete der einzelne als „Urbanität". Wir haben dieses Wort gedankenlos aufgenommen, während wir doch die Blüte deutscher Sitte viel eher „Rustizität" nennen müßten.

Solange der deutsche Bürger rein deutsche Sitten des Hauses hatte, waren das verfeinert: Bauernsitten. Im Mittelalter ist es so noch gewesen. Mit der Beweglichkeit des städtischen Hauses ist jetzt die alte Bauernsitte im Bürgerhause teils unmöglich geworden, teils haben wir sie als altfränkischen Plunder von uns geworfen, aus London und Paris die kosmopolitische Sitte des gebildeten Europa uns verschrieben und das deutsche Haus verleugnet. So ist unser bürgerliches Familienleben, ich wiederhole es, ein qualitativ anderes geworden als das ursprünglich deutsche, bäuerliche.

Es wäre Verrücktheit, zu glauben, daß jene alten naiv poetischen Sitten des Bauernhauses in der Stadt jemals wiederhergestellt werden könnten. So gewiß es in der entgeisterten Wohnungskaserne niemals wieder ordentlich geisten und spuken wird, so gewiß werden auch die alten, naiven, wesentlich im Hausaberglauben gewurzelten Bräuche nicht wieder aufkommen.

Sollen wir aber darum das deutſche Haus in den Städten gänzlich verleugnen und verloren geben? Gewiß nicht. Eine neue Sitte des bürgerlichen Hauſes müſſen wir gründen, die der Bauernſitte gegenüberſteht, wie die bewußte, klare Lebenspraxis des Mannes dem dichtenden, Träume ſpinnenden Dahinleben des Jünglings. Sie muß hervorwachſen aus der beſtimmten Überzeugung, daß nur in dem engen, durch die äußeren hiſtoriſch nationalen Formen der häuslichen Sitte gefeſteten Familienleben eine ſittlich kräftige, ſtaatsbürgerlich tüchtige Generation wieder aufwachſen kann. Im Taumel haben wir dieſe Sitten verloren: mit hell wachen Augen müſſen wir ſie wieder ſuchen. Und weil wir ſie hell wach anders anſchauen werden als vordem, drum werden wir ſie auch zu anderen Sitten umwandeln, aber es werden gute deutſche Sitten ſein.

Es vermeint mancher, deſſen politiſches Glaubensbekenntnis in äußerſt loyalen und untertänigen Phraſen abgefaßt iſt, er ſei ein ſehr konſervativer Mann. Er iſt aber ein Demagog, ein Revolutionär, weil in ſeinem Hauſe der Konſervatismus fehlt, weil da aus eitel Vornehmtuerei jegliche überlieferte Sitte des Standes und der Familie weggeworfen iſt, weil kein Hausregiment geführt wird, weil die Kinder als ſoziale Windbeutel aus dem Schoße der Familie hervorgehen. Unzählige „feine“ Leute werden Demokraten, weil ſie gar zu ariſtokratiſch ſein wollen, und merken ſelbſt nicht einmal, was ſie geworden ſind.

Mit dem beſtimmten Gedanken müſſen wir eine ſtrengere Zucht des Hauſes wieder aufnehmen, daß uns dieſelbe ſozial feſtmachen ſolle, wo wir jetzt noch umhergeblaſen werden wie die Windfahnen. Aus dieſer Zucht könnte eine neue bewußte bürgerliche Sitte des Hauſes aufwachſen. Wenn ſie aber außer allem Zuſammenhang tritt mit der alten deutſchen naiven Sitte, d. h. mit der Bauernſitte, dann wird ſie doch alsbald vertrocknen; denn auch ein Volk iſt nur einmal jung, und nur aus den Sitten der Jugendzeit unſerer Nation ſtrömt dem bewußt ſchaffenden Alter ein verjüngtes, gemütfriſches Leben zu.

Der politiſche Mann ſollte es ſich zum Exempel zur beſonderen Gewiſſenspflicht machen, jetzt, wo die ſtädtiſche Familie kaum je mehr in dasſelbe Haus, in dieſelbe Stadt zuſammengebannt bleibt, den Familienverkehr aus Prinzip um ſo lebendiger aufrecht zu erhalten. Aus Überzeugung müſſen wir uns wieder Mut faſſen, gleich dem Bauern wieder den Vetter und die Baſe zu ehren; um als konſervative Männer den Staat zu ſtützen, müſſen wir Familientraktamente halten für die ganze Sippſchaft, ſoweit ſie nur herausgerechnet werden kann, Familientraktamente wie auf einer Pfälzer Kirchweih. Regelmäßige Familienzuſammenkünfte ſollten zur allgemeinen Sitte werden; die Eiſenbahn, die ſo manches alte Herkommen zerſtört, würde dieſes gute neue Herkommen ſchaffen helfen. Jeder einzelne kann erfolgreiche Schritte zu dieſem Zwecke tun, wenn er nur den Mut hat, ein deutſcher, für das Haus begeiſterter Mann zu ſein.

Ich gedachte oben der Familienchronik. Solange es im Bauernhauſe noch ordentlich ſpukt, braucht der Bauer keine ausgeführte Familienchronik. Er wohnt

im eigenen Hauſe, und die Wände des Hauſes erzählen ihm die Chronik ſeiner Väter. Er würde auch eine ordnungsmäßige Familienchronik ohnedies nicht gut ſchreiben können, da ihm die Tinte meiſt eingetrocknet iſt, und kann ſich mit den altherkömmlichen, der Bibel vorgehefteten kurzen Notizen wohl begnügen. Der Städter dagegen braucht eine ſolche Chronik, wenn er nicht mit der Zeit ganz familienlos werden will, denn ſeine gemieteten Zimmerwände ſind ſtumm, die ſtädtiſchen Großmütter haben ein ſchwaches Gedächtnis in Familienſachen bekommen, und ſo bleibt nur übrig, daß das beſchriebene Papier die Überlieferungen des nomadiſchen Hauſes einſtweilen feſthalte.

Das Bürgertum hat die naive Bauernſitte und den Kultus des Hauſes größtenteils abgeſtreift, es hat auch ſein Familienleben nicht durch Hausgeſetze gefeſtet. Darum muß es aber entſchiedener noch als Bauern und Ariſtokratie aus politiſchem Bewußtſein zur ſtrengen Zucht des Hauſes zurückkehren. Es muß ſich dadurch einen neuen Boden bürgerlicher Hausſitte ſchaffen. Es wird der vierte Stand, bei dem ein berechtigtes Familienleben überhaupt kaum exiſtiert, durch eine Konzentration des bürgerlichen Lebens großenteils aufgehoben werden, denn eben aus der Verleugnung des bürgerlichen Hauſes geht eine ungeheure Schar von Proletariern hervor.

Hier iſt alſo der Punkt, wo wir mit aller Macht die Hebel der Reform einſetzen müſſen, jeder für ſich in ſeinem Hauſe, und auch der Staat darf nicht bloß zuſehen und gewähren laſſen.

Wenn ein Volk vor ſich ſelber flieht, dann hat es das Auswanderungsfieber. Es flieht dann freilich auch vor ſeinen ſozialen Zuſtänden: denn ſeine ſozialen Zuſtände hat es ſich ſelber gemacht. Es flieht vor ſeinen politiſchen Zuſtänden: denn ein Volk wird im großen und ganzen immer gerade ſo gut und ſo ſchlecht regiert, als es regiert zu werden verdient. Die Regierenden ſind ja doch auch ein Teil des Volkes, und ihre Regierungsweiſe iſt eine von den Früchten der geſamten Volksentwicklung. Wenn aber ein Volk ſein häusliches Leben wieder in ſtrenge Sitten fügt, dann zwingt es ſeine Machthaber zur politiſchen Tugend, und indem wir unſer Haus reformieren, reformieren wir den Staat.

Deutſche Ideale

Auguſt Julius Langbehn

Den großen konſervativen Zug, welcher einem nationalen Geiſtesleben allein Stetigkeit und infolgedeſſen das verleiht, was es zu ſeinem geſunden Beſtande unumgänglich braucht und was man etwa Stil des nationalen Daſeins nennen kann, findet ein jedes und auch das deutſche Volk nur im Anſchluß an die großen und wahrhaft ſchöpferiſchen Geiſteskräfte ſeiner eigenen Vergangenheit: an ſeine hiſtoriſchen Ideale.

Das wahre Deutſchland und andere Ausſprüche

Paul de Lagarde

Deutſchland iſt kein geographiſcher, aber auch kein in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes Politiſch politiſcher Begriff. Ein Vaterland gehört in die Zahl der ethiſchen Mächte, und darum können ſeine Angelegenheiten nicht vom Regierungstiſche aus, ſondern nur durch das ethiſche Pathos aller ſeiner Kinder beſorgt werden. Deutſchland iſt die Geſamtheit aller deutſch empfindenden, deutſch denkenden, deutſch wollenden Deutſchen: jeder einzelne von uns ein Landesverräter, wenn er nicht in dieſer Einſicht ſich für die Exiſtenz, das Glück, die Zukunft des Vaterlandes in jedem Augenblicke ſeines Lebens perſönlich verantwortlich erachtet, jeder einzelne ein Held und ein Befreier, wenn er es tut.

Das Heiligtum der Mittelpunkt

In Deutſchland ſind die Spuren davon noch jetzt ſichtbar, daß das Heiligtum der Mittelpunkt der Stämme und Nationen iſt. Freilich Sachſen, Franken, Alemannen ſcheinen Kriegsbündniſſen kleinerer Genoſſenſchaften ihren Urſprung zu danken: mir iſt wenigſtens nichts irgend Sicheres von einem beſonderen religiöſen Leben dieſer Stämme bekannt. Aber in der chriſtlichen Zeit gliedert und teilt ſich, was wir jetzt Deutſchland nennen, nach dem Mittelpunkt des Gottesdienſtes. Die Menſchen nehmen die Art der Heiligen an, welche ſie verehren, und die Heiligen haben Verehrung gefunden, weil in ihrem Leben oder in dem, was von ihnen berichtet wurde, etwas den ihnen anhänglichen Menſchen Verwandtes geweſen iſt. Deutſchland iſt uneinig geweſen, weil das Chriſtentum ihm in den maßgebenden Zeiten auf fünf verſchiedene Weiſen gepredigt worden. — Fragen wir nach der deutſchen Nationalität unſerer Tage, ſo fragen wir nach dem Ideale der Deutſchen unſerer Tage.

Deutſche Zukunft

Das Deutſchland, welches wir lieben und zu ſehen begehren, hat nie exiſtiert und wird vielleicht nie exiſtieren. Das Ideal iſt eben etwas, das zugleich iſt und nicht iſt. Es iſt die im tiefſten Herzen der Menſchen leuchtende Sonne, um welche unſere Gedanken und Kräfte, um welche auch alle die Mittelpunkte ſchwingen, welche unſer Leben umkreiſt, eine Sonne, deren Schein fahl und bleich wird, wenn ſie aus den Tiefen der Seelen an das Tageslicht emportaucht. Die Blumen und Bäume freuen ſich an Hyperions Strahlen, die Menſchen gedeihen nur an

der geheimnisvollen Wärme eines nie gesehenen Sternes. Die deutsche Nationalität ist wie jede andere Nationalität eine Kraft, welche nicht gewogen, geschaut, geleitet, beschrieben werden kann, welche da ist, wenn sie wirkt, welche überall da ist, wo in Deutschland etwas wächst und gedeiht. Je mehr einzelne Deutsche das in dem ihnen durch Geburt und Anlage gegebenen Materiale schlummernde Gottesbild herauszuarbeiten bemüht sind, desto klarer wird uns unser Wesen werden. Originalität ist überhaupt, weil und wenn ein ethisches Gut, nichts Angeborenes, sondern etwas Erworbenes: die Forderung besteht überall, nicht bloß in Deutschland, daß die menschliche Gesellschaft nur aus Originalen sich zusammensetze, weil Gott denselben Gedanken nicht zweimal denkt, also jeder von Gott gewollte Mensch anders sein muß als sein Nebenmensch. Deutschland würde gegründet werden, indem wir gegen die jetzt gültigen Laster ersichtlich undeutsch beeinflußter Zeit uns vereinend verhielten, indem wir zur Abwehr und Bekämpfung dieser Laster einen offenen Bund schlössen, indem jedes einzelne Glied dieses Bundes den treuherzigsten Haß gegen seine eigenen Fehler und eine bescheidene, scheue, aber warme Liebe für alles hegte, was ihm — ich sage nicht gut, sondern etwas anderes, wie mich deucht, völlig Deutsches —, was ihm echt zu sein schiene und sich als echt erprobte. Eine Aufgabe von Jahrhunderten! Aber nur auf dem Wege zum ewigen Leben liegt ein Vaterland, so wahr auch im ewigen Leben, wie jeder anderen Nation Genossen als solche, so auch der Deutsche als Deutscher noch wird zu erkennen sein, und so wahr ihn nicht bloß als Ich und als Menschen, sondern auch als Deutschen Gott und alle Seligen lieben.

Deutscher Staat

Der Staat hat sich in allen germanischen Ländern von Fall zu Fall aus dem Bedürfnisse entwickelt: ohne Hilfe des Staats schaffen und leben gilt überall als das zu wünschende: das Individuum und die den Individuen natürliche Gruppierung, die Famie, sind das Wertvolle, welches sich keinem Massenwillen, keiner Regimentierung, keinem Systeme unterordnet. Jener Satz bedarf für niemanden eines Beweises, der die Geschichte des deutschen Staats und der auch nur oberflächlich deutsche Art kennt.

Die entgegengesetzte Ansicht ist uns aus Rom zugeführt worden, dem heidnischen Rom, welches, weil es heidnisch war, von dem unermeßlichen Werte der Person keine Ahnung hatte, dem Rom, welches, weil es nur Rom, das heißt nicht die Hauptstadt einer Nation, sondern die Ampel einer aus einem Händchen voll stark gedüngter Gartenerde die Mittelmeerländer überwucherndn Schlingpflanze war, das zähe, spärlich belaubte, blütenlose Gespinst einer um ihres Einkommens willen vegetierenden, also zwecklosen, also satanischen Beamtenhierarchie als befriedigende Erfüllung des Daseins Rom betrachtete.

Wahre Nationalität

Nationen entstehen nicht durch physische Zeugung, sondern durch historische Ereignisse: historische Ereignisse aber unterliegen dem Walten der Vorsehung, welche ihnen ihre Wege und Ziele weist. Darum sind Nationen göttlicher Einsetzung: sie werden geschaffen. Sind sie das, sind sie also nicht durch den regelmäßigen Gang der Natur, nicht durch Zufall ins Dasein getreten, so hat ihr Schöpfer mit ihrer Erschaffung einen Zweck verbunden, und dieser Zweck ist ihr Lebensprinzip: die Anerkennung dieses Zweckes eine Anerkennung des göttlichen Willens, welcher diesen Zweck erreicht haben will: ohne sie ein Leben der Nation und die Nation selbst nicht denkbar. Immer von neuem die Mission seiner Nation erkennen, heißt sie in den Brunnen tauchen, der ewige Jugend gibt: immer dieser Mission dienen, heißt höhere Zwecke erwerben, und mit ihnen höheres Leben.

Inhaltsverzeichnis

Die Quellen werden nur dort angegeben, wo es das Verlagsrecht vorschreibt. Bei den nachdruckfreien Ausgaben finden die gewählten Texte sich in jedem bessern Druck der Werke des einzelnen Verfassers.

Das Land und das Volk

Alfred Kirchhoff: Die Deutschen in Mitteleuropa 3
(Aus Kirchhoff: Die deutschen Landschaften und Stämme, Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig)
Wilhelm Heinrich Riehl: Die Dreiteilung Deutschlands . 5
(Aus W. H. Riehl: Die Naturgeschichte des Volkes. I. Band. Land und Leute. 12. Auflage 1925, Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger)
Wilhelm von Scholz: Deutsche Landschaft 6
(Aus W. v. Scholz: Wanderungen, Horen-Verlag, Berlin-Grunewald, 1924)
Friedrich Ratzel: Die deutschen Stämme 10
(Aus Fr. Ratzel: Deutschland, 5. Auflage, Berlin 1921, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co.)
Friedrich Ratzel: Deutschland 14
(Aus demselben Buch)

Das deutsche Schicksal

Heinrich von Treitschke: Die Grundlagen der deutschen Geschichte 33
(Aus Heinr. v. Treitschke: Deutsche Geschichte, Leipzig, S. Hirzel)
Gustav Freytag: Die Germanen 37
Gustav Freytag: Die Völkerwanderung 47
Leopold von Ranke: Karl der Große und sein Reich 49
Joseph Victor von Scheffel: Im Kloster 57
Gustav Freytag: Land und Stadt um das Jahr 1100 60
Gustav Freytag: Friedrich Barbarossa 64
Gustav Freytag: Land und Stadt um 1300 66
Heinrich von Treitschke: Vom deutschen Ritterorden . . . 71
(Aus Heinr. v. Treitschke: Deutsche Geschichte, Leipzig, S. Hirzel)
Ulrich von Hutten: Brief über das Ritterleben 75
Clemens Brentano: Aus der Chronik eines fahrenden Schülers 76
Arndt und Fichte: Deutsches Bürgertum 78
Gustav Freytag: Doktor Luther 81
Gustav Freytag: Der Weg der deutschen Kultur von 1500 bis 1760 89
Gustav Freytag: Der Dreißigjährige Krieg 93
Leopold von Ranke: Die Persönlichkeit des Großen Kurfürsten 107
Johann Gottlieb Fichte: Friedrich der Große 110
Friedrich der Große: Fürstenspiegel 110
Friedrich Ratzel: Völkerschlacht 115
(Aus Fr. Ratzel: Deutschland, 5. Aufl., 1921, Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter & Co.)

Ernſt Moritz Arndt: Freiherr vom Stein 115
Erich Marcks: Bismarck 120
(Aus Erich Marcks: Otto von Bismarck. Ein Lebensbild. 21. bis 25. Aufl. 1924, Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger)
Bismarck: Dreibund 123
(Aus Bismarck: Gedanken und Erinnerungen. Neue Ausgabe. Gr.-8°. 1924, Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger)
Friedrich Ratzel: Der Deutſche in der Weltpolitik 126
(Aus Fr. Ratzel: Deutſchland, 5. Aufl., 1921, Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter & Co.)
Wilhelm Schäfer: Weltkrieg — Schuld — Zuſammenbruch und Wiederkunft 131
(Aus Schäfer: Die 13 Bücher der deutſchen Seele, Verlag Georg Müller, München, 1922)

Das deutſche Weſen

Richard Wagner: Was iſt deutſch? 137
Johann Gottlieb Fichte: Wer iſt deutſch? 141
Deutſchheit: Ausſprüche von Fr. L. Jahn, Paul de Lagarde, A. J. Langbehn, E. M. Arndt 142
Jean Paul: Von der Heiligkeit des Lebens 147
Karoline von Günderode: Ein apokalyptiſches Fragment . 151
Wilhelm von Scholz: Lebensdeutung 152
Schopenhauer: Von dem, was einer iſt 155
Hans Thoma: Von der Seele 157
(Aus Hans Thoma: Die zwiſchen Zeit und Ewigkeit unſicher flatternde Seele, Verlag Eugen Diederichs, Jena 1917)
Novalis: Die blaue Blume 159
Ludwig Uhland: Über das Romantiſche 161
Wilhelm Raabe: Hunger, und Otto Ludwig: Glück und Unglück 164
(Aus W. Raabe: Der Hungerpaſtor, Verlagsanſtalt Klemm, Berlin-Grunewald)
Bettina Brentano: An Goethe 165
Ludwig Tieck: Freundſchaft 167
Adalbert Stifter: Vom Großen und vom Kleinen 169
Goethe: Natur 172
Ernſt Moritz Arndt: Naturliebe 175
Goethe: Menſch und Natur 176
Luther: Klagſchrift der Vögel 177
Goethe: Auf dem Brocken 178
Goethe: Maimorgen 179
Adalbert Stifter: Waldesweisheit 180
Friedrich Liſt: Hymnus auf die See 182
(Aus Friedr. Liſt: Das Zollvereinsblatt Nr. 2, 1843)
Friedrich Liſt: Der Rhein 184
Bogumil Goltz: Winterfreuden 185
(Aus Bogumil Goltz: „Jugendleben")
Wilhelm Raabe: Die Sperlingsgaſſe 187
(Aus Raabe: Chronik der Sperlingsgaſſe, G. Grote Verlag, Berlin)

Die deutsche Persönlichkeit und die Familie

Arthur Schopenhauer: Der Wert der Persönlichkeit . . . 191
Goethe: Urworte, Orphisch 198
Goethe: Pietät 202
Goethe: Ehrfurcht 203
Charlotte von Schiller: Schilllers Seelenadel 206
Schiller an Goethe und Goethe an Schiller 207
Goethe: Aus meiner Jugend 210
Frau Rat an ihre Enkel 211
Wilhelm von Kügelgen: Die Mutter 213
Jung-Stilling: Meine Ahnenreihe 214
Ludwig Richter: Bei den Großeltern 217
Theodor Storm an seinen Sohn Hans 221
Albrecht Dürer: Tod der Mutter 222
Claudius: Ein Sermon an die Mädchen 223
Goethe: Lotte im Kreise ihrer Geschwister 225
Mörike: Brief an die Geliebte 226
Bismarck: Brief an Herrn von Puttkamer 227
(Aus „Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin." 8. Auflage 1926, Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger)
Justus Möser: Schreiben einer alten Ehefrau an eine junge Empfindsame 230
Brief der Königin Luise an ihren Vater 233
Gottfried Keller: Ein wackerer Bürgersmann 236
Wilhelm Heinrich Riehl: Die Idee der Familie 240
(Aus W. H. Riehl: Die Naturgeschichte des Volkes. III. Band. Die Familie. 13. Aufl. 1925, Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger)
Wilhelm Heinrich Riehl: Das ganze Haus 244
(Aus demselben Buch)

Deutsche Freiheit — Deutsche Politik

Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Philosophie der Geschichte 251
Ulrich von Hutten: Die Freiheit an die Deutschen 255
Der Große Kurfürst: An den ehrlichen Deutschen 255
Ernst Moritz Arndt: Deutsches Kriegertum 256
Brüder Grimm: Wilhelm Tell 258
Friedrich der Große: Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen 260
Ernst Moritz Arndt: Von Freiheit und Vaterland 262
Ludwig Uhland: Deutsche Rede 263
Gottfried Keller: Über Freiheit und Vaterland 266
Johann Gottlieb Fichte: Deutsche Politik 268
Dahlmann: Der Staat 273
Johann Gottlieb Fichte: Was ein Volk sei in der höheren Bedeutung des Wortes und was Vaterlandsliebe 274
Lassalle: Verfassung 284

Der Deutsche und die Menschheit

Friedrich Ludwig Jahn und Ernst Moritz Arndt: Einleitende Gedanken 291
Schiller: Von der Erziehung des Menschengeschlechts 294
Immanuel Kant: Vom Gebrauch der Vernunft 296
Immanuel Kant: Von der Menschenwürde 298
Immanuel Kant: Der Wille und das Gesetz 299
Immanuel Kant: Humanität 309
Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen 310
Johann Gottlieb Fichte: Soziales Ethos 314
Wilhelm von Humboldt: Von den Völkern 316
Schleiermacher: Liebe und Tod 318

Der deutsche Glaube

Eugen Mogk: Die Religion der Germanen 323
(Aus Mogk: Germanische Mythologie, Verlag W. de Gruyter & Co., Berlin)
Meister Eckehart: Von der Vollendung der Seele 325
Theologia Deutsch: Ein und alles 337
Der Ackersmann und der Tod 338
Luther: Von der Freiheit eines Christenmenschen 340
Jakob Böhme: Von der inneren Kirche 341
Johann Scheffler (Angelus Silesius): Sprüche 346
Johann Georg Hamann: Vom Schöpfer 352
Novalis: Fragmente 354
Johann Gottlieb Fichte: Bekenntnis 357
Paul de Lagarde: Deutsche Religion (Richtlinien) 360

Die Arbeit bei den Deutschen

Wilhelm Heinrich Riehl: Die Arbeitsehre 373
Wilhelm Heinrich Riehl: Die nationale Arbeit im gesamten Volksbewußtsein 378
Wilhelm Heinrich Riehl: Maßstäbe des Fleißes 381
Wilhelm Heinrich Riehl: Erfolg, Gewinn und Profit . . 389
(Alles aus W. H. Riehl: Die deutsche Arbeit (Cotta'sche Handbibliothek) Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger)
Goethe: Gedanken über den Handel und den Betrieb des Handels 395

Die deutsche Form

Jakob Grimm: Entwicklung der Sprache 399
Martin Luther: Sendbrief von Dolmetschen 401
Adam Müller: Der Deutsche und die Sprache 403
Ernst Moritz Arndt: Deutsche Sprache 404
Johann Gottlieb Fichte: Deutscher Geist 406
Johann Gottlieb Fichte: Deutsche Kultur 407
Joseph Frhr. v. Eichendorff: Die deutsche Nation als Erbe 408
Johann Gottfried Herder: Lebendige Überlieferung . . 409
Friedrich Paulsen: Wandlungen des Bildungsideals . . . 411
(Aus Friedrich Paulsen: Gesammelte pädagogische Abhandlungen, herausgegeben von Eduard Spranger. 1912. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger)
Paul de Lagarde: Bildung zur deutschen Kultur 418

Die Stimme des Volkes

Jakob Grimm: Das Weſen der Sage 425
Wilhelm Grimm: Über Kinder und Hausmärchen 427
Jakob Grimm: Weſen der Tierfabel 434
Ludwig Achim von Arnim: Von Volksliedern 439
Joſef Goerres: Die deutſchen Volksbücher 441

Von deutſcher Kunſt

Johann Georg Hamann: Poeſie — Leidenſchaft 447
Wilhelm Scherer: Die Blütezeiten der deutſchen Literatur . 449
Friedrich der Große: Über die deutſche Literatur (1780) . . 452
Juſtus Möſer: Über die deutſche Literatur aus Anlaß der Schrift Friedrichs des Großen 455
Feuchterſleben: Einwirkungen Goethes 460
Solzer: Brief über Goethes Wahlverwandtſchaften 461
Goethe über Schiller 466
Wilhelm von Humboldt: Über Schillers Geiſtestätigkeit 470
Achim von Arnim: Nachruf auf Karoline von Günderode . . 472
Friedrich Hölderlin: Hyperion und Diotima 473
Friedrich Theodor Viſcher: Nachruf am Grabe Mörikes . . 476
Goethe: Von deutſcher Baukunſt 478
Georg Forſter: Der Kölner Dom 484
Wackenroder: Ehrengedächtnis unſeres ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürer 485
Philipp Otto Runge: Vorſatz des Malers 492
Hans Thoma: Vom Bildermalen 495
(Aus: „Im Herbſte des Lebens“ bei Süddeutſche Monatshefte, München)
Anſelm Feuerbach: Vermächtnis 500
Jean Paul: Muſik 504
Mozart an den Baron 504
Robert Schumann: Faſtnachtsrede von Floreſtan, gehalten nach einer Aufführung der letzten Symphonie von Beethoven . . 506
Beethoven an Goethe 508
Beethoven: Das Heiligenſtädter Teſtament 510
Grillparzer: Reden am Grabe Beethovens 513
Franz Schubert: Zwei Briefe 515
Richard Wagner: Rede an Webers letzter Ruheſtätte 518
Malwida von Meyſenbug: Bayreuth 521
(M. v. Meyſenbug: Der Lebensabend einer Idealiſtin, Deutſche Verlagsanſtalt, Stuttgart)

Der deutſche Humor

Eulenſpiegel und die drei Schneiderknechte 525
Die Schildbürger verbergen ihre Glocken in den See 526
Luther: An ſeine Tiſchgenoſſen 527
H. J. Chr. v. Grimmelshauſen: Simplex und der Einſiedel 528
Chriſtian Ludwig Liscow: Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Scribenten 531
Gottfried Auguſt Bürger: Münchhauſen 533
Johann Peter Hebel: Eine ſonderbare Wirtszeche 542
Jean Paul: Des Feldpredigers Attila Schmelzle Selbſtverteidigung 543
Hermann von Pückler-Muskau: Zeitgemäßer guter Rat 547
Wilhelm Raabe: Strobeliana 549
(Aus Raabe: Chronik der Sperlingsgaſſe, Verlag G. Grote, Berlin)

Das deutsche Leid

Jakob Grimm: Pedanterie 557
Bismarck an Roon: Besserwisserei 558
Schopenhauer: Schwerfälligkeit 558
Hans Meyer: Die deutsche Philisterei 558
(Aus Hans Meyer: Das Deutsche Volkstum. 2. Aufl. Leipzig und Wien 1903, Verlag des Bibliographischen Instituts)
Bogumil Goltz: Der Philister 560
Luther: Der deutsche Durst 562
Bismarck: Zeittotschlagen 562
(Bismarck: Reden, Reclam, Leipzig)
Bogumil Goltz: Die Lästerzungen 563
Bogumil Goltz: Die politische Unfähigkeit 565
Martin Luther: Neuerungssucht 565
Meiners: Nachahmungssucht 566
Dostojewski (1877): Leichtsinn 566
Karl Hillebrand: Dünkel 567
(Aus Hillebrand: Wälsches und Deutsches. Berlin 1875)
Price Collier: Titelsucht 568
(Aus Price Collier: Deutschland und die Deutschen vom amerikanischen Gesichtspunkt aus betrachtet; deutsch von E. v. Kraatz, Verlag G. Westermann, Braunschweig 1914)
Wolfgang Menzel: Nachahmungssucht 569
Hölderlin: Absage an die Deutschen 571
Ulrich von Hutten: Deutsche Schwäche 573
Jean Paul: Dämmerungen für Deutschland 574
Bismarck: Auseinanderstrebende Kräfte 579
(Bismarck: Reden, Reclam, Leipzig)
Paul de Lagarde: Über die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehlt 580

Die deutsche Zukunft

Ernst Moritz Arndt: Vaterland 589
Ernst Moritz Arndt: Geist der Zeit 589
Ernst Moritz Arndt: Deutscher Glaube 594
Ernst Moritz Arndt: Deutsche Religion 594
Ernst Moritz Arndt: Deutsche Erziehung 595
Ernst Moritz Arndt: Erneuerung des Volkstums 595
Ernst Moritz Arndt: Ahnenstolz 596
Ernst Moritz Arndt: Was uns eint 596
Ernst Moritz Arndt: Deutsche Zukunft 596
Friedrich Ludwig Jahn: Aussprüche 597
Johann Gottlieb Fichte: Was müssen wir tun, um nicht unterzugehen? 597
Jakob Grimm: Brief an Gervinus 598
Friedrich Ratzel: Zwei Wege 600
(Aus Friedr. Ratzel: Deutschland, Walter de Gruyter & Co., Berlin)
Wilhelm Heinrich Riehl: Zum Wiederaufbau des deutschen Hauses 601
(Aus W. H. Riehl: Die Naturgeschichte des Volkes. III. Band. Die Familie. 13. Aufl. 1925, Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger)
August Julius Langbehn: Deutsche Ideale 607
Paul de Lagarde: Das wahre Deutschland und andere Aussprüche 608

Verzeichnis der Tafeln

Albrecht Dürer:

Selbstbildnis
Bildnis des Vaters
Bildnis der Mutter
Adam und Eva
Christus am Kreuz
Der heilige Eustachius
Die apokalyptischen Reiter
Der verlorene Sohn
Hieronymus im Gehäuse
Ritter, Tod und Teufel
Melancholie
Das große Glück

Rembrandt:

Selbstbildnis mit Saskia
Bildnis der Mutter
Faust
Die Predigt Christi
Christus die Kranken heilend
(Hundertguldenblatt)
Die drei Kreuze
Die Verkündigung
Kreuzabnahme bei Fackelschein
Tod der Maria
Bettlerfamilie
Landschaft mit dem Jäger
Landschaft mit drei Bäumen

Verzeichnis der Abbildungen im Text

Zwei Weihen. Holzschnitt. (Aus „Der Ulmer Äsop“) 4
Ludwig Richter: Auf der Wiese 7
Albrecht Dürer: Hafen von Antwerpen 10
Ludwig Richter: Sommer 12
Ludwig Richter: Deutsche Landschaft 15
Ludwig Richter: Deutsche Kleinstadt 19
Das Straßburger Münster. (Aus „Hartmann Schedels Chronik“ 1493) 23
Deutsches Dorf. Holzschnitt, 16. Jahrhundert. (Von Hans Schäuffelin 30
Alfred Rethel: Karl der Große 51
Alfred Rethel: Heinrich der Vogler 53
Lukas Cranach: Holzschnitt. (Aus dem „Wittenberger Heiligtumsbuch“ 1509) 59
Herrad von Landsperg: Pflügen 60
Friedrich Barbarossa. (Holzschnitt aus einem Volksbuch vom Kaiser Friedrich Barbarossa. Landshuter Ausgabe von 1519) . . . 65
Carl Spitzweg: Bürgersoldat 80
Lukas Cranach: Melanchthon 82
Lukas Cranach: Luther als Junker Jörg 83
Küche. 16. Jahrhundert. Holzschnitt aus „Küchenmeisterey Augsburg Johann Froschauer 1507“ 91
Albrecht Dürer: Hirschjagd. Zeichnung 93
Belagerung eines befestigten Platzes. Holzschnitt, 16. Jahrhundert. 98
Landsknechtslager. Anonymer Holzschnitt 102
Landsknecht und sein Weib. Holzschnitt, 16. Jahrhundert. (Von Hans Guldenmund?) 105
Daniel Chodowiecki: Friedrich der Große („Bald werde ich Dir näher kommen“) 113
Schattenriß: Otto v. Bismarck als Student. (Korps Hannover-Göttingen) 122
Bildnis von Hans Sachs. Holzschnitt 139
Lukas Cranach: Der heilige Georg 143
Ludwig Richter: Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit 158
Ludwig Richter: Wanderschaft 163
Schattenriß: Goethe. Weimar 1826 165
Hans Baldung Grien: Sieben Pferde im Walde 173
Lukas Cranach: Hirschjagd 177
Ludwig Richter: In einem kühlen Grunde 179
Schattenriß: Friedrich von Schiller. 1785. (Schiller-Nationalmuseum Marbach) 188
Jost Amman: Jacob Fugger 193
Schattenriß von Luise Duttenhofer: Goethe 197
Altes Druckerzeichen. Holzschnitt 201
Schattenriß: Katharina Elisabeth Goethe 212
Ludwig Richter: Erstes Ofenfeuer 217

Ludwig Richter: Johannisfest 219
Ludwig Richter: Hänsel und Gretel (aus Bechsteins Märchenbuch) . 220
Bürgertanz. Holzschnitt, 16. Jahrhundert 241
Jakob Köbel: Schulstube, 16. Jahrhundert. Holzschnitt 242
Tischzucht. Aus Paul Landau „Hans Sachs“ 243
Ehebruchbrücke. Holzschnitt. Aus Paul Landau „Hans Sachs“ . . 245
Hans Holbein d. J.: Tod und Greis 248
Alfred Rethel: Totentanz 257
Alfred Rethel: Der Tod reitet auf der Landstraße 261
Schwur des Bürgereides. Holzschnitt. (Aus „Laienspiegel“. Worms 1507) 288
Sündenfall. Aus der Kölner Bibel 327
Urs Graf: Das Abendmahl 331
Der Untergang der Rotte Korah. Aus der Lübecker Bibel 338
Hans Holbein d. J.: Tod und Ackersmann 339
Hans Sebald Beham: Eva 342
Hans Sebald Beham: Adam 343
Christuskopf. Holzschnitt. 1507 351
Ludwig Richter: Unser täglich Brot 355
Ludwig Richter: Der Sonntag 370
Der Schmied. Holzschnitt. Augsburg. 1475 373
Der Schafhirt. Holzschnitt aus dem 15. Jahrhundert 374
Der Jäger. Holzschnitt. 1475 375
Töpfer bei der Arbeit. Holzschnitt. Augsburg 1537 377
Hausbau. Holzschnitt 379
Fischfang. Holzschnitt 380
Ludwig Richter: Feierabend 383
Hans Merian. Inneres einer Druckerei im 17. Jahrhundert 387
Ackermann. Holzschnitt aus dem 15. Jahrhundert 390
Daniel Chodowiecki: Der Fleischer. Aus „Heiratsanträge“ . . . 391
Daniel Chodowiecki: Der Schneider. Aus „Heiratsanträge“ . . 391
Säman. Holzschnitt aus dem Ulmer Äsop 396
Moritz von Schwind: Religiöse Vignette 407
Ludwig Richter: Gruselige Geschichten 425
Ludwig Richter: Hänsel und Gretel 429
Otto Speckter: Der Drachen 433
Wilhelm von Kaulbach: Reineke Fuchs 434
Wilhelm von Kaulbach: Reineke Fuchs 435
Moritz von Schwind: Der gestiefelte Kater 437
Martin Schongauer: Eseltreiber. Radierung 444
Moritz von Schwind: Vignette 459
Lukas Cranach: Engel 465
Albrecht Dürer: Meßapparat, um eine Laute richtig zu zeichnen . . 491
Moritz von Schwind: Künstlerwanderung 493
Rembrandt: Kind am Gängelbande 503
Beethoven. Zeichnung von Lyser 512
Jost Amman: Die Singer 516
Jost Amman: Harpffen und Lauten 517
Jost Amman: Der Organist, Drey Pfeiffer, Heertrummel, Drey Geiger 519
Titelbild des Straßburger Eulenspiegeldrucks von 1515 525

Der Naſentanz. Fliegendes Blatt. Augsburg 526
Hans Sebald Beham: Kirchweihvergnügen 535
Trinkgelage u. Würfelſpiel. Holzſchnitt aus Vergil. Straßburg 1502 542
Moritz von Schwind: Nachtwächter 554
Ludwig Richter: Bürgerſtunde 557
Johann Gottfried Schadow: Raucher 559
Franz Pocci: Finis Philiſterii 561
Der Weinſchlauch. Fliegendes Blatt, etwa 1520 562
Dörfliches Wirtshaus. Augsburger Holzſchnitt. 1527 564
Das Schlaraffenland. Holzſchnitt aus Paul Landau „Hans Sachs“ 565
Prahlhans. Titelbild aus „Neueingerichtetes Zwerchenkabinett“. Augsburg 567
Daniel Chodowiecki: Landpartie nach Franzöſiſch-Buchholz . . . 569
Der Schmied. Holzſchnitt. 15. Jahrhundert 610
Ernſt Theodor Hoffmann: Kapellmeiſter Kreisler 620

Der Deutsche Genius